

**Gott
erhält die
Mächtigen**

KURT PRITZKOLEIT

Gott erhält die Mächtigen

**Rück- und Rundblick auf
den deutschen Wohlstand**

KARL RAUCH VERLAG

Umschlag und Einband von Hannes Jähn

Alle Rechte vorbehalten
© 1963 by Karl Rauch Verlag GmbH Düsseldorf
Gesamtherstellung Butzon & Bercker Kevelaer
Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALT

Vorwort des Verfassers 9

Wirtschaft im Dritten Reich11

1933 immer noch fünf Millionen Arbeitslose – DIE AUTOBAHN-LEGENDE (12) – «Strassen Adolf Hitlers»: von anderen geplant – «Hafreba» unter Druck gesetzt – Nicht «Hunderttausende», sondern siebenhundert begannen zu schippen – GEGEN DIE «VERDAMMTE BEDÜRFNISLOSIGKEIT» (15) – «Belebung der privatwirtschaftlichen Initiative» – Gegen die «Ideologie der Bedürfnislosigkeit» – Gute Tage für Konsumgüter – Es ging aufwärts – Knick in der Konjunkturkurve – IST DIE REVOLUTION zu ENDE? (19) – Angst vorder «zweiten Revolution» – Papen spricht vor Marburger Studenten – SA wird ausgeschaltet, Röhm erschossen, die zweite Revolution liquidiert – «DEUTSCHE KRAFT, DEUTSCHER FLEISS UND DEUTSCHE DISZIPLIN» (23) – Die Wirtschaft atmet auf – Steigende Indexziffern – Bericht des Reichsamts für Wehrwirtschaftliche Planung: Produktionsgüter weit voraus – Mobilisierung aller verfügbaren Arbeitskräfte – Investitionen der Industrie – DER WIRTSCHAFT GING ES SO GUT WIE NOCH NIE (27) – Der zweite Vierjahresplan – Anlagetätigkeit über 1'000 Prozent von 1933 – Vom Strassenbau über die Rüstungskonjunktur zum Hochschwung autarker Rohstoffproduktion – AUF DER WELLE DER ARISIERUNG (34) – Schicksal des Mannesmann-Konzerns – Arisierung guter Firmen – Grossdeutsche Neigungen von altersher – Bilanzierungskünstler am Werk – Auch Krupp spart – GROSSDEUTSCHES SCHICKSAL DER GROSSBANKEN (41) – Grossbanken halten durch – Hermann Josef Abs: Porträt in Aufsichtsratsmandaten – Expansion der Deutschen Bank – Banken nicht im Schmollwinkel – Die Geschäfte der Dresdner Bank – Zwischenspiel des Professor Luer – Das Glück lächelt der Commerzbank – Der spektakuläre Professor Hettlage – Grossdeutsche Funktion der Grossbanken – Kapitalberichtigungen im Kriege – VIEL GELD FÜR KAPITALBERICHTIGUNGEN (52) – Reservenbildung und Selbstfinanzierung in der Industrie – Technik der Kapitalerhöhung aus eigenen Mitteln – Wer berichtigte und wer tat es nicht? – Aktienkurse im Krieg – Entwicklung der Produktion 1938 bis 1944 – DER «FÜHRER» UND ÜBER DEN «FÜHRER» HINAUS (77) – Aus Hitlers Tischgesprächen – Bedenken gegen Zentralismus – STAAT UND WIRTSCHAFT (82) – Organisation der Kriegswirtschaft – Consensus zwischen Staat und Wirtschaft – Das Korps der Wehrwirtschaftsführer – Schwund der industriellen Kapazität – Fragwürdigkeit aller Indexzahlen – Nichts gegen die Konzerne – Der Flick-Konzern bei Kriegsende

Sprung über Hürden 131

ALS DIE GOLDFASANEN DAVONSCHWIRRTEN (131) – Der Zusammenbruch des Dritten Reichs – Zwölf Millionen hinter Stacheldraht – «Um Deutschlands Stärke als Militärmacht zu zerstören...» – INDUSTRIELLES NACHKRIEGSELEND (135) – Industrie ohne Kraft – Die Lage in der Sowjetzone – In der britischen Zone – In der amerikanischen Zone – In der französischen Zone – Steinkohlenbergbau 1936 bis 1940 und 1945 bis 1949 – WENIGSTENS PLANE (144) – Der «erste Industriepan» – Staatssekretär James F. Byrnes proklamiert die amerikanische Konzeption – BIZONESIEN (148) – Das «Vereinigte Wirtschaftsgebiet» – Erste Produktionserhöhungen – Otto Normalverbraucher hungert – Semlers «Hühnerfutter»-Rede – Alliierte und deutsche Reaktionen auf offene Worte – Alliierte Unterstützungen bis 1947 – Industrielle Produktion vor und nach der Währungsreform – Demontage der Stahlindustrie – WÄHRUNGSREFORM: WÜNSCHE UND WIRKLICHKEIT (156) – Das Phänomen der Kriegsfinanzierung wirft seine Schatten – Währungsgespräche seit 1945 – 218 deutsche Gutachten zur Geldreform – Die Frankfurter Konferenz – Die Presse erfuhr nichts und sie berichtete nichts – «Sonderstelle Geld und Kredit» – Mit dem «Homburger Plan» ins Konklave – Deutsche Währungspolitiker hinter dem Stacheldraht von Rothwesten – Mr. Tenenbaum war nicht so mächtig – Die Alliierten machten «ihre» Währungsreform – Ohne die Deutschen – Professor Erhard lehnte jede Verantwortung an den Währungsgesetzen ab – Reform zu Lasten der Sparrer, zugunsten der Sachwertbesitzer und -Produzenten – «Schritt zur Marktpreisbildung unter starker alliierter Einwirkung» – «Einsicht und Disziplin der Gewerkschaften» verhindern «Entstehung einer gefährlichen Inflationsspirale» – Der Markt bleibt zunächst ein «Verkäufermarkt» – Bekämpfung neuer Hortungstendenzen – Dynamik der industriellen Belegung – PROBLEM BERLIN (175) – Währungsreform in Berlin führt zur Spaltung der Reichshauptstadt – Abwanderung der Grossfirmen aus Berlin 1944 bis 1950 – Was war schon Berlin? – ES GEHT UM DIE KOHLE (190) – Der Kampf um das Ruhrstatut – Konsequenzen des Vertragswerks – Kohle für Frankreich, billiger Stahl für alle – In Demontage-Fragen milder gestimmt – Kurt Schumacher greift ein – Die grosse Presse meldet sich – Adenauer: die deutsch-französische Zwietracht aus der Welt schaffen – «Kanzler der Alliierten» – DER TRÄUM «EUROPA» (208) – Das Ringen um den Schuman-Plan – SPD contra Montanunion – Sozialdemokratische Gegenvorschläge – Frankreich zu Konzessionen bereit – Die Alliierten über die zweite Hürde: Schuman-Plan soll Freiheit bringen – KRIEG UND KONJUNKTUR (216) – Korea und die Konjunktur – Finanzierung der Neuinvestitionen – Die Preise steigen – Noch kein Abbau der Arbeitslosigkeit – Der Druck der «Reservearmee» auf Arbeitszeit und Arbeitsproduktivität – Schliekers Geniestreich: das deutsch-amerikanische Stahl- gegen Kohle-Geschäft – Gut aber teuer – D-Mark-Umstellung nach oben

DER TAU VON BLUT UND TRÄNEN (235) – Ist der Krieg der Vater aller Dinge? – Misstrauen gegenüber der Rüstungskonjunktur – Die Gefahr der «permanenten Inflation» – Vom Verkäufer- zum Käufermarkt – Deutschland holt die westliche Welt 1954 ein – Seit 1951 Ausfuhrüberschüsse – Bundesrepublik und USA – VOM SEGEN DER ABSCHREIBUNGEN (244) – Der Vermachtungsprozess macht von sich reden – Die Bundesbank macht eine Entdeckung – Was sind «degressive Abschreibungen»? – Wirkungen der Degression – Ein circulus salutaris – STEUERPOLITIK FÜR INTERESSENTEN (248) – Investitionsanreize durch Steuerpolitik – Die Paragraphen 7a bis 7e des Einkommensteuergesetzes in ihrer alten und ihrer neuen Form – Die Meinung der Experten – DAS WUNDER DER SELBSTFINANZIERUNG (254) – Massive Privilegierung der Grossen – Investitionshilfe zugunsten der Schwerindustrie – Kapital und Privilegien – Abschreibung als Werkzeug steuerfreier Selbstfinanzierung – Der deus ex machina lässt sich nicht kontrollieren – KNICKE IN DER PRODUKTIONSKURVE (260) – Wie wird ein Produktionsindex gebildet? – 1953: Produktionseinbruch der eisenschaffenden Industrie wird mit gelassener Kraft überwunden – ENTFLECHTUNG UND RÜCKVERFLECHTUNG (267) – Tränen der Montanjournalistik – Entflechtung der Ruhrkonzerne – Die Aktionäre kamen gut davon – Was wurde aus den Vereinigten Stahlwerken? – Aufteilung auf eine Handvoll Konzerne und Konzernherren – Der Dreh der «transistorischen Beteiligungen» half immer aus – Die I.G.-Farben-Entflechtung – Investitionen noch während des Auflösungsprozesses – INVESTITION AUF NEUEN PFADEN (282) – Die Anlage-Investitionen in der Bundesrepublik – Bauten und Ausrüstungsinvestitionen – Die Struktur der industriellen Anlagetätigkeit – Zunächst machen die Verbrauchsgüter-Industrien das Rennen – Dann prellen die Produktion- und Investitionsgüter-Industrien vor – Die Entwicklung des Anlagevermögens – Die Euphorie der Vollbeschäftigung – Das Schicksal der eisenschaffenden Industrie – Maschinenbau holt mächtig auf – Automobilindustrie schlägt alle Rekorde – Krise oder Aufstieg der Energiewirtschaft?

Geht es immer so weiter?

Juli 1934: Vordergründiges und Hintergründiges – DER GROSSE WANDEL IM UMWANDLUNGSRECHT (361) – Das Umwandlungsgesetz vom 5. Juli 1934 – Rückkehr zur Eigenverantwortung des Unternehmers – Gleiches Recht für alle Beteiligten – Erfolge des Umwandlungsgesetzes – Das neue Gesetz von 1956 soll elastisch sein – Besseres Recht für die wirtschaftlich Stärkeren – Der Rechtsstaat neuer Art – Konzerninteresse geht vor Grundgesetz – ORGANSCHAFT UND ANDERE PRIVILEGIEN (372) – Gesetz von 1934 von den Alliierten gelöscht, von der Bundesregierung wieder eingeführt – Konzernfördernde Tendenzen der Organschaft – Schachtelprivileg als Konzen-

INHALT

trations-Privileg – Wenn zwei dasselbe tun... – KAPITALERHÖHUNG UND KAPITALBERICHTIGUNG (377) – Das Recht der Kapitalerhöhung – Wer hat sein Kapital erhöht? – Die kleine Aktienrechtsreform von 1959 – Massnahmen halben Herzens – Adepten der Berichtigung – Die feinen Unterschiede – BETRIEBSKONZENTRATION MIT EHRlichen ZAHLEN (396) – Typen der Konzentration – Der Zug zum grossen Betrieb – Motive der Arbeitnehmerkonzentration – Strukturvergleich zwischen 1952 und 1961 – Auch die Kleinen verstehen zu rationalisieren – KONZENTRATION zu KONZERNEN (405) – Stein- und Braunkohlenbergbau – Hüttenindustrie – Chemische Industrie – Mineralölverarbeitung – PKW-Bau – Kautschukindustrie – Schiffbau – Elektrotechnik – Zigarettenindustrie – Nahrungsmittelindustrie – VERMÖGENSKONZENTRATION (411) – Grundvermögen im Zwielficht – Bewertung nach dem Einheitswert vom 1. Januar 1935 – Fehleinschätzung der Betriebsvermögen – Daimler-Benz als Beispiel – Trotzdem: überbordendes Vermögens Wachstum – Immer mehr Millionäre – Die Rolle der juristischen Personen – Groteske statistische Verzeichnung

Der Traum Europa 418

Churchill proklamiert «Neubildung Europas» – Die Gründung der EWG – Wirtschaftsgemeinschaft ohne tragende Basis – Binnenhandel im EWG-Raum wächst – Keine zunehmende Kapitalverflechtung der EWG-Länder – Auslandsanteil an deutschen Kapitalgesellschaften folgt wachsender Tendenz – Wenn das Wunder zum Segen aus schlagen soll

Anhang 431

Verzeichnis der Tabellen – Personen- und Firmenregister

VORWORT DES VERFASSERS

Liber den Ablauf des grossartigen Wirtschaftsaufschwungs, der sich der Welt als «Wirtschaftswunder» präsentierte, ist einige Male berichtet worden. Niemals erschöpfend, natürlich, aber doch so, dass man die handelnden Personen, natürliche und juristische Personen, deutlich erkannte.

Was bisher fehlte, war ein Buch, das unter die Oberfläche des Wirtschaftsgeschehens vordrang, um den Mechanismus des Wunders zu erkennen; das also auf die vielerlei Fragen antwortete: wie war es möglich, dass die Wirtschaft so schnell wieder anlief, wie es geschah; dass die Gefahr, die der neuen Währung drohte, gleich anfangs überwunden wurde; dass investiert und jedes Jahr mehr investiert wurde; dass die Expansion kontinuierlich fortschritt; dass die Grossunternehmen schneller wuchsen als die Kleinen; dass die Konzentrationstendenzen sich schliesslich ebenso durchsetzten wie die nicht abzustreitende Neigung zur Inflation; dass gleichwohl Volkswohlstand und Lebenshaltung sich hoben: kurzum, dass der Aufschwung unaufhaltsam fortschritt und dass ein Ende seines Fortschreitens nicht abzusehen ist.

Das vorliegende Buch versucht diese Fragen zu beantworten und ist zu einigen wahrhaft verblüffenden Erkenntnissen gelangt. Zum ersten, dass man den Beginn des Wirtschaftswunders in die Jahre des Dritten Reichs zurückverlegen muss; zum zweiten, dass die Basis des Nachkriegsaufschwungs – die Erneuerung der deutschen Währung – ausschliesslich den alliierten Besatzungsmächten zu verdanken ist; drittens und vor allem aber, dass das Triebwerk des Wirtschaftswundermechanismus nicht das Wirtschafts-, sondern das Finanzministerium, richtiger: die Bonner Finanzbürokratie war, die die Impulse, die ihr die Interessenten, Verbände und Grossunternehmen vermittelten, in Form von Steuer- und Abschreibungsprivilegien weitergab.

Symbolfigur in dem verwirrenden Netz des Geschehens ist Dr. Friedrich Flick: grösster Konzernherr und prominentester Wehrwirtschaftsführer des Dritten Reichs, fünf Jahre Gefangener der Siegermächte, wieder grösster Konzernherr der Bundesrepublik und Träger des Grossen Verdienstkreuzes mit Schulterband und Stern, hatte er die Genugtuung, dem Bundesverfassungsgericht ein Urteil abzuzwingen, in dem das Konzerninteresse über das Grundgesetz gestellt wurde. In dieser wahrhaft hervorragenden Figur fasst sich alles zusammen, was für das Wirtschaftswunder charakteristisch ist.

Münster / Westf. im Oktober 1963

WIRTSCHAFT IM DRITTEN REICH

Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.

Sprüche Salomonis, Kap. 10, Vers 22

Waren denn keine Schaufeln da für die Arbeitslosen?

Schaufeln, Spaten und Hacken, Zementmischmaschinen, Teerkocher und Dampfwalzen, mit denen ein paar Hunderttausend ausgestattet werden konnten, um Strassen und Häuser zu bauen.

Die Sache war doch so klar wie möglich.

Hitler hatte vor seiner Ernennung zum Reichskanzler die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zugesichert. «Rückführung der Erwerbslosen in den Arbeitsprozess» – so las man's damals – war Programmpunkt Nr. 1 gewesen. Und wie sah es jetzt aus? Im Januar 1933 – just in dem Monat, da Adolf Hitler zum Kanzler gekürt worden war – hatte die Erwerbslosenziffer ein neues Maximum erreicht: 6'013'612 Männer und Frauen – knapp 115'000 mehr als im Februar 1932 – lagen auf der Strasse. Die Lage schien verzweifelt. Nur ganz allmählich, fühlbar erst seit August/September, begann die Schreckenszahl zu sinken, so dass der Jahresdurchschnitt der Arbeitslosigkeit die Vorjahrsziffer immerhin um 14,25 Prozent unterschritt: statt 5'602'711 zählte man 1933 «nur» noch 4'804'428 Erwerbslose. Ein kleiner, damals aber schwer ins Gewicht fallender Erfolg.

Doch wie verhielt es sich nun mit den Geräten der Bodenkultur und des Strassenbaus?

Schaufel und Spaten hätten sicherlich ausgereicht, mehr als nur die Insassen der Konzentrationslager auszustatten: das Heer der «Moorsoldaten», das seinen Namen nach seiner vorzugsweise geübten Tätigkeit, der Trockenlegung der Moore im Norden und Süden des Reiches, trug. Man hätte den Erwerbslosen, die in dichten Trauben die Arbeitsämter umlagerten – Brutstätten subversiver Propaganda, Gefahrenquellen für das Regime, ob nun «die zweite Revolution» von der SA oder der bewaffnete Aufstand von der nicht mehr ganz taktfesten Kommune gefordert wurde –, die Arbeitsinstrumente des Strassenbaus nur zu gern in die Hand gedrückt. Nichts hätte man lieber gesehen als Arbeiterkolonnen, die mit den primitivsten Mitteln, mit Schaufel, Hacke und Schubkarren, den Strassenbau aufgenommen hätten. Sie hätten, umwittert von der Romantik braunen Pioniertums, die Hände geregt, hätten eine Lohntüte heimgebracht, die, mochte sie noch so schmal sein, doch selbstverdientes Geld enthielt, und hätten in dem Bewusstsein gelebt, die wieder-

gewonnene Würde der Handlungsbereitschaft des Dritten Reichs, der Solidarität der neuen Arbeiterführer, zu verdanken.

Aber: gut Ding will Weile haben.

Zwar war schon zwei Tage nach Hitlers Amtsantritt, am 1. Februar 1933, beschlossen worden, zur Finanzierung des Arbeitsbeschaffungsprogramms ein vergrössertes Bankenkonsortium zu bilden, dem auch die Akzeptbank angehören sollte. Und wieder drei Tage später ging die Meldung durch die Presse, dass die Finanzierung des 500-Millionen-Programms zur Hälfte von der privaten Bankwelt getragen, die Reichsbank aber insofern Hilfestellung leisten werde, als sie bereit sei, die anfallenden Wechsel ohne Anrechnung auf die bestehenden Kontingente hereinzunehmen.

DIE AUTOBAHN-LEGENDE

Der «grosse» und wohlberatene Plan zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurde von der Reichsregierung wesentlich später, am 1. Juni 1933, vorgelegt: ausgestattet mit der Ermächtigung, unter der Kontrolle des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht Schatzanweisungen bis zur Höhe von einer Milliarde Reichsmark auszugeben, war die neugeschaffene Instanz endlich in der Lage, das Heer der Arbeitslosen in Richtung auf echte Arbeitsplätze hin in Bewegung zu setzen.

Zu den Objekten der Arbeitsbeschaffung aber gehörten wohl kaum «die Strassen, die man», so Dr. Josef Goebbels, «noch nach Jahrhunderten wird die Strassen Adolf Hitlers nennen müssen»: das Netz der Autobahnen, das nach den ersten Projekten eine Länge von 12'000 Kilometern erhalten sollte.

Hier lagen die Dinge wesentlich komplizierter als im Falle der übrigen, gewissermassen normalen Arbeitsbeschaffungspläne; denn hier ging es nicht nur darum, ein Werk zu verrichten, sondern eine Legende zu schaffen, die stärker sein musste als die sattsam bekannte Wahrheit: die Legende von Hitler, dem Initiator des Autobahnbaus, die sich diesseits und jenseits der Reichsgrenzen bis zum heutigen Tag gehalten hat.

Die Sache begann mit einem Schwindel mittlerer Güte. Am 23. Juni 1933 war, so berichtete Schulthess' Europäischer Geschichtskalender im Dienste der historischen Wissenschaft, «das auf die persönliche Initiative des Führers zurückgehende Gesetz über die Errichtung eines Unternehmens «Reichsautobahn» verabschiedet worden. Womit in vorsichtiger Form gesagt war oder gesagt werden sollte, dass «dem Führer» die Priorität der Autobahnidee zustehe.

Nun mag es ja sein, dass die Idee, hic et nunc ein Autobahngesetz zu erlassen, dem fruchtbaren Gemüt des Führers entsprungen war; keinesfalls aber verhielt es sich so, dass Hitler als erster, ja, dass er überhaupt auf die Idee der Autobahn gekommen wäre.

Die Ehre der Priorität steht vielmehr den Leuten zu – Vertretern von Ländern, Kommunen und Kommunalverbänden, Wirtschaftsvereinigungen

und Firmen –, die am 6. November 1926 in Frankfurt die «Hafraba» gegründet hatten: eine Gesellschaft, die sich das Ziel gesetzt hatte, Hamburg, Frankfurt und Basel durch eine Autobahn zu verbinden.

Die Gründer hatten sich viel Mühe mit ihrem Projekt gegeben. Sie hatten – wenn auch nur am Zeichentisch – den heute noch bestehenden Typ der kreuzungsfreien Autobahn entwickelt, waren in die zahlreichen technischen Details eingestiegen, die mit der Überbrückung von Tälern und Strassen, mit der Schaffung von Auf- und Abfahrten, mit dem Bau von Schleifen und Überleitungen von einer in die andere Autobahn zusammenhingen, hatten das ursprüngliche Projekt zum Plan eines Autobahnnetzes erweitert, hatten sich mit der Konkurrenzangst der Reichsbahn und mit dem Misstrauen der Reichswehr auseinandergesetzt, deren Generale fürchteten, die Autobahn werde feindlichen Fliegern die Orientierung erleichtern, und hatten schliesslich auch eine hinreichende Zahl von Politikern gewonnen, die mit Aussicht auf Erfolg ein Autobahngesetz im Reichstag einbringen konnten.

Die Aussichten waren gut. Nur leider wurde an dem Tag, da die Vorlage erfolgen sollte, am 18. Juli 1930, der Reichstag aufgelöst. Ins nächste Parlament zogen jene Parteien, für die die Autobahn ein überflüssiger Luxus war – NSDAP und KPD –, mit so starker Mannschaft ein, dass man es nicht mehr wagte, das Gesetz zur Diskussion zu stellen.

Die «Hafraba»-Leute aber waren nicht nachtragend. Sie vertraten die Idee weiter in ihrer Zeitschrift, die damals schon auf den Namen «Autobahn» hörte; sie stellten der zur Macht gelangten Partei bereitwillig ihre Pläne, Bauskizzen und Berechnungen zur Verfügung, sie nahmen die Sinnesänderung der braunen Herren in Sachen «Autobahn» gelassen hin und fügten sich auch darein, dass der Hafraba-Verein in die «Gezuvor», die «Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen», umgewandelt wurde. Nur eins konnten sie nicht: auf die Priorität ihrer Idee verzichten; um das zu können, hätten sie ja sieben Jahre intensiver Arbeit verleugnen und Tatsachen vom Tisch wischen müssen, die Tausenden von Menschen bekannt waren.

So mussten sie also zum Schweigen gebracht, die Wahrheit musste so zu rechtgebogen werden, dass sie dem «Grossen Bruder» ins Konzept passte. In diesem Sinne schrieb im Dezember 1933 Dr. Fritz Todt, Generalinspektor für das deutsche Strassenbauwesen, an den Pressechef der Hafraba einen Brief, in dem es hiess: «Ich darf Sie bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, dass Ihre Darlegungen auch insofern nicht richtig sind, als die jetzige Ausführung der Reichsautobahnen schon auf Pläne des Führers im Jahre 1924 zurückgeht. Diese Reichsautobahnen, wie wir sie jetzt bauen, haben nicht als von der Hafraba vorbereitet und nicht als von mir... gebaut zu gelten, sondern einzig und allein als die Strassen Adolf Hitlers. Sehr geehrter Herr Kaf-tan, ich schreibe Ihnen diesen Brief nicht als Rüge, aber als eine Warnung und in der Absicht, dass Sie für Ihre schriftstellerische Tätigkeit die Einstellung finden möchten, die ich für die einzig richtige halte.»

Die Legende von den «Strassen des Führers» war da, von Gesetzes wegen proklamiert, von Goebbels unbekümmert in die Welt gelogen, von Todt zu einer Sprachregelung verdichtet, gegen die niemand mehr anrennen konnte, so gut er auch den wahren Gang der Dinge kennen mochte. Denn inzwischen hatte auch «der Führer» geredet: Am 23. September 1933, als Adolf Hitler den ersten Spatenstich zur Strecke Frankfurt-Mannheim tat, hatte er der Welt zu bedenken gegeben: «Und ehe sechs Jahre vergangen (sind), soll ein Riesenwerk zeugen von unserem Mut, unserem Fleiss, unserer Zähigkeit und unserer Entschlusskraft. Deutsche Arbeiter, an das Werk.»

Ein «Riesenwerk» – das konnte nicht auf die Initiative eines simplen Vereins zurückgehen, der in den Tagen der Weimarer Republik gegründet worden war und fast die halbe Systemzeit hindurch gearbeitet hatte. Es musste vom Führer erdacht, geplant, gewollt, vorbereitet und endlich in die Tat umgesetzt worden sein. Die Geschichte war mehr als eine Aneinanderreihung schlichter Tatsachen. Die Wirklichkeit bedurfte der Korrektur durch die Legende, um zur Wahrheit zu werden. «Aber er hat doch die Autobahnen gebaut» – in dieser Form lebt die Legende fort, und ihre Magie ist stark genug, um selbst den «Spiegel» unter ihre Macht zu beugen.

«Für das deutsche Volk brach die Ära der Spatenstiche an», berichtet das skeptische Nachrichtenmagazin in seinem Aufsatz «Autobahnen – Ein Strassenmärchen» (Jahrgang 1963, Heft 3). «Der Strassenbau-Ingenieur Dr. Fritz Todt wurde zum Generalinspektor für das deutsche Strassenbauwesen ernannt. Hunderttausende begannen zu schippen. Das Autobahn-Projekt wurde zum spektakulären Anfangserfolg der Nationalsozialisten: Das Heer der ehemals Arbeitslosen dankte; und das Ausland zollte Respekt.»

Auch das ist ein Stück und nicht das schlechteste Stück der Autobahnlegende: Nicht «Hunderttausende», sondern ganze 700 Mann «begannen zu schippen», als Hitler am 23. September die Bauarbeiten eröffnete. Mitte Dezember 1933 waren 3'500 Mann, sieben Monate später, im Juli 1934, 38'600 Mann am Autobahnbau beschäftigt. Rechnet man die geleisteten Tagewerke – nach Angaben von Dr. Todt 200 je Mann und Jahr – auf Arbeiter um, so waren bis Ende 1935 durchschnittlich 80'000 Kumpels, Vermessungstechniker und Ingenieure eingesetzt, um das «Riesenwerk» zu bewältigen. Im Jahre 1936 erhöhte sich die Zahl der Autobahnarbeiter auf 145'700, ging 1937 auf 129'250 zurück, behauptete sich in den Jahren der Vollbeschäftigung 1938 und 1939 in der Nähe von 150'000 und sank 1940 auf 67'680 ab.

Das war kein Erfolg und angesichts der Millionen Arbeitslosen erst recht kein «spektakulärer Anfangserfolg» des Strassenbauprogramms, sondern allenfalls ein Tropfen auf den heissen Stein; selbst wenn man in Rechnung stellt, dass in den Zulieferindustrien etwa das Anderthalbfache der Strassenbauarbeiter Lohn und Brot fanden. Dementsprechend war denn auch der Arbeitseffekt: Bis Ende 1935 waren 112,0 Kilometer Autobahn fertig geworden; in jedem der nächsten drei Jahre wurden etwa 1'000 Kilometer, 1939 aber nur

238 und 1940 reichlich 443 Kilometer dem Verkehr übergeben. Insgesamt betrug die Länge des deutschen Autobahnnetzes Ende 1940 erst 3'746 Kilometer – von insgesamt 12'000 Kilometern, die ursprünglich geplant worden waren.

Weder die Werkmänner noch ihr Werk rechtfertigten die Autobahnlegende. Die Zahl der Autobahnarbeiter war in den Jahren der schweren Arbeitslosigkeit (1933-1935) allzu gering, um spürbar zur Überwindung der Krise beizutragen; die Kilometerzahl der fertiggestellten Autobahnen blieb hinter den Plänen und Erwartungen der Nationalsozialisten weit zurück.

Der Reichswirtschaftsminister Schmitt – Hugenbergs Nachfolger – kam der Wahrheit erheblich näher, als er, noch ehe die Legende entstehen konnte, am 20. September 1933 vor dem Generalrat der Wirtschaft erklärte: von den über zwei Millionen Arbeitskräften, die in den letzten acht Monaten eingestellt worden seien, verdankten nur etwa 300'000 ihre Beschäftigung unmittelbar den Arbeitsbeschaffungsmassnahmen des Reiches, der Reichsbahn und der Reichspost. *Die grosse Zahl der anderen Beschäftigten verdanke ihr Brot den Aufträgen der Länder, Gemeinden und der anderen öffentlichen Körperschaften, vor allem aber der durch die Massnahmen der Reichsregierung wieder kräftig gestärkten Initiative der Privatwirtschaft..* Der Kampf der Reichsregierung gegen die Arbeitslosigkeit beschränke sich im Gegensatz zu den früheren Arbeitsbeschaffungsversuchen nicht darauf, durch unmittelbare Aufträge der öffentlichen Hand einigen Industriezweigen Absatz zu verschaffen; schon die seitherigen Massnahmen hätten vielmehr durch das ganz neue System der mittelbaren Arbeitsbeschaffung, durch Steuererleichterungen, Ehestandsdarlehen, Bedarfsdeckungsscheine, Zuschüsse für verschiedene Zwecke usw., die private Initiative auf breitester Grundlage belebt. Dabei habe die Reichsregierung der Landwirtschaft und der Bauwirtschaft besondere Pflege angedeihen lassen. Bei der Förderung der Bauwirtschaft sei sie von der alten Erfahrung ausgegangen, dass die Belebung der Bautätigkeit die entscheidende Voraussetzung für einen allgemeinen Wirtschaftsaufstieg ist. Soweit sich bis jetzt übersehen lasse, werde der Wert der baugewerblichen Produktion im laufenden Jahr um mehr als die Hälfte grösser sein als 1932. Dieser Aufschwung habe sich erfreulicherweise auch der Landwirtschaft mitgeteilt...

GEGEN DIE «VERDAMMTE BEDÜRFNISLOSIGKEIT»

Am Abend des nämlichen Tages erfuhren die Darlegungen des Wirtschaftsministers – seines Zeichens Vorstandsmitglied der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft und stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzer der Allianz-Versicherungs-AG- eine bemerkenswerte Ergänzung durch den Führer. Wenn es gelinge, sagte Adolf Hitler in der Abendsitzung des Generalrats, die saisonmässige Rückwanderung der Arbeitermassen im Herbst und Winter aufzuhalten, werde im nächsten Frühjahr ein neuer Generalangriff mit einem durchschlagenden Erfolg einsetzen können. Um das zu erreichen, seien grosse und neue Massnahmen erforderlich. Nicht nur die Reichsregierung, sondern auch

die Wirtschaft habe hierbei die Erziehungsarbeit zu leisten, auf die es in erster Linie ankomme. Es gelte vor allem, die Ideologie der Bedürfnislosigkeit und der systematischen Einschränkung des Bedarfs, also den vom Kommunismus ausgehenden Primitivitätskult, zu bekämpfen. Dieses bolschewistische Ideal der allmählichen Rückentwicklung der Zivilisationsansprüche müsse unweigerlich zur Zerstörung der Wirtschaft und des ganzen Lebens führen. Diese Ideologie beruhe auf der Angst vor dem Nächsten, auf der Furcht, irgendwie hervorzutreten, und basiere auf einer niederträchtigen, neidischen Gesinnung. Die deutsche Wirtschaft könne nur bestehen unter einer ganz bestimmten Bedarfs-höhe und unter einer ganz bestimmten Kulturforderung des deutschen Volkes.

Das war ja interessant. Der Kanzler erkannte «nicht nur der Reichsregierung, sondern auch der Wirtschaft» Erziehungsfunktionen zu. Er führte im Kampf gegen die «verdammte Bedürfnislosigkeit» des deutschen Volks. Er hielt es nicht für geboten, spartanischen Idealen nachzujagen, sondern die Freiheit der Konsumwahl, des Wünschens und Begehrens zu entfesseln, der die wachsende Produktivkraft der Wirtschaft entsprechen werde. Das Wort, dass nur verzehrt werden könne, was zuvor produziert worden sei, dass aber die Erzeugungskräfte der Landwirtschaft wie der Industrie beschränkt seien und der Konsum deshalb in Grenzen gehalten werden müsse, zumal die Ansprüche des Staats Vorrang vor den Forderungen des Einzelnen hätten: das ganze Vokabular der späteren Jahre war noch nicht erfunden.

Noch hatten die Bauwirtschaft, die Innenarchitekten und die Ausstattungsfirmen, die Konfektionäre und die Automobilfabriken ihre grossen Tage. Noch hoben sich – nach dem Grundsatz: «Trinkt mehr Milch» – zwei Hände auf Millionen von Plakaten dem Milchglas entgegen; noch schrie es von jeder leeren Wand dem Verbraucher zu: «An Zucker sparen – grundverkehrt; der Körper braucht ihn, Zucker nährt.» Der Slogan «Kanonen statt Butter», der 1937 auftauchte, stammte nicht von Hitler, sondern von Hermann Göring. Der Hitler der ersten Jahre, der Führer im Kampf um Arbeitsplätze für «sein» Volk, scheute sich nicht, auf gewerkschaftliche Parolen zurückzugreifen, wenn es galt, die Wirtschaft anzukurbeln. Er war kein Dogmatiker, und sein Respekt vor der Macht der Wirtschaft war tief und stark genug, ihr eine Führungsrolle in der Erziehung des Volks zur Steigerung seiner Konsumwünsche zuzuerkennen.

Der Erfolg gab ihm recht.

Die Arbeitslosigkeit war 1933 gegenüber 1932 ein gutes Stück – wir erinnern uns: um 14,25 Prozent – gefallen. Es war aufwärts gegangen, auch ohne dass Millionen zur Schippe gegriffen und Hunderttausende sich den Bataillonen der Autobahnbauer eingereiht hätten. Nur einen Schönheitsfehler, einen hässlichen Fleck wies das Diagramm der Belegung auf: Die Grossstädte, die ohnehin stärker vom Übel der Erwerbslosigkeit befallen gewesen waren als das flache Land mit seinen Dörfern, kleinen und mittleren Städten, partizipierten nur wenig am allgemeinen Aufstieg. Bloss Münster i. Westf. – eine Beamten- und Kaufmannsstadt, Sitz eines Bischofs und einer Universität – konnte

mit Arbeitslosenzahlen aufwarten, die 1932 und 1933 unter dem Reichsdurchschnitt von 85,3 bzw. 73,7 Erwerbslosen je 1'000 Einwohner lagen. Und eine andere Stadt, Königsberg i. Pr., hatte immerhin das Glück, die Zahl ihrer Arbeitslosen von 101,2 auf 58,2 (immer je 1'000 Einwohner), also unter den Reichsdurchschnitt, sinken zu sehen. Alle anderen Städte waren schlimmer daran. In drei Städten, Hamburg, Düsseldorf und Hindenburg/O. S., war die Unglückszahl 1933 noch gestiegen. In den übrigen Grossstädten behauptete sie sich hoch über dem Reichsdurchschnitt. Plauen i. Voigtl. etwa zählte 1932 und 1933 176,3 bzw. 170,8, Chemnitz 168,7 bzw. 144,1, Solingen 167,5 bzw. 148,8, Breslau 145,7 bzw. 139,3 und die Reichshauptstadt 140,5 bzw. 137,5 Erwerbslose je 1'000 Einwohner. Macht man sich die Mühe, die Arbeitslosenzahlen der einzelnen Grossstädte zu addieren – für Beuthen, Darmstadt, Freiburg, Mönchengladbach, Saarbrücken und Würzburg liegen die Zahlen allerdings nicht vor –, so sieht man, dass in den Ballungsgebieten der industriellen Tätigkeit die Erwerbslosigkeit nur von 2'401'100 auf 2'290'300 Seelen oder um 4,61 Prozent, ausserhalb der Grossstädte dagegen – wir sagten vorher «im flachen Land» – von 3'201'600 auf 2'514'100 Personen beiderlei Geschlechts oder um 21,47 Prozent zurückging. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Und wenn auch die kleinsten, kleinen und mittleren Gemeinden dem Herzen des «Führers» näherstanden als die Grossstädte mit ihren Massen klassenbewusster Arbeiter, wird diese bis 1938 fortdauernde Entwicklung den Wirtschaftspolitikern des Dritten Reichs nicht eben willkommen gewesen sein.

Doch wie auch die Kurve der Arbeitslosigkeit weiter verlief, wie sie sich nach Ballungs- und Entspannungsgebieten, nach grossen und kleinen Städten differenzierte, jedenfalls: es ging aufwärts, seitdem Adolf Hitler ins Reichskanzleramt eingezogen war. Wir wollen uns nicht zum Schiedsrichter im Streit um die Frage machen, ob der Tiefpunkt der Krise schon 1932 durchschritten worden oder ob und in welchem Ausmass der 1933 beginnende Aufstieg dem Eingreifen der Nationalsozialisten zu verdanken sei.

Genug, es ging aufwärts. Schon im April hatte der Geschäftsbericht der I. G.-Farbenindustrie festgestellt, dass in allen Geschäftszweigen der Tiefpunkt überwunden sei, dass der Reingewinn etwas höher als im Vorjahr ausgewiesen werde und die kurzfristigen Verbindlichkeiten um ein Fünftel niedriger seien als die flüssigen Mittel. Im August wurde gemeldet, dass die Walzwerkproduktion in den ersten sieben Monaten um 14 Prozent höher gewesen sei als im Vorjahr. Was verschlug es schon, dass die Warenhäuser Umsatzrückgänge bis zu 20 Prozent zugeben mussten? Ihre Verluste waren die Folgen des Volkszorns, der sich gegen die «verjudeten Mörder des Mittelstands» wendete; was sie verloren, kam dem «anständigen Einzelhändler deutschen Blutes» zugute. Überdies: die Hauptsache blieb, dass die Belebung sich in der Sphäre der Produktion durchsetzte. Und weiss Gott, das tat sie.

Einzelne Symptome liessen schon während des Jahres 1933 eine Umkehr der Konjunkturkurve vermuten: die Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt

erwarb die Aktienmehrheit der Degea AG (Auergesellschaft); Opel berichtete im Geschäftsbericht über eine starke Besserung der Geschäftslage; die Bubiag (Braunkohlen- und Brikettindustrie AG) des Schaffgotsch-Konzerns hielt ihre 10prozentige Dividende aufrecht und wies in der Bilanz neben 7,27 Millionen R-Mark alten 5,9 Millionen R-Mark neue Reserven aus; die Vereinigten Stahlwerke nahmen das Werk einer völligen Reorganisierung des Konzerns in die Hand; die Montangruppe Flick, in deren Mittelpunkt die Mitteldeutschen Stahlwerke standen, wurde neu geordnet. Man merkte: der Wind frischte auf. Die einen blies er weg – beispielsweise die OHG Rudolf Mosse, die mit einem Eigenvermögen von 80 Millionen ehemals zu den reichsten Unternehmen Berlins gezählt hatte, musste im Juli 1933 ein Vergleichsverfahren beantragen –, den anderen füllte er die Segel, namentlich den Unternehmen der Grundstoff- und Produktionsmittelindustrien, von deren Aufstieg eine multiplikative Wirkung auf die allgemeine Konjunktur zu erwarten war.

Was da geschehen war, liess sich erst lange nach Ablauf des Schicksalsjahres überblicken.

Die Stein- und Braunkohlenförderung war zwar nur wenig – um 4,95 bzw. 3,38 Prozent – gestiegen. Der Eisenerzbergbau dagegen hatte seine Belegschaft um sieben Zehntel, seine Förderung sogar um mehr als neun Zehntel erhöhen können. Viel schwerer aber fiel ins Gewicht, was in der eisenschaffenden Industrie geschehen war: Gegen 3'932'400 Tonnen im Jahre 1932 war die Roheisenproduktion auf 5'247'000 Tonnen im Jahre 1933 (+ 33,43%) gestiegen; die Rohstahlerzeugung hatte sich von 5'562'000 auf 7'393'000 Tonnen (+ 29,20%) erhöht; die Halbzeugetzeugung der Walzwerke war von 256'000 auf 545'000 Tonnen (+ 112,89%), die Produktion von Fertigerzeugnissen von 4'247'000 auf 5'558'000 Tonnen (+ 30,87%) gewachsen; endlich hatte die Eisen- und Stahlgiesserei 1'405'000 gegen 1'020'000 Tonnen im Vorjahre (+ 37,75%) ausgebracht. Auch die Darbietung von Strom und Gas war 1938 grösser als im Jahre zuvor. Die verarbeitende Industrie holte auf. Namentlich die Kraftfahrzeugproduktion erhöhte ihren Ausstoss in einem Masse, dass man damals schon meinte, Deutschland beginne unter das Gesetz der Motorisierung zu treten. Bei einer Vermehrung ihrer Belegschaft um etwa die Hälfte auf 51'036 Mann – zum Vergleich: im Jahre 1961 beschäftigte der bundesdeutsche Fahrzeugbau annähernd 410'000 Angestellte und Arbeiter –, erhöhte die Kfz-Industrie die Erzeugung von Personenkraftwagen von 43'430 auf 92'160 Einheiten (+ 112,20%), die Produktion von Kraftomnibussen, Liefer- und Lastkraftwagen von 8'234 auf 13'261 Stück (+ 61,05%), den Schlepperbau von 1593 auf 3168 Fahrzeuge (+ 98,87%) und die Erzeugung von Krafträdern von 36'232 auf 40'534 Stück (+ 11,87%). Am wenigsten partizipierte die Arbeiterschaft – die Schicht, die die Krafträder kaufte – an der Motorisierungskonjunktur. Niemals mehr sollte im Dritten Reich die Motorradproduktion auf die Höhe steigen, die sie 1929 erreicht hatte; während die PKW-Erzeugung – immer 1938 im Vergleich zu 1929 – sich verdreifachen, die LKW-Produktion sich

verdoppeln, der Schlepperbau, vorzugsweise für die Landwirtschaft, sich annähernd verfünffachen konnte. Das sei nicht nur nebenbei gesagt, sondern möge als Indiz für den ausserordentlichen Wert genommen werden, den die Sozial- und Wirtschaftspolitik des Dritten Reichs für «die Wirtschaft», will sagen: für die Seite der Unternehmer, besass.

IST DIE REVOLUTION ZU ENDE?

Zunächst freilich blieb die Euphorie des konjunkturellen Umschwungs aus. Der Umstand, dass die SA Polizeifunktionen erhalten hatte, Funktionäre der Linken und der demokratischen Parteien verhaftete, Haussuchungen veranstaltete, Missliebige in die eigenen Konzentrationslager sperrte und sie viehisch misshandelte, den Boykott der jüdischen Geschäfte organisierte und die Freundinnen mosaischer Mitbürger an den Schandpfahl stellte oder sie, mit schimpflichen Plakaten behängt, durch die Strassen führte, hatte wohl die Furcht, nicht aber den Respekt vor den «Braunen Bataillonen» gestärkt. Freilich, sie hatten auch Pluspunkte zu buchen. Sie hatten am 2. Mai 1933 die Häuser der Gewerkschaften besetzt, die auf Geheiss des Führers von der nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation übernommen werden sollten. Das war freilich keine gefährliche Aufgabe gewesen; aber es hätte doch gefährlich werden können. Es wäre denkbar gewesen, dass, wenn nicht die Arbeitsorganisationen, so doch die Arbeiter sich dagegen gewehrt hätten, dass ihnen die Errungenschaften fünfzigjähriger Arbeit geraubt und die Prinzipien von Führung und Erfolgschaft auch im Betrieb oktroziert würden.

Aber kein Widerstand hatte sich gegen den Zugriff der SA erhoben. Die Gewerkschaftsbeamten übergaben Häuser und Grundstücke, Vermögen, Bank und Presse kampflos den Hundertschaften der braunen Armee. Die Führer der grossen Verbände, Leipart, Grassmann und Wissell, die Führer der übrigen 28 Verbände, die Direktoren der Arbeiterbank und die Leiter der Gewerkschaftspresse liessen sich verhaften, ohne auch nur ein Wort des Protestes zu äussern. Hilfe von draussen war nicht zu erwarten. Die Führer der politisch organisierten Linken sassen hinter dem Stacheldraht, waren in die Illegalität untergetaucht oder emigriert. Die führerlose Masse war handlungsunfähig geworden; sie hatte nicht vermocht, sich zu erheben: weder die Arbeitslosen, durch Hunger entkräftet und entmutigt, noch die Betriebsarbeiter, die um ihre Stellung zitterten.

Und nun sassen die Millionen SA-Leute wieder in ihren Stammlokalen. Es gab wenig zu tun. Die Zeit der Saal- und Strassenschlachten war vorbei. Die Einzelaktionen wurden spärlicher. Um den Judenboykott hatte man sie betrogen, und der militärische Drill, den man ihnen zudiktierte, war kein Ersatz für die «Nacht der langen Messer», die sie von Herzen herbeigesehnt hatten. Sie fingen an, von der «zweiten», der wahren, blutigen Revolution zu murmeln, die sie endlich in ihre Rechte einsetzen sollte; von jenem Soldatensozialismus, den ihr Stabschef Ernst Röhm verwirklichen wollte. Wann würde es endlich

losgehen? Pistole, Messer und Schlagring sassen ihnen locker in der Tasche; die Waffenlager waren mit Gewehren, Maschinengewehren, Minenwerfern und Handgranaten gefüllt. Es war alles bereit loszuschlagen, nicht nur gegen die «Kommune», von der allzu viel frei herumlief, sondern auch vor allem gegen «die da oben», die entweder die Revolution verraten hatten oder von ihr nicht erreicht worden waren.

In diesem Klima wollte die Freude über die ersten Wirtschaftserfolge des Dritten Reiches nicht recht gedeihen. Gewiss, die Erfolge waren da; aber sie waren klein, bedroht von der Gefahr der zweiten Revolution und vielen, wenn auch nicht allen, vergällt durch den Personalschub, der im Zeichen des Hakenkreuzes vorgenommen wurde, um nicht zu sagen: logisch notwendig war. Die Abberufung des Reichsbankpräsidenten Dr. Hans Luther wurde mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Umso mehr, als sein Nachfolger Dr. Hjalmar Schacht, Präsident der Notenbank von 1924 bis 1929, als ein temperament- und phantasievoller Gefolgsmann des Führers galt. Dass am gleichen Tag, dem 17. März 1933, auch der Staatskommissar der Berliner Börse, Dr. Neufeld, seines Amtes enthoben und durch den unvermeidlichen Dr. Schniewind, Ministerialrat im preussischen Ministerium für Handel und Gewerbe, ersetzt wurde, kräuselte kaum den Spiegel der öffentlichen Diskussion. Sein Aufstieg zum führenden Bankmann stand noch bevor.

Viel tiefer zeigte sich die Wirtschaft betroffen, als am 31. März 1933 Paul Silverberg das Amt des Aufsichtsratsvorsitzers der Rheinischen AG für Braunkohlenbergbau und Brikettfabrikation niederlegte. Das geschah freilich nicht, weil Silverberg Jude war, sondern weil er erleben musste, dass das Unternehmen, das er «aus kleinen Anfängen über Krieg und Inflation hinweggebracht und verwaltet hatte», seiner Selbständigkeit beraubt wurde. Hugo Stinnes hatte dem RWE die Aktienmehrheit der Rheinbraun zugespielt, und Silverberg hatte als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzer des RWE das Geschäft guthelassen müssen. Seither war Rheinbraun tot für den Mann, der das grösste Unternehmen des rheinischen Braunkohlenbergbaus geschaffen hatte. Er konnte sich auf der Hauptversammlung noch mit den Worten verabschieden: «Ich habe dieses Unternehmen nie kapitalistisch beherrscht, sondern meine Tätigkeit war immer nur gegründet auf das Vertrauen der Aktionäre. Für dieses Vertrauen danke ich an dieser Stelle. Aber ich danke vor allen Dingen an dieser Stelle ganz besonders für das Vertrauen, das mir seitens der Beamten und Arbeiterschaft nicht nur der Rheinischen Braunkohle, sondern darüber hinaus stets, trotz allen Meinungsverschiedenheiten, entgegengebracht worden ist.» Silverberg also ging noch in allen Ehren. Nicht, so mochte er selbst und mochten andere glauben, weil Hitler zur Macht gekommen, sondern weil es ihm wider die Natur war, die grosse Rheinbraun-Gesellschaft domestiziert zu sehen. Recht behalten aber sollten diejenigen, die schon damals mit Fingern auf den Juden gewiesen hatten. Ehe das Jahr verging, hatte Silverberg alle seine Ämter niedergelegt und war in die Schweiz ausgewichen. Die Partei hätte den

Mann in Ruhe gelassen, der noch 1932/33 die Handelskammer Köln präsidiert hatte; der Masse der Parteimitglieder war er kaum bekannt; wie die Oppenheims auf Schloss Schenderhan hätte er auf dem rechtsrheinischen Hoverhof sitzenbleiben können. Noch Jahre wenigstens. Das giftige Getuschel, der gesellschaftliche Boykott, die versteckten und schliesslich die offenen Angriffe kamen aus der engsten gesellschaftlichen und lokalen Nachbarschaft des Mannes, der so lange umworben und mit Ehrenämtern überhäuft worden war.

Immerhin, das konnte geschehen. Das Verdienst galt nichts mehr. Am 7. April wurden Dr. Hans Luther und Dr. Carl Melchior – Melchior von der Warburg-Bank, der sich bei den Friedensverhandlungen von Versailles mit leidenschaftlichem Mut für Deutschland eingesetzt hatte – als Verwaltungsratmitglieder der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich von Dr. Schacht und Kurt Freiherrn von Schröder abgelöst. Sie hatten die rechtrassigen Eltern, das richtige Verhältnis zur Partei und den passenden Ton im Umgang mit dem «Führer» gehabt; waren also besser als die beiden Abgehalfterten qualifiziert, das Deutsche Reich in Basel zu vertreten.

Etwa gleichzeitig wurde das geschäftsführende Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Geheimer Regierungsrat Dr. h. c. Ludwig Kastl, zunächst beurlaubt und dann entlassen. Aus dem Reichsbankdirektorium schied Ende April der Geheime Finanzrat Otto Seiffert und der Reichsbankdirektor Richard Fuchs aus. Einen Monat später legten zwei Vorstandsmitglieder der Deutschen Bank und Diskonto-Gesellschaft – Oscar Wassermann und Theodor Frank – ihre Ämter nieder. Aber sie blieben noch bis zum Jahresende. Der Wind der Arisierung hatte sich eben erst erhoben. Er säuselte noch. Es konnte sogar geschehen, dass dem jüdischen Warenhaus Hermann Tietz – die Gründerfamilie schied erst am 17. Dezember 1934 aus – im Juli 1933 unter Mitwirkung der interessierten Bank- und Hypothekengläubiger sowie der Akzeptbank ein Kredit von 14,5 Millionen R-Mark zugebilligt wurde. Damals ging alles noch ein bisschen durcheinander. Die Fronten hatten sich erst in politischer Hinsicht geklärt, vor allem was die Gewerkschaften und die marxistischen Parteien anlangte. Der Wirtschaft gegenüber war man nachsichtig geblieben. Man wusste, dass sie nur mit halbem Herzen bei der Sache war. Sie sollte nicht ohne Not noch tiefer verärgert werden. Die Staatsführung brauchte sie – jedes Jahr mehr sogar. Und so war man zunächst darauf aus, sich des Consensus der Wirtschaftsführer zu versichern, ehe der Sturm der Arisierung entfesselt wurde. Selbst in organisatorischer Einsicht ging man vorsichtig vor: in dem Bewusstsein, dass man das Huhn nicht schlachten dürfe, das dem Dritten Reich die goldenen Eier legen sollte.

Vizekanzler von Papen, durch seine Ehe mit einer Tochter des Geheimrats von Boch-Galhau den grossbürgerlichen Schichten eng verbunden, hatte der Stimmung im Lande Ausdruck gegeben. Anlässlich einer Feier, die der Universitätsverband der Universität Marburg am 17. Juni 1934 veranstaltete, hatte er eine Rede gehalten – sie wurde nur in einer bald wieder beschlagnahm-

ten Ausgabe der «Frankfurter Zeitung» veröffentlicht –, in der es hiess: Auch die straffste Disziplin müsse durch gewisse Freiheiten ergänzt werden und sich in den Grenzen halten, die der menschlichen Anlage nicht zuwiderliefen. Das Gerede von der zweiten Welle, welche die Revolution vollenden werde, wolle kein Ende nehmen. Wer verantwortungsvoll mit solchen Gedanken spiele, solle sich nicht verhehlen, dass einer zweiten Welle leicht eine dritte folgen könne und dass, wer mit der Guillotine drohe, am ehesten unter das Fallbeil gerate. Es werde viel von der kommenden Sozialisierung gesprochen. Hier entstehe die Frage, ob Deutschland eine nationale Revolution erlebt habe, um das Programm des Bolschewismus durchzuführen. Kein Volk könne sich den ewigen Aufstand von unten leisten. Einmal müsse die Bewegung zu Ende kommen und ein festes Gefüge entstehen, das durch eine unbeeinflussbare Rechtspflege und eine unbestrittene Staatsgewalt zusammengehalten werde. Deutschland dürfe nicht ein Zug ins Blaue werden, von dem niemand wisse, wann er zum Halten komme.

Die Regierung sei wohl unterrichtet über alles, was sich an Eigennutz, Kleinlichkeit, Unwahrhaftigkeit, Unritterlichkeit und Anmassung unter dem Deckmantel der deutschen Revolution ausbreiten möchte. Wenn man Volksveredlung wolle, dürfe man die Klugheit des Volkes nicht unterschätzen und es nicht unausgesetzt bevormunden wollen. Nicht durch Aufreizung, insbesondere der Jugend, nicht durch Drohungen gegen hilflose Volksteile, sondern nur durch eine vertrauensvolle Aussprache mit dem Volk könne die Zuversicht gehoben werden. Das Volk werde dem Führer in unverbrüchlicher Treue folgen, wenn man es mitraten und mittaten lasse, wenn man nicht gleich jedes Wort der Kritik als böswillig auslege und wenn verzweifelte Patrioten nicht zu Staatsfeinden gestempelt würden. Es sei an der Zeit, in Bruderliebe und Achtung vor den Volksgenossen zusammenzukommen, das Werk ernster Männer nicht zu stören und doktrinäre Fanatiker zum Verstummen zu bringen.

Knapp zwei Wochen später wurde der sogenannte Röhm-Putsch, die fabulöse SA-Revolte, niedergeschlagen. Kein Mensch weiss, ob die SA nicht gerade am 30. Juni 1934, sondern zu einem späteren Zeitpunkt ernst gemacht hätte. Unbestritten aber ist, dass Röhm versucht hatte, die Übernahme der SA in die Reichswehr zu erzwingen. Als Miliz, vielleicht auch als Reichswehrrreserve, jedenfalls aber so, dass das Heer von der braunen Armee majorisiert worden wäre. Der Plan war der Alptraum nicht nur der Generale, sondern auch Adolf Hitlers. Seine Verwirklichung wurde mit der aktiven Hilfe der SS und mit der passiven Duldung der Reichswehr – die immerhin ihre Truppen in Alarmzustand versetzt hatte – vereitelt. Röhm und zahlreiche SA-Führer, aber auch die Generale v. Schleicher und v. Bredow, einige Mitarbeiter Papens – der junge konservative Edgar Jung, der die Marburger Rede konzipiert hatte, Erich Klausener, der Führer der katholischen Aktion, und Freiherr von Bose –, Gregor Strasser und andere, in jedem Sinne unschuldige Opfer, wurden erschossen. Um ein Haar hätte auch Herr von Papen dran glauben müssen; seine

Feststellung: nicht durch Drohungen gegen hilflose Volksteile, sondern nur durch eine vertrauensvolle Aussprache mit dem Volk könne die Zuversicht gehoben werden, seine Forderung, das Volk mitrateten und mittaten zu lassen, hatten weit übers Ziel hinausgeschossen. Er verdankte sein Leben bloss dem Umstand, dass Hindenburg noch lebte. Der alte Herr hielt die Hand über den Herrenreiter; lange genug, dass dieser die blutigen Tage der Säuberung überleben konnte.

Bald darauf konnte Hitler den Preis dafür kassieren, dass er die von der SA drohenden Gefahren – die Gefahr einer braunen Miliz und die Gefahr der zweiten Revolution – gebannt hatte. Schon am Tage vor Hindenburgs Ableben hatte das Reichskabinett das «Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches» beschlossen, kraft dessen die bisherigen Befugnisse des Reichspräsidenten auf den «Führer und Reichskanzler» Hitler übergingen. Noch am 2. August, nachdem um 9 Uhr morgens der greise Marschall des Kaiserreichs, der zweite und letzte Präsident der Republik heimgegangen war, befahl Reichswehrminister von Blomberg die sofortige Vereidigung der Soldaten: nicht auf Volk, Vaterland und Verfassung, sondern auf die Person des Führers. Die Eidesformel lautete: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»

Hitler hatte sein Ziel erreicht. Er war unabhängig geworden von den braunen Bataillonen und ihren gefährlichen Führern. Die Reichswehr, der einzige Waffenträger der Nation, hörte auf sein Kommando. In der Volksabstimmung vom 19. August 1934 wurden 38'362'760 Ja-Stimmen – 89,93 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen – zum Gesetz über das Staatsoberhaupt gezählt. Der höchste Prozentsatz der Ja-Stimmen ergab sich im ersten der 35 Wahlkreise, in Ostpreussen, mit 95,9 Prozent, der niedrigste im 34. Wahlkreis, Hamburg, mit 79,5 Prozent. Die Gefahr einer zweiten Revolution, woher sie auch kommen mochte – aus den Reihen der SA oder der gestern noch organisierten Arbeiterschaft –, war für alle Zukunft gebannt.

In den Kreisen der Wirtschaft nahm man die Liquidierung der revolutionären Pläne, die die braune Armee genährt hatte, mit freudiger Gelassenheit hin. Der Führer hatte sich auf die Seite der rechten, der anständigen Generale geschlagen. Er war einer der ihnen, der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, die stets den roten Mob aufgehalten hatte, wenn er zum Sturz der Gesellschaftsordnung angetreten war. die Revolution und Versailler Frieden, Inflation und Deflation, «vierzehn Jahre der Schmach» und die Krise der Weltwirtschaft überstanden hatte. Mit diesem Führer würde man sich arrangieren können.

«DEUTSCHE KRAFT, DEUTSCHER FLEISS UND DEUTSCHE DISZIPLIN»

Man war freilich noch nicht über den Berg. Im Januar 1934 hatte man annähernd vier, im Juli fast zweieinhalb Millionen Arbeitslose gezählt. Das war

noch eine Menge. Man hatte überdies ein paar unangenehme Massnahmen hinnehmen müssen. Dass die Löhne gestoppt und die Belegschaften unter das Hausherrnrecht des Betriebsführers gestellt worden waren, hatte die Wirtschaft zwar mit Genugtuung begrüsst. Die nationale Revolution hatte also auch ihre guten Seiten; sowohl für die, die sie herbeigesehnt, als auch für die Wenigen, die sie finanziert, sagen wir lieber: mitfinanziert, hatten. Peinlicher wurde schon empfunden, dass auch die Preise sich eine Fixierung gefallen lassen mussten; dass im März ein Reichsgesetz – das Anleihestockgesetz – erlassen worden war, das die Kapitalgesellschaften mit mehr als 100'000 R-Mark Kapital verpflichtete, im Falle einer Dividendenerhöhung auf mehr als sechs Prozent den überschüssenden Betrag einem Anleihestock zuzuführen; dass wichtige Rohstoffe ausländischer Herkunft knapp wurden; dass die Devisen, die man so dringend zur Wareneinfuhr brauchte, immer knapper zugeteilt wurden, so dass das Ausland sich schliesslich zu Massnahmen der Abwehr regte.

Aber um gerecht zu sein, musste man doch zugeben: es ging aufwärts. Noch waren die Produktionszahlen des Hochschwungjahres 1928 nicht wieder erreicht. Damals hatte man eine Konjunktur auf Pump, auf Auslandskredit gehabt. Der gegenwärtige Aufstieg aber war echt; er gründete sich auf die Ar-

Produktionsindex (1928 = 100)

	1933				1934			
	1. Vj.	2. Vj.	3. Vj.	4. Vj.	1. Vj.	2. Vj.	3. Vj.	4. Vj.
Industrieproduktion	57,1	60,9	65,3	68,8	80,5	81,2	84,9	84,3
Produktionsgüter	49,8	54,1	56,9	60,4	76,6	77,1	82,7	83,4
Investitionsgüter	40,6	46,5	50,1	49,3	74,3	76,3	82,4	80,1
Verbrauchsgüter, elast. Bed.	74,6	77,3	85,3	88,8	89,9	90,9	90,2	86,3
Aktienindex (1924/26 = 100)	70,3	71,6	62,5	67,4	77,0	76,2	83,1	79,8

beitsbeschaffungsmassnahmen der Reichsregierung, auf «deutsche Kraft, deutschen Fleiss und deutsche Disziplin», ein bisschen freilich auch – aber wer wusste das schon – auf die Tricks des Finanzmagiers Dr. Schacht, auf die rigorose Beschränkung der Devisenkontingente, die Zurückhaltung der dem Ausland geschuldeten Zinsen und die Kredithilfe der Deutschen Bau- und Bodenbank, die ihren Umsatz von 5,90 Milliarden im Jahre 1933 auf 17,30 Milliarden R-Mark im Jahre 1934 erhöht hatte. In jedem Fall, die Arbeitsschlacht hatte ohne die (freiwillig gewährte) Hilfe des Auslands zu beträchtlichen Terraingewinnen geführt: Gegenüber dem Vorjahr war die Industrieproduktion im Jahre 1934 um annähernd ein Drittel gestiegen, die Produktions- und die Investitionsgüter-Industrie hatten noch stärkere Fortschritte gemacht, und an der Effektenbörse waren die Erfolge an der Produktionsfront honoriert worden. Im näch-

sten Jahr sollte das Produktionsniveau des Jahres 1928 von der Industrie – nicht freilich von der Verbrauchsgüter-Industrie – überschritten werden. Die Textil-, Bekleidungs- und Schuhfabriken arbeiteten auf Lager. Die Arbeitseinkommen waren und blieben zu klein, um mehr als die schmäliste Bedarfsdeckung zuzulassen. Aber schliesslich hatte auch das sein Gutes – für die Unternehmen und Unternehmer, auf die es ankam.

Wichtig waren vor allem die Industrien, die einmal für die Verbreiterung, Spezialisierung und Verfeinerung des Erzeugungsapparats arbeiteten, und jene anderen, die dafür sorgten, dass genügend Energie- und Rohstoffe für die beständig wachsenden Anlagen zur Verfügung standen: die Produktions- und die Investitionsgüter-Industrien, die das Reichsamt für Wehrwirtschaftliche Planung grosszügig unter dem Rubrum Produktionsgüter-Industrien zusammenfasste. Das Gesamtbild der industriellen Erzeugung stand im Zeichen der Produktionsgüterproduktion. Der Index der gesamten Industrieproduktion, den das Amt für Wehrwirtschaftliche Planung errechnet hatte, wuchs von 100 im Jahre 1933 auf 205,1 im Jahre 1938. Der Aufstieg war begleitet von einem Preisanstieg um nur 11,5 Prozent. Die Industrie erfreute sich allem Anschein nach einer Mengenkonjunktur, wie niemand sie zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft erwartet hatte.

Beim näheren Hinsehen aber differenzierte sich das Bild.

Zunächst was die Erzeugung anlangte: Der Index der Produktionsgüterindustrien stieg von 100 auf 255,6, derjenige der Konsumgüterfertigung dagegen nur von 100 auf 145,1. Was die Preise anging, lagen die Dinge ganz anders: Der Preisindex der industriellen Rohstoffe und Halbwaren stieg in der Periode 1933 bis 1938 um 6,45 Prozent und auch nur deshalb, weil die Kautschuk-, Baustoff- und Kraftölpreise kräftig, teilweise sogar sehr kräftig anzogen, während Kohle, Eisen und Chemikalien praktisch im Preis stabil blieben. Der Preisindex der Produktionsgüter-Industrien im engeren Sinne ging sogar um 1,05 Prozent zurück. Demgegenüber stieg der Preisindex der Agrarstoffe um 22,0 Prozent, derjenige der Konsumgüter-Industrien um 21,22 Prozent.

Der Eindruck der Mengenkonjunktur also, den das Gesamtbild der industriellen Tätigkeit vermittelte, war überwiegend, wenn man so will: ausschliesslich, den Produktionsgüter-Industrien zu verdanken, die den Markt zu stabilen oder wenig steigenden Preisen versorgten. Die Landwirtschaft und die Konsumgüter-Industrien aber, die für den Verbraucher, den Mann auf der Strasse, den Arbeiter und den Angestellten arbeiteten, erlebten eine Mengenkonjunktur höchstens zweiter oder dritter Güte, dagegen eine Preiskonjunktur, die sich mit einer Steigerung um 21 bis 22 Prozent im Zeitraum von fünf Jahren durchaus sehen lassen konnte. Da die Stundenlöhne mit einem Zuwachs von 11,6 Prozent hinter der Preisentwicklung von Fleisch, Brot und Gemüse, Textilien, Schuhen, Möbeln usw. weit zurückblieben, mussten die Arbeiter eben länger als acht Stunden an der Werkbank stehen, um wenigstens das Verbrauchsniveau des Jahres 1933 zu halten. Der sprichwörtliche «deutsche

Fleiss» ging am schlechtesten aus, die Arbeiter hatten am wenigsten von der Konjunktur im Dritten Reich. Es sei denn, man könnte es in Geld umrechnen, dass sie die Angst um den Arbeitsplatz verloren.

Die Arbeitsbuchpflicht, der jedermann unterworfen war, der weniger als 1'000 Mark Arbeitseinkommen heimbrachte, band den Arbeitnehmer an den Arbeitsplatz. Im Arbeitsmarkt war das freie Spiel der Kräfte aufgehoben. Wer nicht parierte, «störte den Arbeitsfrieden». Er wurde «kassiert» und fand sich, ohne Verfahren und Schuldspruch, im Konzentrationslager wieder. Dagegen half keine Instanz. Dagegen erhob sich aber auch kein Aufbegehren; die Masse des Volks erlag nicht anders als die wirtschaftlich führenden Schichten der Faszination des industriellen Wachstums. Kanonen wurden wichtiger als Butter; Werkzeugmaschinen begehrenswerter als Kaffee; Hochdruckkessel unendlich viel wertvoller als die Freiheit. Es war eine Lust zu leben, sowohl für diejenigen, die die Hand am Steuerungshebel der Produktion hielten, als auch für die Kleinen, die ihr Tagewerk in Schächten, Hütten, Fabrikhallen, Kontoren und Konstruktionsbüros verrichteten. Nur freilich die Ackerkutscher, ihre Frauen und Kinder, die neben dem Deputat sechs Mark in der Woche verdienten, strebten aus der Arbeitsstelle hinaus. Militär- oder Arbeitsdienst, Wacht-dienst im KZ oder im Zuchthaus: alles war besser als das dienende Dasein in

Produktionsindex des Reichsamts für Wehrwirtschaftliche Planung¹

Kalenderjahr	(Jahresdurchschnitt 1933 = 100)		Verbrauchsgüter
	Gesamte Industrie	Produktionsgüter	
1933	100,00	100,00	100,00
1934	130,8	144,9	114,2
1935	149,5	177,3	116,5
1936	168,9	206,7	124,0
1937	187,2	231,1	135,1
1938	205,1	255,6	145,1

der Landwirtschaft, das man nicht einmal gegen eine Stellung im Strassenbau vertauschen konnte. Das Reich der Zechen und Schlote, in dem die dröhnende Produktionsschlacht der Industrie geschlagen wurde, erschien den Ärmsten der Armen wie ein Märchentraum, dem sie sich nicht hinzugeben wagten.

Es ist heute schwer, die Wirklichkeit zu rekonstruieren, die dem Traum entsprach. Greifen wir deshalb auf die Schriftenreihe des Reichsamts für Wehrwirtschaftliche Planung zurück, die in Heft 1 («Die Deutsche Industrie», Berlin 1939) ein Schema der Vorgänge im Zeitraum 1933 bis 1938 gibt. Knapp

¹ Jeweils Jahresdurchschnitt angegeben.

wie sie ist, ohne Rücksicht auf finanz- und sozialpolitische Fragen, vermittelt sie doch einen Eindruck dessen, was in der Industrie des Dritten Reiches geschehen war.

«Der gewaltige Anstieg der industriellen Gütererzeugung seit 1933», lesen wir da, «lässt sich in drei Abschnitte gliedern. Der erste ist gekennzeichnet durch die Massnahmen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit und umfasst etwa die Jahre 1933 und 1934. Die beiden folgenden Jahre 1935 und 1936, nach deren Verlauf das Ziel des ersten Vierjahresplanes, die Vollbeschäftigung, erreicht war, standen im Wesentlichen im Zeichen der Wehrhaftmachung, während im dritten Abschnitt, etwa seit Anfang 1937, die rohstoffwirtschaftlichen Aufgaben des zweiten Vierjahresplans neben den Rüstungsaufgaben Richtung und Ausmass der industriellen Gütererzeugung entscheidend beeinflusst haben.

Sogleich nach der Machtübernahme sah der Nationalsozialismus mit Rücksicht auf das ungeheure Heer von Arbeitslosen seine Hauptaufgabe darin, mit grösster Beschleunigung eine Fülle volkswirtschaftlicher Arbeiten in Angriff zu nehmen, um auf diese Weise in erster Linie die ausgesprochen arbeitsintensiven Zweige der Wirtschaft aus der Depression herauszuführen. Im Vordergrund stand dabei die unmittelbare Arbeitsbeschaffung durch Zuhilfenahme des öffentlichen Kredits, der vor allem dem Hoch- und Tiefbau zugute kam. Daneben wurden durch steuerliche Erleichterungen und Zuschüsse aber auch indirekt eine Reihe anderer wichtiger Industriezweige belebt. So wurde besonders die Herstellung von Personenkraftwagen angeregt, ferner ein wirksamer Anreiz für Ersatzbeschaffungen und sonstige Investitionen gegeben und endlich durch gewisse Sondermassnahmen (Förderung der Eheschliessungen usw.) auch in der Verbrauchswirtschaft eine leichte Entspannung erreicht.

Hand in Hand mit der Mobilisierung aller verfügbaren Arbeitskräfte ging die Revolutionierung des gesamten deutschen Wirtschaftslebens einschliesslich der deutschen Sozialpolitik. Im Gegensatz zum Liberalismus vertrat der Nationalsozialismus den Standpunkt, dass die Wirtschaft ohne entscheidende Führung der Politik nicht in der Lage sei, die Wiederaufrichtung Deutschlands durchzuführen. Er setzte daher folgerichtig den Vorrang der Politik der Wirtschaft gegenüber durch und schaltete gleichzeitig durch die Einrichtung der Deutschen Arbeitsfront den vom Marxismus propagierten Klassenkampfgedanken zielbewusst aus. Gerade diese Massnahme, die die Schaffung und Erhaltung des Arbeitsfriedens sicherstellen sollte, löste in Verbindung mit der positiven Einstellung der politischen Führung zu den Produktionsaufgaben ungeahnte produktive Wirkungen aus.

DER WIRTSCHAFT GING ES SO GUT WIE NOCH NIE

Inzwischen führte die Fortwirkung der durch die staatlichen Arbeitsbeschaffungsmassnahmen ausgelösten Ausweitung des Güterkreislaufes im Jahre 1934 zusammen mit neuen staatlichen Aufträgen zu einer weiteren industriegewirt-

schaftlichen Belegung. Gegenüber 1933 lag die industrielle Gütererzeugung in diesem Jahre bereits um rund 31 vom Hundert höher.

Im zweiten Entwicklungsabschnitt, d.h. vom Jahre 1935 ab, wurden die Arbeitsbeschaffungsmassnahmen bereits zum grossen Teil durch den starken Produktionsanreiz ersetzt, der von der Wehrhaftmachung ausging. Infolgedessen konzentrierte sich die Belegung der deutschen Produktion im Zuge der Bedarfssteigerung, die nun zu den weiteren Anforderungen für die Durchführung der restlichen Arbeitsbeschaffungsmassnahmen hinzu kam, verhältnismässig noch stärker als bisher auf die Produktions- und Investitionsgüter-Industrien. Dies gilt neben der Bauindustrie besonders für die Eisen schaffende und Eisen verarbeitende Industrie, die Werften, den Maschinenbau, die Fahrzeugindustrie sowie für die Elektroindustrie. Während der Jahresdurchschnitt der Verbrauchsgütererzeugung sich 1935 gegenüber 1934 nur leicht von 114,2 (1933 = 100) auf 116,5 erhöhte, stieg die entsprechende Messziffer für die Produktionsgüter-Industrien bereits auf 177,3 an. Auf einzelnen Gebieten, zum Beispiel in der Bauindustrie, machten sich dabei schon damals die ersten Anzeichen eines Facharbeitermangels bemerkbar.

Diese durch den Facharbeitermangel bedingten Schwierigkeiten im Arbeitseinsatz wurden allmählich immer fühlbarer, denn je mehr die Belegung von einzelnen, im Aufschwung besonders begünstigten, Zweigen auf andere Branchen Übergriff, erschöpfte sich auch die Reserve an freien Arbeitskräften. Eine solche Verbreiterung der Produktionsentfaltung vollzog sich im Jahre 1936, so dass das ‚Recht auf Arbeit‘ durch den Nationalsozialismus praktisch schon da-

Die Gesamtinvestitionen der deutschen Industrie	1933	1934	1935	1936
	in Millionen R-Mark			
Gesamte Industrie	557	1 067	1 658	2 084
davon:				
Produktionsgüter-Industrien	309	707	1 243	1 593
Verbrauchsgüter-Industrien	248	360	415	491

mals verwirklicht war. Die industrielle Produktion stieg 1936 auf rund 169 (1933 = 100) und übertraf damit wieder erheblich den Stand des Vorjahres. Der stärkste Impuls ging dabei nach wie vor von den staatlichen und sonstigen öffentlichen Aufträgen aus. Daneben fielen aber auch die privaten Investitionen, sowohl Anschaffungen der Landwirtschaft als auch Ersatz- und Neuanlagen der Industrie, vereinzelt auch schon Sonderinvestitionen für die Erzeugung heimischer Roh- und Werkstoffe, stärker als bisher ins Gewicht.

Das erhebliche Ausmass der Investitionszunahme in der Industrie lässt sich am besten aus den Zahlen der Statistik der volkswirtschaftlichen Investitionen erkennen. Danach haben sich die Investitionen seit 1933 von 557 Millionen

R-Mark auf rund 2,1 Milliarden R-Mark im Jahre 1936 erhöht; von der Summe der Investitionen des Jahres 1933 entfielen dabei rund 55 vom Hundert, im Jahre 1936 sogar 76 vom Hundert auf die Produktionsgüter-Industrien. Daraus geht hervor, in welchem Umfange der industrielle Erzeugungsanstieg seit 1933 von der Investitionstätigkeit der Produktionsgüter-Industrien getragen worden ist. Dabei sind jedoch Neuinvestitionen, d.h. Investitionen über den erforderlichen Ersatzbedarf hinaus, im Wesentlichen erst ab 1935 erfolgt. Insgesamt wurden von 1933 bis 1936 in der Industrie rund 5,4 Milliarden R-Mark investiert.

Die zusätzlichen und dringlichen Anforderungen für die Erzeugung deutscher Roh- und Werkstoffe im Rahmen des zweiten Vierjahresplans führten dann zusammen mit den weiteren Ansprüchen der Wehrhaftmachung im Jahre 1937 auf vielen Gebieten zu einer Höchstbeanspruchung der industriellen Produktionsmöglichkeiten und damit auch zu einer weiteren Steigerung der Investitionen. Die Indexziffer der industriellen Gesamtproduktion stieg im Jahre 1937 auf 187 (Jahresdurchschnitt 1936 = 168) und entwickelte sich im Gegensatz zu den Produktionsrückschlägen in anderen Ländern auch im Jahre 1938 weiter aufwärts, so dass sie mit einem Stand von 205 (1933 = 100) die Vorjahrsziffer um rund 18 Punkte übertraf. Das Schwergewicht der Produktionssteigerung lag auch weiterhin im Sektor der Produktions- bzw. Investitionsgüter-Industrien, wobei, bedingt durch die starke Beanspruchung der Produktionsmittel, der laufende Erneuerungsbedarf stärker ins Gewicht fiel. Auch die Verbrauchsgüter-Industrien konnten infolge der sich mehr und mehr steigenden Konsumkraft der breiten Masse etwas aufholen; sie blieben jedoch auch im Jahre 1938 mit einer Zunahme von 10 Punkten (Vorjahr 11) immer noch erheblich hinter den Produktionsgüter-Industrien zurück, deren Erzeugung sich im Jahre 1938 weiter um reichlich 24 Punkte (Vorjahr 24) erhöhen konnte. Damit lag die Produktionsgütererzeugung im Jahre 1938 um 155 vom Hundert, die Verbrauchsgütererzeugung dagegen um 45 vom Hundert über dem Durchschnitt des Jahres 1933.

Diese ausserordentlichen Erfolge, die die deutsche Industriewirtschaft zu einem bisher nie gekannten Höchststand führten, sind letzten Endes nur durch den Kräfteinsatz der gesamten Nation möglich geworden. In den letzten beiden Jahren handelte es sich insbesondere darum, die Hemmungen, die einer weiteren Entfaltung der Produktion sowohl von Seiten der Produktionskapazitäten wie von Seiten der Rohstoffbeschaffung und des Arbeitseinsatzes entgegenstanden, mit allen Mitteln zu überwinden. Zu diesem Zweck mussten einmal zusätzliche Kapazitäten für die industrielle Gütererzeugung geschaffen, ferner der devisenschaffende Auslandsabsatz besonders gepflegt und endlich alle bisher noch unsichtbaren Arbeitsreserven für den Einsatz frei gemacht werden. Letzteres geschah einmal durch Heranziehung nicht vollbeschäftigter, selbständiger Handwerker, durch Wiedereinstellung von Sozialrentnern und Pensionären, durch stärkere Heranziehung von Frauen und mithelfenden Familien-

angehörigen bei der Produktion und durch Verlängerung der Arbeitszeit in einzelnen Industriezweigen. Dazu traten technische und organisatorische Massnahmen zur Steigerung der produktiven Leistung der menschlichen Arbeitskraft.

Der verstärkte Kräfteeinsatz im Rahmen des zweiten Vierjahresplans machte im Hinblick auf die umfassenden und vordringlichen neuen Aufgaben, die sich besonders aus den gewaltigen Anforderungen der Landesverteidigung ergaben, eine sorgfältige Planung erforderlich. Sie führte gegen Ende 1938 zur Ernennung von Generalbevollmächtigten für die Bauwirtschaft, das Kraftfahrwesen und zu Anfang 1939 zur Einsetzung des Bevollmächtigten für den gesamten Maschinenbau. Darüber hinaus ist dem Reichswirtschaftsminister zu Anfang 1939 die Aufgabe übertragen worden, alle geeigneten Massnahmen zur Leistungssteigerung der deutschen Wirtschaft zu treffen, da eine weitere Steigerung der deutschen Wirtschaftskräfte vor allem durch Verbesserung der Betriebsanlagen und Fabrikationsmethoden und eine Erhöhung des Leistungsvermögens aller in der Wirtschaft Tätigen erzielt werden muss.»

Man kann aus dem, was das Reichsamt für Wehrwirtschaftliche Planung sagt, nicht ohne Weiteres folgern, dass die Wirtschaft zur Zeit des Dritten Reichs in hellem Flor gestanden habe. Dennoch, die Arbeitsbeschaffungsmassnahmen hatten den Umschwung von der Krise zur Konjunktur ermöglicht, die Aufrüstung hatte schon fast die Bedingungen der Vollbeschäftigung geschaffen, die Lösung der rohstoff wirtschaftlichen Aufgaben, die der Vierjahresplan vorsah, hatte, um mit dem Reichsamt zu reden, «die deutsche Industriewirtschaft zu einem bisher nie gekannten Höchststand» geführt.

In einem Wort: der Industrie ging es gut. Der Unternehmer war wieder Herr im eigenen Haus. Zwischen den Betriebsleiter und die Gefolgschaft konnten weder Gewerkschaft noch Betriebsrat treten. Das Führerprinzip, das Unternehmer und Arbeiter zur «Fährnisgemeinschaft» zusammenschloss, herrschte auch in der Wirtschaft. Die Belegschaft war ihrem Betrieb zur Treue verpflichtet, das heisst: sie war an ihren Betrieb gebunden und musste mit dem grundsätzlich stabilen Lohn vorliebnehmen, der ihr geboten wurde. Der Stabilität der Löhne entsprach allerdings die Stabilität der Preise. Aber damit konnte es nicht ganz so genau genommen werden. Wenn die Rohstoffpreise stiegen – und das taten sowohl die Preise der forst- und landwirtschaftlichen Rohstoffe als auch die Preise der nur im Ausland erhältlichen Industrierohstoffe –, musste das eine Anhebung des industriellen Preisniveaus zur Folge haben. Vorausgesetzt, es wurde präzisiert und nach den Normen der Wirtschaftsmoral kalkuliert, die von Staats wegen gesetzt worden waren, waren Preissteigerungen durchaus zulässig, was wieder zur Folge hatte, dass mit Abstand auch die Löhne anzogen.

Ausser dem Preis- und Lohnstopp, den hartzugreifenden Verordnungen der Devisenbewirtschaftung, den Bestimmungen zur landwirtschaftlichen Marktregelung, der Reglementierung des Aussenhandels usw. gab es freilich noch

andere Massnahmen, die die Wirtschaft in Fesseln zu schlagen schienen. Um die Verhältnisse am Rentenmarkt zu normalisieren und dem Anleihebedarf des Reichs den Vorrang vor den Ansprüchen privater Gesellschaften an den Kapitalmarkt zu geben, wurde jahrelang eine Emissionssperre über die Kapitalgesellschaften verhängt. Das Kapitalanlagegesetz vom 24. März 1934, mit dem der erste Schritt zur Dividendenbremsung getan worden war, wurde durch die Anleihestockgesetze vom 4. Dezember 1934 und vom 9. Dezember 1937 ergänzt und verschärft. Zu schweigen davon, dass jeder Unternehmer sich in ein Netz von Organisationen verfangen sah, die seine Pläne überwachten und seine Handlungen dirigierten.

Trotz alledem, es liess sich in diesem Zwangssystem, in dem der Staat bestimmte, «wieviel dem einzelnen Volksgenossen vom Ertrag des Kapitals und der Arbeit» verblieb (Erich Welter), doch recht behaglich leben. Man musste sich nur darauf verstehen, geeignete Arrangements mit den Herren des Dritten Reichs zu treffen, und man kann sicher sein, dass die Herren der Wirtschaft die Kunst des Arrangements aufs Beste beherrschten.

Nehmen wir, um dahinterzukommen, was eigentlich vorging, noch einmal die Übersicht über die industriellen Investitionen während der Jahre 1933 bis 1939 unter die Lupe. Die Zahlen für 1934 bis 1936 weichen um ein Geringes von den Angaben des Reichsamts für Wehrwirtschaftliche Planung ab, das sei-

Industrielle Investitionen 1933 bis 1939 (Netto)¹

Jahr	Insgesamt		Produktionsgüter-Industrie		Verbrauchsgüter-Industrie	
	Mill. R-Mark	1933 = 100	Mill. R-Mark	1933 = 100	Mill. R-Mark	1933 = 100
1933	557	100,00	309	100,00	248	100,00
1934	1 060	190,31	700	226,54	360	145,16
1935	1 636	293,72	1 221	395,15	415	167,34
1936	2 159	387,61	1 637	529,77	522	210,48
1937	2 843	510,41	2 208	714,56	635	256,05
1938	3 691	662,66	2 952	955,34	739	297,98
1939	4 432	795,69	3 596	1 163,75	836	337,10

ne Statistik nur bis 1936 geführt hat. Vermutlich sind die Zahlen des Statistischen Reichsamts, die unsere Tabelle zusammenfasst, etwas genauer. Jedenfalls verlassen wir uns auf sie.

In den sieben Friedensjahren, die dem Dritten Reich beschieden waren, lesen wir aus unserer Tabelle ab, hat die Summe der industriellen Investitionen sich verachtfacht. Und zwar stieg der Betrag der Investitionen bei den Pro-

¹ Zusammengestellt und errechnet nach Angaben des Statistischen Reichsamts.

duktionsgüter-Industrien von 309 auf 3596 Millionen oder von 100,00 auf 1'163,75, bei den Verbrauchsgüter-Industrien aber nur von 248 auf 836 Millionen R-Mark oder von 100,00 auf 337,10 Prozent. Sicherlich war dieser Effekt gewollt. Der Staatsführung lag vor allem daran, die Leistungsfähigkeit der Produktionsgütererzeugung zu steigern; die Kapazität der Verbrauchsgüterindustrien sollte nur in dem Masse erhöht werden, dass die Kaufkraft der Konsumenten – das Volkseinkommen hatte sich von 1933 bis 1939 knapp verdoppelt – nicht ins Leere stiess.

Wie gross der Aufschwung der industriellen Aktivität wirklich gewesen ist, erkennt man aber erst, wenn man die beiden Sieben-Jahre-Perioden 1926 bis 1932 und 1933 bis 1939 miteinander vergleicht. In den ersten Zeitraum fallen sowohl die «goldenen Zwanziger» als auch die beiden schwersten Jahre der Weltwirtschaftskrise, in den zweiten zwei Jahre (1933/34), die man auch noch der Krise zurechnen kann, und fünf Jahre des ausgesprochenen Aufschwungs. Die beiden Perioden also sind, obwohl die konjunkturelle Bewegung im Gegensinne verlief, durchaus miteinander vergleichbar.

Und was sehen wir da?

Im ersten Zeitraum wurden, grossenteils aus Auslandskrediten, 11'541 Millionen investiert, von denen etwa zwei Drittel den Produktionsgüter-Industrien zulossen; im zweiten Zeitraum legte die Industrie – ohne Hilfe des Auslands, wenigstens: ohne gewollte und direkte Hilfe – insgesamt 16'378 Millionen R-Mark, die zu reichlich drei Vierteln den Produktionsgüter-Industrien zugute kamen, in die Erweiterung und Verbesserung des Produktionsapparats an.

Die Staatsführung konnte diese Entwicklung kaum oder nur «hinten herum» beeinflussen. Die Emissionssperre schloss die Gesellschaften praktisch vom Kapitalmarkt aus. Die Kredite der Bau- und Bodenbank, die ihren Apparat auf Wunsch der Regierung der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Arbeiten, der öffa, zur Verfügung gestellt hatte, flossen dem Bau von Landstrassen und Autobahnen, dem Ausbau von Wasserstrassen, Talsperren und ähnlichen Vorhaben zu. Die «Mefowechsel» – Wechsel, die von der «Metallurgischen Forschungsgesellschaft mbH» akzeptiert wurden – kamen erst 1936 auf und waren von Schacht eigens zu dem Zweck erfunden worden, dem Reich die Rüstungsfinanzierung zu erleichtern. Mit den Mitteln der Kreditpolitik war die industrielle Entwicklung also nicht zu steuern gewesen. Eine gewisse Möglichkeit der Lenkung war nur in der Zuteilung von Einfuhrdevisen gegeben. Aber auch da ging es äusserst knapp zu, und es konnte vorkommen, dass eine Schiffsladung Kupfer, die von der elektrotechnischen Industrie ungeduldig erwartet wurde, im Hamburger Hafen nicht gelöscht werden konnte, weil keine Devisen zur Verfügung standen.

Die Wirtschaft wusste immer, welcher Massenbedarf auf sie zukam.

Der Haus- und Strassenbau, die Einrichtung der Wohnungen mit standardisierten Möbeln, hygienischen Anlagen und elektrischem Gerät, die Motorisierung, der Bau von Personen- und Lastkraftwagen, Traktoren und Krafträdern,

die die ersten zwei Jahre des Dritten Reichs charakterisierten, mobilisierten die Erzeugung spezifischer Produktionsgüter – den Bau von holz- und metallbearbeitenden Maschinen, von Säge- und Fräsmaschinen, von Drehbänken und Drehautomaten, Schleif- und Poliermaschinen, Pressen und Blechbearbeitungsmaschinen, Formanlagen und Brennöfen –, deren Bedarf an Energiemitteln, Stein- und Braunkohle, Strom und Treibstoffen dann wieder die Aktivität der Grundstoffindustrien auf den Plan rief. Die 1935 anlaufende Rüstungskonjunktur erweiterte, verfeinerte und spezialisierte die Nachfrage nach Maschinen und Geräten aller Art. Die Ausstattung der Infanterie mit schweren Waffen, die Aufstellung von Panzerdivisionen, die Schaffung der Luft- und der Luftabwehrwaffe, die Erweiterung des Flottenprogramms usw. bezogen immer neue Fertigungen und ganze Industrien, von der Feinmechanik und Optik bis zur Leichtmetallproduktion, in den Kreis der Rüstungserzeugung ein. Die Anforderungen an die Hersteller von Produktionsgütern und deren Bedarf an Grundstoffen aller Art wuchsen, und wuchsen nicht nur proportional zum Ausmass der Rüstung, sondern mit der Verfeinerung und Spezialisierung der Waffentechnik über das Rüstungsvolumen hinaus. Als dann im Jahre 1937 die Aufgaben des Vierjahresplans hinzutraten, die, was Erze und Treibstoffe, Kautschuk und Kunstharze, Spinnstoffe und Fasern anging, die Unabhängigkeit Deutschlands vom Ausland vorsahen, erweiterte sich die Inanspruchnahme der Produktionsgüter-Industrien ins Unabsehbare. Die Rohstoffsynthese, die die Arbeit der Natur, der tropischen Sonne und langwaltender Erdkräfte übernahm, erforderte so zahlreiche schwere und überschwere Produktionsgüter, dass die einschlägigen Industrien alsbald in ihre absolut dominierende Position hineinwuchsen.

Das alles geschah ganz zwanglos. Die Nachfrage, die von der Initiative der Staatsführung ausgelöst wurde, begegnete stets dem Angebot der Wirtschaft. Die Industrie war in der Lage, die Grösse des Bedarfs zu veranschlagen und dementsprechend ihren Produktionsapparat auszubauen. Die Produktionsgüter-Industrien, an die die Bestellungen der Bau- und der Kraftfahrzeugindustrien, der Rüstungs- und der Vierjahresplanwirtschaft gelangten, investierten viel – das lag in der Natur ihres letzten Partners, des zur Wehrhaftigkeit und rohstoffwirtschaftlichen Autarkie strebenden Staates –, die Verbrauchsgüter-Industrien hielten ihre Anlagetätigkeit in den engen Grenzen, die ihnen durch die Entwicklung der realen Arbeitseinkommen, des Beschäftigungsstandes und der Rohstoffversorgung gesetzt waren.

Dabei standen sich beide gut: die Produktionsgüter-Industrien dank der für sie angebrochenen Mengenkonjunktur und die Konsumgüter-Industrien, die bis zu einem gewissen Grad der Wohltat der Preiskonjunktur teilhaftig wurden. So gut jedenfalls, dass sie ihre Anlagetätigkeit ohne Kreditaufnahme, aus den Mitteln der Selbstfinanzierung, bestreiten konnten.

Nehmen wir als Beispiel den Mannesmann-Konzern, der vor dem Krieg als Konzern der Mannesmannröhren-Werke bekannt war.

Der Röhrentrust war damals schon eine machtvolle, im In- und Ausland tätige Gruppe, die 1928 in ihren deutschen Werken 21'209 Arbeiter und Angestellte beschäftigte. In der Krise sank die Belegschaft auf 14'996 «Mann» ab (1932); aber schon im ersten Jahr des Dritten Reiches stieg die Zahl der Gefolgschaftsmitglieder auf 16'585, kletterte 1934 auf 18'325, überschritt im Jahre 1935 mit 22'436 die Rekordzahl, die im Konjunkturjahr 1928 mit 21'209 Mann erreicht worden war, und gelangte 1936 auf 26'013 Seelen.

In der Tat, das Unternehmen konnte kräftig an der braunen Konjunktur partizipieren; denn Mannesmann war kein notleidender Konzern wie trotz ihrer Grösse die Vereinigte Stahlwerke AG. Noch 1930, als schon die Wetterzeichen der heraufziehenden Krise den Horizont der deutschen Wirtschaft erleuchteten, konnten die Mannesmannröhren-Werke eine 20prozentige Beteiligung an der «Kronprinz» AG für Metallindustrie in Ohligs und deren gesamte Röhrenquote erwerben. 1932, im Jahr, als die Krise ihren Tiefstpunkt durchschritt, wurden Aktien der Ruhr-Montanindustrie AG, Essen, der Westfalenbank in Bochum, der Bulgarska Trabna Industria AG, Sofia, der Ruhrgas AG und einiger anderer Unternehmen erworben. 1933 nahm der Konzern im Zeichen des Arbeitsbeschaffungsprogramms den Betrieb auf den Erzgruben an Lahn und Dill wieder auf; 1934 wurde der zweite Hochofen in Hückingen angeblasen, eine Koksofenanlage auf der Zeche «Consolidation» errichtet und auf den Werken und Zechen umfangreiche Um- und Ergänzungsbauten vorgenommen. Im Mai 1935 erwarb die Konzernspitze das Röhrenwalzwerk in Buss a. d. Saar, das 1920 an die Aciéries et Usines à Tubes de la Sarre, Paris, übergegangen war. 1936 wurden für Neuanlagen, Modernisierungs- und Ergänzungsbauten – namentlich im Walzwerk Hückingen – 26 Millionen R-Mark aufgewendet, von denen nur 15 Millionen aus Abschreibungen gedeckt werden konnten, und so viele «Kronprinz»-Aktien hinzuerworben, dass das Paket auf 50 Prozent anschwell. 1937 endlich wurde die Mannesmann South Africa (Pty) Ltd als eigene Niederlassung in Johannesburg gegründet.

Aber das alles war nur der Auftakt zu einer viel weiter reichenden Expansion. Das Jahr der Arisierung brachte dem Konzern reichen Zuwachs.

Da gab es in Essen zum Beispiel die Firma M. Stern AG, ein altes, angesehenes Unternehmen, das 1879 in Gelsenkirchen gegründet und 1921 zu Essen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war. M. Stern gehörte nicht zu den «Giganten des Ruhrgebiets» – wie hätte das auch zugehen sollen? –, sondern war eine sicher gegründete Handelsgesellschaft für Eisen und Metalle und, wenn man so wollte, ein kleiner Konzern, denn die Firma war zu fast 100 Prozent an der Vereinigten Flauschenfabriken und Stanzwerke AG, Hattingen, beteiligt, besass das gesamte Gesellschaftskapital der M. Stern

GmbH, Berlin, der M. Stern Bahnbedarf GmbH, Saarbrücken, der Stückblechhandel GmbH, Essen, und 30 Prozent der Stahlausbau GmbH, ebenfalls in Essen. Stern hatte auch in angemessenem Umfang an der Arbeitsbeschaffungs- und Rüstungskonjunktur partizipiert, die 1933 für die deutsche Wirtschaft angebrochen war. Der einzige Fehler der alten und gut renommierten Gesellschaft war der: die M. Stern AG war ein jüdisches Unternehmen. Vorstandsmitglieder waren die Herren Hermann und Max Stern, Felix Raphael und Willy Cohn, deren Zugehörigkeit zu der verfolgten Rasse nicht zweifelhaft war. Immerhin hatten sie das Glück im Unglück, dass sie über das gesamte Aktienkapital (2,7 Mill. R-Mark) verfügten und es zu je einem Drittel an die Mannesmannröhren-Werke AG, die Hoesch AG und die Rheinmetall-Borsig AG verkaufen konnten.

Von wesentlich grösserer Bedeutung war es, dass Mannesmann im nämlichen Jahr die 75prozentige Mehrheit der Hahnsche Werke AG, Berlin, erwerben konnte, deren Aktien (nom. 9,989 Mill. R-Mark) voll im Besitz der Familie Hahn lagen. Die Gesellschaft – die einzige jüdische ihrer Art, die es vermocht hatte, im Ruhrgebiet Fuss zu fassen – betrieb in Duisburg-Grossenbaum ein ansehnliches Röhren-, Eisen- und Stahlwerk. Doch nicht nur das. Sie war massgeblich beteiligt bei der Arca-Regler AG, Berlin, der Kammerich-Werke AG, Brackwede-Süd, der Hochofenwerk Lübeck AG, Lübeck-Herrenwyk, der Albert Mund-von Cölln GmbH, Magdeburg, der Fritz Seiffert & Co AG, Berlin, und der Louis Soest & Co mbH, Düsseldorf-Reisholz, die ihrerseits über die Berliner Niederlassungen Ges. für Hochdruck-Rohrleitungen und Richard Weber & Co verfügte. Bis auf eine gingen auch die Beteiligungen an Mannesmann über. Die Ausnahme bildete die Hochofenwerk Lübeck AG, bei der die Hahnsche Werke AG die Mehrheit, die Rawack & Grünfeld AG, Berlin, 33,01 Prozent der Stamm- und 67 Prozent der Vorzugsaktien und die Metallgesellschaft AG (über die N. V. Montaan Metaalhandel, Amsterdam) 12,4 Prozent der Stammaktien besaßen: Die Hahnsche Majorität am Kapital der Hochofenwerk Lübeck AG (nom. 16,3 Mill. R.-Mark) wurde von Friedrich Flick übernommen, der seinen Besitz schliesslich auf 100 Prozent aufrundete.

Das dritte Unternehmen, das im Laufe der Arisierung an Mannesmann gelangte, war die Wolff Netter & Jacobi-Werke KG a. A., deren Kapital (von 5,0 Mill. R-Mark) zu 99,5 Prozent in den Händen der Geschäftsinhaber (Reg. Baum. a. D. Ludwig Netter und Rechtsanwalt Dr. Julius Seligsohn-Netter) lag. Das Stammhaus der Gesellschaft war 1833 im badischen Bühl errichtet worden und ging vier Jahrzehnte mit gutem Erfolg dem Eisenhandel nach. Im Jahre 1873 wurde der Hauptsitz der Firma nach Strassburg verlegt und hier im Elsass die fabrikatorische Tätigkeit mit Feinblechwalzwerk, Werkstätten für Eisen- und Blechkonstruktionen, Verzinkerei usw. begonnen. Das ging 45 Jahre gut. Nach dem ersten Weltkrieg aber wurde die Firma von dem französischen Sieger enteignet, und die Inhaber sahen sich in der Zwangslage, samt ihren Arbeitern und Angestellten nach Deutschland zu «emigrieren».

Sicherlich wäre es für die Eigner bequemer gewesen, sich mit der Reichsentschädigung ins Privatleben zurückzuziehen oder allenfalls das Handelsgeschäft weiterzuführen. Aber die Inhaber waren wohl Unternehmer von jener patriarchalischen Art, die sich der Verpflichtung gegenüber der alten Belegschaft nicht leichten Herzens entledigen kann. Jedenfalls wurde am 15. Dezember 1924 die Kommanditgesellschaft auf Aktien gegründet, die zehn Monate später die Unternehmen, an denen Wolff Netter & Jacobi bereits massgeblich beteiligt waren, zu einer unternehmerischen Einheit zusammenfasste.

Bei den Beteiligungsgesellschaften – der Eisenbau Schiege AG, Leipzig-Paunsdorf, der Langscheder Walzwerk und Verzinkerei AG, Langschede, der AG Christinenhütte, Christinenhütte, und der Biggetaler Eisenwerk GmbH, Finnentrop – waren die Arbeiter untergekommen, die Wolff Netter & Jacobi aus Strassburg ins Reich geführt hatten. Jetzt waren sie wieder zur «alten Firma» gestossen, einem Organismus ohne Rumpf, einer «Gruppe», die über keine zentrale Produktionsstätte, sondern nur über Zweigniederlassungen – in Hannover (mit Firmenzusatz: Abt. Verzinkerei), Finnentrop (Abt. Walzwerk und Verzinkerei Finnentrop), Leipzig-Paunsdorf (Abt. Eisenbau Schiege), Bühl (Abt. Stahl- und Wellblechbau Bühl), Meggen (Abt. Christinenhütte), Hausach in Baden (Abt. Walzwerk) und Langschede (Abt. Langscheder Eisenwerk und Verzinkerei) – verfügte und für die Abwicklung des Handelsgeschäfts ein paar Beteiligungsgesellschaften besass (Wolff Netter & Jacobi Werkshandel GmbH, Berlin, «Metallurgia» Eisen- und Stahlhandel GmbH, Berlin, «Metallurgia» Maatschappij vor Iszer- en Metaalindustrie, Den Haag, und 25 Prozent der F. Butzke – Bernhard Joseph AG, Berlin). So kompliziert aber auch das Gefüge der Firma war – sie war zu einem festen Begriff geworden: zum Inbegriff eines Hauses, das sich während eines Jahrhunderts erfolgreich behauptet hatte und verdientermassen an der Aufbaukonjunktur teilnahm.

Das Wachsen ihrer Umsätze von 16 Millionen R-Mark im Geschäftsjahr 1932/33 auf 38 Millionen im Jahre 1935/36 wurde ihr gegönnt. Man hätte die Firma im Jahr des 100jährigen Geschäftsjubiläums (1933) mit Glückwunschanreden bedacht und hätte mit höflicher Teilnahme hingehört, wie der Barde zum Vortrag der Firmengeschichte die Leier hätte aufrauschen lassen, wenn die Gesellschaft ein «arisches» Unternehmen gewesen wäre. Aber nein, gerade die Gruppe Wolff Netter, Jacobi, zu deren Ruhm man von deutschem Fleiss, deutschem Wagemut und deutscher Treue hätte singen und sagen können, war ein jüdisches Unternehmen. Das war fatal, beinahe taktlos, zumal man ihr keinen Verstoß gegen die Honorigkeit kaufmännischen Handelns nachsagen konnte. Nachdem sie noch ein paar Jahre im Schatten des Hakenkreuzes existiert – um nicht zu sagen: floriert – hatte, wurde die Wolff Netter & Jacobi KG a. A. von der Welle der Arisierung erfasst und in die Arme des Mannesmann-Konzerns getragen. In der Mannesmann-Stahlblechbau AG (mit Werken in Berlin-Adlershof, Langschede, Hausach und Strassburg-Königshofen) und der Betriebsabteilung Finnentrop/Sauerland (Platinenwalzwerk, Fein-

blechwalzwerk, Blechverzinkerei, Blechverbleierei, Wellblech- und Pfannenblechfabrik) lebte und lebt die alte jüdische Firma weiter.

Zum grösseren Ruhm der Mannesmannröhren-Werke, die damals ein wahrhaft grossdeutscher Konzern waren.

Das Grossdeutsche lag den Mannesmännern im Blut. Bereits 1890 waren in Wien die Deutsch-Österreichischen Mannesmannröhren-Werke gegründet und mit der Aufgabe bedacht worden, die liquidierte Erzgebirgische Eisen- und Stahlwerks-Gesellschaft in Komotau zu übernehmen. Im Jahre 1905 erwarb die Firma die Majorität der «Röhrenwalzwerk Schönbrunn AG» und wurde im Mai 1908 in die «österreichische Mannesmannröhren-Werke GmbH» umgewandelt. Als solche firmierte sie auch noch, nachdem ihr Sitz 1921 nach dem tschechoslowakischen Komotau verlegt worden war. Nicht lange allerdings. Am 24. Juni 1922 wurde sie in eine Aktiengesellschaft unter der Firma «Mannesmannröhren-Werke AG in Komotau» umgewandelt, an deren Stelle am 1. Juli 1939 die Firma «Mannesmannröhren-Werke Komotau AG» treten sollte.

Das österreichische Töchterlein hatte sich in der Tschechoslowakei zu einer robusten Person mit starken südosteuropäischen Interessen ausgewachsen.

Ausgestattet mit einem Kapital von 60 Millionen Kc – das nach dem deutschen Einmarsch auf 7,2 Millionen R-Mark umgestellt und kurz darauf auf 20 Millionen erhöht wurde –, betrieb die Gesellschaft die Röhrenwerke Komotau und Schönbrunn sowie die Braunkohlengruben Julius-Schacht und Segen-Gottes-Schacht. Mit ihrer Belegschaft von annähernd 3'000 Mann und ihrer Quote von 37,45 Prozent im tschechoslowakischen Röhrenkartell gehörte sie zu den führenden Unternehmen des Landes. (Die Muttergesellschaft beispielsweise war am Verkauf der Röhren-Verband GmbH, Düsseldorf, nur mit 26 Prozent beteiligt.) Aber ihre Bedeutung erschöpfte sich nicht in der eigenen Produktion; darüber hinaus besass sie eine Reihe wertvoller Beteiligungen, die allein schon genügt hätte, sie in die Gruppe der Holdinggesellschaften von Gewicht und Bedeutung einzuordnen.

Beteiligungen der Mannesmannröhren-Werke Komotau AG

Mannesmannröhren- und Eisenhandels AG, Wien, mit Filialen in Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck (1,5 Mill. öS / 100%)

Mannesmannröhren- und Eisenhandels AG, Prag (10 Mill. Kc / 76,4%)

Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, Prag (72 Mill. Kc / 27,1%)

Tiefbautechnik und Maschinenbau AG vorm. Trauzl & Co, Wien (2,1 Mill. öS / 93,2%)

G. Rumpel AG, Bauunternehmung, Wien (100'000 öS / 55%)

G. Rumpel AG für Wasserbau-, Heizungs- und Kanalisationsanlagen, Teplitz-Schönau (5 Mill. Kc / 95,5%)

G. Rumpel AG, Bukarest (10 Mill. Lei / 100%)

G. Rumpel AG, Belgrad (1 Mill. Din / 100%)

Capek & Reichel, Prag (210'000 Kc / 100%)

Nach dem deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei wurde die Beteiligung der Muttergesellschaft an ihrem Tochterunternehmen in Komotau von 85 auf 100 Prozent erhöht, und aus dem Portefeuille der Mannesmannröhren-Werke Komotau wurden einige Beteiligungsgesellschaften herausgenommen.

Der alten Gesellschaft im Sudetengau verblieben: ihre Beteiligung an der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft, die ihr Kapital auf 140 Millionen Kronen erhöht hatte und Hütten- und Walzwerke in Kladno und Königshof, weiterverarbeitende Werke in Libsitz und Pilsen, Erzgruben bei Nutschitz, Kruschna-Hora, Rokytzan und Kuttenberg sowie Steinkohlenbergwerke bei Kladno-Schlan betrieb, ferner die Mannesmannröhren- und Eisenhandels AG, Prag-Brünn (10 Mill. Kc/76,4%) und die neugegründete Mannesmannröhren- und Eisenhandel GmbH, Komotau (1 Mill. R-Mark/100%).

Dagegen wurden die Mannesmann-Trauzl AG, Wien (1,5 Mill. R-Mark/100%), die G. Rumpel AG, Wien (750'000 R-Mark/100%), die G. Rumpel AG, Bukarest, die Capek & Reichel GmbH, Prag (2,5 Mill. Kc/100%), die Böhmisches Montangesellschaft AG, an deren Kapital von 4 Millionen Tschechenkronen die Muttergesellschaft im Jahre 1940 eine 51prozentige Beteiligung erwarb, die Mannesmannröhren- und Eisenhandels AG, Wien (2 Mill. R-Mark/100%) mit der S. Juhasz GmbH, Graz (50'000 R-Mark/100%), und die Eisenwarenhandlung Horak GmbH, Wien (400'000 R-Mark/100%), von der Mannesmannröhren-Werke AG in eigene Regie genommen.

Berücksichtigt man, dass Mannesmann schon 1932 einen Anteil an der Bulgariska Trabna Industria Ag, Sofia, erworben hatte, dass die Konzernspitze sich massgeblich an der «Reprezentata Industriala» Societate Anonima Romana, Bukarest (10 Mill. Lei/60,32%), beteiligt hatte, dass eine Rumpel AG in Belgrad ihren Sitz genommen hatte und dass der Konzern mit der Mannesmannröhrenbau- und Eisenhandel GmbH 1940 auch nach Litzmannstadt, dem alten polnischen Lodz, vorgestossen war, so rundet sich das Bild der Ost- und Südostinteressen, die das grosse Düsseldorfer Unternehmen seit jeher, mit besonderer Sorgfalt aber im Dritten Reich, gepflegt hat.

Aber die Geschichte der Ostexpansion ragt noch weiter bis in die Jahre 1941 und 1942 hinein, obwohl man sie nicht mehr ganz deutlich verfolgen kann.

Immerhin weiss man, dass die Konzernspitze 1941 einen Gewinn- und Verlust-Übernahmevertrag mit der grossen Tochter in Komotau abschloss und die Mehrheit der Metallwalzwerke AG, Mährisch-Ostrau, erwarb (28 Mill. Kc/ mindestens 51%), die ihrerseits sämtliche Aktien der Zinkwalzwerk AG, Waitzen/Ungarn, besass und mit 94 Prozent an der Ostdeutsche Metallwerke AG, Dzieditz/O. S., beteiligt war. Ja, man war in dem Jahr, das die Wende des Krieges im Stalingrad-Kessel brachte, noch so optimistisch in Düsseldorf, dass eine Reihe von Handelslagern im Reichskommissariat Ostland, Ukraine und Generalgouvernement errichtet wurde.

Inzwischen war die raumgreifende Entwicklung auch im Westen weitergegangen. Im Jahre 1939 war die Fusionierung der Stahl- und Walzwerke Grossenbaum AG, der ehemaligen Hahnsche Werke AG, erfolgt, die als «Mannesmannröhren-Werke Abt. Grossenbaum» weitergeführt wurde. Die Beteiligung an der Kronprinz AG, mit der jetzt ein Gewinn- und Verlustübernahmevertrag geschlossen wurde, stieg weiter auf 75 Prozent. 1940 wurde das Werk Buss, das bei Kriegsbeginn stillgelegt worden war, wieder in Betrieb genommen, der Felderbesitz der Zeche «Unser Fritz» erweitert sowie die Walzwerke Strassburg und Lintorfer Walzwerk GmbH gegründet. 1942 endlich erfolgte der Abschluss eines Gewinnabführungsvertrages mit der EMETA Eisen- & Metallverkaufsgesellschaft AG, Luxemburg, die ihre Firma in Mannesmannröhren- und Eisenhandel AG, Luxemburg, änderte.

Kurzum, das curriculum vitae für die Jahre des Dritten Reichs zeigt: zum ersten, dass der Mannesmann-Konzern viel getan, gebaut, erweitert und modernisiert hat, um die Produktionskraft seiner Betriebe zu stärken; zum zweiten, dass er eine keineswegs unersättliche, aber doch eindrucksvolle Expansionspolitik im Altreich, in den südöstlichen Teilen des Grossreichs und über die Grenzen im Osten, Südosten und Westen Grossdeutschlands hinaus getrieben hat, die ihm einen stattlichen Zuwachs an Wirtschaftsmacht und Prestige brachte.

Generaldirektor Wilhelm Zangen – Leiter der Reichsgruppe Industrie und stellvertretender Leiter der Reichswirtschaftskammer – konnte zufrieden sein. Sein Konzern hatte im Dritten Reich nicht zu leiden gehabt. Und er konnte umso zufriedener sein, als die Kräftigung und Erweiterung, die die Wirkungssphäre der Mannesmannröhren-Werke erfahren hatte, ohne nennenswerten Niederschlag in der Bilanz geblieben war.

Wir wissen nicht, in welcher Progression die Mannesmann-Produktion in den zwölf Jahren des Dritten Reichs gewachsen ist. Aus der Gewinn- und Verlustrechnung aber können wir – bis einschliesslich 1940 – die alljährlich gezahlten Arbeitsentgelte ablesen. Da auch der Prozentsatz der Lohnsteigerung bekannt ist, haben wir einige Anhaltspunkte, um die Produktionsentwicklung wenigstens zu schätzen: Die Erzeugung der Mannesmannröhren-Werke AG hat sich im Zeitraum 1933 bis 1938 mindestens verdoppelt und ist bis 1940 um ein weiteres Drittel gewachsen.

In der Bilanz aber hat dieser Gang der Dinge kaum sichtbare Spuren hinterlassen.

Freilich, die Bilanzsumme wuchs; denn mit der steigenden Produktion musste unweigerlich das Umlaufvermögen – namentlich der Bestand an Vorräten und Forderungen – zunehmen, und mit der immer weiter ausgreifenden Expansion musste der Posten Beteiligungen wachsen, wenn auch nicht notwendig in dem Masse, in dem sich ihr wirklicher Wert erhöhte.

Immerhin, das Wachstum der Bilanzsumme – um 18,7 Prozent bis 1938, um 38,3 Prozent bis 1940 und um 69,8 Prozent bis 1943 – blieb weit hinter der

Realität zurück. Verständlicherweise; denn die grossen konstituierenden Bilanzposten hatten keine oder kaum eine Änderung erfahren.

Die Mannesmann-Verwaltung hielt es für richtig, mit dem nämlichen Grundkapital die Steilstrecke der Rüstungskonjunktur zu überwinden, das im Juni 1932 auf rund 160 Millionen R-Mark festgesetzt worden war. Man brauchte kein Geld; es wurde genug verdient. Und wenn im April 1940 auch eine hypothekarisch gesicherte 4½-prozentige Anleihe von 30 Millionen gegeben wurde, so heisst das noch nicht, dass die Kassen des Konzerns gefüllt werden mussten. Ebenso berechtigt, ja, berechtigter ist die Annahme, dass der Kredit aufgenommen wurde, um den Gewinn klein zu halten, der von 1938 bis 1943 zwischen 10 und 11 Millionen schwankte.

Der tiefere Grund aber, der für die Fixierung des Kapitals auf eine bestimmte, unter den Bedingungen der Krise festgestellte Summe sprach, war nicht oder nicht so sehr der Umstand, dass man keine zusätzlichen Mittel brauchte. Er lag tiefer; so tief, dass der Laie ihn nicht zu entdecken vermochte. Der Betriebswirt aber weiss, was der bunte Vogel pfeift: Solange eine Aktiengesellschaft am Betrag ihres Grundkapitals festhält, steht sie nicht unter dem Zwang, den Posten «Anlagevermögen» zu erhöhen. Sie kann dem echt deutschen Hang zur Bildung stiller Reserven folgen.

Sehen wir einmal zu:

Das Grundkapital steht – gewöhnlich, aber nicht immer, als grösste Position – auf der Passivseite der Bilanz, da die Gesellschaft ihren Aktionären in dieser Höhe verpflichtet oder verschuldet ist. Auf der Aktivseite steht, in der Regel wieder als grösster Posten, das Anlagevermögen der Gesellschaft. Nun muss nach dem Gesetz der Gleichung, in dem alle Kunst des Bilanzierens beschlossen ist, die Bilanzsumme auf der einen immer gleich der Bilanzsumme auf der anderen Seite sein: Aktiven und Passiven müssen sich decken. Nehmen die Verbindlichkeiten zu, so wird regelmässig auch das Umlaufvermögen steigen. Wächst das Kapital auf der Passivseite, so wird dem die Zunahme des Anlagevermögens auf der Aktivseite korrespondieren. Natürlich sind da viele Kombinationen möglich. Von grundsätzlicher Bedeutung aber ist, dass eine besonders enge Relation zwischen dem Anlagevermögen auf der linken Seite und dem Kapital auf der rechten Seite der Bilanz besteht: Eine Voraussetzung dafür, das Anlagevermögen trotz riesiger Investitionen auf einen bestimmten Stand zu fixieren und derart «stille Reserven» in bedeutendem Umfang zu bilden, besteht darin, dass man am Grundkapital festhält und jede Chance der Kapitalberichtigung ausschlägt. Laufen dem Bilanzkünstler – denn die Bilanz namentlich der grossen Gesellschaften ist in der Regel ein artistischer Balanceakt von hohen Graden – dennoch die Aktivzahlen weg, so muss er eben die gesetzlichen und freien Rücklagen, vor allem aber die Rückstellungen höher und höher dotieren. So verfahren auch die Mannesmäner; eindrucksvoller, erstaunlicher und ergiebiger aber war der Kraftakt, der ihren Bilanzartisten mit der Bewertung des Anlagevermögens gelang: Im Jahre

1933 stand dieser Sammelposten mit 133,230 Millionen R-Mark (= 100,00) zu Buch; 1938 war er mit 139,011 Millionen (= 104,34), 1940 mit 144,70 Millionen (= 108,61) ausgewiesen, 1943 war er auf 129,313 Millionen (= 97,06) eingeschrumpft: Trotz gewaltiger Investitionen in die Modernisierung und Vergrößerung der Werke war das Anlagevermögen auf dem Höhepunkt des Krieges kleiner, als es im Tiefpunkt der Krise gewesen war (verglichen mit 1932: um 5,75%).

Wahrhaftig, die Manager der Mannesmannröhren-Werke konnten zufrieden sein. Sie hatten nicht nur eine recht fühlbare Expansion ihres Konzerns durchgesetzt, sondern auch den Julisturm der stillen Reserven bis zum Dach gefüllt. Die Masshalteparolen der politischen Führung waren an ihnen vorbeigerauscht. Sie hörten nicht auf dergleichen. Wo es um Geld ging, hörte die Freundschaft auf – auch mit den Herren des Dritten Reichs.

Ähnlich lagen die Dinge bei Krupp, nämlich bei der Fried. Krupp AG, die durch den Führererlass vom 12. November 1943 in eine Firma ganz besonderer Art, in ein «Familienunternehmen», umgewandelt wurde. Wie bei Mannesmann blieb es auch hier während der Friedens- und Kriegsjahre des Dritten Reichs beim gleichen Grundkapital (160 Mill. R-Mark); das Anlagevermögen stieg nur wenig: von 170,593 Millionen R-Mark am 30. September 1933 auf 225,615 Millionen am gleichen Stichtag des Jahres 1942 oder um 32,25 Prozent, obwohl die Belegschaft von 55'722 Seelen im Jahre 1933 nach später veröffentlichten Angaben auf 200'000 «Mann» im Jahre 1943, also auf fast das Vierfache wuchs. Aber ersparen wir es uns, den Vorgang der stillen Reservebildung im Falle Krupp zu untersuchen. Lassen wir auch alles beiseite, was bei den Unternehmen der Vereinigten Stahlwerke geschah. Es wäre zu mühselig, mit vollen Händen das Unkraut der gewerbsmässigen Laudationen auszuraufen, um überhaupt den Zugang zu diesen Gesellschaften und ihren Managern zu finden. Und es würde sich nicht lohnen. Wer ein Exempel begriffen hat, hat die Spezies erkannt.

GROSSDEUTSCHES SCHICKSAL DER GROSSBANKEN

Aber wie steht es mit den Banken, notabene: den Grossbanken? Sie stellen, scheint es, eine terra incognita dar, die das Forschen und Fragen lohnt; denn sie galten ja als die Vertreter des «raffenden Kapitals», die Herren über Millionen in die Fessel der «Zinsknechtschaft» geschlagenen Menschen, der scharfäugigen Kontrolle durch das Regime überantwortet und der geheimen Gegnerschaft gegen das Dritte Reich verdächtig.

Nun, wer der Gratwanderung der grossen Kreditinstitute folgt, die mit Ach und Krach das Krisental überwinden hatten, muss gestehen, dass sie ihre Sache recht gut gemacht hatten. Man sah ihnen nicht an, dass sie Zinsvögte waren; eher hätten sie als Paladine des Reichs gelten können, die in stolzer Bescheidenheit die Dotationen für treu geleistete Dienste entgegengenommen hatten und Jahr für Jahr eine Erweiterung ihres Lehens erhielten.

Wir begegnen da etwa Hermann J. Abs, der, ehe er noch das 36te Lebensjahr vollendet hatte, 1937 als Nachfolger Gustaf Schliepers dem Vorstand der Deutschen Bank beigetreten war. Damals war er noch nicht das Wunderkind unter den deutschen Bankiers gewesen; vier, fünf Jahre später umwehte ihn bereits der Stuyvesant-Duft, der Hauch der grossen, weiten Welt, dem freilich ein guter Schuss rauher, südost-kontinentaler Winde beigemischt war. Er war schon 1941/42 «der grosse Abs»: er trug die Doktorhüte der Universitäten Sofia und Tokio – honoris causa natürlich –, denen sich später die Ehrendokorate der Wirtschaftshochschule Mannheim und der Universität Göttingen hinzugesellen sollten; aber der Dank der *ecolesia militans* und des Vaterlandes standen noch aus. Erst 1950 wurde er zum Ritter des Ordens vom Heiligen Grabe geschlagen und 1953 für würdig befunden, das Grosse Bundesverdienstkreuz mit Stern zu tragen.

Immerhin, der junge Generalkonsul war schon im Kriege der Mann, in dessen zahlreichen Mandaten sich Würde und Macht seiner Bank verkörperten. Man wird einwenden, Abs habe sich hochgeboxt; er habe damals wie heute verstanden, die Ellbogen zu brauchen – besser als mancher andere. Aber 43 Ämter, zwei im Vorstand und 41 in den Kontroll- und Beratungsorganen grosser und grösster Gesellschaften, sind nicht die Beute eines Einzelgängers,

Hermann Josef Abs war 1941/42

Mitglied des Vorstands bei

Böhmische Union-Bank, Prag
Deutsche Bank, Berlin

Vorsitzer des Aufsichtsrats bei

Accumulatoren-Fabrik AG, Berlin
Bergwerksgesellschaft Dahlbusch AG, Gelsenkirchen
Deutsche Überseeische Bank, Berlin
Handel-Maatschappij H. Albert de Bary & Co N. V., Amsterdam
Philipp Holzmann AG, Frankfurt a. M.
Deutsch-Bulgarische Kreditbank, Sofia
Mechanik GmbH-Rochlitz, Leipzig-Wahren
Norddeutsche Lederwerke AG, Berlin
Pittier Werkzeugmaschinenfabrik AG, Leipzig-Wahren
Schlesische Bergwerks- und Hütten AG, Beuthen
Vereinigte Glanzstoff-Fabriken AG, Wuppertal-Elberfeld

Stellv. Vorsitzer des Aufsichtsrats bei

Algemeene Kunstzijde Unie N. V., Arnhem
Banca Commerciale Romana S. A., Bukarest
Creditanstalt-Bankverein, Wien
Deutsch-Asiatische Bank, Schanghai-Berlin
Generalbank Luxemburg AG, Luxemburg
Portland-Cementwerke Heidelberg AG, Heidelberg
N. V. Maatschappij tot Strooveredeling «Sove», Arnhem
Zeiss Ikon AG, Dresden

Mitglied des Aufsichtsrats bei

Allgemeiner Jugoslavischer Bank-Verein AG, Belgrad

Aschaffener Zellstoffwerke AG, Berlin
 Compania Hispano-Americana de Electricidad, Madrid
 Deutsche Libbey-Owens Gesellschaft für maschinelle Glasherstellung AG
 (Delog), Gelsenkirchen
 Deutsche Solvay-Werke AG, Bernburg
 Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG, Berlin
 Dyckerhoff Portland-Zementwerke AG, Amöneburg
 Erft-Bergbau AG, Brüggen/Erft
 I. G.-Farbenindustrie AG, Frankfurt a. M.
 Kontinentale Oel AG, Berlin
 Luxemburger Unionbank Anon. Ges., Luxemburg
 Metallgesellschaft AG, Frankfurt a. M.
 Neunkircher Eisenwerk AG, vorm. Gebr. Stumm, Neunkirchen/Saar
 Rheinisch-Westfälische Boden-Credit-Bank, Köln
 Rheinisch-Westfälisches Elektrizitätswerk AG, Essen
 Gebr. Stumm GmbH, Essen-Borbeck
 Walther-Staubtechnik GmbH, Köln-Delbrück

Mitglied des Verwaltungsrats bei

Böhmisches Union-Bank, Prag
 Compania de Ferrocarriles Sudamericanos Gran Ferrocarril de Venezuela,
 Madrid

Mitglied des Direktionsrats bei

Landesbank für Bosnien und Hercegovina, Sarajewo

Mitglied des Beirats bei

Deutsche Reichsbank, Berlin
 H. F. & Ph. F. Reemtsma, Hamburg-Bahrenfeld

mag er noch so robust sein. Diese Fülle wirtschaftlicher Macht fällt nur dem Mann zu, der als Vertreter einer mächtigen Institution den Wettbewerb aufnimmt. Freilich war er ein starker Mann, dieser Sohn eines reichen und bedeutenden Wirtschaftsjuristen, aber doch nur, weil er der Mann der Deutschen Bank war. Er verdankte seine Durchschlagskraft ganz und gar der institutionellen Macht des grössten deutschen Kreditinstituts.

Die Deutsche Bank hatte die grosse Krise schlecht und recht mit Hilfe schwieriger Finanztransaktionen überstanden und in den Jahren der Bau- und Rüstungskonjunktur viele Bankbeteiligungen und Grundstücksgesellschaften, Hypotheken und Grundstücke versilbert, um ihr Bestehen zu sichern. Der Umschwung begann erst 1938: einerseits mit dem beständig wachsenden Zustrom von Schatzwechseln und unverzinslichen Schatzanweisungen des Reichs, deren Bestand sich von 203 Millionen Ende 1937 auf 4,635 Milliarden Ende 1943 erhöhte, andererseits mit einer Expansion, die alsbald die Grenzen des Grossdeutschen Reichs überschritt.

Es war das erste Jahr der deutschen Siege. Im Frühjahr rückte die Wehrmacht in Österreich ein, im Herbst trugen deutsche Soldaten die Hakenkreuzfahne in den Sudetengau, im November wärmte der braune Mob sich die Hände an brennenden Synagogen: die rechte Zeit für die Deutsche Bank, den Marsch in die grössere Zukunft anzutreten. In Wien erwarb sie ein Viertel der

Aktien der Creditanstalt-Bankverein AG, im Sudetenland wurden die dortigen Filialen der Böhmisches Union-Bank, Prag, und in Berlin die Kundschaft des alten Bankhauses Mendelssohn & Co übernommen, das in Liquidation getreten war.

Das war der Anfang; 1939 ging es weiter.

In diesem Jahr, in dem das Hakenkreuzbanner auf dem Hradschin in Prag und über den Dächern von Warschau aufgezogen wurde, wurden in Bielitz, Krakau, Oderberg/O.S. und Teschen, in Posen und der «Stadt des KdF-Wagens» bei Fallersleben eigene Filialen gegründet, in Memel und Heydekrug das Bankgeschäft der Landschaftsbank übernommen. In Dresden ging der bankgeschäftliche Teil der Firma Philipp Elimeyer an die Berliner Grossbank über. Im Sudetenland übernahm sie zu Brück die Kundschaft der Böhmisches Union-Bank und in einer Reihe weiterer Städte die Filialen der Deutschen Agrar- und Industriebank, Prag. Allmählich kam Schwung in die Expansion. Im Herbst brachte die Deutsche Bank die starke Minorität der Böhmisches Union-Bank an sich, die ihrerseits die Deutsche Agrar- und Industriebank mit Haut und Haaren – das heisst: bis auf deren Niederlassung in Pressburg – geschluckt hatte. Die Pressburger Filiale wurde von der Böhmisches Union-Bank und der Creditanstalt-Bankverein, Wien, zur «Union-Bank, Pressburg» umgewandelt.

Im Jahre 1940 griff die Ausweitung auf den Westen über. In Diedenhofen, Metz, Mülhausen und Strassburg wurden Niederlassungen errichtet; die Beteiligung an der Handelsmaatschappij H. Albert de Bary & Co N. V., Amsterdam, wurde verstärkt und ein grosser Aktienposten der Generalbank Luxemburg AG übernommen. Aber darüber kam der Osten keineswegs zu kurz. Vor allem konnte die Deutsche Bank die Majorität der Böhmisches Union-Bank an sich bringen: Sie besass jetzt $58\frac{2}{3}$ Prozent, die ihr befreundete Creditanstalt-Bankverein AG $33\frac{1}{3}$ Prozent der Union-Bank-Aktien, die ihr zwar niemals eine Dividende einbrachten, sich als Besitztitel an einem Holding-Institut aber als wertvoll erwiesen. Auch war sie in der Lage, ihren Einfluss auf die Banca Commerciala Romana, Bukarest, auszudehnen. Im Übrigen wurde nur noch in Gdingen (Gotenhafen) eine Niederlassung errichtet; dagegen wurde die ober-schlesische Zweigstelle Oderberg geschlossen, die Niederlassung Heydekrug an die Bank der Ostpreussischen Landschaft und die Filiale Krakau an die Creditanstalt-Bankverein AG abgegeben.

Das nächste Jahr (1941) war gekennzeichnet durch siegreiche Feldzüge im Südosten und Osten: Jugoslawien wurde überrannt und Griechenland besetzt, Ante Pavelitsch übernahm, gestützt auf die terroristische Ustascha-Bewegung, die Führung des neugegründeten kroatischen Staats aus der Hand der Eroberer, die deutsche Wehrmacht marschierte in Russland ein, Rumänien eroberte unter Antonescu Bessarabien zurück, Ungarn und Finnland schlugen sich auf die Seite des Reichs, Franco-Spanien stellte Hitler zum Kampf gegen die Sowjet-Union die «Blaue Division» zur Verfügung, und Japan eröffnete mit

dem Angriff auf Pearl Harbour den Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Im Rausch der Sondermeldungen übersah man, dass mit dem Rückzug vor Moskau und dem Eingreifen des amerikanischen Rüstungspotentials die Wende des Krieges sich ankündigte.

Wohlgemut zog auch die Deutsche Bank die Konsequenz aus dem siegreichen Vordringen der deutschen Heere. Ihr Besitz an Aktien der Banca Commerciala Romana wurde auf die Mehrheit aufgerundet. Sie übernahm Beteiligungen an der Bankverein AG, Belgrad, die aus der Jugoslawische Bank-Verein AG hervorgegangen war und sich streng auf das serbische Geschäft beschränkte, sie stieg auch bei der Bankverein für Kroatien AG in Agram ein, belies es aber im Westen bei dem bereits erworbenen Besitzstand, den sie für so gut gesichert hielt, dass sie für einige grössere Niederlassungen in Elsass und Lothringen geeignete, das heisst grössere, Bankgebäude erwarb.

Im nächsten Jahr erwarb die Berliner Grossbank von der Viag 26 Prozent der Creditanstalt-Bankverein-Aktien und erhöhte dadurch ihren Anteil an dem Wiener Kreditinstitut auf 51 Prozent. Immerhin, der Viag verblieb noch die Sperrminorität (26%) an der bedeutendsten Bank der «Ostmark», die sie aber bald in österreichischen Streubesitz überführte.

So war denn die Deutsche Bank praktisch die Herrin im Haus der Creditanstalt-Bankverein AG, die 1865 unter starker Beteiligung der Wiener Rothschilds als «K. K. priv. österreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe» gegründet worden war. Ausgestattet mit einem Kapital von 70,7 Millionen R-Mark war die Wiener Bank ein hochangesehenes und namentlich bei der Industrie gut eingeführtes Institut. Sie hatte zwar bald nach dem deutschen Einmarsch einige industrielle Beteiligungen – so an der Steirische Gussstahlwerke AG, der Kärntnerische Eisen- und Stahlwerks-Gesellschaft, der Feinstahlwerke Traisen AG vorm. Fischer, der Steyr-Daimler-Puch AG, der Maschinen- und Waggon-Fabriks AG in Simmering vorm. H. D. Schmid und der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft – an die Reichswerke «Hermann Göring» abgegeben. Dafür hatte sie sich durch Beteiligungen an ein paar Unternehmen der Steinzeug-, der Papier- und Pappenindustrie, an einer Brückenbau- und einer Handelsgesellschaft schadlos gehalten; vor allem aber hatte sie das Bankgeschäft ausgebaut.

Bereits im Sommer 1938 wurde die Steiermärkische Escompte-Bank, im nächsten Jahr das Bankgeschäft der österreichische Kreditbank AG übernommen. 1940 fiel die Niederlassung Krakau der Deutschen Bank an das Wiener Institut. Die Neuordnung des ehemals jugoslawischen Bankwesens gab der Wiener Bank Gelegenheit, Filialen in Marburg, Cilli, Krainsburg und Veldes zu errichten und sich führend an der Allgemeiner Jugoslawischer Bank-Verein AG, Belgrad, und der Bankverein für Kroatien AG, Agram, zu beteiligen. Der Erweiterung ihres Einflusses nach Osten hin diente schliesslich die Errichtung einer Filiale in Lemberg.

Die Kontrolle, die die grösste deutsche Privatbank über das ost- und süd-

osteuropäische Kreditgeschäft ausübte, hatte so bis 1942/43 eine Dichte gewonnen, die man heute kaum noch vermutet, die aber auch vielen Volksgenossen im Dritten Reich nicht bewusst geworden ist.

Die Deutsche Bank war beteiligt an

Creditanstalt-Bankverein, Wien
 Böhmische Union-Bank AG, Prag
 Allgemeiner Jugoslawischer Bankverein AG, Belgrad
 Bankverein für Kroatien AG, Agram
 Landesbank für Bosnien und Hercegovina, Sarajewo
 Banca Commerciala Romana S. A., Bukarest
 Deutsch-Bulgarische Kreditbank AG, Sofia

Die Creditanstalt-Bankverein AG, Wien, besass Beteiligungen an

Bank für Kärnten AG, Klagenfurt
 Bank für Oberdonau und Salzburg AG, Linz
 Bank für Tirol und Vorarlberg AG, Innsbruck
 Allgemeiner Jugoslawischer Bankverein AG, Belgrad
 Bankverein für Kroatien AG, Agram
 Böhmische Union-Bank AG, Prag
 Union-Bank, Pressburg
 Banca Commerciala Romana S.A., Bukarest
 Deutsch-Bulgarische Kreditbank AG, Sofia

Zu den Beteiligungen der Böhmische Union-Bank AG, Prag, gehörten

Prager Creditbank AG, Prag
 Union-Bank, Pressburg
 Allgemeiner Jugoslawischer Bankverein AG, Belgrad
 Bankverein für Kroatien AG, Agram

Es war schon ein recht stattliches Netz von Niederlassungen, Beteiligungen und Unterbeteiligungen, das der Deutschen Bank in der Gefolgschaft der deutschen Armeen westlich und östlich der alten Reichsgrenzen zugefallen war. Keineswegs gross genug natürlich, um den Verlust an Privatgeschäft, und viel zu klein, um die Beteiligung des Instituts an der Kriegsfinanzierung auszugleichen. Aber dergleichen Ausgleichsbetrachtungen wurden ja damals nicht angestellt. Mit nichts war sicherer zu rechnen als mit dem deutschen Sieg – nicht erst mit dem «Endsieg», das Wort kam erst auf, als es jeden Tag weiter zurückging –, sondern ganz einfach mit dem überwältigenden Sieg der deutschen Waffen, den das blosse Dasein des «grössten Feldherrn aller Zeiten» – erst später sprach man vom «Gröfaz» – dem deutschen Volk garantierte. Nach dem schon greifbar nahe gerückten Sieg würde der Feind gewaltige Tribute leisten, das Reich würde den Banken die Bürde der kurzfristigen Staats-

papiere von den Schultern nehmen, sie würden in höchstem Masse liquide werden; aber unbesorgt: der Aufbau nicht nur der grossdeutschen, sondern der vom Reich beherrschten europäischen Wirtschaft würde gewaltige Kapitalien binden, und die Banken, die bereits vorsorglich jenseits der Grenzen Fuss gefasst hatten, würden die goldene Ernte ihrer unternehmerischen Initiative heimbringen.

Das war die herrschende Konzeption, abgewandelt auf die besondere Lage der Banken, wenigstens in der ersten Hälfte des Krieges. Statt im Schmolliwinkel des besseren Wissens und der integren Moral zu verharren, war es vorteilhafter, mitzumachen oder sich doch den Schein des Mitmachens zu geben. Gute Verbindungen zur Partei konnten nur von Nutzen sein. Und so sehen wir denn, dass der berühmt berüchtigte Professor Dr. Heinrich Hunke in den Vorstand der Deutschen Bank aufgenommen wurde: NSDAP-Mitglied seit 1923, Begründer und Herausgeber der Zeitschrift «Die deutsche Volkswirtschaft», Ministerialdirektor, Ratsherr, Mitglied des Reichstags, Gauwirtschaftsberater Berlin, Wehrwirtschaftsführer, Präsident des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller und des Werberats der Deutschen Wirtschaft, Präsidialmitglied der Südosteuropa-Gesellschaft und vieles andere mehr – ein rechter Tausendsassa, im gleichen Alter stehend wie Hermann J. Abs, ein junger Mann also, von dessen quirliger Energie man vieles erwarten konnte und sicherlich auch erwartet hat. Im Aufsichtsrat dagegen hatte die Würde der wirtschaftlichen Prominenz Platz genommen: Da sassen beispielsweise der erste Manager des Mannesmann-Konzerns, Wilhelm Zangen, Leiter der Reichsgruppe Industrie, und der Vorstandsvorsitzende der Salzdetfurth AG, Rudolf Stahl, stellvertretender Leiter der industriellen Spitzenorganisation, die Wehrwirtschaftsführer Geh. Kommerzienrat Dr. h. c. Hermann Schmitz, Vorstandsvorsitzer der I. G.-Farbenindustrie, Dr. Ing. E. h. Günther Quandt und Philipp Fürchtegott Reemtsma, beide Gründer und Führer mächtiger Konzerne und sie alle gute oder korrekte Nationalsozialisten, Männer, die sich mit den Herren des Dritten Reichs arrangiert hatten. Sie schlugen die Brücke zur Partei, über die, herüber und hinüber, die Wünsche und Anregungen von Politik und Wirtschaft gingen.

Es versteht sich, dass die beiden anderen Grossbanken sich weder im Willen zur Expansion noch in der Kunst des Brückenschlagens von der Deutschen Bank unterscheiden.

Die Dresdner Bank, die 1935 das sächsische Geschäft des jüdischen Bankhauses Gebr. Arnhold übernommen und 1938 das Berliner Geschäft der Privatbank an die ihr nahestehende Firma Hardy & Co GmbH abgegeben hatte, die überdies die starke Beteiligung des Hauses Arnhold an der Bank für Brauindustrie ins eigene Portefeuille genommen und sie gemehrt hatte, hatte schon vor dem Krieg bedeutende Auslandsinteressen gepflegt. Im Osten besass sie Beteiligungen an der Danziger Creditanstalt AG, Danzig, der Litauische Kommerzbank AG, Kowno, der Aktiengesellschaft Libauer Bank, der Socie-

tatea Bancara Romana – Rumänische Bankanstalt, Bukarest, und an der Mercurbank AG, Wien. Im Westen hatte ihr Interesse der Internationale Bodenkreditbank AG, Basel, der Internationalen Bank in Luxemburg und der N. V. Crediet en Handel Maatschappij «Holland» in Amsterdam gegolten.

So war es denn nicht verwunderlich, dass die Kraftwagen der Bank den Spuren der deutschen Panzer folgten, um zur Errichtung zahlreicher Filialen im ehemals polnischen Warthegau und in Ostoberschlesien, im Sudetenland sowie im Reichsprotectorat, im Elsass und in Lothringen rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Überdies besass die Dresdner Bank Ende 1943 im Osten und Südosten: die Länderbank Wien AG, die 1938/39 durch den Zusammenschluss der Mercurbank, Wien, mit der Zivnostenka Banka, Prag, und dem österreichischen Geschäft der Zentraleuropäischen Länderbank in Paris entstanden war; über die Länderbank Wien die Deutsche Handels- und Kreditbank AG, Pressburg, und die Kommerzbank AG, Krakau; ferner die Böhmisches Escompte-Bank und Credit-Anstalt, Prag, die Ostbank AG, Posen, die Handels- und Kreditbank AG, Riga, die Kroatische Landesbank AG, Agram, die Südbank AG (Jugobanka) Belgrad, die Societatea Bancara Romana, Bukarest, die Griechisch-Deutsche Finanzierungs-Gesellschaft AG, Athen; die Wechselstuben-AG Mercur und die Ungarische Allgemeine Creditbank, beide in Budapest; im Westen: die Internationale Bank in Luxemburg, Luxemburg, die Continentale Bank S. A., Brüssel, und die Handelstrust West N. V., Amsterdam.

Freilich, die Dresdner Bank besass diese Institute in der Regel nicht vollständig; in ihrem Portefeuille lagen nur Beteiligungen von wenigen bis zu hundert Prozent. Aber das reichte aus, ihr einen wesentlichen Anteil am Bankgeschäft und solcherart eine Schlüsselstellung in der wirtschaftlichen Erschließung – der Industrialisierung und industriellen Ausbeutung – der «zurückgeführten» und besetzten Gebiete Europas zu sichern.

Der Brückenschlag zur NSDAP, dessen es zur Abstimmung der beiderseitigen Auffassungen. Wünsche und Hoffnungen bedurfte, war mit Fingerspitzengefühl und Vorbedacht vollzogen worden, wie es bei einer Grossbank zu erwarten war.

In den Vorstand war der spektakuläre Professor Dr. Carl Heinrich August Lüer aufgenommen worden.

Lüer, 1897 im hannoverschen Bockenem als Sohn eines Maurermeisters geboren, war ein Selfmademan reinsten Wassers. Er hatte nur die Mittelschule absolviert, war dann in eine kaufmännische Lehre eingetreten und hatte, mehrfach verwundet, von 1915 bis 1918 im Feld gestanden. Nach dem Krieg ging er in den Export, bestand nach Selbststudium unter den erschwerenden Bedingungen, denen der «Externe» unterworfen wird, die Reifeprüfung, absolvierte als Werkstudent sein Studium und promovierte 1924 zum Dr. rer. pol. Dann folgten Jahre der bank- und börsenmännischen Tätigkeit, 1927 Eintritt in die NSDAP, Übernahme ehrenamtlicher Redaktionsämter und Beru-

fung in die Führung der Fachgruppe Industrie der Deutschen Gemeinschaft nationalsozialistischer Wirtschaftsfachleute.

Als Adolf Hitler im Reichskanzlerpalais eingezogen war, liess der Dank der Partei nicht auf sich warten. Im Mai 1933 – noch vor der Vollendung des 36. Lebensjahres – wurde Lür zum Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Frankfurt a. M. ernannt; im Juni zum Treuhänder der Arbeit erhoben; im September als Präsident des Rhein-Mainischen Industrie- und Handelstages berufen; im November in den Reichstag gewählt; im April 1934 mit der Leitung der Hauptgruppe IX (Handel) der Gesamtorganisation der gewerblichen Wirtschaft, der späteren Reichsgruppe Handel, im Mai mit der Führung der Reichsgruppe Industrie, Bezirk Hessen, betraut und im Juli als Honorarprofessor an der Universität Frankfurt zugelassen.

Der ehren- und einkommenschweren Ämter, die dem jungen Geschäftshaber und selbstgestrickten Wirtschaftsführer im Lauf der Jahre zuflogen, waren so viele, dass sie heute kaum aufzuzählen sind. Genug, dass er 1941/42 – inzwischen zum Wehrwirtschaftsführer avanciert – neben dem Vorstandsamt bei der Dresdner Bank die Funktion des Vorstandsvorsitzenden und Betriebsführers bei der Adam Opel AG versah, in zahlreichen Aufsichtsräten sass – so war er Aufsichtsratsvorsitzer bei der Degussa und der Metallgesellschaft – und viele Ehrenämter, darunter auch solche bei der Akademie für Deutsches Recht und der Deutschen Akademie in München, bekleidete.

Er war ein Tausendsassa wie Professor Hunke bei der Deutschen Bank. Ein Mann der eifrig gepflegten und emsig genutzten Beziehungen, so recht der Typ, den eine Grossbank brauchte, um ihre Probleme mit den Machthabern des Dritten Reichs ins Reine zu bringen.

Aber auch in das Kontrollorgan waren Männer kooptiert worden, die geeignet waren, goldene Brücken zwischen Bank und Partei zu bauen. Da sass etwa der Wehrwirtschaftsführer und doppelte Ehrendoktor Friedrich Flick, der sich bei allen jenen des höchsten Ansehens erfreute, die sich auf wirkliche Macht verstanden und sie goutierten; neben dem Wehrwirtschaftsführer Dr. rer. techn. h. c. Dr. Ing. E. h. Heinrich Koppenberg, Vorstandsvorsitzer der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG und der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt e. V., dem Wehrwirtschaftsführer, Gauwirtschaftsberater Hessen und Reichswirtschaftsrichter Wilhelm Avieny, Vorstandsvorsitzer der mächtigen Metallgesellschaft in Frankfurt, dem Gauwirtschaftsberater Thüringen, Staatsrat Dr. Walther Schieber und dem stellvertretenden Gauwirtschaftsberater Berlin Dr. Heinz Heuser, Vorstandsmitglied der Norddeutsche Eiswerke AG, Berlin. In der Tat, mit diesen Herren im Aufsichtsrat hatte die Dresdner Bank nichts zu fürchten, am wenigsten von diesen selbst: den Angehörigen der eigenen Verwaltung, die sich als Aufsichtsräte zunächst für «ihr» Unternehmen verantwortlich fühlten.

Und nun der Benjamin unter den Grossbanken, die Commerzbank Hamburg-Berlin.

Auch dieses Institut war mit einigen Schwierigkeiten und nur mit der Hilfe des Reichs über die Krise gekommen, hatte 1935 begonnen, Dividende zu zahlen (4%) und 1936 die im Besitz des Reichs und der Golddiskontbank liegenden Aktien zurückgekauft. Seit 1937 wurde regelmässig eine Dividende von 6 Prozent ausgeschüttet. An eine Weiterführung der Expansion, die 1932 mit der Übernahme des Barmer Bankvereins abgeschlossen hatte, war freilich nicht zu denken gewesen.

Erst die Errichtung des Grossdeutschen Reichs brachte die Schicksalswende.

Die Commerzbank begann Filialen zu errichten: 1938 in Wien, Reichenberg und Eger, 1939/40 in Kattowitz, Lodz (Litzmannstadt), Posen, Sosnowitz und Krakau, 1940 in Saarbrücken, von wo aus der Gau Westmark mit Lothringen «betreut» werden sollte.

Das neue Feuer, das für die bankwirtschaftliche Durchdringung der besetzten Gebiete erwacht war, aber forderte mehr als Geschäftsstellen. Man brauchte Banken im befreundeten (lies: besetzten) Ausland, um an der Realisierung der Aufbauvision teilzuhaben, für die sich die Grossbanken – allzu gern, wie es scheint – hatten gewinnen lassen. So knüpfte man denn die Beziehungen mit der Rijnsche Handelsbank NV, Amsterdam und Den Haag, wieder an, die nach dem ersten Weltkrieg aufgenommen, später aber fallengelassen worden waren; gründete die Hansabank N. V. – Banque Hanséatique S. A., Brüssel, sowie die Hansabank AG, Riga, Reval und Dorpat, erwarb ein Aktienpaket der Rumänischen Bankanstalt, Bukarest, deren Mehrheit bei der Dresdner Bank lag, übernahm eine kommanditistische Beteiligung bei dem Prager Bankhaus Hasek & Co und sah sich, erfolgreich natürlich, nach Vertretungen in Warschau und Paris um.

Die Männer der Commerzbank, eigentlich recht trockene Gesellen, hatten aber auch einiges dazu getan, dem Glück ein Lächeln abzugewinnen. Sie hatten 1938 den Honorarprofessor und ehemaligen Stadtkämmerer von Berlin (1934-1938) Dr. Karl Hettlage in den Vorstand geholt. Der 36jährige, der etwa im Alter von Abs und Professor Hunke stand – vergessen wir nicht, dass das Berlin des Dritten Reichs von jener napoleonischen Euphorie durchglüht war, die der Blüte und Reife der Jugend zugute kam –, sass damals im Beirat der Industrie- und Handelskammer Berlin, in der Akademie für Deutsches Recht, der Arbeitsgemeinschaft für Finanzwirtschaft und der Zulassungsstelle an der Berliner Börse. Ein vielgewandter Mann, dem sein bedeutendes Fachwissen später zur Stellung des Staatssekretärs im Bundesfinanzministerium verhelfen sollte.

Nun, das stand damals noch in den Sternen. Für die Commerzbank, deren Vorstand er bis 1951 angehörte, stellte er eine wertvolle Verbindung zur Realität des Dritten Reiches dar; überdies verstand er ebenso viel von den Fragen der Finanz wie die jungen Professoren Hunke und Lüer, die für die Deutsche und die Dresdner Bank die Fäden zur Partei spannen.

Wie diese beiden Institute war auch die Commerzbank darauf bedacht, den Aufsichtsrat mit nationalsozialistischem Geist zu durchsäuern. In das Kontroll-

organ wurden kooptiert: der Gauwirtschaftsberater und Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer sowie der Wirtschaftskammer Düsseldorf Dipl. Kaufmann Emeran Amon; der Gauwirtschaftsberater Magdeburg/Anhalt Dr. Walter Jander, Vorstandsmitglied der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau; der Gauwirtschaftsberater Westfalen-Lippe Dipl. Volkswirt Adolf Mittag, Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer Münster, und der Wehrwirtschaftsführer Wilhelm Tengemann, Vorstandsvorsitzer der Bergwerksgesellschaft Hibernia AG und Inhaber zahlloser Ehrenämter, dessen Vater, Dr. Ing. E. h. Ernst Tengemann, gleichfalls Wehrwirtschaftsführer und Vorstandsvorsitzer eines Zechenunternehmens, der zum Flick-Konzern zählenden Essener Steinkohlenbergwerke, war.

Wahrhaftig, das konnte man wirklichkeitsnahe Personalpolitik nennen: jede der drei Grossbanken hatte ihren jungen Professor in den Vorstand geholt, ausnahmslos wendige und aktive Leute, die etwas viel Besseres als theoretischen Sachverstand – den auch, natürlich – mitbrachten: nämlich Beziehungen, intime Verbindungen zu den Leuten, «auf die es ankam». Und jede der drei Grossbanken hatte ihrem Aufsichtsrat den Sauerteig nationalsozialistischer Prominenz beigemischt, die ihre Bewährungsprobe an der wirtschaftspolitischen Front bestanden hatte.

War das nun Zufall, Absicht – wessen Absicht? – oder System gewesen? Hatte die einzigartige Ordnung der Dinge, die wir bei den Grossbanken vorfinden, sich ohne Zwang oder hatte sie sich unter Druck, wenn nicht gar auf Befehl hergestellt? Wir wissen es nicht. Was wir aber wissen, ist dies: die Struktur der Verwaltung, zu der die Grossbanken, ausschliesslich die drei grössten Kreditinstitute, gefunden hatten, entsprach durchaus ihren Interessen. Sie führten die bankmännische Durchdringung der ost- und südosteuropäischen Gebiete, der Niederlande, Belgiens, Luxemburgs und des «zurückgewonnenen Reichslandes Elsass-Lothringen» an. Frankreich und die nordischen Staaten blieben, obwohl besetzt, von dieser Durchdringung ausgenommen, deren klar erkennbares Ziel die Beherrschung des wirtschaftlichen Auf- und Ausbaus nach deutschen Gesichtspunkten, zum Besten des Reiches, war. Es muss dahingestellt bleiben, ob diese Zusammenhänge in den fünf Jahren (1938-1943), in denen sie bestanden, von den Beteiligten mit letzter Klarheit erkannt und erörtert wurden. Wahrscheinlich nicht. Aber sie waren da und machten ihre Dynamik geltend, als deren sichtbares Ergebnis die übereinstimmende Verwaltungsstruktur der drei Grossbanken zutage trat. Bei der Berliner Handelsgesellschaft, einer feinen, aber recht kleinen Grossbank, finden wir wohl eine dauernde Beteiligung an der Banca Chrissoveloni S. A. R., Bukarest, im Portfeuille, aber keinen Vertreter der braunen Prominenz in der Verwaltung. Es sei denn, man nehme Gottfried Dierig, den Vorgänger Wilhelm Zangens als Leiter der Reichsgruppe Industrie, als solchen in Anspruch.

Doch lassen wir's damit genug sein. Die Grossbanken besitzen gewiss die Leuchtkraft eines farbenprächtigen Ornaments im Teppich des Lebens; aber

sie haben niemals in Anspruch genommen, die ganze Wirklichkeit abzubilden. Ihr Schicksal, so interessant es ist, antwortet nicht auf die Frage, wie es der deutschen Wirtschaft im Dritten Reich ergangen ist.

Die mancherlei Zahlenreihen, die über das Wachstum der Industrien, die Verbesserung der Arbeitsmarktlage, das Heranreifen der Vollbeschäftigung, den Ablauf der Investitionstätigkeit und die Entwicklung des Sozialprodukts berichten, geben schon besseren Aufschluss. Aber sie haben den Fehler, dass sie nur bis an die Schwelle des Krieges (1938 oder 1939) heranreichen, und die Schwäche, dass sich aus ihnen nichts ablesen lässt, was die konkrete Entwicklung der Industrien, Banken, Versicherungen etc. erkennen liesse. Man muss schon nach anderen Erkenntnisquellen als den in der amtlichen Statistik gegebenen ausschauen, um ein hinreichend klares Bild der Situation zu gewinnen.

VIEL GELD FÜR KAPITALBERICHTIGUNGEN

Nun, wer sucht, der findet: Wer also will, und wer genug Atem für das Unternehmen hat, kann die Bilanzen der rund 5'000 Aktiengesellschaften, die im Zeitraum 1940 bis 1943 veröffentlicht wurden, daraufhin prüfen, welche Kapitalberichtigungen vorgenommen und aus welchen Quellen sie finanziert wurden. Er wird solcherart ein Bild der Lage vieler Wirtschaftszweige – der Industrie, des Handels, der Kredit- und Versicherungswirtschaft, des Gaststätten- und des Transportwesens – gewinnen, wie es objektiver nicht gegeben werden könnte.

Zunächst eine Vorfrage: Welche Bewandnis hat es mit den Kapitalberichtigungen?

Wie wir wissen, waren Anfang 1934 ein Kapitalanlagegesetz, Ende 1934 und 1937 die Anlagestockgesetze ergangen, die dafür sorgen sollten, dass niemand im Übermass an der Bau- und Rüstungskonjunktur verdiente. Die über sechs oder acht Prozent hinausgehenden Dividenden wurden dem Aktionär nicht ausbezahlt, sondern der Golddiskontbank zugeleitet, die die Überschüsse treuhänderisch in Reichsanleihen anlegte.

Das reichte eine Zeitlang aus; bis sich herausstellte, dass die Gesetze neben den erwünschten, aber recht beschränkten Wirkungen, auch einige unerwünschte Effekte im Gefolge gehabt hatten.

So erliess denn der Ministerrat für die Reichsverteidigung am 12. Juni 1941 eine Verordnung zur Begrenzung der Gewinnausschüttung – Dividendenabgabeverordnung –, die nicht nur eine Verschärfung der Dividendenabschöpfungs-Praxis, sondern auch die Möglichkeit der Kapitalberichtigung brachte. Zu dieser Verordnung, die erst durch Gesetz vom 15. Februar 1952 aufgehoben wurde, schrieb das «Wirtschaftshandbuch 1942» der Frankfurter Zeitung: «Die Berichtigung des Grundkapitals unter Umwandlung offener Rücklagen und stiller Reserven in verantwortliches Kapital soll auf längere Sicht die Bilanzwahrheit, die infolge starker Selbstfinanzierung der industriellen Unter-

nehmungen seit Jahren mehr und mehr zu wünschen übrig liess, verbessern, wenngleich nicht absolut verwirklichen.»

Hören wir, was der heute noch lesenswerte Aufsatz des Handbuchs («Von der Dividendenbegrenzung zur Kapitalberichtigung») aus dem Jahre 1942 im Einzelnen zur Frage der Bilanzwahrheit usw. sagt:

«Unterkapitalisierung im Sinne der Dividendenabgabeverordnung hat sich... in der Tat bei den deutschen Kapitalgesellschaften, insbesondere in den seit 1933 von der Investitionskonjunktur begünstigten Industriezweigen, in einem ungewöhnlich starken Masse herausgebildet. Freilich sind die Grundlagen dazu in vielen Fällen schon früher gelegt worden. Teilweise geht diese Unterkapitalisierung bis auf die Goldmarkbilanzumstellung von 1924/25 zurück. Bei der damaligen Unübersichtlichkeit der wirtschaftlichen Entwicklung und der weltwirtschaftlichen Marktlage, angesichts der damaligen Notwendigkeit für die deutsche Industrie, starke Anstrengungen zur Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit mit ausländischen Konkurrenten zu machen und zu diesem Zweck einen erheblichen Investitionsaufwand für die Anlagemodernisierung zu bestreiten, hielten es viele Verwaltungen für angebracht, bei der damaligen Neubewertung das vorhandene Vermögen vor allem auch die Anlagen niedrig zu bewerten und also möglichst hohe stille Reserven von vornherein zu bilden. Später hat sich freilich herausgestellt, dass von mancher Verwaltung in dieser Beziehung des Guten zuviel getan worden ist. Als bezeichnender Einzelfall sei angeführt, dass jetzt eine Werkzeugmaschinenfabrik es für zweckmässig und gerechtfertigt hielt, durch Kapitalberichtigung zu einer Höhe des Grundkapitals zurückzukehren, wie es vor der Goldbilanzumstellung bestanden hatte. Dazu kamen etwa ein Jahrzehnt später dann die in und nach der Deflationstockung notwendig erscheinenden Sanierungs-Kapitalschnitte. Auch diese haben sich im Lichte der späteren Entwicklung nicht selten als übertrieben scharf herausgestellt, nicht ohne dass übrigen in manchen Fällen auch schon anlässlich der Sanierungen an dem Ausmass solcher Kapitalzusammenlegungen Kritik geübt worden ist. Freilich muss man den Verwaltungen auch in dieser Beziehung in gewissem Sinne zugute halten, dass etwa im Jahre 1932 und noch kurze Zeit danach schwerlich schon das rasche Tempo der deutschen Wirtschaftserholung, des Produktionsaufschwungs und der Verbesserung der Kostenlage vorausgesehen werden konnte. Andererseits wirkte freilich bei allen diesen Gelegenheiten eine unverkennbare, in der deutschen Industrie von jeher recht ausgeprägte *Neigung* mit, *sich zu weitgehend auf ein möglichst reiches Polster stiller Reserven zu stützen*. So ist es also nicht verwunderlich, dass jetzt manche Kapitalberichtigung zu dem Ergebnis einer nachträglichen Rückgängigmachung der Krisenzusammenlegung des Grundkapitals oder doch einer Teilkorrektur führt. Auf breitester Basis haben schliesslich und vor allem die Jahre *seit 1933 bis zum Kriegsausbruch zur Ansammlung stiller Reserven über erhöhte Abschreibungen, vorsorgliche Wertberichtigungen und Rückstellungen und kleinerenteils auch zur Bildung offener Rücklagen beigetragen*.

Die Vollaussnutzung der Anlagen brachte die bekannten Vorteile der *Kosten-degression*. Die tatsächlichen Jahresreinüberschüsse folgten einer mehr oder minder steil aufwärts gerichteten Kurve, in weit geringerem Grade dagegen die in den Handelsbilanzen ausgewiesenen und meist vorweg zurechtgestutzten ‚Reingewinne‘. Nicht nur beanspruchte die öffentliche Hand über die ertragsabhängigen und anderen Steuern einen zunehmenden Anteil von den echten Reingewinnen, sondern die Verwaltungen nutzten die Möglichkeiten innerer Stärkung umso intensiver, je mehr nach und nach neue und teilweise sehr grosse Investitionsaufgaben an sie herangetragen wurden. Die an sich schon vorhandene *Neigung zur Selbstfinanzierung* wurde überdies lange Jahre hindurch von der staatlichen Wirtschaftspolitik stark gefördert, teilweise mittelbar, aber zum guten Teil doch auch ganz bewusst. Mehrere Erwägungen sprachen da mit. Einmal sollte die Dividendenfreudigkeit der Unternehmungen gezügelt werden, das Kapitalanlagegesetz und die Anleihestockgesetze waren der Ausdruck dafür. Durch den Einsatz des öffentlichen Kredits war die Voll- und Höchstbeschäftigung der Industrie ausgelöst worden, der Ertragsnutzen daraus sollte nun auch nicht einseitig den Aktionären zufließen. Eine zurückhaltende Dividendenpolitik wurde indessen auch aus Gründen der Kapitalmarktpolitik gewünscht. Ein schnell sich hebender Dividendenpegel hätte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des breiten Publikums, soweit es sich zur Anlage der Ersparnisse der Wertpapiere bedient, einseitig auf den Aktienmarkt gelenkt und den Rentenmarkt weitgehend dahinter zurücktreten lassen. Das gerade Gegenteil aber lag den staatlichen Kapitalmarktstellen im Sinn. Der Rentenmarkt musste zunächst aus der Krisenmisere gelöst werden, musste gesunden und immer tragfähiger gestaltet werden. Denn das Reich brauchte einen aufnahmefähigen Rentenmarkt für die Konsolidierung der zunächst kurzfristig aufgenommenen Ankurbelungskredite. Zugleich lief dies auf einen weitestgehenden Ausschluss der privaten Wirtschaft vom Emissionsmarkt hinaus. Diese Emissionssperre für die private Wirtschaft wurde lange Zeit durchaus rigoros gehandhabt. Erst mit der Zeit fanden sich die staatlichen Genehmigungsbehörden zu einer Lockerung bereit, aber das doch vornehmlich auch für sehr bedeutende Investitionsaufträge besonderer Art, die eben zumeist das Eigenfinanzierungsvermögen der Unternehmungen überschritten. *Die Emissionssperre* hat also *einen Zwang zur Selbstfinanzierung ausgeübt*. Da es sich überdies bei den Neuinvestitionen mehrfach um ertragswirtschaftlich noch nicht oder nur wenig erprobtes ‚Neuland‘ handelte, waren die betreffenden Gesellschaften auch deshalb von sich aus um eine möglichst hohe Eigenfinanzierungsquote bemüht. Der Zusammenklang aller dieser Tendenzen hat jedenfalls bei vielen Gesellschaften ein *krasses Missverhältnis zwischen dem Nominalkapital und der Gesamtheit der tatsächlich in dem Unternehmen arbeitenden Eigenmittel* herbeigeführt, hat das Grundkapital mehr und mehr als vergleichsweise unterdimensioniert erwiesen.

Zu einer Korrektur solcher Unterkapitalisierungen fehlte bisher praktisch die

Möglichkeit. Das deutsche Steuerrecht, vor allem die Rechtsprechung des Reichsfinanzhofs, hat sich der Ausgabe von Gratisaktien oder Freiateilen aus vorhandenen Reserven, auch wenn diese bereits versteuert waren, entgegen gestellt, indem die Ausgabe von Gratisaktien als Gewinnausschüttung behandelt wird. Einen Ausweg hat hier also erst die Dividendenabgabeverordnung gebahnt, durch Einführung der *Kapitalberichtigung als ein Rechtsgebilde eigener Art* in das deutsche Handels- und Steuerrecht. Durch Kapitalberichtigung können endlich offene Rücklagen und stille Reserven auf das Kapitalkonto überschrieben werden, ohne dass dadurch den Gesellschaften und den Anteilseignern untragbare Steuerbürden aufgelastet werden. Diese Möglichkeit geht jedoch nicht etwa so weit, dass das Vermögen der Kapitalgesellschaften völlig neu bewertet werden könnte. Das ist beispielsweise bei der Aufstellung der Reichsmark-Eröffnungsbilanzen der Gesellschaften in den zurückgegliederten Reichsteilen (Ostmark, Sudetenland, Memelland, Danzig und Ostgebieten) der Fall. Hier kann die Bilanzkontinuität völlig unterbrochen werden. Bei der Kapitalberichtigung stehen dagegen für die Übertragung auf das Kapitalkonto nur ganz bestimmte Beträge zur Verfügung, erfolgt im Wesentlichen nur eine teilweise Wiederannäherung der Handelsbilanz an die Steuerbilanz. Das bedeutet vor allem auch, dass allein stille Reserven der Handelsbilanz für die Berichtigung des Grundkapitals herangezogen werden können, nicht aber stille Reserven der Steuerbilanz. Mag auch die erste Durchführungsverordnung eine gewisse Lockerung dieses Grundsatzes gebracht haben, so ist doch das Prinzip als solches aufrechterhalten geblieben. Auch sind keineswegs sämtliche Reserven dieser Art aus der Handelsbilanz für den Berichtigungszweck freigegeben. Der Gesetzgeber wünschte nicht, dass die Unternehmungen sich von ihren sämtlichen Rücklagen .entblößen¹. Vielmehr läuft die Regelung der Dividendenabgabeverordnung darauf hinaus, dass die erst in allerjüngsten Jahren seit 1939 angesammelten offenen Rücklagen und stillen Reserven, zu deren Bildung vielfach ja auch die Rüstungsaufträge beitrugen, als solche in den Handelsbilanzen verbleiben und nicht mit einer Grundlage der Aufstockung des Grundkapitals abgeben.»

Soweit der Autor des Handbuch-Beitrags, der zum Schluss noch einmal resümiert, «dass nach dem Willen des Reichswirtschaftsministers Funk die Kapitalberichtigung dem Grundsatz nach auch einen Schlussstrich unter das Kapitel übertriebener Selbstfinanzierung der Industrie setzen soll. Die Investitionsfinanzierung soll sich künftig nicht mehr zu stark auf die Preise stützen.»

Das alles ist dem Fachmann geläufig; er kann sich unter dem, was da gesagt wird, etwas vorstellen. Für den Laien bleibt die Sprache des Berichterstatters jenes Chinesisch des Bilanzbuchhalters, das der normale Mensch nicht versteht.

Aber keine Angst, so schwer, wie die Dinge sich zu geben scheinen, sind sie in Wirklichkeit nicht. Auch Buchhalter sind Menschen.

Merken wir uns zunächst: die *Kapitalerhöhung* bietet keine bilanztechni-

sehen Probleme. Der Betrag der Erhöhung steht im Kapitalkonto auf der Passivseite der Bilanz; die einkommenden Geldbeträge fliessen dem Umlaufvermögen zu, das seinen Platz auf der Aktivseite hat. Anders die Kapitalberichtigung aus Eigenmitteln der Gesellschaft, deren Gegenwert in Form junger Aktien an die Aktionäre gelangt und kein neues Geld einbringt. Sie erfolgt in der Weise, dass entweder die stillen oder die offenen Reserven, meist freilich beide, zur Berichtigung herangezogen werden. Stille Reserven werden auf der Vermögens- oder der Aktivseite der Bilanz dadurch gebildet, dass entweder das Anlage- oder das Umlaufvermögen oder das aus Beteiligungen bestehende Vermögen unter ihrem Wert angesetzt werden: das Unternehmen ist mehr wert, als sich aus der Bilanz ablesen lässt. Berichtigt kann nun in der Weise werden, dass die verschiedenen Vermögensteile – sei's einer, seien es alle – höher bewertet werden als zuvor, womit nicht gesagt ist, dass sie mit ihrem wirklichen Wert in die Bilanz eingehen müssen. Immerhin, die Summe der Aktiven wird wachsen, und da die Bilanz immer ausgeglichen, die Aktiv- gleich der Passivseite sein muss, wird man die Differenz zwischen der alten und der neuen Bilanzsumme dem Passivposten «Grundkapital» zuschlagen müssen. Man kann aber sagen: Berichtigung durch Inanspruchnahme der stillen Reserven vergrössert die Bilanzsumme.

Man kann aber auch anders verfahren.

Entnimmt man die Summe, um die man das Kapital berichtigen will, den offenen Reserven – das heisst den freien Rücklagen, den Rückstellungen, die im Hinblick auf künftige Verpflichtungen (oft viel zu gross) gemacht worden sind, den Gewinnvorträgen usw. –, so findet nur eine Verschiebung auf der Passivseite statt, auf der all diese Positionen stehen. Was die Rücklagen, Rückstellungen usw. verlieren, kommt dem Posten «Grundkapital» zugute. Die Bilanzsumme ändert sich nicht; dem mageren Kapitalkonto wurde lediglich das Fett zugeführt, das sich – um es noch einmal zu sagen – auf den offenen Reservekonten der gleichen Bilanzseite gebildet hatte. Mit anderen Worten: Berichtigung durch Beanspruchung der offenen Reserven hat keinen Einfluss auf die Bilanzsumme.

In der Praxis wird es freilich selten dazu kommen, dass nur das eine oder das andere Berichtigungsverfahren gewählt wird. In der Regel nimmt man die stillen und die offenen Reserven in Anspruch; mit der Konsequenz, dass die Bilanzsumme zunimmt, aber weniger wächst als der Betrag der Kapitalberichtigung.

So weit, so gut.

In welchem Zusammenhang aber steht nun die Bilanzwahrheit mit der Eigenfinanzierung, präziser: inwiefern beeinträchtigt die Herstellung der Bilanzwahrheit die Chancen der Eigenfinanzierung.

Auch hierzu ein paar Worte, die den schwerdurchschaubaren Mechanismus der Vorgänge zwar nicht restlos durchleuchten, aber doch in dem Masse aufhellen können, dass der Laie sich etwas vorstellen kann.

Die Mittel der Eigenfinanzierung sind einmal in den offenen Reserven, zum anderen in den Abschreibungen gegeben, die die Wertminderung des Anlagevermögens erfassen. Setzt man den Betrag der offenen Reserven herab oder betreibt man eine Abschreibungspraxis, die den Wertzuwachs des Anlagevermögens offen zutage treten lässt, statt jener anderen, die das ohnehin unterbewertete Anlagevermögen, allen Investitionen zum Trotz, auf dieser fiktiven Höhe festnagelt, so sinken die Mittel der Eigenfinanzierung. Statt aus der eigenen Tasche, sagen wir lieber: aus der Tasche des Kunden – denn der Betrag der Abschreibungen muss ja mit dem Bruttoertrag des Unternehmens hereinkommen –, das heisst «über den Preis» die Mittel zur Betriebsausweitung zu gewinnen, muss man sich an den Kapitalmarkt wenden. In Zeiten, in denen der Staat den absoluten Vorrang seines Bedarfs am Kapitalmarkt behauptet (wie 1933 bis etwa 1938) oder in denen die Potenz des Kapitalmarktes nicht ausreicht (wie in den fünfziger Jahren zum Beispiel), mag ein bisschen Bilanzunwahrheit legitim erscheinen. Der Konsument muss eben den Riemen enger schnallen. In Zeiten dagegen, die man nicht gerade «normal» nennen kann, in solchen jedenfalls, da der Kapitalmarkt über die Massen gut versorgt ist und praktisch keine Arbeitslosigkeit mehr besteht, da die Grundstückspreise die Funktion der legendären Bäume übernommen haben, «in den Himmel» zu wachsen, und das Interesse des kaufkräftigen Publikums sich begierig den Sachwerten zuwendet, ist die industrielle Finanzierung über den Preis, das Festhalten an der Bilanzunwahrheit, gefährlich. Die Herren des Dritten Reichs hatten 1941 ebenso guten Grund, für die Herstellung der Bilanzwahrheit einzutreten, wie die Wirtschaftspolitiker der Bundesrepublik ihn heute hätten. Immerhin waren die Gesetzgeber 1941 loyal genug, die Kapitalberichtigung, die Annäherung an die Bilanzwahrheit, der einzelnen Verwaltung zu überlassen.

Nicht alle Gesellschaften nahmen die Chance wahr, das Mittel der Kapitalberichtigung zu nutzen, um zur grösseren Marktkonformität zurückzukehren. Man kann wohl errechnen – und wir haben errechnet –, wie viel ihrer waren und wie gross ihr Grundkapital am Anfang und am Ende der Berichtigungsperiode war. Aber man begegnet ernsthaften Schwierigkeiten, wenn man es übernimmt, ihren Anteil am Bestand und Kapital aller deutschen Aktiengesellschaften festzustellen.

Indessen, man kann's ja versuchen.

Im Jahre 1940 hatten wir 5'020 Aktiengesellschaften im Reichsgebiet, die (immer Ende des Jahres) mit einem Grundkapital von 21'494 Millionen R-Mark ausgestattet waren. Zur Kapitalberichtigung stellten sich 1'289 Unternehmen mit einem Kapital von 8'921 Millionen R-Mark; das heisst 25,7 Prozent der Zahl mit einem Anteil von 41,5 Prozent an der Kapitalausstattung waren bereit, sich der Prozedur zu unterziehen. Von einer «Berichtigungsperiode» kann streng genommen freilich keine Rede sein; denn der Gesetzgeber hatte der Vornahme der Berichtigung keine zeitliche Grenze gesetzt. Da

nach 1942 aber nur noch ganz wenige Berichtigungen vorgenommen wurden, kann man annehmen, dass dieses Jahresende den Schluss der Berichtigungsperiode markiert: Die 1'289 Gesellschaften, die ihr Kapital auf 13'508 Millionen R-Mark berichtigt hatten, vereinigten in diesem Zeitpunkt 27,3 Prozent der (4'716) deutschen Aktiengesellschaften und 46,5 Prozent aller Grundkapitalien auf sich, deren Nominalwert sich nach Angaben des Statistischen Reichsamts auf 29'061 Millionen errechnet.

Mit diesen Angaben, so vage sie notwendigerweise sind, haben wir wenigstens Anhaltspunkte gewonnen, um Grösse und Bedeutung des Berichtigungsprozesses zu ermessen.

Um es noch einmal zu sagen: Etwa ein Viertel der deutschen Aktiengesellschaften, das nahezu die Hälfte des deutschen Aktienkapitals vertrat, nahm - ausser den Gesellschaften mit beschränkter Haftung und den bergrechtlichen Gesellschaften, die nicht zur Veröffentlichung ihrer Bilanzen verpflichtet sind - am Vorgang der Kapitalberichtigung teil: 1'289 Unternehmen dieser Rechtsform erhöhten *aus eigenen Mitteln* ihr Kapital um 4'587,2 von 8'920,8 auf 13'508,0 Millionen R-Mark und liessen den Nominalbetrag der Berichtigung in Form von Gratisaktien den Anteilseignern zufließen.

Das ist der Tatbestand, von dem wir ausgehen müssen, und dieser Tatbestand ist recht eindrucksvoll: sowohl wenn wir ihn als isoliertes Phänomen nehmen, ihn «an und für sich» zu verstehen suchen, als auch wenn wir in ihm den Index einer grösseren Entwicklung sehen.

Millionen von Volksgenossen hatten nicht wahrgenommen, was in der Wirtschaft vorging. Sie hatten zu beinahe gleichbleibenden Löhnen gearbeitet, an der Werkbank und in der Glut der Hochöfen und Thomasbirnen gestanden, die Kohle gehauen und gefördert, in Ämtern und Büros gesessen, Schule gehalten und Vorlesungen veranstaltet und nicht gewusst, was rings um sie geschah. Die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens, die man sich «schwarz» verschaffen musste - eine Handvoll Kaffee oder Tee, ein Stückchen Feinseife, ein bisschen zusätzliche Butter, ein Fläschchen Milch oder Schnaps, wenn's einmal hoch kam: ein Bündel Spargel oder ein Paar gute Schuhe -, alles, was nach Mass oder Art über die Rationierung hinausging, war unerschwinglich teuer geworden. Das war ihnen wohl bewusst; ebenso, dass die guten Dinge denen zustanden, die sie sich leisten konnten: nicht nur den Grössen der Partei, den Stäben in Etappe und Garnison, den Leuten, die Vertrauensstellungen bekleideten: dem Heer der Nutzniesser, das jede grosse Zeit im Gefolge hat, sondern auch den Geschäftsleuten, der anonymen Armee der Unternehmer, vom Händler bis zum grossindustriellen Manager, in der sich dem schlichten Gemüt «die Wirtschaft» darzustellen pflegt.

Aber ihr Wissen war bis in die Studierstuben der Fachgelehrten (beispielsweise des Frankfurter-Zeitung-Professors Welter) hinein unsystematisch und dumpf geblieben, eher ein dumpfes Ahnen als die klare Einsicht in die Tatsachen, die der gesinnungstreue Volksgenosse nicht einmal wahrhaben wollte.

Dabei hätte man nur um sich zu blicken brauchen, um zu erkennen, was los war. Wer sich die Mühe gemacht hätte – aber wer tat das schon, wer konnte das überhaupt tun?-, die Kapitalberichtigungen der Jahre 1941 bis 1943 systematisch zu erfassen, hätte gesehen, dass die deutsche Wirtschaft – nicht nur die Industrie, sondern auch der Handel, die Kredit- und Versicherungswirtschaft, das Transport- und Gaststättengewerbe u.a.m. – in den heroischen Jahren des Dritten Reichs ein beruhigend-beunruhigendes Fettpolster angesetzt hatte, wie es kaum jemals zuvor geschehen war. Selbst heute, da uns Jahrzehnte von diesen Vorgängen trennen, hat die Wissenschaft sich noch nicht bemüht, Licht in die komplexe Problematik der Wirtschaft im Dritten Reich zu bringen. Aus guten Gründen wahrscheinlich; abgesehen davon, dass das Unternehmen einige Mühe erfordert, die über die Beschwerlichkeit der Routinearbeit weit hinausgeht.

Doch sehen wir uns jetzt einmal das Stück wirtschaftliche Wirklichkeit der heldischen Jahre an, das sich noch rekonstruieren lässt, das Kapitel der Kapitalberichtigungen, die 1941 bis 1943 vorgenommen wurden.

Es wurde schon wiederholt gesagt, dass damals 1'289 Aktiengesellschaften – viel weniger, notabene, als die Zahl der Unternehmen, die dazu in der Lage gewesen wären – ihr Kapital aus eigenen Mitteln um 51,4 Prozent auf 13'508 Millionen Reichsmark erhöhten bzw. «berichtigten». Die «eigenen Mittel», die zu dieser einzigartigen Aktion herhalten mussten, konnten zu rund 98 Prozent, fast vollständig, sollte man meinen, festgestellt werden. Indes – hier meldet sich das erste «aber»: die Summe der Mittel, die zur Berichtigung in Anspruch genommen wurden – insgesamt 4'492,094 Millionen R-Mark –, ist ein rechnerischer Homunkulus, eine Zahl, die in der Retorte, durch Addition von 29 einzelnen Quellen, gewonnen wurde. Das Deckungsverhältnis zwischen den nach Sachgebieten gesonderten Quellen und den Kapitalberichtigungen innerhalb ihres Bereichs bewegt sich in einem Band, das von 83,20 (Bergbau- und Kraftstoffindustrie) bis zu 186,61 Prozent (Metallwaren und verwandte Industriezweige) des Berichtigungsbetrages reicht. Und jede einzelne Quelle ist wieder das Ergebnis einer Addition, das das nämliche Problem wie die Gesamtzahl, das Problem des Durchschnitts, aufwirft. Nur leider, ohne Summenzahlen und Durchschnitte kommen wir nicht aus.

Fragen wir also weiter: Welche Wässerlein flössen zum Strom der eigenen Mittel zusammen, aus dem die Berichtigungen in ihrer Gesamtheit «finanziert» wurden? Dies unsere Antwort: 31,01 Prozent der Eigenmittel wurden durch Zuschreibung zum Anlagevermögen, 5,28 Prozent durch Zuschreibung zum Umlaufvermögen, 23,30 Prozent vornehmlich durch Zuschreibung zu den Beteiligungen gewonnen, 1,12 Prozent stammten aus nicht verteiltem Gewinn (Gewinnvorträgen) und 39,29 Prozent aus der Auflösung offener Reserven (Rücklagen, Rückstellungen usw.). In Summa: Zu etwa drei Fünfteln mussten die stillen, zu zwei Fünfteln die offenen Reserven herhalten, um die Berichtigungsaktion zu tragen. Auf die Bilanzsummen wirkten sich nur jene 60 Pro-

Kapitalberichtigungen 1941-1943¹

Zahl der Gesellschaften		Kapitalberichtigung				Quellen der Kapitalberichtigung in Mill. R-Mark						Kapitalberichtigung zu ... % aus Quellen gedeckt
		von Mill. R-Mark	auf Mill. R-Mark	von Mill. R-Mark	um %	Zuschreibungen zu Anlagen, Maschinen etc.	Zuschreibungen zum Umlaufvermögen	aus Beteiligungen und sonstigen Bilanzposten	auf Gewinnvortrag	Auflösung v. Reserven, Rückstellungen usw.	Insgesamt	
31	Bergbau u. Kraftstoffindustrie	1 374,880	1 965,970	591,090	42,99	188,431 38,28	24,750 5,03	83,441 16,95	0,195 0,04	195,406 39,70	492,223 100 00	83,27
40	Eisenschaffende Ind., Eisen- u. Stahlbau, Giessereien	362,259	576,834	214,575	59,23	53,821 26,88	6,379 3,18	80,360 40,13	2,796 1,40	56,884 28,41	200 240 100 00	93,32
14	Metallindustrie	173,248	299,926	126,678	73,12	39,590 29,33	11,850 8,78	36,662 27,16	0,116 0,09	46,755 34,64	134 973 100 00	106,55
136	Maschinenbau	489,890	800,672	310,782	63,44	142,211 44,86	40,778 12,86	40,884 12,90	4,932 1,56	88,206 27,82	317 011 100 00	102,00
30	Fahrzeugindustrie u. Fahrzeug-Zubehör	224,691	324,387	99,696	44,37	26,419 29,85	0,994 1,12	3,466 3,91	14,435 16,31	43,206 48,81	88 520 100 00	88,79
56	Elektroindustrie	75S,818	1 394,326	635,508	83,75	37,021 5,83	12,060 1,90	427,461 67,34	1,669 0,26	156,578 24,67	634 789 100 00	99,89
7	Feinmechanik u. Optik	21,894	40,771	18,877	86,22	9,450 42,65	7,332 33,10	0,120 0,54	0,321 1,45	4,932 22,26	22,155 100 00	117,37
28	Werkstoffverfeinerung u. verwandte Eisenindustriezweige	36,246	57,456	21,210	58,52	4,277 19,76	0,052 0,24	3,113 14,39	0,185 0,85	14,014 64,76	21 641 100,00	102,03
26	Eisen-, Stahl- u. Blechwaren-Ind.	62,117	137,752	75,635	121,76	40,046 54,72	0,987 1,35	19,205 26,24	0,517 0,71	12,425 16,98	73,180 100,00	96,75
16	Metallwaren u. verwandte Industriezweige	42,920	53,900	10,980	25,58	6,773 33,06	1,724 8,41	1,748 8,53	0,650 3,17	9,595 46,83	20,490 100,00	186,61
65	Steine und Erden, Glas und Keramik	208,901	295,606	86,705	41,51	39,447 43,77	3,612 4,01	7,362 8,17	1,667 1,85	38,042 42,21	90,130 100,00	103,95
42	Bau- u. Grundstücksgesellschaften	95,035	155,389	60,354	63,51	35,773 55,92	3,228 5,05	3,400 5,31	1,114 1,74	20,455 31,98	63,970 100,00	105,99
19	Holzverarbeitende Industrie, Sägewerke	14,950	23,095	8,145	54,48	2,563 30,13	1,107 13,01	0,620 7,29	0,309 3,63	3,908 45,94	8,507 100,00	104,44
102	Chemische Industrie	1 507,294	2 176,786	669,492	44,42	348,973 57,28	47,020 7,72	32,839 5,39	2,657 0,44	177,724 29,17	609,213 100,00	91,00
29	Papier-, Pappen-, Zellstoff- u. Holzstofferzeugung, Papierverarbeitung, Druck, Film	80,040	143,339	63,299	79,08	36,258 51,69	8,514 12,14	1,085 1,55	1,668 2,38	22,614 32,24	70,139 100,00	110,81

29	Leder, Schuhe, Linoleum	85,176	130,452	45,276	53,16	12,401 25,24	7,841 15,96	7,058 14,37	0,473 0,96	21,357 43,47	49,130 700,00	708,5/
172	Textil- u. Bekleidungs-Ind.	465,191	719,564	254,373	54,68	86,062 32,43	14,619 5,51	48,018 18,10	4,117 7,55	112,529 42,41	265,345 700,00	104,31
63	Lebensmittel- u. Getränke-Ind.	158,895	314,039	155,144	97,64	28,187 18,39	3,803 2,48	39,640 25,86	0,403 0,26	81,264 58,07	153,297 700,00	98,81
129	Brauereien und Mälzereien	371,523	552,445	180,918	48,70	89,660 48,15	18,571 9,97	18,117 9,73	1,458 0,78	58,422 31,37	186,228 700,00	102,94
20	Zuckerfabriken	87,665	143,228	55,563	63,38	27,169 46,05	2,327 3,94	3,044 5,16	1,015 1,72	25,444 43,13	58,999 700,00	106,18
16	Spiritus-Industrie	19,850	29,440	9,590	48,31	7,150 71,34	—	0,334 3,33	0,189 7,89	2,350 23,45	10,023 700,00	104,52
45	Handel	144,896	217,836	72,940	50,34	19,516 24,11	0,505 0,62	5,166 6,38	2,134 2,64	53,640 66,25	80,961 700,00	111,00
13	Holding- u. Finanzierungsgesellschaften	263,339	349,686	86,347	32,79	3,319 3,82	1,048 1,21	73,109 84,21	0,138 0,76	9,200 70,60	86,814 100,00	100,54
19	Banken u. Kreditanstalten	199,855	329,505	129,650	64,87	0,028 0,03	4,300 3,81	1,200 7,06	0,280 0,25	106,928 94,85	112,736 700,00	86(95)
9	Treuhand- u. Revisionsgesellschaften	4,270	9,930	5,660	32,55	4,564 76,45	0,039 0,65	0,190 3,78	—	1,177 19,72	5,970 700,00	105,48
53	Energieversorgung	1 293,222	1 734,460	441,238	34,12	81,140 17,31	10,239 2,18	82,569 17,62	0,652 0,14	294,086 62,75	468,686 700,00	106,22
34	Verkehr und Spedition	111,729	169,148	57,419	51,39	16,490 28,53	0,332 0,57	0,607 7,05	0,706 7,22	39,654 68,62	57,789 700,00	100,64
3	Gaststätten- und	5,832	8,914	3,082	52,85	3 300 72,69	—	0,734 16,17	—	0 506 77,75	4 540 700,00	147,31
43	Beherbergungsgewerbe	256,163	353,136	96,973	37,86	3,031 2,90	2,996 2,87	25,168 24,11	5,629 5,39	67,571 64,73	104,395 700,00	107,65
	Versicherungen	256,163	353,136	96,973	37,86	3,031 2,90	2,996 2,87	25,168 24,11	5,629 5,39	67,571 64,73	104,395 700,00	107,65
	<i>dgl. (eingezahltes Kap.)²</i>	<i>165,123</i>	<i>262,676</i>	<i>97,553</i>	<i>59,08</i>	—	—	—	—	—	—	—
1289	Insgesamt ³	8 920,789	13 507,992	4 587,199	51,42	1 393,070 31,01	237,007 5,28	1 046,720 23,30	50,425 1,12	1 764,872 39,29	4 492,094 700,00	97,93
	<i>Insgesamt⁴</i>	<i>8 829,749</i>	<i>13 417,532</i>	<i>4 587,779</i>	<i>51,96</i>	—	—	—	—	—	—	—

¹ Errechnet vom Verfasser.

² Eingezahltes Kapital der Versicherungsgesellschaften.

³ Infolge von Aufrundungen ergibt sich in den Summenzahlen der Kapitalberichtigung eine Unstimmigkeit von 0,004.

⁴ Unter Berücksichtigung von *.

zent der Kapitalberichtigungen aus, die aus den stillen Reserven gedeckt wurden; was auf der Passivseite geschah, die Heranziehung der offenen Reserven, blieb auf die Endsummen ohne Einfluss.

Nun ja, das ist alles ganz schön. Man sieht wenigstens *summa summarum*, wo die Fettpolster sassen, die von der Berichtigung verzehrt oder teilweise aufgezehrt wurden. Der Unterkapitalisierung der Gesellschaften entsprach die Unterbewertung wichtiger Aktivposten, und was dann noch an Grundkapital fehlte, stand in den Rücklagen und Rückstellungen zur Verfügung. Wer sehen wollte, der sah, dass Bilanzzahlen vielfach nur symbolische Bedeutung haben; dass Unternehmen, die klein und mickrig aus der Bilanz herauschauen, realiter hohe Werte repräsentieren können; dass namentlich die deutsche Wirtschaft, soweit sie sich in bilanzierenden Unternehmen darstellte, im Schatten des Hakenkreuzes eine Mastkur absolviert hatte, die sie viel überflüssiges Fett ansetzen liess.

Aber unsere Beobachtungen sind noch allzu sehr von der Blässe der Statistik angekränkelt, um restlos zu überzeugen. Selbst wenn man zu den Fachgruppen hinabsteigt, kehrt ihnen die Farbe des Lebens noch nicht voll zurück. Die Wirklichkeit würden sie erst dann widerspiegeln, wenn man Gesellschaft für Gesellschaft unter die Lupe nähme: diejenigen, die der Anregung des Gesetzgebers gefolgt sind, und jene, die es vorzogen, von einer Kapitalberichtigung abzusehen.

Das ist allerdings nicht möglich; doch können wir einige Beispiele nennen, um den Berichtigungsvorgang ins Licht zu rücken.

In der Fachgruppe Bergbau- und Kraftstoffindustrie zum Beispiel – die Daten können aus unserer Tabelle abgelesen werden – fehlen die zahlreichen Unternehmen des Ruhrbergbaus, die sich die Rechtsform der Gewerkschaft gegeben hatten. Aber es fehlen auch andere. Etwa die Firma Fried. Krupp AG, die ja eine Reihe von Bergwerken besass und an anderen führend beteiligt war. Nun, Krupp hatte sein Kapital nicht berichtigt. Ebenso wenig die grösste Gesellschaft des Steinkohlenbergbaus, die Gelsenkirchener Bergwerks AG, die zum Komplex der Vereinigten Stahlwerke zählte.

Die Frage, warum sie die Berichtigung unterliessen, kann hier noch nicht erörtert werden. Stellen wir einfach den Tatbestand fest und konstatieren wir ferner, dass eine Reihe grosser Gesellschaften die Berichtigungschance wahrnahm.

Die Rheinische Stahlwerke AG, ein reines Zechenunternehmen, nachdem ihre eisenschaffenden Betriebe an die Vereinigten Stahlwerke übergegangen waren, berichtigte ihr Kapital um 20 Prozent oder 30 Millionen auf 180 Millionen R-Mark und gewann die notwendigen Mittel, indem sie 32,415 Millionen dem Anlage- und Beteiligungsvermögen zuschrieb. Zwei Steinkohlenbergwerke und ein Braunkohlenbergwerk, die zur Flick-Gruppe gehörten, waren dem Wink des Gesetzgebers gefolgt: Die Harpener Bergbau AG war von 60 auf 69 Millionen gegangen, wofür sie den Vermögenskonten 9,43 Millionen

zuschrieb; die Essener Steinkohlenbergwerke AG hatte ihr Kapital um 12,6 auf 75,6 Millionen R-Mark erhöht, dem Anlagevermögen aber nur 9,817 Millionen zugeschrieben und den offenen Reserven 370'000 R-Mark entnommen. Die Kapitalerhöhung der Anhaltischen Kohlenwerke um 20,875 auf 104,375 Millionen war aus eigenen Mitteln voll gedeckt worden: der Berichtigungsbetrag wurde auf Heller und Pfennig aus den offenen Reserven gewonnen. Die beträchtliche Kapitalberichtigung endlich der Rheinische AG für Braunkohlenbergbau und Brikettfabrikation (RWE-Konzern) um 48 Millionen oder um 66,67 Prozent auf 120 Millionen R-Mark fand mehr als ihren Ausgleich in Manipulationen auf beiden Seiten der Bilanz. Die Aktiven trugen die grössere Last: 34,683 Millionen wurden dem Anlage-, 4 Millionen dem Umlaufvermögen zugeschrieben. Die offenen Reserven, die bekanntermassen unter den Passiven stehen, gaben 11,577 Millionen R-Mark her, so dass der Berichtigungsbetrag um mehr als zwei Millionen überschritten wurde.

Wie der Bergbau so war auch die eisenschaffende Industrie in ihren Berichtigungen dadurch gekennzeichnet, dass bedeutende Unternehmen – die Vereinigten Stahlwerke, Krupp, Mannesmann samt ihren Konzernwerken etc. – fehlten. Unter den verbleibenden Gesellschaften aber gab es einige, die sich durch spektakuläre Korrekturen des Kapitalkontos auszeichneten. Das eindrucksvollste Beispiel gab die Press- und Walzwerk AG, Düsseldorf-Reisholz, das eiserne Herz der Thyssen-Bornemisza-Gruppe. Die Gesellschaft liess ihr Kapital mit einem Satz von 5,69 auf 22,76 Millionen R-Mark, das heisst auf das Vierfache, springen und deckte den vollen Betrag der Berichtigung aus den offenen Reserven. So ergab sich der kuriose Effekt, dass der rigorose Eingriff in die Bilanzstruktur ohne Rückwirkung auf die Bilanzsumme blieb.

Auch Flick nahm die Gelegenheit wahr, eine gewisse Ordnung in die Hierarchie seiner Besitztümer zu bringen, obgleich er nicht so weit ging, lauthals die Wahrheit über ihren Wert zu sagen. Er berichtigte das Kapital der Mitteldeutsche Stahlwerke AG, Riesa, die durch HV-Beschluss vom 14.5.1943 in eine GmbH umgewandelt wurde, von 28 auf 75 Millionen R-Mark. Die Kapitalerhöhung auf 268 Prozent wurde dadurch bestritten, dass 15 Millionen dem Anlagevermögen, 27 Millionen dem Beteiligungsvermögen zugeschrieben und 5 Millionen den offenen Reserven entnommen wurden. Die Hochofenwerk Lübeck AG nahm an der Berichtigung nicht teil; dagegen wurde das Kapital der Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte in Sulzbach-Rosenberg von 26,25 auf 43,75 Millionen heraufgesetzt und der Berichtigungsbetrag dadurch gewonnen, dass 6 Millionen den offenen Reserven entnommen, 4,8 Millionen dem Anlagevermögen und 6,7 Millionen dem Beteiligungskonto zugeschrieben wurden.

Die Eisen- und Hüttenwerke AG, Köln, um mit diesem Unternehmen des Otto-Wolff-Konzerns zu schliessen, hielt ihre Berichtigung etwa im Rahmen der Maximilianshütte: sie setzte das Kapital um 16,5 von 27,5 auf 44,0 Millionen hinauf; schöpfte dann aber tiefer aus den Bilanzquellen, als vonnöten ge-

wesen wäre. Insgesamt wurden 18,15 Millionen mobilisiert, um die Berichtigung zu decken: 10,986 Millionen R-Mark wurden den verschiedenen Vermögenskonten zugeschrieben, 7,164 Millionen dem Gewinnvortrag und den offenen Reserven entnommen.

In der Metallbranche fällt sogleich ein Konzern auf, der sich – und nicht nur hier – durch seine rigorose Kapitalberichtigung auszeichnet: Die Dürener Metallwerke AG des Quandt-Konzerns verfünffachte ihr Kapital, indem sie es von 4 auf 20 Millionen heraufsetzte. Die Mittel dafür wurden in vollem Umfang durch Zuschreibung zum Anlagevermögen gewonnen. Ein Beweis, wie trügerisch das Bilanzbild bisher gewesen, wie leicht es den Unternehmen gemacht worden war, das Fett, das sie angesetzt hatten, im Korsett der Unterkapitalisierung zu verstecken.

Weniger drastisch konnte der Konzern der Metallgesellschaft verfahren: Die Metallgesellschaft AG berichtigte ihr Kapital von 42 auf 63 Millionen (4-50%), wofür sie 18,3 Millionen aus dem Beteiligungskonto, 2,7 Millionen aus den offenen Reserven gewann. Zwei Monate zuvor war ihr das führende Konzernunternehmen vorausgegangen. Durch Beschluss vom 17.2.1942 hatte die Vereinigte Deutsche Metallwerke AG ihr Kapital auf 62 Millionen verdoppelt und die erforderlichen Mittel dadurch auf die Beine gebracht, dass 8,0 Millionen dem Anlage-, 8,5 Millionen dem Umlaufvermögen zugeschrieben und 14,5 Millionen R-Mark den offenen Reserven entnommen wurden.

Aber auch die grossen Gesellschaften der öffentlichen Hand waren am Reigen der Kapitalberichtigungen beteiligt. Die Bergwerks-Gesellschaft Hibernia AG – wir holen das hier nach – hatte ihr Kapital im Wege der Berichtigung von 250 auf 300 Millionen erhöht; die Vereinigte Aluminium-Werke AG ging mit grösserer Entschiedenheit vor: sie setzte ihr Kapital um 35 Millionen oder 87,5 Prozent von 40 auf 75 Millionen herauf. Wobei sie, was die Finanzierung anlangte, des Guten reichlich zuviel tat. Dem Anlagevermögen wurden 7,127, dem Beteiligungsvermögen 14,861 Millionen zugeschrieben und die offenen Reserven mit 20 Millionen herangezogen, so dass für die Berichtigung fast 7 Millionen mehr mobilisiert wurden, als notwendig gewesen wäre.

Unter den Firmen des Maschinenbaus waren es gerade die kleineren Unternehmen, die zu spektakulären Berichtigungen neigten. Die grösseren Gesellschaften hielten sich eher zurück. Immerhin finden sich auch einige unter ihnen, die ihr Kapital verdoppelten: Die Gesellschaft für Linde's Eismaschinen AG setzte ihr Kapital von 17,133 auf 34,266 Millionen herauf, die Heinrich Lanz AG berichtigte von 18 auf 36 Millionen, die Maschinenfabrik Buckau R. Wolf AG von 10 auf 20 Millionen und die Vereinigte Kugellagerfabriken AG von 30 auf 60 Millionen R-Mark.

Dramatischer geht's dann wieder in der Elektro-Industrie zu. Die Accumulatoren-Fabrik AG (Quandt-Konzern) berichtigte ihr Kapital von 21,25 auf 46,75 Millionen (4- 120%) und gewann die erforderlichen Mittel – 1,675 Millionen mehr als sie brauchte – zu 20,175 Millionen aus Zuschreibungen zum

Anlagevermögen und zum Beteiligungskonto, zu 7 Millionen aus den offenen Reserven. Die AEG verfuhr bescheidener. Sie ging nur um 20 Prozent von 220 auf 264 hinauf. Anders dagegen der Siemens-Konzern. Die Siemens-Halske AG nutzte das steuerbegünstigte Berichtigungsverfahren, um ihr Kapital nahezu zu verdreifachen: es wurde um 260,65 Millionen oder 287,05 Prozent von 139,35 auf 400 Millionen heraufgesetzt. Zuschreibungen zum Beteiligungskonto in beträchtlicher Höhe (212,390 Mill. R-Mark) und Inanspruchnahme der offenen Reserven (70,474 Mill.) gaben mehr Mittel her, als man benötigt hatte. Die Siemens-Schuckertwerke liessen es sein Bewenden bei einer Verdoppelung des Kapitals auf 240 Millionen R-Mark finden, wofür sie die Mittel, überreichlich wie Siemens & Halske, durch Zuschreibung zum Anlagevermögen in Höhe von 131,673 Millionen gewannen. In kleinerem Massstab beteiligten sich noch zwei andere Konzernunternehmen an der Berichtigungsaktion: die Siemens-Planiawerke AG für Kohlefabrikate setzte ihr Kapital von 18 auf 22,5 Millionen herauf (+ 25%), die Siemens-Reiniger-Werke AG ging von 12 auf 18 Millionen (+ 50%).

Die starke Kapitalberichtigung, die für die Eisen-, Stahl- und Blechwaren-Industrie errechnet wurde, ist überwiegend einem Unternehmen zuzurechnen: der zum Quandt-Konzern zählenden Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG – der heutigen Industrierwerke Karlsruhe AG –, die ihr Kapital von 17,5 auf 70 Millionen, auf das Vierfache also, heraufsetzte. Hier waren die Aktiven besonders stark unterbewertet; so dass die Berichtigungsmittel zu 33 Millionen durch Zuschreibung zum Anlagevermögen, zu 17,5 Millionen durch Korrektur des Beteiligungskontos und zu 2,5 Millionen aus den offenen Reserven gewonnen werden konnten. Blicken wir zurück: Dürener Metallwerke, Accumulatoren-Fabrik, Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken – der Quandt-Konzern hat sich ähnlich wie, aber noch stärker als der Flick-Konzern bemüht, das Fett, das er in einem Jahrzehnt des Dritten Reichs angesetzt hatte, in Kapital umzuwandeln. Doch kann man getrost überzeugt sein, dass er des Guten nicht zuviel getan hat.

Was die Situation in der Chemischen Industrie angeht, ist sie wie im Maschinenbau dadurch gekennzeichnet, dass die kleineren Unternehmen die relativ höchsten Berichtigungsquoten aufweisen. So setzte die Berliner Firma Gödecke & Co, Chemische Fabrik AG ihr Kapital von 1,0 auf 4,5 Millionen, die Henkel & Cie AG von 1,0 auf 4,0 Millionen, die Harburger Gummiwaren-Fabrik Phoenix AG von 4,86 auf 12,15 Millionen herauf. Immerhin berichtigte die Continental Gummi-Werke AG das Grundkapital von 34,0 auf 88,4 Millionen (+ 160%), indem sie 23,080 Millionen den offenen Rücklagen entnahm, 26 Millionen dem Umlaufvermögen und 13,480 Millionen dem Anlagevermögen zuschrieb. Auch gab es einige Kapitalverdoppelungen; so bei der Degussa (von 34,0 auf 68,0 Mill. R-Mark), bei der Kalle & Co AG (von 10,0 auf 20,0 Mill.) und bei der Westfälisch-Anhaltische Sprengstoff AG (von 25 auf 50 Mill.). Sehr zurückhaltend war dagegen das weitaus grösste Unterneh-

men der Chemischen Industrie, die I. G.-Farbenindustrie AG. Sie beschied sich dahin, das Kapital im Wege der Berichtigung nur wenig, um 225 Millionen oder 23,94 Prozent auf 1'165,0 Millionen zu erhöhen und die Berichtigung durch Zuschreibung zum Anlagevermögen zu finanzieren. Gut drei Wochen später, am 11. Juli 1942, wurde dann der Beschluss gefasst, eine echte Kapitalerhöhung vorzunehmen, die das Grundkapital auf 1'400 Millionen festsetzte.

Und nun die Banken: Keine der drei Grossbanken sah sich bemüssigt, an der Berichtigungsaktion teilzunehmen. Sie hatten ihrer Meinung nach kein Fett angesetzt. Im Gegenteil, sie brauchten zusätzliches Kapital, hartes Geld, um in den Rahmen der Geschäftserweiterung hineinzuwachsen, die ihnen die letzten Jahre gebracht hatten, und so erhöhte denn die Deutsche Bank schon 1940 ihr Kapital um 30 auf 160 Millionen, die Commerzbank Ende 1941 das ihre um 20 auf 100 Millionen R-Mark. Die Dresdner Bank liess es – ungeachtet der ungeheuren Geschäftsausweitung, die sie erfahren hatte – beim Grundkapital von 150 Millionen, über das sie seit dem 1. Juli 1933 verfügte. Im Gegensatz zu ihnen berichtigte die Industriebank AG ihr Kapital von 100 auf 200 Millionen: ausschliesslich aus den offenen Reserven, die auch bei den Giganten der deutschen Kreditwirtschaft nicht eben gering gewesen sein dürften. Aus Gesellschaftsmitteln erhöhten ferner ihr Kapital: die Bank für Brau-Industrie von 10 auf 15 Millionen (+ 50%), die Deutsche Länderbank AG gleichfalls von 10 auf 15 Millionen (+ 50%), die Dresdner Handelsbank AG von 2,5 auf 3,00 Millionen (+ 20%), die Vereinsbank in Hamburg von 12 auf 14 Millionen (+ 16,67%), die Rheinisch-Westfälische Boden-Credit-Bank von 9,0 auf 10,8 (+ 20%), die Diskont- und Kredit-AG, Berlin, von 2,0 auf 3,0 Millionen (4- 50%) und die Reichs-Kredit-Gesellschaft AG von 40 auf 50 Millionen (+ 25%). So ganz ist die Berichtigungswelle also nicht am Hafen der Banken vorbeigeplutet. Eine kleine, buntgemischte Gesellschaft von öffentlichen und privaten, grossen und kleinen Banken hat sich von ihr ein Stückchen Weg davontragen lassen.

Um schliesslich noch ein paar Unternehmen aus verschiedenen Branchen herauszugreifen, damit das Bild sich abrunde: Die Philipp Holzmann AG (Baugeschäft) verdoppelte ihr Kapital auf 25,80 Millionen und setzte die Berichtigung ins Werk, indem sie dem Anlagevermögen 10,211 und dem Umlaufvermögen 1,525 Millionen zuschrieb, die restlichen 1,164 Millionen aber den offenen Reserven entnahm. Auch die Wayss & Freitag AG berichtigte um 100 Prozent auf 4 Millionen, wofür sie die Bewertung des Anlagevermögens mit dem bekannten Federstrich um 2 Millionen heraufsetzte.

Von den Papier- und Zellstoffabriken seien nur zwei genannt, die sich in der Lage sahen, ihr Kapital zu verdoppeln: Die Natronzellstoff- und Papierfabriken AG, Berlin, setzte das Kapital um 8 auf 16 Millionen herauf und finanzierte die Berichtigung zu 8,590 Millionen aus den offenen Reserven, zu 36'000 R-Mark aus dem Gewinnvortrag und zu 210'000 R-Mark durch Zu-

Schreibung zum Anlagevermögen. Die Zellstofffabrik Waldhof, die die Gelegenheit nutzte, auf 66,50 Millionen zu gehen, brachte die Berichtigungsmittel auf, indem sie das Anlagevermögen um 25,000, das Umlaufvermögen um 8,321 Millionen höher bewertete und dem Gewinnvortrag 1,254, den offenen Reserven 2,000 Millionen entnahm.

Auch in der Fachgruppe Textil- und Bekleidungsindustrie gab es mehr Bewegung, als man vermuten sollte. Das schwäbische Familienunternehmen J. F. Adolff AG setzte sein Kapital von 4 auf 8 Millionen herauf und finanzierte die Berichtigung vornehmlich aus Zuschreibung zum Beteiligungskonto. Die Christian Dierig AG, Langenbielau, damals eine schlesische, heute eine bayerische Familiengesellschaft und damals wie heute das grösste Unternehmen auf dem Gebiet der Baumwollverarbeitung, berichtigte ihr Kapital von 23,5 auf 47,0 Millionen, indem sie 6,234 Millionen dem Anlagevermögen, 12,904 Millionen dem Beteiligungskonto zuschrieb und 512'000 R-Mark dem Gewinnvortrag, 3,850 Millionen den offenen Reserven entnahm. Ein paar kleinere Kammgarnspinnereien verdoppelten oder verdreifachten ihr Kapital. Die Schlesische Zellwolle AG in Hirschberg endlich, ein Geschöpf des ersten Vierjahresplans, ging von 7,5 auf 12,0 Millionen und konnte die Berichtigung voll aus der Höherbewertung des Anlagevermögens decken.

Aus dem weiten Bereich der Lebensmittelindustrie sei nur die (britisch-niederländische) «Margarine-Union» Vereinigte Öl- und Fettwerke AG genannt, die ihr Kapital um 138,79 Prozent von 41,877 auf 100 Millionen heraufsetzte und die Berichtigung dadurch finanzierte, dass sie dem Anlagevermögen 487'000 R-Mark, dem Umlaufvermögen 336'000, dem Beteiligungskonto aber 27,761 Millionen zuschrieb und den offenen Reserven 32,520 Millionen, dem Gewinnvortrag 22'000 R-Mark entnahm.

Unter den Brauereien, um damit zum Schluss zu kommen, sah eine Reihe sich in der Lage, ihr Kapital zu verdoppeln. Beispielsweise die Berliner Kindl-Brauerei AG, die Dortmunder Hansa-Brauerei AG und viele kleinere Unternehmen. Die dem Haus Werhahn nahestehende Wicküler-Küpper-Brauerei AG konnte es sich sogar leisten, ihr Kapital auf 9,6486 Millionen zu verdreifachen: 3,444 Millionen wurden dem Anlagevermögen, 571'000 R-Mark dem Umlaufvermögen und 48'000 R-Mark dem Beteiligungsvermögen gutgeschrieben, 2,369 Millionen R-Mark gaben die offenen Reserven her. Das Fett einer jahrzehntelangen Entwicklung reichte aus, die Berichtigung, zu der man sich erst am 3. März 1943 entschlossen hatte, voll zu decken.

Kapitalberichtigungen, kann man sagen, finden im Allgemeinen in Zeiten hoher Konjunktur statt. Wenn einige Jahre oder ein Jahrzehnt aufstrebender Entwicklung absolviert sind, die Reserven sich aufgefüllt haben, das Anlagevermögen gewachsen ist und die Geschäftstätigkeit sich ausgeweitet hat, entdecken viele Gesellschaften, dass sie unterkapitalisiert sind. Einige schreiten dann zur echten Kapitalerhöhung, was den Vorteil hat, dass ihren Kassen Geld und Aufgeld aus der Abgabe der jungen Aktien zufließt. So taten nach dem

Krieg zum Beispiel die I. G.-Farben-Nachfolger, von denen die Farbwerke Hoechst AG bis 1962 nicht weniger als 10, die Farbenfabriken Bayer und die Badische Anilin- & Soda-Fabrik je fünf Kapitalerhöhungen hinter sich brachten. Andere «berichtigen», das heisst sie erhöhen ihr Kapital aus eigenen Mitteln, wie etwa die Daimler-Benz AG, die das ihre im Jahre 1960 von 72,156 Millionen D-Mark auf 180,388 Millionen und 1961 auf 270,583 Millionen D-Mark heraufsetzte. Sie verzichten auf den Vorteil der Kapitalerhöhung, den der Geldeinnahme; denn sie geben ihre jungen Aktien gratis an die Anteilseigner ab.

Gut, hört man den Einwand, das mag normalerweise, «im Allgemeinen», wie wir gesagt haben, stimmen. Die Kapitalberichtigungen der Jahre 1941

Kurse und Rendite aller Aktien der Berliner Börse 1 928-1943¹

Jahreswende	Papiere Anzahl	Nominalkap. Mill. R-Mark	%	Dividende Mill. R-Mark	Kurs %	Rendite %	Kurswert Mill. R-Mark
1928	828	10 989,8	8,29	910,7	165,99	4,99	18 241,8
1931 ²	725	10 623,3	6,51	691,1	52,61	12,37	5 588,6
1932	659	10 246,4	2,83	289,7	67,67	4,18	6 934,2
1933	597	9 593,1	3,27	313,2	78,58	4,16	7 538,4
1934	561	9 109,2	3,53	322,0	91,44	3,86	8 329,8
1935	501	8 280,9	4,26	352,5	108,83	3,91	9 012,0
1936	489	8 159,1	5,17	422,2	132,55	3,90	10 815,1
1937	478	8 022,4	5,70	457,2	137,19	4,15	11 006,2
1938	469	7 859,6	6,40	503,0	127,90	5,00	10 052,5
1939	468	7 759,3	6,55	508,6	133,41	4,91	10351,7
1940	456	7 548,5	6,60	498,4	173,64	3,80	13 107,2
1941	457	8 113,2	6,38	517,5	174,73	3,65	14 175,9
1942	452	9 927,3	5,35	530,8	161,03	3,32	15 985,6
1943 ³	450	10 334,7	5,25	542,3	159,11	3,30	16 443,3

bis 1943 gehörten aber einem anderen Typus an. Sie waren nicht das Symptom einer überbordenden Konjunktur, sondern sie geschahen kraft Gesetzes. Die Ärmsten mussten zwar nicht, aber sie konnten nicht anders als berichtigen. Der Krieg hatte jedermann an die karg gefüllte Krippe des nationalen Notstands gefesselt. Jeder musste, wenn nicht hungern, so doch sich einteilen. Von Konjunktur konnte nicht die Rede sein. Zu schweigen davon, dass der von Erich Welter formulierte Satz galt: «Wieviel dem einzelnen Volksgenossen vom Ertrag des Kapitals und der Arbeit verbleibt, bestimmt... der Staat.»

¹ Statistisches Handbuch von Deutschland.

² September.

³ Juni.

Nun, sehen wir uns die Dinge einmal an, wie sie wirklich waren: im Lichte der gottlob überlieferten Zahlen, die die Wirklichkeit getreuer abbilden, als dies die Kommentare regierungstrunkener Laudatoren vermögen.

Die deutsche Wirtschaft – die Unternehmen, Unternehmer und Aktionäre, nicht freilich die Lohn- und Gehaltsempfänger – erlebte im Dritten Reich eine echte Konjunktur. So wenigstens muss man aus der Bewegung der Aktienkurse schliessen. Allerdings bieten Effektenkurse keinen absolut schlüssigen Konjunkturindex. Sie sagen nichts darüber aus, wie der individuelle Verbraucher, der Arbeiter, der Angestellte, der Beamte gestellt waren; was sie kaufen und verzehren konnten, welche Wünsche ihnen das schwindende Angebot unbefriedigt liess usw. Nun, das wissen wir ja: die Löhne und Gehälter waren wenig gestiegen, weniger jedenfalls als die Preise der Konsumgüter, die den Käufern auf Karten und Bezugscheine zugeteilt wurden. Die Konjunktur, die ihnen beschieden war, stellte sich dar als Konjunktur der Vollbeschäftigung. Niemand musste fürchten, seinen Arbeitsplatz zu verlieren, niemand, der arbeiten wollte, musste stempeln gehen. Die Kaufkraft des Einzelnen war seit 1933 höchstens stabil geblieben, die Massenkaukraft war enorm gewachsen.

Die wachsende Massenkaukraft und die Deckung des gleichfalls wachsenden Staatsbedarfs trugen die Konjunktur, wie sie sich im Effektenkurs abbildet. Ende des Hochkonjunkturjahres 1928 errechnete sich als Kurs der 838 an der Berliner Börse gehandelten Papiere durchschnittlich 165,99 Prozent des Nominalwerts. Für die 725 Aktien, die im September 1931 an der hauptstädtischen Börse notiert wurden, kommt man auf einen Durchschnittskurs von 52,61 Prozent. Das war der Tiefpunkt der Kursbewegung, die der Entwicklung in Krisenzeiten immer etwas vorauszuweilen pflegt. Das Jahr 1932 schloss wesentlich besser ab, und Ende 1933 wurde für 597 Papiere ein Kursdurchschnitt von 78,58 Prozent erreicht. Im Jahre 1935 überschritt der Kurs wieder den Nominalwert der Aktien; 1936 wurde im Zeichen der Rüstungskonjunktur ein Stand von 132,55, im Jahre 1937 ein Durchschnitt von 137,19 erreicht. Dann folgte ein Rückschlag, aber schon 1939 brachte den Ausgleich. Die Waffen hatten zu sprechen begonnen. Der Kriegsbedarf meldete sich – noch zögernd allerdings –, das Kursniveau stieg auf 133,41. Was dann folgte, war eine Wiederholung des Aufstiegs, den die Entfaltung der Aufrüstung mit sich gebracht hatte. Damals, im Jahre 1936, hatte sich das Durchschnittsniveau der Kurse von 108,83 auf 132,55 Prozent gehoben. Jetzt, da die deutschen Panzer in Holland, Belgien, Frankreich und Dänemark einrollten und Norwegen im Handstreich genommen wurde, sprang der Aktienkurs an der Berliner Börse um 40 Punkte von 133,41 auf 173,64 Prozent. Im Jahre 1941 erreichte die Konjunkturwelle mit 174,73 Prozent den höchsten Stand, in den beiden nächsten Jahren rollte sie wieder zurück auf 161,03 bzw. 159,11 Prozent des Nominalwerts der Aktien.

Der Abschwung der Kursbewegung mitten in einem materialfressenden Krieg, der die Wirtschaft aufs Stärkste beanspruchte, war freilich leicht zu er-

klären. Er war die Folge der Kapitalberichtigung, die die Zahl der beim Publikum liegenden Aktien stark erhöht hatte.

Tatsächlich hatte die Börse präzise oder eher: ziemlich genau auf das Führerwort reagiert, dass am Krieg niemand verdienen dürfe. Wer 100 Aktien (wir rechnen immer mit Stücken zu 1'000 Mark Nennwert) der Deutschen Waffen- und Munitionsanstalt besessen hatte, hielt am Tage vor und nach der Kapitalberichtigung einen Kurswert von 303'000 R-Mark in der Hand, obwohl der Nennwert seines Besitztums sich von 100'000 auf 400'000 R-Mark erhöht hatte. Der Besitzer der Accumulatoren-Aktien schnitt noch schlechter ab. Der Kurswert seines Paketchens – vor der Berichtigung 100, nach der Berichtigung 220 Aktien – sank von 395'500 auf 389'400 R-Mark ab. Bei Quandt hielt man's eben genau mit den Führerworten.

Aber so streng wie hier waren die Sitten nicht überall.

Bei der Harburger Gummiwaren-Fabrik Phoenix AG besaßen die 100 Aktien des Kleinaktionärs am Tage vor der Berichtigung einen Kurswert von 336'000 R-Mark, die 250 Papierchen, die er am Tage danach besaß, einen Wert von 365'000 R-Mark.

Der I.G.-Farben-Aktionär, dessen Paket von 100 auf 124 Aktien gewachsen war, hätte vor der Berichtigung 209'750 R-Mark, nachher aber 215'760 R-Mark an der Börse Erlösen können.

Bei der P. Beiersdorf & Co AG, die auf 100 alte 200 junge Gratisaktien ausgereicht hatte, besaß der beatus possidens vor der Berichtigung einen Kurswert von 420'000, nachher einen solchen von 426'000 R-Mark.

Die J. D. Riedel-E. de Haen AG, eine wohlrenommierte Gesellschaft der chemischen Industrie, die ihr Nennkapital um 25 Prozent heraufgesetzt hatte, erlebte einen solchen Kurseinbruch, dass der Aktionär, der vor der Berichtigung realiter 170'000 R-Mark besessen hatte, nachher «nur» 172'500 R-Mark im Bankdepot liegen hatte.

Aber das sind natürlich nur theoretische Berechnungen. Tatsächlich konnte niemand sein Paket «am Tage nachher» verkaufen, weil die Berechtigungsscheine zum Bezug junger Aktien oder diese selbst noch nicht ausgereicht waren. Bis dahin verging geraume Zeit, Zeit genug, dass der neue Kurswert erheblich steigen konnte.

Immerhin sieht man schon soviel: man darf sich auf die Kursbewegung als Konjunkturindex nicht unbedingt verlassen. Die Kapitalberichtigung hatte einerseits zu einer starken Vermehrung des Nennkapitals, andererseits zu einer fühlbaren Minderung der Kurse geführt. Diese aber begannen auf dem künstlich herabgesetzten Niveau wieder zu wachsen, oft schon am ersten Tag; so dass das Kursniveau *aller* an deutschen Börsen gehandelten Papiere weniger nachgab, als man nach dem Ausmass der zahlreichen Kapitalberichtigungen erwarten sollte. Gleichwohl, die Kurse sanken: 1942 um das beträchtliche Stück von 10,3 Prozent, 1943 noch um das Stücklein von 1,44 Prozent.

Auf diese Kursbewegung konnten diejenigen Kreise – Akademiker, Prak-

tiker und akademisch gebildete Praktiker – hinweisen, denen daran lag, die immer schon, erst recht aber heute geübte Selbstdisziplin der deutschen Wirtschaft in den Himmel zu heben. Wie das Losungswort, dass am Krieg niemand verdienen sollte und dürfe, tatsächlich befolgt worden war, hatte zwar schon der Zwang zur Kapitalberichtigung gezeigt. Die teilweise Beseitigung der Unterkapitalisierung, die Annäherung an die Bilanzwahrheit hatten bereits

Wertsteigerung des Aktienbesitzes im Kriege (1939-1943)¹

Jahresende	Zahl der Papiere	Nennwert des Kapitals je Gesellschaft		Kurswert des Kapitals je Gesellschaft		Kurs %	1939-100
		Mill. R-Mark	1939-100	Mill. R-Mark	1939-100		
1989	468	16,580	100,00	22,119	100,00	133,41	100,00
1940	456	16,554	99,84	28,744	129,95	173,64	130,16
1941	457	17,753	107,07	31,019	140,24	174,73	130,97
1942	452	21,963	132,47	35,366	159,89	161,03	120,70
1943 ²	450	22,966	138,52	36,541	165,20	159,11	119,26

erwiesen, wieviel Fett die Unternehmungen aller Wirtschaftszweige angesetzt hatten. Jetzt liess die Entwicklung an der Börse erkennen, dass die Bilanzsanierung wenig genutzt hatte. Mochten die Kurse auch sinken; die beati possidentes, die Aktien, sachwerthaltige Besitzteile, im Bankdepot liegen hatten, sahen den Kurswert ihrer Kapitalanlagen beständig steigen. Der Zufluss an jungen Gratisaktien war stark genug, um die Kursbewegung zu überspielen. Zwar fiel der Kurs der an der Berliner Börse gehandelten Werte von 174,73 Ende 1941 auf 159,11 Mitte 1943; gleichzeitig aber stieg der Kurswert des Kapitals je Gesellschaft von 31,019 auf 36,541 Millionen. Die Aktionäre konnten zufrieden sein; die Börse hatte die Kriegsentwicklung ihrer Gesellschaft, den Zuwachs an Leistung und Leistungskraft, gebührend honoriert.

Die These vom härenen Asketentum der Unternehmen und Unternehmer trifft also nicht zu. Es wurde verdient, ob Frieden oder Krieg, es wurde sogar gut verdient. Die Gesetze des Markts waren stärker als die Worte des Führers, die Preiskontrollen der Aufsichtsbehörden, der von oben verordnete Dividendenstopp, die Prüfungen der Finanzämter. Die Belastung der Dividenden, die den Normalsatz von 6 Prozent überschritten, durch die Dividendenabgabe wirkte prohibitiv. Sie war (1941) so schroff gestaffelt, dass eine Dividende von 9 Prozent die Abgabe von 7½ Prozent des Kapitals, eine Dividende von 12 Prozent die Abgabe von 24, eine Dividende von 14 Prozent – nichts Aussergewöhnliches für ein florierendes Unternehmen – die Abgabe von 32 Prozent des Kapitals im Gefolge hatte.

¹ Die Tabelle erfasst die an der Berliner Börse gehandelten Werte.

² Juni.

Eine solche Progression der Dividendenstrafen wurde nicht hingenommen. Die Durchschnittsdividende der an der Berliner Börse gehandelten Papiere sank von 6,38 Prozent im Jahre 1941 auf 5,35 bzw. 5,25 Prozent in den beiden nächsten Jahren. Niemand brannte darauf, mehr als die straffrei bleibende Dividende auszuschütten; die Dividendenabgabe war und blieb immer klein und brachte dem Fiskus wenig ein.

Der Aufstieg der Produktions- und Ertragskraft, der den Unternehmen namentlich während des Krieges beschieden war, fand seine Widerspiegelung im Kurswert des Gesellschaftskapitals, der, wie wir gesehen haben, in den drei Jahren von Ende 1939 bis Mitte 1943 um reichlich 65 Prozent stieg. Soweit ist alles klar; die Entwicklung hat sich in überprüfbaren Zahlen niedergeschlagen.

Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn man versucht, das Wachstum der industriellen Leistung und Leistungsfähigkeit zu erfassen; denn dafür liegen seit 1939 keine veröffentlichten Zahlen mehr vor. Mag sein, dass irgendein Amt sich noch mit der Berechnung von Produktionsindizes beschäftigte. Im Dritten Reich wurde ja vielerlei, doch freilich mit wechselnden Ergebnissen berechnet. Publiziert wurden die Zahlen jedenfalls nicht. Sie finden sich nicht in dem streng sekretierten Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, das numeriert, in kleiner Auflage herausgegeben wurde und – laut ausdrücklichem Vermerk – im Panzerschrank aufbewahrt werden musste; sie konnten auch nicht nach Angaben des gleichfalls geheimen Handbuchs der deutschen Aktiengesellschaften geschätzt werden, und man sucht sie vergebens im Statistischen Handbuch von Deutschland 1928-1944, das 1949 vom Länderrat des Amerikanischen Besatzungsgebiets herausgegeben wurde. Wahrscheinlich wurden die industriellen Produktionsindizes, auf die wir noch kommen werden, nur einem winzig kleinen, streng ausgelesenen Personenkreis zugänglich gemacht und als ein Staatsgeheimnis erster Ordnung behandelt. So wollen wir denn versuchen, zunächst einmal auf Umwegen zu dem angestrebten Ziel zu gelangen: zu einem Bild von Leistung und Leistungskraft der deutschen Industrie während des Krieges.

Ein Um- oder eher ein Schleichweg solcher Art bietet sich in den Angaben über Stromerzeugung und Verbrauch in Deutschland an: die Zahlen sind unzuverlässig, sie weichen voneinander ab, einmal wird die Leistungsfähigkeit der ausgebauten Anlagen (in kW), ein andermal die Nennleistung der Antriebsmaschinen (in kW), das dritte Mal die Nennleistung der Stromerzeuger (in kVA) generell als Nennleistung angegeben. Um welche Reihe es sich im konkreten Fall handelt, ist nie ersichtlich, zumal sie unterschiedslos auf kW lauten. Die Vergleichbarkeit der Angaben wird ferner dadurch beeinträchtigt, dass sie bis 1937 nur für das Altreich lauten, seit 1938 aber Österreich, seit 1939 auch das Sudetenland, seit 1940 alle eingegliederten Ost- und Westgebiete einschließen. Am Ende gewinnt man nichts als den ungemein vagen Eindruck der Tendenz, den die Stromdarbietung aufwies; aber auch das reicht

Stromerzeugung und Stromverbrauch 1933-1942 (1943)¹

Jahr	Stromer- insge Mill. kWh	zeugung ² samt 1933-100	Stromver- insge Mill. kWh	brauch ³ samt 1933-100	Gew Mill. kWh	rel. Stromverbr 1933-100	brauch %-Anteil aus Ges.Verbr.	Gew öffentl. Mill. kWh	erbl. Stromver- Werke 1933-100	brauch gedeckt Eigen Mill. kWh	durch anlagen 1933-100	Stromver- brauch in % der Stromer- zeugung
1933	25 655	100,00	23 736	100,00	18 637	100,00	78,52	8 258	700,00	10 379	100,00	55,69
1934	30 662	119,52	28 578	120,40	22 986	123,34	80,43	10 493	126,91	12 493	120,37	54,35
1935	36 710	143,09	34 988	147,40	28 538	153,13	81,57	13 152	159,07	15 386	148,24	53,91
1936	42 487	165,61	40 449	170,41	33 169	177,97	82,00	15 638	189,14	17 531	168,91	52,85
1937	48 969	190,88	46 310	195,10	38 429	206,20	82,98	18 556	224,43	19 873	191,47	51,71
1938	55 333	215,68	54 196	228,33	45 269	242,90	83,53	23 024	278,47	22 245	214,33	49,14
1939	61 380	239,25	61 534	259,24	51 563	276,67	83,80	26 587	321,57	24 976	240,64	48,44
1940	62 964	245,43	66 990	282,23	55 923	300,06	83,48	28 765	347,91	27 158	261,66	48,56
1941	69 999	272,85	75 123	316,49	62 728	336,58	83,50	33 231	401,92	29 497	284,20	47,02
1942	71 500	278,70	79 615	335,42	64 828	347,85	81,43	34 121	412,69	30 707	295,86	47,37
1943	73 943	288,22										

¹ Zusammengestellt und errechnet nach Statist. Handbuch von Deutschland 1928-1944, München 1949.

² Ab 1938 einschliesslich Österreich, ab 1939 auch einschliesslich Sudetenland.

³ Ab 1938 einschliesslich Österreich, ab 1939 auch einschliesslich Sudetenland, ab 1940 ferner einschliesslich der eingegliedert gewesenen West- und Ostgebiete.

schon hin, um ungefähr die Richtung auszumachen, in der die deutsche Industrie sich entwickelte.

Schenkt man den Angaben des Reichslastverteilers Glauben, so stieg die Nennleistung der öffentlichen Elektrizitätswerke in Grossdeutschland von 9,5 Millionen kW Anfang 1940 auf 12,7 Millionen kW Anfang 1944 und weiter auf 13,3 Millionen kW im September 1944. Das wäre ein Leistungszuwachs in vier Jahren um 33,7 und in 4¾ Jahren um 40 Prozent, der zum weit überwiegenden Teil der Industrie zugute kam. Was mit den Grundzahlen gemeint ist, scheint allerdings fraglich. Wahrscheinlich handelt es sich um die «Leistungsfähigkeit der ausgebauten Anlagen»; doch wie dem auch sei, es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Zahlen des Lastverteilers die Progression der Elektrifizierung zutreffend darstellen.

Leider gibt es keine Möglichkeit, die Statistik des Reichslastverteilers nachzuprüfen oder sie nach dem Leistungsvermögen der öffentlichen und der privaten Stromproduzenten aufzuschlüsseln. Wir können nur noch die amtlichen Zahlen der Stromerzeugung und des Stromverbrauchs heranziehen und hoffen, dass sie dem dürftigen Bild, das wir bisher gewonnen haben, ein paar Tupfen aufsetzen.

Allerdings ist es mit den Zahlen, die uns zur Verfügung stehen, ein eigen Ding: sie sind «inkommensurabel», also unvergleichbar, da die Produktionsangaben seit 1938/39 höchstens noch Österreich und das Sudetenland, die Verbrauchszahlen dagegen seit 1939/40 überdies alle Gebiete enthalten, die in gleich welcher Rechtsform einmal dem Gebiet des «Grossdeutschen Reichs» eingegliedert waren. Aber sei's drum. Jedenfalls sieht man, dass sowohl die Erzeugung als auch der Verbrauch, namentlich der gewerbliche Stromverbrauch, in den Friedens- wie in den Kriegsjahren des Dritten Reichs erheblich gestiegen sind.

Das lässt nämlich nicht ohne Weiteres auf ein adäquates Wachstum der Industrie schliessen. Die Rationalisierungsmassnahmen etwa, die die Rüstungsendfertigung von 100 um die Jahreswende 1941/42 auf 300 im Juni/Juli 1944 und die Leistung je Beschäftigten von 100 auf 234 steigerten, schluckten viel Strom. Und ebenso lief der Bedarf der stromintensiven Industrien – der chemischen und der Aluminiumindustrie – dem Durchschnitt der gewerblichen Nachfrage von Jahr zu Jahr weiter davon. Dennoch war die Stromproduktion, will sagen: ihr Wachstum, gross genug, um eine fühlbare Ausweitung der industriellen Tätigkeit zu tragen.

In die nämliche Richtung, dass nämlich die deutsche Wirtschaft während des Krieges ihr Wachstum fortsetzte – weisen auch die Zahlen des Werkzeugmaschinenbestandes in Deutschland. In dem Büchlein «Die deutsche Industrie im Kriege 1939-1945», das Professor Rolf Wagenführ zugeschrieben wird, sind sie nachzulesen: 1935 besass Deutschland 1'245'000 Werkzeugmaschinen, 1938 waren ihrer 1'707'000; 1941 arbeiteten 1'694'000 und 1943, auf dem Höhepunkt der Produktionsentwicklung, 2'100'000 Werkzeugmaschinen in

deutschen Fabriken. Die Experten des britischen Ministeriums für wirtschaftliche Kriegsführung hatten eine verhängnisvolle Fehleinschätzung getan, als sie annahmen, Deutschland habe im Kriegsjahr 1943 nur über 981'000 Werkzeugmaschinen verfügt. Völlig zutreffend folgert Wagenführ aus der Sachlage: «Im Ganzen dürfte trotz aller Beschränkungen die Investitionstätigkeit bis 1943/44 ausgereicht haben, so dass ernsthafte und umfangreiche Engpassbildungen in der Fertigung nicht aufkamen. Wie relativ gering die Kapazitätsanspannung gewesen ist, zeigt die Tatsache, dass praktisch die ganze Industrie auf der Basis des Einschichtensystems gearbeitet hat. Der Leiter des Technischen Amtes Saur hat jedenfalls nach Mitteilung von Kaldor nach dem Kriege geäußert, dass neunzig von hundert aller Arbeiter in der ersten Schicht, 7 v. H. in der zweiten und nur drei v. H. in der dritten Schicht gearbeitet haben.» Wir müssen uns versagen, Einzelheiten über den Strom der Waffen zu nennen, der in bestürzendem Crescendo die Hallen der deutschen Rüstungswerke verliess. Er schwoll bis Ende 1944, in vielen Fällen (Volks- und Sturmgewehre, Maschinenpistolen, Flammenwerfer, Panzerfäuste, Flak- und MP-Munition) bis Februar/März 1945 an. Immerhin sei daran erinnert, dass in den Jahren 1940 bis 1944 insgesamt 8'911'000 Karabiner 98 K, 2'035'000 automatische Infanterie-Waffen, 73'450 Granatwerfer, 94'050 Geschütze (nicht unter 7,5 cm), 24'750 leichte, 31'530 mittelschwere und 7'870 schwere Panzerwagen, 531'500 Flak- und Bordwaffen, 314'400 Lastkraftwagen und 87 760 Zugmaschinen produziert und dass vom 1. September 1939 bis Ende des Krieges 113'515 Flugzeuge, davon 40'593 im Jahre 1944 und 7'540 in den wenigen Kriegsmonaten des Jahres 1945, gebaut wurden. «Dass das, was beim besten Willen nicht mehr zu gehen schien, dann doch gegangen ist, hat man mit Recht als das neueste deutsche Wunder bezeichnet.»

Es scheint, wir Deutschen haben es gern mit dem «Wunder», dem «deutschen Wunder», versteht sich. Aber der Terminus ist falsch. Der zweifellos grosse Rüstungserfolg, der dann schliesslich doch nicht ausreichte, war kein Wunder, sondern die Konsequenz der industriellen Stärke des Reichs, die sich im Krieg erhalten und gemehrt und selbst den Bombenhagel der Jahre 1943 bis 1945 überstanden hat.

Selbstverständlich schnitt unter den grossen Industriegruppen die Abteilung «Rüstungsgerät» am besten ab. Allerdings hielt die Entwicklung in den Jahren 1940/41 den Atem an. Nach dem Siegeslauf in Polen glaubte die Führung, den Sieg schon in der Tasche zu haben. Man glaubte nicht mehr, noch viel Kraft auf die Rüstungsfertigung verwenden zu müssen. Am 14. Oktober 1939 erklärte der Reichswirtschaftsminister Funk in Wien: «Die vorher festgelegten Pläne sind daher jetzt vielfach zu ändern, und zwar in dem Sinne, dass das wirtschaftliche Leben nicht in dem vollen Umfange umgestellt zu werden braucht, wie dies die Mobilmachungspläne vorsahen.» Nun, der Verlauf der Luftschlacht über England und des Feldzuges in Russland, der Operationen in

Afrika und der Invasion im Westen und Süden belehrte die Verantwortlichen eines anderen. Die Rüstungsproduktion sprang in mächtigen Sätzen empor und erreichte in drei Jahren fast das Dreifache dessen, was sie 1940/41 geliefert hatte.

Auch die Grundstoffherzeugung stieg von 1938 bis 1943 unentwegt an, ging 1944 allerdings – infolge von Zerstörungen, Alarmen, Energieausfall und Personalmangel – um 15 Prozent zurück, war aber immer noch um 16,4 Prozent grösser als im Ausgangsjahr 1938.

Die Industrieproduktion nach Gruppen 1938-1944 (1943 = 100)

	Gewichtung	1938	1939	1940	1941	1942	1943	1944
Grundstoffe	23,5	73	80	81	94	94	100,0	85
Rüstungsgerät	31,1	20	25	44	44	64	100,0	125
Bauten	6,4	325	320	208	173	118	100,0	88
Übrige Investitionsgüter	15,5	89	102	97	107	108	100,0	71
Verbrauchsgüter	23,5	110	110	104	106	95	100,0	95
Industrieproduktion insgesamt	100,0	84	89	86	88	89	100,0	98

Die Erzeugung der «übrigen» Investitionsgüter-Industrie, das heisst nach heutigem Sprachgebrauch der gesamten Produktion dieser Art, ungerechnet höchstens jene Gewerbebezüge, deren Erzeugnisse (etwa optische Geräte) direkt in die Rüstung gingen, stieg bis 1942 beständig an. Sie war in diesem Stichjahr um 21,35 und 1943 noch um 12,36 Prozent grösser als 1938. Erst 1944, als die Kraft der deutschen Industrie sich auf die Rüstungsfertigung konzentrierte, wurde das Niveau des Basisjahres unterschritten. Vielfach dadurch, dass traditionelle Stätten der Investitionsgüterherzeugung sich in den Dienst der Rüstung stellten, für die sich's unbeschwerter von Rohstoffbesorgen und lukrativer arbeiten liess, als wenn das alte Fertigungsprogramm beibehalten worden wäre.

Was endlich die Bau- und die Verbrauchsgüter-Industrie anlangt, so liegen die Dinge klar: sie schrumpften ein; wengleich die Konsumgüter-Industrie bei weitem nicht so viel Federn lassen musste, wie Otto Normalverbraucher damals gemeint hat und vielleicht heute noch glaubt. Bei der Verteilung ging es vielleicht doch nicht nach den streng moralischen Grundsätzen zu, die so oft und so nachdrücklich proklamiert wurden: Zuerst halfen die Geschäftsleute einander über die Unbilden der Zeit hinweg, dann kamen die Goldfasanen, um Ernte zu halten, schliesslich stellten die Heimatstäbe sich ein, vom Ober-

gefreiten bis zum General, und ganz zuletzt kamen die Normalverbraucher, unter denen es wieder mehr und minder privilegierte gab.

Das alles aber kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Industrieproduktion in ihrer Gesamtheit in den Jahren 1942 bis 1944 um 5,95 bzw. 19,05 und 16,67 Prozent grösser war als im Basisjahr 1938.

Ein Wunder war das nun freilich nicht und schon gar nicht das «neueste deutsche Wunder», wie Professor Erich Welter gemeint hatte. Aber es war doch recht tröstlich zu sehen, dass die industrielle Potenz des Reichs im Kriege nicht sank, sondern eine deutlich steigende Tendenz zeigte.

DER «FÜHRER» UND ÜBER DEN «FÜHRER» HINAUS

Woher nun kam der Wirtschaft die Kraft, nicht nur sich zu behaupten, sondern unter den Bedingungen des Krieges, der Rohstoffverknappung und des Personalmangels sich weiterzuentwickeln?

Die Antwort gibt Professor Erich Welter in seinem Büchlein «Der Weg der Deutschen Industrie» (Frankfurt 1943), einer eilig und manchmal etwas schlampig geschriebenen laudatio auf die wirtschaftspolitischen Grosstaten des Dritten Reichs. Die «revolutionäre Lösung» des Problems, ein fruchtbares Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft herzustellen, lesen wir etwa, sei es gewesen, «den Unternehmer in seinen Funktionen zu erhalten und doch ganz in den Dienst des Staates zu stellen... Auf der gesamten (!) Linie ist das Bestreben deutlich, den Staat zu entlasten und die Unternehmerinitiative auch für die Aufgaben der Industrielenkung so stark wie möglich einzuschalten.» Ein Stückchen weiter heisst es: «Ein Mann» – Welter geht da vom Beispiel Robert Boschs aus –, «der durch seine Veranlagung dahin geführt wird, seine ganze Kraft auf das eigene Werk zu konzentrieren und nicht rechts und nicht links zu blicken, kann für Volk und Staat ebenfalls ausserordentlich Erspriessliches leisten, und deshalb wird man ihm seine wirtschaftspolitische Enthaltbarkeit keineswegs verübeln. Eines freilich verlangt der neue Staat von allen Industriellen: dass sie seinen Parolen mit aller Kraft Folge leisten, und zwar nicht allein, indem sie passiv die gegebenen Anordnungen korrekt befolgen, sondern indem sie aus eigener Initiative selbstverantwortlich im Sinne der von der Staatsführung gegebenen Direktiven zu handeln streben.»

Ob Welter das wohl wusste? Er sprach mit der Stimme seines Herzens. Nun, er war immer recht wohlunterrichtet gewesen, war es damals und ist es auch heute noch. Ganz ausgeschlossen ist nicht, dass er den einen oder den anderen der Monologe gekannt hat, die Dr. Henry Picker mitstenografiert und als «Hitlers Tischgespräche» der Nachwelt überliefert hat. Im Gespräch Nr. 127 (vom 26.7.1942 mittags) nämlich hatte Hitler gesagt: „Im NS-Staat greife die Staatsverwaltung ganz selbstverständlich in die Interessen jedes Einzelnen ein, wenn dies der Allgemeinheit wegen notwendig sei. Der NS-Staat könne der Privatinitiative deshalb eine viel grössere Freiheit lassen, weil eben der Staat sich jederzeit diese Eingriffsrechte vorbehalten habe. Der Staat solle

aber nicht selbst die Privatwirtschaft in die Hand nehmen, denn das würde zu einer entsetzlichen Verbeamtung und damit Erstarrung der bearbeiteten Gebiete führen. Der NS-Staat müsse im Gegenteil soweit als möglich die Privatinitiative fördern‘.

Das war haargenau dasselbe, was Welter ein paar Monate später schrieb. Und wenn er die intimen Meinungsäußerungen seines Führers nicht gekannt haben sollte – eine Hypothese vom gleichen Wahrscheinlichkeitsgehalt wie die ihr entgegengesetzte –, würde das nur beweisen, dass sein Denken so tief im nationalsozialistischen «Gedankengut» wurzelte, dass er mit verbundenen Augen den schmalen Pfad der Rechtgläubigkeit zu wandeln vermochte.

Doch wie dem auch sei: Die These des grossen Wirtschaftspublizisten – Welter war damals Redakteur der Frankfurter Zeitung wie Honorarprofessor in Frankfurt a. M. und amtiert heute als Professor der Universität Mainz wie als Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung –, die «Überzeugung, dass der Staat der legitime Teilhaber an allen Unternehmungen» sei, dass «er als das Fundament der neuen Wirtschaft... daran kraft eines höheren Rechts» partizipiere, kurzum, dass «Teilhaberschaft des Staates... allumfassend» sei, wurde ihm von der Industrie nicht abgenommen.

«Die zurückblickende, nüchterne Betrachtung der damaligen Vorgänge bei dem Aufbau der Organisation der gewerblichen Wirtschaft», schreibt der Historiker der Reichsgruppe Industrie, Heinz Müller, «kommt nicht an der Erkenntnis vorbei, dass es dem geschickten Verhandeln der Wirtschaft gelungen ist, entgegen der auf eine totale Beherrschung der Wirtschaft und ihrer Organisationen gerichteten Zielsetzung massgeblicher nationalsozialistischer Kreise die Grundlagen für eine wirtschaftliche Selbstverwaltung zu behaupten. Dieser Erfolg ist nur zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass ursprünglich von den nationalsozialistischen Wirtschaftspolitikern einhellig der Grundsatz vertreten wurde, dass in einem vom Führergrundsatz beherrschten nationalsozialistischen Staat kein Raum für eine wirtschaftliche Eigenständigkeit' sei.»

«Zusammenfassend kann festgestellt werden», beschliesst Heinz Müller seinen Aufsatz in dem Standardwerk «Der Weg zum industriellen Spitzenverband», «dass die Reichsgruppe Industrie, unter der tatkräftigen und zielbewussten Leitung von Generaldirektor Zangen... weitgehend dazu beigetragen hat, die ursprünglich beabsichtigte totale Eingliederung der Industrie in den nationalsozialistischen Staatsapparat zugunsten einer echten Selbstverwaltung aufzuhalten. ... Eine Reihe von ihren Mitarbeitern», heisst es weiter, «hat darüber hinaus auf rüstungswirtschaftlichem Gebiet mit anerkanntem Erfolg versucht, auch im letzten Stadium des Krieges dem Unternehmer noch einen echten Wirkungsbereich zu erhalten.»

Bei der Industrie, scheint es, wurde das Wort von der allumfassenden Teilhaberschaft des Staates nicht allzugern gehört. Man distanzierte sich gegenüber dem totalitären Machtanspruch des Staates. Man nahm auch die Neuorganisation der rüstungswirtschaftlichen Lenkungsbehörden, mit der Albert Speer

sich 1942 in sein Ministeramt einführte – die Schaffung der 26 Rüstungskommissionen, der Reichsvereinigungen und Reichsstellen, der Ausschüsse und Ringe im Dienste der Rüstungsendfertigung und der Belieferung der Rüstungsbetriebe –, mit Zurückhaltung auf. Umso mehr, als sie das organisierte Chaos, zu dem das Nebeneinander von Partei-, Staats- und Militärbehörden, von fachlich, regional und hierarchisch gegliederten Verbänden der wirtschaftlichen Selbstverwaltung geführt hatte, keineswegs lichtete, sondern eher vertiefte.

Dafür hatte selbst Hitler den feinen Instinkt des Massenorganisors.

«Er habe die denkbar grössten Bedenken gegen den Zentralismus, den Speer beabsichtige», äusserte er in seinem Mittagsgespräch vom 26. Juli 1942. «Wenn der Zentralismus, den er beim Reichsinnenministerium seit langem bekämpfe, sich ausbreite, dann werde das Reich bestimmt in fünfzig oder hundert Jahren bereits wieder zerfallen. Zwangsläufig ersticke nun einmal jeder Zentralismus die Initiative draussen im Lande. Die wirklich brauchbaren Köpfe, die man in der Reichsverwaltung benötige, könnten sich nur entwickeln und zeigen, wenn das Reich dem Einzelnen – sei er Beamter oder Unternehmer – möglichst weitgehend freie Hand zur Entwicklung eigener Initiative lasse.»

Professor Welter hat Hitlers Tischgespräche wohl doch nicht, oder nicht genau genug, gekannt. Denn was den «Zentralismus» anging, «den Speer beabsichtigte», war er anderer Ansicht als sein Führer. Er hielt ihn für ausgezeichnet; für das beste Instrument der Wirtschaftslenkung – wenigstens für die Dauer des Krieges. Später, wenn «das zur Führung berufene» deutsche Volk die Aufgabe auf die Schultern nehmen würde, Europa die Neuordnung seiner Wirtschaft zu verpassen, würde man sehen. Dann mochte «der deutsche Vierjahresplan... in entsprechend abgewandelter Form eine europäische Neuauflage erfahren. Denn der Satz, dass es keine Rolle spielt, ob man für Güter, die über Sein oder Nichtsein entscheiden, etwas mehr oder weniger bezahlt, gilt nicht nur für ein einzelnes Land, sondern auch für den ganzen Erdteil.»

Heute und hier jedenfalls bildeten Speers Reichsvereinigungen, Ausschüsse und Ringe das beste Instrumentarium, um die Probleme der Rüstungswirtschaft zu bewältigen.

Was die «Neuordnung Europas» angeht, so hatte sie schon begonnen. Der arische Merkur hatte den Boden Österreichs, der Tschechoslowakei, Polens, Jugoslawiens, Rumäniens und Griechenlands, Elsass-Lothringens und der späteren Beneluxländer bereits betreten und da und dort sogar Spuren hinterlassen. Auch die Organisationen der wirtschaftlichen Selbstverwaltung hatten sich des Problems angenommen. «Die wirtschaftliche Neuordnung Europas», so Heinz Müller, «stellte der Reichsgruppe Industrie die neue Aufgabe der Beratung und Betreuung des deutschen Teiles internationaler marktregelnder Verbände.»

Im Punkt der wirtschaftlichen «Durchdringung Europas» also bestand der

nämliche consensus zwischen Staat und Wirtschaft, der im ersten Weltkrieg gewaltet hatte. Der anderen Frage gegenüber, ob es beamteten und nichtbeamteten Organisatoren gelungen sei, den chaotischen Dschungel der Rüstungswirtschaft zu durchforsten, herrschte nicht einmal Skepsis, sondern im Gegensatz zu den wirtschaftspolitischen Schreibtischstrategen – die tiefe Überzeugung, dass alle Kunst versagt habe und dass der Unternehmer zusehen müsse, nicht etwa den auf ihn einwirkenden Lenkungsmaßnahmen nachzukommen, sondern sie nach besten Kräften zu umgehen.

«Die Grundidee, aus den Kräften der Industrie die fertigungsnahen Ausschüsse und Ringe aufzubauen, war richtig», urteilt rückblickend der Autor des Büchleins über die deutsche Industrie im Kriege. «Man schuf jedoch diese Organisation, ohne die bereits bestehenden Organisationen aufzulösen. Neben den Ausschüssen und Ringen bestanden die Wirtschaftsgruppen mit all ihren fachlich (und nicht fertigungsmässig) gegliederten Untergruppen weiter. Viele Betriebe gehörten wegen der Vielzahl der bei ihnen liegenden Fertigungen einer zweistelligen Zahl von Ausschüssen und Ringen an, sie waren aber gleichzeitig noch mehreren Wirtschaftsgruppen, Fachgruppen und Fachuntergruppen angeschlossen. So streute sich, um nur ein Beispiel zu nennen, die Fertigung des Hauptausschusses Munition auf Betriebe, die 18 verschiedenen Wirtschaftsgruppen angehörten, und umgekehrt spalteten sich die Mitgliedsfirmen der Wirtschaftsgruppe Eisen-, Stahl- und Blechwaren auf neun verschiedene Ausschuss- bzw. Ringbereiche. Hinzu kam bei den Wirtschaftsgruppen der berühmte «Organisationsstopp» von Anfang des Krieges, demzufolge alle Betriebe Mitglieder der gleichen Gruppe blieben, der sie Herbst 1939 angehört hatten. Pianofabriken, die nun zum Beispiel Munitionspackgefässe erzeugten, wurden nach wie vor in der Sparte Musikinstrumente geführt, eine jetzt Munition fabrizierende Schokoladenfabrik galt weiter als der Sparte Süsswarenindustrie zugehörig, und Uhrenfabriken mit Zünderfertigung zählten nach wie vor zur Uhrenindustrie. Dass unter diesen Umständen die statistische Dokumentation – die die Grundlage jeder Lenkung und Planung bildete – entscheidende Mängel aufweisen musste, war klar.

Aber auch die Ausschüsse und Ringe ihrerseits, zunächst als kleine technische Gremien gedacht, liessen an Organisationsfreudigkeit nichts zu wünschen übrig. Der Umbau hat bis in die letzten Kriegsmonate unvermindert angehalten – ein wirklich zutreffendes Bild zu geben, war unmöglich, weil die laufenden Informationen, kaum gegeben, schon wieder überholt waren. Viele Betriebe wussten nicht, ob sie überhaupt zu einem Ausschuss oder Ring gehörten, und umgekehrt gab es nur wenig Ausschüsse und Ringe, die den Kreis ihrer Mitgliedsfirmen wirklich voll übersahen und dementsprechend lenken konnten. Soweit die Ausschuss- und Ringorganisation an bereits vorhandene Gebilde anknüpfen konnte (Maschinenbau, Feinmechanik-Optik z.B.), kamen leistungsfähige Lenkungsinstrumente zustande; in anderen, nicht seltenen Fällen überzog die Stärke der Faust die des Hirns.

Vor allem aber war das Organisationsprinzip innerhalb der Ausschüsse und Ringe nicht einheitlich durchgeführt. Nach den oben dargelegten Grundsätzen sollten die Ausschüsse die Betriebe der Rüstung und Fertigung zusammenfassen, die Ringe hingegen die *Zulieferbetriebe*. Jeder Ausschuss mit Zulieferbedarf hätte dann mit dem entsprechenden Ring in Verbindung treten müssen, und der Ring seinerseits wäre in die Lage versetzt worden, seine Kapazitäten dem Bedarf der einzelnen Ausschüsse entsprechend aufzuteilen. In Wirklichkeit aber liefen Ringe und Ausschüsse durcheinander. Der Hauptausschuss Flugzeugausrüstung war tatsächlich ein Ring, herausgeschnitten aus der eigentlichen Zuständigkeit vieler anderer Ringe. Der Hauptausschuss Feinmechanik-Optik war seiner Natur nach ein Ring, da er praktisch nur zulieferte usw. Der Ausschuss Schienenfahrzeuge hatte sich seine gesamten Zulieferbetriebe angegliedert und zu Ausschussfirmen gemacht, ohne auf die Zuteilung der eigentlich in Frage kommenden Ringe angewiesen zu sein, der Hauptausschuss Kraftfahrzeuge hatte sich einige wichtige Zulieferbetriebe angegliedert, andere Ausschüsse (Waffen) vertrauten ganz auf die Ringorganisation usw. Erfolg: Ein Überblick über die im Ganzen vorhandenen Zulieferkapazitäten war nicht vorhanden, eine Abstimmung der Programme unmöglich. Weiter unten wird auf die Frage der Zulieferindustrie noch besonders zurückzukommen sein.

Weiter: Die *regionale* Organisation. In grossen Zügen war sie so aufgebaut, dass von den Rüstungsinspektionen (Unterorganen des Rüstungsministeriums) die sogenannten A-Betriebe betreut wurden, in denen sich die eigentlich wichtigsten Rüstungsbetriebe vereinten. Die grosse Zahl der übrigen Betriebe (C-Betriebe) wurde von einer völlig anders aufgebauten Regionalorganisation, den Landwirtschaftsämtern (unterstehend dem Reichswirtschaftsministerium), betreut. Die Folgen waren klar: ständiger Fluss in der Abgrenzung zwischen A- und C-Betrieben, uneinheitliche Politik des Arbeitseinsatzes, der Rohstoff-, Kohlen-, Energiezuteilung, der Zuweisung von Transportraum usw. Die Arbeitsweise der einzelnen Ausschüsse war, wie rühmend immer wieder hervorgehoben wurde, zwar unbürokratisch, dafür aber auch nicht selten unsystematisch und ohne Blick auf das Ganze. Der Mann vom Hauptausschuss Panzer dachte eben nur in Panzern. Er tat aus Leibeskräften alles, um ‚sein‘ Programm zu erfüllen und erfüllte es auch. Dass dies häufig auf Kosten der Nachbarprogramme ging, kümmerte ihn wenig, und die Anerkennung, die er bei der höchsten Führung fand, schien ihm recht zu geben.»

Das Urteil des Experten über die Qualität und Leistungsfähigkeit der kriegswirtschaftlichen Organisation im Dritten Reich ist hart, aber zutreffend. Die laienhafte Handhabung der Kontrollmassnahmen und die dünnkelhafte Vervielfachung der Kontrollorgane; die Sucht der Nazis, Berufsbeamtentum zu überspielen, ihm «alle wirklichen Vollmachten wegzunehmen – zugunsten von überstürzt errichteten ad-hoc-Kommissariaten, die auf die vorher existierenden Verwaltungen aufgestülpt wurden, ohne geeignete Voraussicht oder

Planung»; die ständigen Reibungen und Kompetenzkonflikte zwischen Partei- und Staatsbeamten; das Hinschwinden aller Rechtssicherheit – hatte nicht der Führer «klar und eindeutig» erklärt, «dass für ihn jeder, der Jurist sei, entweder von Natur defekt sein müsse oder aber es mit der Zeit werde» – und das Walten des Führerprinzips machten alle Hoffnungen und Bemühungen illusorisch.

Namentlich das Führerprinzip wirkte verhängnisvoll, denn es besagte, «dass niemand unter dem Führer vollständige Koordinationsvollmachten hatte oder sicher war, nicht unerwartet überspielt oder der ursprünglichen Verantwortung beraubt zu werden» (Kaldor).

Dass die Räder der Rüstungswirtschaft, der Wirtschaft überhaupt, sich dennoch drehten und immer noch rotierten, als der Feind schon tief im deutschen Land stand, war nicht der Erfolg der Lenkungsinstitutionen und -massnahmen, sondern des tiefgegründeten consensus, der Wirtschaft und Staat verband.

Staat und Wirtschaft

Es wird immer wieder behauptet, die Wirtschaft, die «Konzernherren», die Schwerindustrie habe den Nationalsozialismus in den Sattel der Herrschaft gehoben. Die «Industriekapitäne» hätten die Hitlerbewegung finanziert, hätten die Partei im Jahre 1932 vor dem finanziellen Ruin bewahrt usw. Das alles ist natürlich ein hanebüchener Unsinn. Ein paar Grosse nicht nur der deutschen Industrie – Fritz Thyssen, Emil Kirdorf, der Gründer des Rheinisch-Westfälischen Kohlsyndikats, der niederländische Erdölkönig Sir Henri Deterding – sind gelegentlich eingesprungen, um der NSDAP über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Auch andere Wirtschaftsführer und Geschäftsleute haben die braunen Gesellen mit Spenden bedacht, gleichzeitig aber auch anderen Parteien mit Subventionen unter die Arme gegriffen. Aber die Partei hätte weder ihre SA unterhalten, beköstigen und einkleiden, noch ihre Suppenküchen versorgen und die kostspielige Propaganda, samt Funktionsstab, Reisen, Zeitungen, Parteibauten usw. finanzieren können, wäre sie auf die Zuwendungen der Wirtschaft angewiesen gewesen. Die Masse der grossen Mittel, über die sie verfügte, kam aus den abgewetzten Börsen der kleinen Parteimitglieder, aus Haus- und Strassensammlungen, aus Eintrittsgeldern zu Parteiveranstaltungen, aus Abonnements auf Zeitungen und Zeitschriften, die selten gelesen wurden, aus Beiträgen, die als echte Opfer empfunden wurden. Und anders sollte es auch gar nicht sein; denn nichts verbindet Menschen – mag ihre Zahl gering oder riesengross sein – so eng zur Schicksalsgemeinschaft wie das Opfer an Zeit, Kraft, Blut und Geld, das ihnen täglich abverlangt wird.

Die Wirtschaft stiess erst spät zum grossen Haufen der im Gleichschritt marschierenden Bewegung. Ein paar Dutzend führender Wirtschaftler – unter ihnen Dr. Schacht und Kurt Freiherr von Schröder – hatten im November

1932 eine Eingabe an den Reichspräsidenten von Hindenburg gemacht, die ihm vorschlug, Hitler die Leitung des Präsidialkabinetts zu übertragen. Der Brief, der nach dem Krieg im Archiv des Kölner Bankhauses Stein gefunden wurde, enthielt den Passus: «Wir bekennen uns frei von jeder engen parteipolitischen Einstellung. Wir erkennen in der nationalen Bewegung, die durch unser Volk geht, den verheissungsvollen Beginn einer Zeit, die durch Überwindung des Klassegegensatzes die unerlässliche Grundlage für einen Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft erst schafft.» Sie wollten noch nicht als Nationalsozialisten genommen werden; sie bekannten sich nur zur «nationalen Bewegung», wenn und sofern es ihr gelang, den «Klassegegensatz» – Paul Osthold, der Chronist des Zechenverbandes, sagte ehrlicher den «Gewerkschaftsstaat» – zu überwinden und damit die «unerlässliche Grundlage für einen Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft» zu schaffen.

Sie näherten sich nur zögernd den nationalsozialistischen Machthabern, die Herren, die man als die Führer der deutschen Wirtschaft zu bezeichnen pflegt. Und auch die Industriekapitäne, die Hermann Göring Ende Februar 1933 um sich versammelte, um ihren Obolus für die bevorstehende Wahlschlacht entgegenzunehmen – Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, vier leitende Leute der I.G.-Farbenindustrie, Albert Voegler von den Vereinigten Stahlwerken, Herr von Loewenfeld, Geschäftsführer des Zechenverbandes, und der Volkspartei Dr. Stein, Grubenvorstand der zum I. G.-Farben-Komplex gehörenden Gewerkschaft Auguste Victoria –, brachten zwar einigen Enthusiasmus für die Ziele des neuen Staates, aber recht zugeknöpfte Taschen mit. Sie liessen sich vom «Oberförster» der Bewegung, dem Reichsminister ohne Geschäftsbereich und kommissarischen Innenminister von Preussen Hermann Göring jovial auf die Schulter schlagen; indessen waren sie nicht bereit, mehr als drei Millionen zu zeichnen: den Betrag von etwa zehn Vorstandsgehältern, die etwa die I. G.-Farben-Industrie, aber auch andere Grossunternehmen, selbst in den schwersten Kriegsjahren gezahlt hatte.

Die Wirtschaft nahm sich Zeit. Sie akzeptierte dankbaren Herzens die Morgengaben der Regierung – Herstellung der Lohnstabilität, Abschaffung des Mitspracherechts der Belegschaft, Beseitigung der Gewerkschaften, Befreiung von der schier unerträglichen Last der Tarifverträge und Bindung des Arbeitnehmers an den Arbeitsplatz –, die den Unternehmer wieder zum «Herrn im eigenen Haus» machten: in der Art etwa, wie König Stumm an der Saar und Alfred Krupp an der Ruhr in ihren Betrieben hatten schalten und walten können. Aber sie blieb zurückhaltend, bis die Niederschlagung der Röhmrevolte die Gefahr der zweiten Revolution gebannt hatte und die ersten Sprossen der Konjunkturleiter – Arbeitsbeschaffung, Rüstungs- und Vierjahresplan-konjunktur – erklommen waren. Dann freilich, als die Flut der Aufträge kaum noch zu bändigen war und die Bedingungen der Vollbeschäftigung sich herstellten, flogen die Herzen den Herren des braunen Regimes zu: Der innige consensus zwischen Wirtschaft und Staat stellte sich her, ohne den das grau-

samste Regime seit Dschingis-Khan nicht zu behaupten gewesen wäre, die Wirtschaft nicht hätte wachsen und gedeihen, noch die zahllosen Schwierigkeiten der schwerfällig-törichtigen Wirtschaftslenkung während des Krieges hätte überdauern können.

Die enge Verbundenheit zwischen Staat und Wirtschaft brachte sich darin zum Ausdruck, dass zahlreiche Wirtschaftler in den Organisationen der gewerblichen Wirtschaft, den Reichsgruppen, Hauptgruppen und Wirtschaftsgruppen der Industrie usw., sassen, dass sie sich rege an den Kammerorganisationen beteiligten und später auch bei den Reichsstellen, Ausschüssen, Ringen und Rüstungskommissionen mitmachten. So waren Gustav Krupp (bis zum 16.12.1934), Ewald Hecker (Iseder Hütte) vom 16.12.1934 bis zum 11.4.1935, Staatssekretär i. R. Dr. Ernst Freudenberg vom 12.4.1935 bis zum 10.12.1936, Gottfried Dierig vom 10.12.1936 bis zum 20.10.1938, am längsten aber Mannesmann-General Wilhelm Zangen – vom 15.11.1938 bis zum Kriegsende – zu Leitern der Reichsgruppe Industrie bestellt worden. Am 16. Dezember 1943 hatte Kurt Freiherr von Schröder anstelle des verstorbenen Staatsrats Friedrich Reinhart die Leitung der Wirtschaftsgruppe Privates Bankgewerbe übernommen, knapp eine Woche später war seinem Bruder Carl Freiherrn von Schröder, Mitinhaber der Hamburger Gross- und Aussenhandelsfirma Staudt & Co, die kommissarische Leitung der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel anvertraut worden.

Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Sie würden zeigen, dass an den Knotenpunkten eines riesigen, feinmaschigen, schier unübersehbaren Netzes der Wirtschaftslenkung immer ein Mann der Wirtschaft amtierte, auf den Staat und Partei sich blindlings verlassen konnten.

Daneben gab es aber noch etwas anderes: einen Orden der Wirtschaftsführer, einen ordo ohne ersichtliche Funktion, der einige hundert sorgfältig ausgelesene Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft vereinigte: das Korps der Wehrwirtschaftsführer.

Begonnen hatte es damit, dass Hermann Göring, damals Reichsminister der Luftfahrt, kommissarischer Reichswirtschaftsminister und Generaloberst, am 11. Dezember 1937 «eine Anzahl von auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet besonders verdienten Wirtschaftsführern der Luftfahrtindustrie zu Wehrwirtschaftsführern ernannt(e), die auf den Führer und Reichskanzler vereidigt wurden. Eine amtliche Eigenschaft», wurde ausdrücklich betont, «(war) mit dieser Ernennung nicht verbunden.»

Ein paar Wochen später, am 31. Januar 1938, ging die Meldung durch die Presse, Generaloberst Göring – als «Beauftragter für den Vierjahresplan» letzte Instanz in den Fragen der Wirtschaftspolitik – habe «bei der Reichswirtschaftskammer einen Wehrwirtschaftsrat geschaffen. In diesen werden», hiess es weiter, «hervorragende Persönlichkeiten berufen und zu Wehrwirtschaftsführern ernannt, die sich besondere Verdienste um die deutsche Wirtschaft erworben haben. Sie haben sich für die Stärkung der deutschen Wirt-

schaft einzusetzen, um zu gewährleisten, dass diese allen Anforderungen hinsichtlich der Sicherung des deutschen Volkes gerecht werden könne.»

So war denn der Orden, den Göring sich um den Hals hängte, doch mehr als eine glitzernde Attrappe geworden. Die Wehrwirtschaftsführer hatten zwar kein Amt, aber doch die Aufgabe erhalten, «sich für die Stärkung der deutschen Wirtschaft einzusetzen». Vor allem verriet die Struktur des Wehrwirtschaftsführerkorps, dass beim Aufbau der Gemeinschaft ein planender Wille gewaltet hatte: Es gab keinen aktiven Landwirt; es gab nur einen SS-Mann, den SS-Brigadeführer Dr. Franz Hayler, Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium und Reichswirtschaftsrichter, gleichzeitig aber auch Unternehmer; es gab nur einen echten Bankmann, Dr. Johann Heinrich Thöl, Vorstandsmitglied der Hypothekenbank in Hamburg, unter den Wehrwirtschaftsführern. Dr. mont. h. c. Philipp von Schoeller war zwar Gesellschafter des Wiener Bankhauses Schoeller & Co, in erster Linie aber galt er als Industrieller: Aufsichtsratsvorsitzer der Schoeller-Bleckmann-Stahlwerke, Wien. Die beiden anderen, Staatsrat Friedrich Reinhart, vormals Vorstandsmitglied der Commerzbank, und Staatsrat Emil Georg von Stauss, ehemals Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, standen ihren Instituten zwar noch nahe, der erste als Vorsitzter, der zweite als Mitglied des Aufsichtsrats. Aber sie hatten sich gleichzeitig in die Position der älteren Staatsleute bringen lassen, waren die alten Weisen – prächtig umhagte Institutionen des Dritten Reichs – geworden, die den Doppelgral von Staat und Wirtschaft hüteten. Als Bankleute der einfachen, klassischen Art konnte man sie nicht mehr ansprechen.

Soviel der negativen Gemeinsamkeiten.

In positiver Hinsicht war bemerkenswert, dass kein grösseres Unternehmen des Flugzeugbaus unvertreten geblieben war. Sie alle – Messerschmitt, Heinkel, Junkers, Dornier, Focke-Wulf, Arado, Fieseler, Siebel, «Weser-Flugzeugbau» –, deren Modelle bei der Flak zum Alptraum des Flugzeugerkennungsdienstes werden sollten, waren ein- oder mehrfach im Korps der Wehrwirtschaftsführer repräsentiert. Neben den Vorstandsmitgliedern dieser Unternehmen waren es vor allem die Betriebsleiter, die Wissenschaftler, die technischen Direktoren, die in Görings Männerbund kooptiert worden waren. Man kann sogar sagen, dass sich darin eine zweite Gemeinsamkeit darstellt: die Gesellschaft der Wehrwirtschaftsführer trägt einen ausgesprochen technokratischen Zug.

Freilich hatte das handwerklich-mittelbetriebliche Element relativ viele Repräsentanten in den «Wehrwirtschaftsrat» entsenden können – von dem wir allerdings nicht wissen, ob er jemals getagt hat –, andererseits ist es überraschend zu sehen, wie stark die Grosswirtschaft vertreten war. Wir begegnen unter den Wehrwirtschaftsführern Konzernherren und Grossunternehmern wie Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, Friedrich Flick, Günther Quandt, Philipp Reemtsma, Hermann Röchling, August Rosterg, John. T. Essberger, Ernst Heinkel, Heinrich Focke, Karl Merck, Hendrik van Delden, Willy

Messerschmitt, Richard Freudenberg, Fritz Rolf Wolff und Hanns Voith; wir begegnen grossen Managern wie Gustav Brecht von Rheinbraun, Heinrich Bütefisch, Hermann Schmitz, Christian Schneider und Carl Wurster von I. G.-Farben, Theodor Feise von der Kali-Chemie, Rudolf Stahl von Salzdettfurth, Ernst Buskühl vom Harpener Bergbau, Tengelman Vater und Sohn, Kurt Tank von Focke-Wulf, Wilhelm Avieny von der Metallgesellschaft und Karl Schirner von der Deutschen Erdöl AG. Wir stellen schliesslich fest, dass die grossen Konzerne der Montanindustrie, der Elektrotechnik, der Chemie, der Metall- und der metallverarbeitenden Industrie zusätzlich durch ein starkes Aufgebot weniger prominenter Persönlichkeiten vertreten sind. So dass das Korps der Wehrwirtschaftsführer den wenigen, die davon wussten, sich als die technokratisch akzentuierte Wirtschaftsprominenz darstellte: als die lockere Gemeinschaft der Grossen, der Konzernherren und Manager, über die Hermann Göring die schützende Hand hielt.

Der Reichsmarschall und Beauftragte für den Vierjahresplan hatte sich mit diesem Korps eine Hausmacht aufgebaut, von der man annehmen kann, dass ihre Spitze gegen Himmlers SS gerichtet war. Freilich, die Männer, die sie formierten, waren nicht von der Art, die das Eidesprotokoll unterschreibt und bei der Leistung des Führereides in die Nische tritt. Sie waren gute Nationalsozialisten; während jene, die dem Regime ablehnend gegenüberstanden, wie Robert Bosch, Paul und Hermann Reusch, um nur diese zu nennen, der Gemeinschaft der Wehrwirtschaftsführer eben fernblieben. Aber sie waren auch gute Unternehmer, kantige Individualisten, harte Egozentriker, wie eh und je auf ihre Macht und auf nichts anderes als den Nutzen bedacht, den sie aus ihrer Machtposition ziehen konnten. Sie schworen auf das NS-Regiment, da Hitler der Arbeiterbewegung das Rückgrat gebrochen, die Position der Unternehmer als Herren im eigenen Haus wiederhergestellt und dafür gesorgt hatte, dass die Unternehmer mit Aufträgen überschwemmt wurden und Fett ansetzen konnten. Insofern waren sie treue Gefolgsleute des Dritten Reichs. Die Teilhaberschaft des Staats an ihren Unternehmen jedoch lehnten sie ab: Als die Harpener Bergbau AG um die Jahreswende 1939/40 die aus den Zechen Julia, Recklinghausen I und II bestehende Zechengruppe sowie die Zeche Victoria mit der Gewerkschaft Victoria Fortsetzung an die Reichswerke Hermann Göring abgeben sollte, kämpfte Flick erbittert um seinen Besitz. Der Erfolg blieb ihm versagt. Aber er erreichte doch, dass die Reichswerke ihm den Gegenwert für die verlorene Steinkohlensubstanz in Braunkohlensubstanz leisteten: die im Bereich des Ostelbischen Braunkohlen-Syndikats gelegenen Betriebe Welzow und Niederlausitz wurden in die Anhaltischen Kohlenwerke eingebracht. Das war eine Regelung, mit der Friedrich Flick durchaus zufrieden sein konnte und schliesslich auch zufrieden war. Nur eins vermochten die deutschen Unternehmer nie: sie lernten weder im ersten noch im zweiten Weltkrieg das «pourvu que ça dure» bedenken: sie hatten an den Erfolg des deutschen Blitzkrieges, an die deutsche Luftüberlegenheit, an die schnelle

Überwindung der russischen Menschenkraft und schliesslich an den Endsieg geglaubt. Sie sahen nicht, dass der U-Boot-Krieg verlorenging, dass die deutschen Armeen im Osten, Süden und Westen geschlagen, dass die deutschen Wohnstätten – nicht freilich die Industrieviertel – zu Schutt und Asche zerrieben, dass die Verkehrsanlagen und Verkehrsmittel zerstört wurden. Und wenn sie es sahen, zogen sie nicht die richtigen Folgerungen aus dem Wandel des Kriegsglücks. Wie konnte denn ein Reich zerstört, ein Regime gefällt werden, das ihnen, ihren Konzernen und Unternehmungen, so viel Glück, eine solche Fülle von Ausbau- und Expansionsmöglichkeiten in den Schoss geworfen hatte? War es denn überhaupt denkbar, dass Deutschland den Krieg verlor?

DIE WEHRWIRTSCHAFTSFÜHRER I

(Stand 1941/42)

Achter, Wilhelm

Vorst. u. Betr. F.: Gladbacher Wollindustrie AG, vorm. L. Josten, M.-Gladbach

Präsident: Industrie- und Handelskammer M.-Gladbach-Rheydt-Neuss

Albert, Werner, Dr. Ing.

Vorst. u. Betr. F.: Kronprinz AG für Metallindustrie, Solingen-Ohligs

(Mannesmann- Konzern)

Anderlohr, Max

Vorstand: Inag Industrie-Unternehmungen AG, Berlin

Siemens-Reiniger-Werke AG, Berlin (Siemens-Konzern)

Beirat: Industrieabteilung der Wirtschaftskammer Bayern

Andreae, Christoph, Dr.

Inhaber: August Hoenig, Köln-Nippes

Vorstand: Sparkasse der Stadt Köln

Leiter: Fachuntergruppe Feuerwehrgeräte der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Köln

Industrieabt. der Wirtschaftskammer Rheinland

Arbeitskammer Rheinland

Beirat: Industrie- und Handelskammer Köln

Andreae, Max Paul Rudolph, Dipl.-Ing.

Gesch. F.: Hamburger Flugzeugbau GmbH, Hamburg

Arzt, sen., Ludwig

Gesch. F.: Ph. Ludwig Arzt, Tuchfabrik oHG, Michelstadt

Avieny, Wilhelm, Reichswirtschaftsrichter, Gauwirtschaftsberater

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Metallgesellschaft AG, Frankfurt a. M.

Vizepräs.: Industrie- u. Handelskammer für das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet, Frankfurt a. M.

Landesobmann: Reichsgruppe Banken, Bezirk Hessen

Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin

Reichsgruppe Banken, Berlin

Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.

Mitglied: Akademie für Deutsches Recht, Ausschuss für GmbH-Recht, Berlin

Bezirksausschuss Frankfurt a. M. der Deutschen Reichsbank

Reichsarbeitskammer, Berlin

¹ Ohne Gewähr für Vollständigkeit.

Baldermann, Erik

Vorstand: Stettiner Portland-Cement-Fabrik AG, Stettin

Leiter: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Pommern, Stettin

Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer zu Stettin

Barten, Ernst, Dr. Ing.

Mitinh. u. Gesek. F.: Achenbach Söhne GmbH, Buschhütten, Kr. Siegen

Leiter: Zweigstelle Siegen der Industrieabt. der Wirtschaftskammer Westfalen und Lippe

Bastänier, F. Werner, Dipl.-Ing.

Vorstand: Seidel Sc Naumann AG, Dresden

Beirat: Industrie- und Handelskammer in Dresden

Bauer, August

Fechn. Direktor: Ernst Leitz GmbH, Wetzlar

Baum, Fritz, Bergassessor a. D.

Vorst. u. Betr. F.: Ruhrgas AG, Essen

Vorstand: Verein für die bergbaulichen Interessen, Essen

Bayer, Alfred, Kommerzienrat

Vors. d. Vorst.: Westmarkwerke AG, Ludwigshafen a. Rh.

Vorstand: Elektrogemeinschaft Westmark, Ludwigshafen

Gesch. F.: Feinheizwerk Ludwigshafen-Süd Gemeinnützige GmbH, Ludwigshafen

Behner, Hermann J., Oberingenieur

Vorstand: Deutsche Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegrafie mbH (Debag), Berlin

Bellinger, Ludwig

Vors. d. Vorst.: Emailierwerk AG, Fulda

Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer für das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet, Frankfurt a. M.

Vors.: Bezirksstelle Fulda der Industrie- und Handelskammer für das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet, Frankfurt a. M.

Leiter: Zweigstelle Fulda der Industrieabteilung i. d. Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt/M.

Beirat: Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.

Berning, Alfred

Inh. u. Betr. F.: Gustav Rafflenbeul, Maschinen- und Metallwarenfabrik, Schwelm/W.

Leiter: Fachuntergruppe Schuh- und Lederindustrie-Maschinen der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin

Fachabteilung Eisen- und Kurzwarenindustrie der Wirtschaftsgruppe Werkstoffverfeinerung, Hagen

Mitglied: Südwestfälische Industrie- und Handelskammer, Hagen

Berthold, Karl P., Dr. Ing.

Vorst. u. Betr. F.: Gothaer Waggonfabrik AG, Gotha

Blaum, Rudolf, Regierungsbaumeister a. D.

Vorstand: Atlas-Werke AG, Bremen (Stinnes-Konzern)

von Blumenthal, Wolf Werner

Pers. h. Ges.: Bachmann, von Blumenthal & Co, Fürth/Bayern

Gesellschafter: Zwickauer Apparatebau GmbH, Zwickau

Bodenschatz, Johann Heinrich

Teilh., Betr. F. u. Gesch. F.: Conz Elektrizitäts-GmbH, Hamburg-Bahnhof

- Boeder, Erich, Dr.
Vors. d. Vorst.: Rhenania-Ossag Mineralölwerke AG, Hamburg
Arbeitsgemeinschaft der Bitumen-Industrie e. V., Berlin
Vorstand: Forschungsgesellschaft für das Strassenwesen e. V., Berlin
- Bollmeyer, Karl, Staatsrat
Mitinh. u. Betr. F.: A. Held, Bremen
Präsident: Industrie- und Handelskammer Bremen
Leiter: Wirtschaftskammer Bremen
 Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge der Wirtschaftskammer Bremen
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
- Bongers, Otto, Ingenieur
Dir. u. Betr. F.: «Weser» Flugzeugbau Ges.mbH, Nordenham/O.
- Borbeck, Hugo
Vorstand: Vereinigte Deutsche Metallwerke AG, Frankfurt a. M. (Konzern der Metallgesellschaft)
- Borgward, Carl Friedrich Wilhelm
Inh. u. Betr. F.: Carl F. W. Borgward Automobil- und Motoren-Werke, Bremen
- Bormann, Otto, Landrat a. D., Dr.
Pers. h. Ges.: Julius Pintsch KG, Berlin
- Bracht, Wilhelm
Vorst. u. Betr. F.: Aschaffener Zellstoffwerke AG, Berlin
Vorstand: AG für Zellstoff- und Papierfabrikation, Memel
Leiter: Wirtschaftsgruppe der Papier-, Pappen-, Zellstoff- und Holzstoff-Erzeugung, Berlin
- Brandstätter, Gerhard, Dr. Ing.
stellv. Vorst.: Alexanderwerk AG, Remscheid
Vorstand: Eschebach-Werke AG, Remscheid
- Braun, Hans, Dipl.-Ing.
stellv. Vorst.: Gustloff-Werke, Weimar
 Otto-Eberhard-Patronenfabrik Hirtenberg, Hirtenberg/Niederdonau
- Braun, Rudolf, Dr. chem., Gauwirtschaftsberater Kurhessen
Direktor: Landeskreditkasse, Kassel
Präsident: Industrie- und Handelskammer Kassel-Mülhausen, Sitz Kassel
Mitglied: Werberat der Deutschen Wirtschaft
Leiter: Zweigstelle Kassel der Industrieabt. i. d. Wirtschaftskammer Kassel
- Braun, Waldemar, Dr. jur.
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Hartmann & Braun AG, Frankfurt a. M.
Leiter: Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin
Mitglied: Gr. Beirat Reichsgruppe Industrie, Berlin
 Industrie- und Handelskammer f. d. Rhein-Mainische Wirtschaftsgruppe Frankfurt a. M.
 Vereinigung der Elektrizitätswerke, Berlin
 Vorst. d. Bezirkskammer Frankfurt der Niederländischen Handelskammer für Deutschland
 Wirtschaftsrat der Deutschen Akademie, München
- Brecht, Gustav, Geh. Regierungsrat
Vors. d. Vorst.: Rheinische AG für Braunkohlenbergbau u. Brikettfabrikation, Köln
Leiter: Bezirksgruppe Rheinischer Braunkohlenbergbau der Wirtschaftsgruppe Bergbau

- stellv. Leiter:* Wirtschaftsgruppe Bergbau, Berlin
Beirat: Industrie- und Handelskammer, Köln
 Wirtschaftskammer Köln
Mitglied: Präsidium Reichsvereinigung Kohle, Berlin
- Bremer, Hans
Vorst. u. Betr. F.: Haller-Werke AG, Hamburg
Vorstand: Eisenwerk G. Meurer AG, Cossebaude. Bez. Dresden
Mitglied: Aussenhandelsausschuss der Reichsgruppe Industrie
Beirat: Aussenhandelsstelle f. Hamburg u. die Nordmark
- Wirtschaftsgruppe Metallwaren u. verwandte Industriezweige
 Brochhaus, Hans
Direktor: Gewerkschaft Elwerath, Hannover
Vorstand: Gewerkschaft Deutsche Erdölraffinerie Deurag, Hannover
 Gewerkschaft Neue Erdölraffinerie Nerag, Hannover
Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer für Hannover
- Brodchues, Friedr. B.
Vorstand: Anhaltische Kohlenwerke AG, Berlin (Flick-Konzern)
- Brose, Max
Mitinh. u. Betr. F.: Chemische Fabrik E. Jühling & Co, Coburg
 Metallwerk Max Brose & Co, Coburg
Beirat: Wirtschaftskammer Bayern, München
- Brucklacher, Hermann
Gesch. F.: Caro-Werk GmbH, Wien
Vorstand: Salzdetfurth AG, Berlin
 Mansfeld AG für Bergbau u. Hüttenbetrieb, Eisleben
- Bruhn, Richard, Ratsherr, Dr.
Vorst. u. Betr. F.: Auto Union AG, Chemnitz
Vorstand: Reichsverband der Automobilindustrie, Berlin
Leiter: Bezirksfachgemeinschaft Eisen- u. Metallindustrie Sachsen, Dresden
Beirat: Industrie- u. Handelskammer Chemnitz
 Wirtschaftsgruppe Fahrzeugindustrie, Berlin
 Wirtschaftskammer Sachsen, Dresden
 Vierjahresplan
- Bruns, Gerhard, Vorsitzender des Rüstungsausschusses IV
Vorst. u. Betr. F.: Sächsische Gussstahl-Werke Döhlen AG, Freital/Sachsen
 (Flick-Konzern)
H. Gesch. F. u. Betr. F.: Sächsische Gussstahl-Handelsges.mBH, Berlin
 Freitaler Stahl-Industrie GmbH, Freital
 Lauchhammer-Weber-Handels-GmbH, Riesa
Beirat: Edelstahl-Verband, Düsseldorf
 Fachgruppe Edelstahl der Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Berlin
 Stabziehereien-Vereinigung. Reichsverband für Blankstahl und Wellen,
 Düsseldorf
 Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Berlin
- Büsing, Richard
Vors. d. Vorst.: Stettiner Oderwerke AG für Schiff- u. Maschinenbau, Stettin
Vorstand: «Merkur» Grundstücksgesellschaft mbH, Stettin
stellv. Leiter: Fachgruppe Schiffbau, Hamburg
- Bütetisch, Heinrich, Dr. Ing.
Vorstand: I. G.-Farbenindustrie AG, Frankfurt a. M.
 Braunkohle-Benzin AG, Berlin

- Gesch. F.:* Ammoniakwerk Merseburg GmbH, Leuna-Werke, Kr. Merseburg
 Buff, Carl Theodor, Dr. Ing.
Direktor: Siemens-Schuckert-Werke AG, Berlin
Gesch. F.: Siemens-Lurgi Cottrell-Elektrofilter GmbH für Forschung und Patentverwertung,
 Berlin
Vorstand: Schiffbautechnische Gesellschaft, Berlin
- Buskühl, Ernst, Bergassess. a. D., Ehrenbürger der T. H. Aachen
Vors. d. Vorst.: Harpener Bergbau AG, Dortmund (Flick-Konzern)
Leiter: Bezirksgruppe Steinkohlenbergbau Ruhr der Wirtschaftsgruppe Bergbau
 Verein für die bergbaulichen Interessen, Essen
Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin
 Wirtschaftsgruppe Bergbau, Berlin
- de la Camp, Joachim
Gesch. Inh.: Markwitz, Delcamp & Co, Import, Hamburg
Präsident: Industrie- und Handelskammer, Hamburg
Leiter: Wirtschaftskammer Nordmark, Hamburg
Vors.: Aussenhandelsstelle für Hamburg u. die Nordmark, Hamburg
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
- Cappus, Hans
Gesch. F.: Schwäbische Zahnradwerke GmbH, Schwäbisch-Gmünd
Vorstand: Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen
Beirat: Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
 Industrie- u. Handelskammer Ulm
Leiter: Fachgruppe Triebwerke und Wälzlager der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau
- Christoph, Curt
Gesch. F.: Oberhütten-Export-Gesellschaft, Gleiwitz
 Presswerk Laband GmbH, Gleiwitz
 Silesiastahl GmbH, Verkaufsgesellschaft d. Vereinigte Oberschlesische Hüttenwerke AG,
 Gleiwitz
- Clemm, C. Adolf
Verwalter: Deutsche Solvay-Werke AG, Bernburg
 Ostdeutsche Chemische Werke GmbH, Posen
 Ebenseer Solvay-Werke Solvay & Cie KG, Wien
 Nestomitzer Solvay-Werke Solvay & Cie KG, Wien
 Grodzierer Gesellschaft für Kohlengruben- und Industrie-Anlagen AG, Grodzier
Gesch. F.: Syndikat Deutscher Ätznatronfabriken GmbH, Bernburg
 Syndikat Deutscher Sodafabriken GmbH, Bernburg
Beirat: Anhaltische Industrie- und Handelskammer, Dessau
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Mittelelbe, Magdeburg
 Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie, Berlin
 Fachamt Chemie der DAF, Berlin
- Croneiss, Theo, Reichsamtseiler und Gaujägermeister der Oberpfalz, Gutsbesitzer
Vors. d. AR.: Messerschmitt AG, Augsburg
Vors. d. Beirat: Messerschmitt GmbH, Regensburg (ausserdem delegierter Betriebsführer)
 Messerschmitt Tirol GmbH, Kematen
 Leichtmetallbau Regensburg GmbH, Regensburg usw.
- Deichgraeben, Karl
Inh. u. Betr. F.: August Honig & Co, Königsberg/Pr.

- Vorstand:* Deutscher Versicherungs-Schutzverband e. V., Berlin
Leiter: Unterabt. Gross- und Aussenhandel der Wirtschaftskammer Ostpreussen, Königsberg
- van Delden, Hendrik, Ehrensenator der T. H. Hannover
Inhaber: Gerrit van Delden & Co, Gronau/W.
Leiter: Rhein.-Westf. Bezirksgruppe der Fachgruppe Baumwollspinnerei i. d. Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Düsseldorf
Präsidium: Internationale Baumwollspinnerei-Vereinigung
stellv. Präs.: Ägyptische Handelskammer für Deutschland
Beirat: Industrie- u. Handelskammer Münster
 Wirtschaftsgruppe Textilindustrie
- Diehn, August, Kgl. ungarischer Generalkonsul
Gen.-Dir. u. Vorst.: Deutsches Kalisyndikat GmbH, Berlin
Beirat: Deutsche Reichsbank
Mitglied: Aussenhandelsausschuss der Deutschen Reichsbank
- Dietrich, Karl
Inhaber: L. O. Dietrich Vesta-Nähmaschinen-Werke, Altenburg/Thür.
- Dillgardt, Just, Oberbürgermeister, Essen
Leiter: Reichsgruppe Energiewirtschaft, Berlin
Vors.: Ruhrverband, Essen
 Ruhrtalsperrenverein, Essen
stellv. Vors.: Emscherengenossenschaft, Essen
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
- Deisslage, Franz, Dipl.-Ing.
Gesch. F. u. Betr. F.: Argus Maschinenbau GmbH, Berlin
 Argus Motoren GmbH, Berlin
Gesch. F.: Luftfahrt-Apparatebau GmbH, Berlin
- Doeberl, Ludwig, Dr. jur.
Leiter: Reichsverkehrsgruppe Spedition und Lagerei, Berlin
Beirat: Wirtschaftskammer Bayern, München
 Industrie- und Handelskammer zu München
Mitglied: Reichsverkehrsrat, München
- Dörries, Otto
V. d. Vorst.: Maschinenfabrik Banning & Seybold AG, Düren
 Maschinenfabrik Wagner-Dörries-AG, Herischdorf/Riesengeb.
Gesch. F.: Füllnerwerk GmbH, Bad Warmbrunn/Schles.
Leiter: Fachuntergruppe Papierherstellungsmaschinen der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
Beirat: Industrie- u. Handelskammer Hirschberg/Riesengeb. Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
- Dohmgoergen, Carl
V. d. Vorst, u. Betr. F.: Werke der Stadt Halle AG, Halle/Saale
Vorstand: Stadtsparkasse Halle
Leiter: Bezirksgruppe Mitteldeutschland der Wirtschaftsgruppe Gas- u. Wasserversorgung
Mitglied: Arbeitskammer Halle/Merseburg
 Wirtschaftskammer Mittelelbe
Beirat: Gemeindeunfallversicherungsverband der Provinz Sachsen
 Wirtschaftsgruppe Gas- u. Wasserversorgung, Berlin
- Dornier, Claudius, Dr. Ing. E. h., Dipl.-Ing.

- Gesch. F. u. Betr. F.* des Dornier-Konzerns
Leiter: Fachabt. Flugzeugbau der Wirtschaftsgruppe Luftfahrtindustrie, Berlin
 Einsmann, Hermann, Baurat a. D.
Gen. Dir.: Energieversorgung Mittelrhein GmbH, Koblenz
Direktor: Wasserwerk Koblenz
Gesch. F.: Gasversorgungsgesellschaft Koblenz
 Holzverzuckerungsgesellschaft mbH, Koblenz
Leiter: Bezirksgruppe Rheinland der Wirtschaftsgruppe Gas- u. Wasserversorgung, Koblenz
Beirat: Wirtschaftsgruppe Gas- und Wasserversorgung, Berlin
Mitglied: Wehrwirtschaftsreferat bei d. Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Wehrwirtschaftlicher Ausschuss b. d. Wirtschaftskammer Köln
- Erbslöh, Paul-Günther
Ges., Gesch. F. u. Betr. F.: Gema Gesellschaft f. elektroakustische u. mechanische Apparate
 mbH, Berlin-Köpenick
- Essberger, John T., Staatsrat, Ratsherr
Mitinh.: John T. Essberger & Co, Afrika-Linien, Hamburg
Verw. Rat: Internationale Handelskammer
Leiter: Reichsverkehrsgruppe Seeschifffahrt, Hamburg
Vizepräs.: Baltic & International Maritime Conference, Kopenhagen
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
Mitglied: Präsidium der deutschen Gruppe der Internationalen Handelskammern
- Eychmüller, Karl
V. d. Vorst. u. Betr. F.: Wieland-Werke AG, Ulm
Vorstand: Messingwerk Schwarzwald AG, Villingen
Präsident: Industrie- und Handelskammer Ulm, Ulm
stellv. Leiter: Wirtschaftsgruppe Metallindustrie, Berlin
Leiter: Fachgruppe Metall-Halbzeug-Industrie der Wirtschaftsgruppe Metallind.
Beirat: Wirtschaftsgruppe für Württemberg u. den Reg. Bez. Sigmaringen
- Eyssen, Remy
Mitinh.: J. S. Fries Sohn, Frankfurt a. M.
Beirat: Industrie- und Handelskammer f. d. Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet, Frankfurt
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.
 Staatl. Ingenieurschule Frankfurt a. M.
Bezirksobmann: Wirtschaftsgruppe Stahl- u. Eisenbau, Berlin
- Fabry, Hermann
Vors. d. Vorst.: Hochofenwerk Lübeck AG, Lübeck (Flick-Konzern)
Präsident: Industrie- und Handelskammer zu Lübeck
Leiter: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Nordmark, Lübeck
- Fahr, Otto, Dr. Ing.
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Werner & Pfleiderer, Maschinenfabriken u. Ofenbau, Stuttgart-
 Feuerbach
Leiter: Fachgruppe Maschinen f. d. Nahrungs- u. Genussmittelindustrie i. d. Wirtschaftsgruppe
 Maschinenbau, Berlin
Beirat: Industrie- und Handelskammer Stuttgart
 Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
 Fachamt Eisen u. Metall der Reichsleitung DAF, Berlin
- von Falkenhayn, Fritz
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: NSU-Werke, Neckarsulm
Vorstand: Reichsverband der Automobilindustrie, Berlin

- Vors.:* Vereinigung der Motorradfabriken, Berlin
Leiter: Fachgruppe Krafträder u. deren Motoren u. Seitenwagen der Wirtschaftsgruppe Fahrzeugindustrie
- Beirat:* Wirtschaftsgruppe Fahrzeugindustrie, Berlin
- Farenholtz, Wilhelm Adolf
Mitinh. u. Betr. F.: Fettchemie Hubbe-Farenholtz GmbH, Magdeburg
 Ver. Ölfabriken Hubbe & Farenholtz, Magdeburg
Leiter: Wirtschaftskammer Mittelelbe, Magdeburg
 Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge der Wirtschaftskammer Mittelelbe
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Mittelelbe
Präsident: Industrie- und Handelskammer, Magdeburg
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
Verw.-R.: Mitteldeutsche Landesbank Magdeburg
Mitglied: Bezirks-Beirat der Reichsbankhauptstelle, Magdeburg
- Feilike, Fritz, Dipl.-Ing.
Vorst., Betr. F. u. Fechn. Leiter: «Weser» Flugzeugbau GmbH, Bremen
- Feise, Theodor, Dr. Ing. E. h., Kgl. ungarischer Konsul
Gesch. F.: Bergwerksgesellschaft Glückauf Saarstedt GmbH, Saarstedt
Vorst. d. Vorst.: Kali-Chemie AG, Berlin
 Salzbergwerk Neu-Stassfurt, Berlin
Vorstand: Bergbaugesellschaft Teutonia AG, Berlin
Grubenvorst.: Gewerkschaft Centrum, Berlin
 Gewerkschaft Ilseburg, Berlin
Repräsentant: Gewerkschaft Deutschland, Berlin
 Gewerkschaft Wartburg, Wüstrow
 Gewerkschaft Wendland, Berlin
- vom Feld, Richard
Vorst. u. Betr. F.: Wilke-Werke AG, Braunschweig
Beirat: Industrie- und Handelskammer Braunschweig
- Feltgen, Walter, Ratsherr Krefeld, Handelsrichter b. Landgericht Krefeld
Inhaber: Walter Feltgen, Import, Krefeld
Präsident: Industrie- und Handelskammer Krefeld
Beirat: Fachuntergruppe Wolle der Fachgruppe Textile Rohstoffe u. Halbfabrikate, Berlin
 Reichsstelle für Wolle u. andere Tierhaare, Berlin
 Aussenhandelsstelle der Wirtschaftskammer Düsseldorf
Mitglied: Arbeitskammer Gau Düsseldorf
- Fengier, Erwin, Gauwirtschaftsberater des Gaus Pommern der NSDAP
Inhaber: Erwin Fengier, Sack- und Planfabrik, Stettin
 Brandenburgische Sack- und Planindustrie Erwin Fengier, Hanfspinnerei, Stettin
 Erwin Fengier, Spinnerei u. Weberei für Jute, Hanf, Papier, Troppau
Präsident: Industrie- und Handelskammer Stettin
Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentl. Aufträge der Wirtschaftskammer Pommern, Stettin
 Fachuntergruppe Sack-, Plan- u. Zelteherstellung (ohne Spinnerei und Weberei) i. d. Fachgruppe Bastfaserindustrie
 Wirtschaftskammer Pommern, Stettin
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Reichsstelle für Bastfasern, Berlin
 Reichsstelle für Papier, Berlin

Fettweis, Rudolf, Oberbaurat

Vorstand: Badenwerk AG, Karlsruhe

Gesch. F.: Badische Kraftlieferungsgesellschaft mbH (Bakage), Freiburg/Br.

Fickert, Arno

Gesch. F- u. stellv. Betr. F.: Erla-Maschinenwerk GmbH, Leipzig

Fieseler, Gerhard

Betr. F.: Gerhard Fieseler Werke GmbH, Kassel

Fischer, Ernst Rudolf, Dr. phil.

Direktor: I. G.-Farbenindustrie AG, Berlin

Vorstand: Deutsche Gasolin AG, Berlin

stellv. Gesch. F.: Ammoniakwerk Merseburg GmbH, Leuna-Werke, Kr. Merseburg

Präsident: Apollo Mineralöl-Raffinerie AG, Pressburg/Slowakei

Vors. d. Verw. R.: Kontinentale Öl AG, Berlin

Verw.-R.: Dynamit-Nobel AG, Pressburg

Leiter: Wirtschaftsgruppe Kraftstoffindustrie, Berlin

Abt.-Leiter: Abteilung Mineralöl im Reichswirtschaftsministerium, Berlin

Fischmann, Hermann, Dr. Ing., Ehrensenator der TH Breslau

Betr. F.: Beuchelt & Co, Grünberg/Schles.

Leiter: Fachgruppe Stahlbau der Wirtschaftsgruppe Stahl- u. Eisenbau, Berlin

stellv. Leiter: Wirtschaftsgruppe Stahl- u. Eisenbau, Berlin

Beirat: Fachgruppe Eisenbahnwagenbau

Industrieabt. der Wirtschaftskammer f. d. Wirtschaftsbezirk Schlesien

Industrie- und Handelskammer f. d. nördliche Niederschlesien, Sagan

Fitzner, Otto, Bergass. a. D., Gauwirtschaftsberater für den Gau Niederschlesien

Direktor: Georg von Giescher Erben, Breslau (Bergwerksgesellsch.)

Vorstand: Berg- und Hütten-AG (Buhag), Breslau

Präsident: Industrie- und Handelskammer, Breslau

Leiter: Wirtschaftsgruppe Metallindustrie, Berlin

Wirtschaftskammer Niederschlesien, Breslau

Vors.: Aussenhandelsstelle für Schlesien, Breslau

Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin

Senator: Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Berlin

Fleck, Otto Heinrich, VDI

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Maschinenbau AG vorm. Beck & Henkel, Kassel

Fleischer, Rudolf A., Dr. jur.

Gesch. F.: Henschel & Sohn GmbH, Kassel

Hessische Industrie- und Handels-GmbH, Kassel

Beirat: Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.

Flick, Friedrich, Dr. rer. pol. h. c., Dr. Ing. E. h.

Pers. h. Ges.: Friedrich Flick KG, Düsseldorf

Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin

Focke, Heinrich, Professor, Dipl. Ing., Dr. Ing. E. h.

Gesch. F. u. Betr. F.: Focke, Achgelis & Co GmbH, Flugzeugbau, Delmenhorst

Gesch. F.: Motorenwerk Varel GmbH, Varel/O.

Foradori, Ezio, Kommerzialrat

Vorstand: Franz Baur's Söhne Schafwollwarenfabrik AG, Mühlau b. Innsbruck

Bergbahn AG St. Anton am Arlberg

A. Draxl's Söhne AG, Flirsch

Beirat: Wirtschaftskammer Alpenland, Innsbruck

Bezirksgruppe Ostmark der Fachgruppe Tuch- und Kleiderstoffindustrie der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie

Franke, Christian, Gauwirtschaftsberater, MdR.

Präsident: Industrie- und Handelskammer zu Münster

Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge

Industrieabt. und Industrie- und Handelskammerabt. der Wirtschaftskammer Westfalen und Lippe, Dortmund

Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin

Franke, Ernst, Handelsrichter

Vors. d. Vorst.: Kabel- und Metallwerke Neumeyer AG, Nürnberg (GHH)

Präsident: Industrie- und Handelskammer zu Nürnberg

Vors.: Aussenhandelsstelle für Nordbayern und Thüringen, Nürnberg

Freudenberg, Richard

Inhaber: Carl Freudenberg, Weinheim/Bergstr.

Pers. h. Ges.: Freudenberg & Co, Frankfurt a. M.

Conrad Tack & Cie, Berlin

Frieseke, Hans

Mitinh.: Frieseke & Hopfner, Potsdam-Babelsberg

VR.: Flugzeugwerke Letov AG, Prag-Letnau

Fritz, Heinrich

Vorst. u. Betr. F.: Metallwerk Alfred Schwarz AG, Freudenberg/Ruhr, Werk Werl

Beirat: Industrie- u. Handelskammer f. d. südöstl. Westfalen, Arnsberg

Fritz, Max, techn. Direktor

Gesch. F.: BMW-Flugmotorenfabrik Eisenach GmbH, Eisenach

Mitglied: Deutsche Akademie für Luftfahrtforschung, Berlin

Frydag, Karl, Dipl.-Ing.

Stellv. Vorst. u. stellv. Betr. F.: Henschel Flugzeugwerke AG, Schönefeld/Kr. Teltow

Garner, Hermann, Gauamtsleiter, Ratsherr

Reichsinnungsmeister des Elektrohandwerks

Landeshandwerksmeister

Präsident: Handwerkskammer Darmstadt

Leiter: Handwerkskammerabt. der Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.

Geipel, Berthold, Ratsherr

Gesch. F. u. Betr. F.: Firma» B. Geipel GmbH, Waffenfabrik, Maschinen- und Lehrenbau,

Erfurt

Feinmechanische Werke GmbH, Erfurt

Beirat: Weltwirtschaftliche Gesellschaft

Mitglied: Wirtschaftsrat der Deutschen Akademie, München

Glabach, Hilarius

Vorstand: Hans Windhoff Apparate- und Maschinenfabrik AG, Berlin

Gmöhling, Wilhelm

Dir. u. Gesch. F.: Aluminiumwerke Nürnberg GmbH, Nürnberg

Goebels, Heinrich, Rechtsanw., Senator E. h., Kgl. schwedischer Vizekonsul, Kreiswirtsch. Berater

Inh. u. Betr. F.: Huth & Co, Mannheim

Präsident: Industrie- und Handelskammer Mannheim

Vors.: Aussenhandelsstelle Baden

1. stellv. Vors.: Ehrengericht im Bezirk der Wirtschaftskammer Baden

Gögelein, Eduard

Vorst. u. Betr. F.: Brennaborwerke AG, Brandenburg (Flick-Konzern)

Goerges, Richard

Inh. u. Betr. F.: Richard Goerges, Papier- u. Holzstofffabriken, Königsberg

Gesch. F.: Königsberger Verlagsanstalt GmbH, Königsberg

Vizepräs.: Industrie- u. Handelskammer für Ost- u. Westpreussen, Königsberg

stellv. Leiter: Wirtschaftskammer Ostpreussen, Königsberg

Goldschmidt, Bernhard, Dr., Kapitänleutnant a. D.

Generalbevollm.: Hagenuk Hanseatische Apparatebau-Gesellschaft Neufeldt &

Kuhnke GmbH, Kiel (Goldschmidt-Konzern)

Gollnow, Johannes, Dr. Ing. E. h., Ehren-Senator der TH Braunschweig

Mitinh. u. Betr. F.: Gollnow & Sohn, Stahlbau-Werk u. mechan. Werkstätten, Stettin

Leiter: Bezirksfachgemeinschaft der Eisen- u. Metallindustrie Pommern

Mitglied: Bezirks-Beirat der Reichsbankhauptstelle, Stettin

Graetz, Erich

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Ehrich & Graetz AG, Berlin

Grewenig, Hanns

stellv. Vorst. u. Betr. F.: Adam Opel AG, Rüsselsheim

Guhse, Wilhelm

Vorstand: Deutsche Industrierwerke AG

Hage, Rudolf, Ingenieur

Pers. h. Ges.: Senkingwerk, Hildesheim

Beirat: Industrie- und Handelskammer für Südhannover

Hansen, Edwin

Vorstand: AG der Kohlenwertstoffverbände, Bochum

Haver, Kurt

Gesch. F.: Verkaufsvereinigung für Teererzeugnisse GmbH, Essen

Vorstand: AG der Kohlenwertstoff verbände, Bochum

Haverbeck, Edgar, Dipl.-Ing.

Vorstand: Berlin-Erfurter Maschinen-Fabrik Henry Pels & Co AG, Berlin

(Quandt-Konzern)

Deutsche Waffen- & Munitionsfabriken AG, Berlin

Leiter: Fachabteilung Blechbearbeitungsmaschinen-Pressen der Fachgruppe Werkzeugmaschinen i. d. Wirtschaftsgruppe Maschinenbau

Beirat: Reichsstelle für Metalle, Berlin

Hayler, Franz, Dr., Reichswirtschaftsrichter, SS Brigadeführer, Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium

Gesch. Inh.: Florian Silberbauer, München

Vorstand: Reichsinstitut für Berufsausbildung in Handel u. Gewerbe

2. *stellv. Vors.:* Gemeinschaftswerk der Deutschen Arbeitsfront

Leiter: Fachgruppe Nahrungs- u. Genussmittel der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, Berlin

Reichsgruppe Handel, Berlin

Reichsverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften, Berlin

Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, Berlin

Wirtschaftsgruppe Gemeinschaftseinkauf, Berlin

Beirat: Deutsche Gruppe der Internationalen Handelskammer, Berlin

Deutsche Reichsbank (engerer Beirat)

Reichswirtschaftskammer (engerer Beirat)

- Mitglied:* Präsidium der Südosteuropa-Gesellschaft, Wien
 Werberat der Deutschen Wirtschaft, Berlin
 Zulassungsstelle für Wertpapiere an der Bayerischen Börse in München
- Hecker, Ewald, Ratsherr, Reichsrehenrichter b. Ehrengerichtshof d. Reichswirtschaftskammer
Gesch. F.: Werkhandelsfirma der Peiner Walzwerks-GmbH, Peine
Repräsentant u. Betr. F.: Gewerkschaft des Stk-Bergwerks «Friedrich d. Grosse», Herne
Präsident: Industrie- und Handelskammer zu Hannover
Präsidium: Internationale Handelskammer, Berlin
Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentl. Aufträge der Wirtschaftskammer Niedersachsen, Hannover
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Niedersachsen
 Wirtschaftskammer Niedersachsen
- Vors.:* Aussenhandelsstelle für Niedersachsen – Kassel
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
Mitglied: Bezirksausschuss der Reichsbankhauptstelle Hannover
 Zulassungsstelle der Niedersächsischen Börse zu Hannover
- Hegner, Kurt
stellv. Vorst. u. techn. Dir.: Gesellschaft für elektrische Unternehmungen AG, Loewe-Fabriken, Berlin
Gesch. F. u. Betr. F.: Richard Weber GmbH, Berlin-Tempelhof
Präsident: Reichsausschuss für Arbeitsstudien
Leiter: Fachgruppe Werkzeugmaschinen, technischer Ausschuss, Berlin
- Heinkel, Ernst, Professor, Dr. Ing. E. h., Dr. phil. h. c.
Inh. u. Betr. F.: Jenbacher Berg- und Hüttenwerke Ernst Heinkel, Jenbach/Tirol
H. Gesch. F.: Ernst Heinkel Flugzeugwerke GmbH, Rostock
 Heinkel-Werke GmbH, Oranienburg
 Hirth-Motoren GmbH, Stuttgart-Zuffenhausen u. Waltersdorf b. Berlin
- Heinrich, Fritz
Vorstand: Metallwerk Alfred Schwarz AG, Fröndenberg/Ruhr
Beirat: Industrie- und Handelskammer f. d. südliche Westfalen, Arnsberg
- Henking, Siegfried, Handelsrichter
Gesch. F. u. Betr. F.: Textilwerke S. Henking GmbH, Zentrale Berlin-Tempelhof
 Siegfried Henking KG, Berlin-Tempelhof
Beirat: Fachgruppe Textilveredelungsindustrie der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Berlin
- Hennecke, Rudolf, Dr. Ing.
Generalbevollm.: Friedrich Flick KG, Düsseldorf
Vorstand: Mitteldeutsche Stahlwerke AG, Riesa
Betr. F. u. Fedin. Leiter: Brandenburger Eisenwerke GmbH, Brandenburg
 Mitteldeutsche Stahl- und Walzwerke Friedrich Flick KG, Brandenburg u. Henningsdorf b. Berlin
 Spandauer Stahlindustrie GmbH, Berlin-Spandau
- Hertel, Heinrich, Chefkonstrukteur, Prof., Dr. Ing.
Vorstand: Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau
Mitglied: Deutsche Akademie der Luftforschung, Dessau
- Hess, Arthur, Reichsinnungsmeister des Schuhmacherhandwerks, Beisitzer des Volksgerichtshofs, Berlin
Mitinh.: Wilh. Hess & Söhne, Orthopädie-Schuhmacherei, Plauen/V.

- Vorstand:* Landeslieferungs-Genossenschaft des Schuhmacherhandwerks f. d. Bezirke Brandenburg, Pommern und Nordmark eGmbH, Berlin
- Direktor:* Zentralverband Deutscher Schuhmacher-Rohstoff-Genossenschaften eGmbH, Düsseldorf, Meisterschule des Schuhmacherhandwerks
- Präsident:* Verband der Internationalen Schuh- und Leder-Wirtschaft
- Mitglied:* Engerer Beirat Reichsgruppe Handwerk, Berlin
- Beirat:* Reichsstelle für Lederwirtschaft, Berlin
Reichswirtschaftskammer, Berlin
- Heynen, Werner, Dipl.-Ing.
Vorst. u. Betr. F.: Gustloff-Werke, Waffenwerk Suhl, Suhl/Thür.
- Hildebrandt, Walter
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Elite-Diamantwerke AG, Siegmarschönau
- Hilger, Alfred, Konsul
Pers. h. Gesellsch.: Bergische Stahlindustrie, Remscheid
Vizepräs.: Bergische Industrie- und Handelskammer Wuppertal/Remscheid
Vors.: Stahlräderverband, Düsseldorf
Vorstand: Aussenhandelsstelle Bergisch-Land der Bergischen Ind.- u. Handelskammer
Leiter: Zweigstelle Remscheid-Velbert der Industrieabt. i. d. Wirtschaftskammer Düsseldorf
Obmann: Fachgruppe Kraftfahrzeugbestandteile der Wirtschaftsgruppe Fahrzeugindustrie, Berlin
Beirat: Fachgruppe Giesserei-Industrie, Fachamt Eisen u. Metall der DAF
- von Hinke, Karl, Edler
Vors. d. Vorst.: Schoeller-Bleckmann Stahlwerke AG, Wien
- Hinsel, Paul, Dr.
Vorst. u. Betr. F.: N.S.F. Nürnberger Schraubenfabrik und Elektrowerk GmbH, Nürnberg
Beirat: Industrie- u. Handelskammer zu München
- Hinz, Fritz, Dr. Ing.
Gesch. F. u. Betr. F.: Henschel & Sohn GmbH, Kassel
- Hirz, Dipl.-Ing.
Gesch. F.: Bezirksgruppe Mitteldeutscher Braunkohlenbergbau der Wirtschaftsgruppe Bergbau, Halle
- Hoffmann, Alfred
Vorst. u. Betr. F.: Mix & Genest AG, Berlin
Vorstand: Berliner Telefonie AG, Berlin
Standard Elektrizitäts-Gesellschaft AG, Berlin
Telephonfabrik Berliner AG, Berlin
- Hoffmann, Ernst
Vorstand: Schmidt, Kranz & Co, Nordhäuser Maschinenfabrik AG, Nordhausen
Gesch. F.: Normag GmbH, Nordhausen
- Honsel, Fritz
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Honsel-Werke AG, Meschede
Präsident: Industrie- und Handelskammer f. d. südöstl. Westfalen, Arnsberg
Leiter: Fachabt. Leichtmetallguss der Fachgruppe Metallgiessereien i. d. Wirtschaftsgruppe Giesserei-Industrie, Berlin
Zweigstelle Arnsberg der Industrieabt. i. d. Wirtschaftskammer Westfalen u. Lippe
Vorstand: Aluminium-Walzwerksverband e. V.

Hormel, Walter, Kapitänleutnant a. D.

Vorst. u. Betr. F.: Henschel-Flugzeugwerke AG, Kassel

Hunke, Heinrich, Professor, Dr., Ministerialdirektor, Ratsherr, MdR, Gauwirtschaftsberater Berlin

Präsident: Gauwirtschaftskammer Berlin

Verein Berliner Kaufleute u. Industrieller, Berlin

Werberat der Deutschen Wirtschaft, Berlin

Hauptlektor der Parteiämlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS Schrifttums

Leiter: Auslandsabt. im Reichsministerium für Volksaufklärung u. Propaganda

Mitglied: Gesamtvorstand der deutschen Handelskammern in Übersee

Reichsverkehrsrat

Präsidium der Südosteuropa-Gesellschaft, Wien

Beirat: Berliner Verkehrsbetriebe (BVG)

Berliner Gaswerke (Gasag)

Deutsche Reichspost, Berlin

Internationale Handelskammer

Immich, Werner, Marinebaurat a. D., Dipl.-Ing.

Vorstand: Deutsche Werke Kiel AG, Kiel

Jecht, Hans

Vorst. u. Betr. F.: Maschinenbau und Metalltuchfabrik vorm. Gottl. Heerbrandt, Raguhn

Jonas, Hans, Konsul

Gesch. F. u. Betr. F.: Messeamt Königsberg GmbH, Königsberg Ost-Europa-Verlag GmbH, Königsberg/Berlin

Prok.: Deutsche Städte-Reklame GmbH, Frankfurt a. M.

Gesch. Vorst.: Wirtschaftsinstitut für die Oststaaten e. V., Königsberg

stellv. Präs.: Industrie- und Handelskammer für Ostpreussen in Königsberg

Mitglied: Werberat der Deutschen Wirtschaft, Berlin

Jost, Erich

Gesch. F.: G. u. J. Jaeger GmbH, Wuppertal-Elberfeld

Jungel, Hans, Geh. Regierungsrat, Dr.

V. d. Vorst. u. Betr. F.: Chemische Fabrik von Heyden AG, Radebeul-Dresden

Beirat: Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie, Berlin

Käsler, Erich, Dr.

Gesch. F.: Wirtschaftskammer Berlin Brandenburg, Industrieabt. und Bezirksfachgemeinschaft

Berlin-Brandenburg der Eisen- u. Metallindustrie, Berlin

Kaiser, Otto, Kommerzienrat

Pers. h. Ges. u. Gesch. F.: Maschinenfabrik Otto Kaiser KG, Oberlahnstein und St. Ingbert/Saar

Beirat: Fachgruppe Aufbereitungs- und Baumaschinen der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin

Industrie- und Handelskammer Saarbrücken

Kalthoff, Otto, Bergassessor

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Stolberger Zink AG für Bergbau u. Hüttenbetrieb, Aachen (O. Wolff-Konzern)

Beirat: Industrie- und Handelskammer f. d. Reg. Bez. Aachen

Industrieabt. der Wirtschaftskammer Köln

Kappesser, Wilhelm

Vorst. u. Betr. F.: Triebwagen- und Waggonfabrik Wismar AG, Wismar

Keilhack, Hans, Fregatten-Kapitän z. V.

Mitinh.: Veltener Maschinenbau GmbH, Velten

Gesch. F. u. Betr. F.: Ikaria Werke GmbH, Velten

Kessler, Karl

Gesch. F. u. Betr. F.: Maschinenfabrik Alfing Kessler KG, Wasserralfingen/Wbg.

Kessler, Philipp

Vors. d. Vorst.: Bergmann Elektrizitäts-Werke AG, Berlin

Vizepräs.: Industrie- u. Handelskammer Berlin

Leiter: Fachgemeinschaft der Eisen- u. Metallindustrie, Industrieabt. der Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg

Beirat: Deutsche Reichspost, Berlin

Reichsgruppe Industrie, Berlin

Reichswirtschaftskammer, Berlin

Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg, Berlin

Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin

Vorstand: Aussenhandelsstelle für Berlin, West-Brandenburg und Pommern, Berlin

Kierdorf, Johann Gerhard

Vorst.: AG für Kartonagen-Industrie, Dresden

Klasen, Franz

Gesch. F.: Waried Tankschiff Reederei GmbH, Hamburg

V. d. Vorst. u. Betr. F.: Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft, Hamburg

von Klass, Eckhardt, Syndikatsdirektor

H. Gesch. F.: Zentralbüro für Mineralöl GmbH, Berlin

Vorstand: AG der Kohlenwertstoff verbände, Bochum

Leiter: Arbeitsgemeinschaft Mineralölverteilung, Berlin

stellv. Leiter: Wirtschaftsgruppe Kraftstoffindustrie, Berlin

Beirat: Fachgruppe Mineralöl, Berlin

Fachuntergruppe Mineralöl u. Mineralölerzeugnisse, Berlin

Mitglied: Gewerbeausschuss der Reichsmonopolverwaltung, Berlin

Verwalter: Belgian Shell Company, Brüssel

Norsk-Engelsk Mineralolie AS, Oslo

N. V. De Bataafsche Petroleum Maatschappij, Den Haag

N.V. Koninklijke Nederlandsche Maatschappij tot Exploitatie van Petroleumbronnen in

Nederlandsch Indie, Den Haag

S.A. des Pétroles Jupiter, Paris

Shell Company (Hellas) Ltd, Athen

Klein, Alfred

Mitinh. u. Betr. F.: Buschbeck & Hebenstreit, Armaturenfabrik, Bischofwerda

Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer zu Zittau, Zittau

Beirat: Wirtschaftskammer Sachsen, Dresden

Klein, Jacob, Geh. Kommerzienrat, Dr. Ing. E. h.

V. d. AR.: Klein, Schanzlin & Becker AG, Frankenthal/Pfalz

Beirat: Wirtschaftskammer Westmark, Saarbrücken

Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin

Klein, Otto, Dr. Ing. E. h.

Gesch. F.: Schäffer & Budenberg GmbH, Magdeburg-Buckau

Schäffer & Budenberg GmbH, Aussig

Beirat: Fachgruppe Armaturen u. Maschinenteile der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin

Reichsverband der Deutschen Armaturen-Industrie

Klingsöhr, Hermann Oberstudiendirektor

Leiter u. Betr. F.: Höhere Textilfachschule Cottbus

Beirat: Deutsche Arbeitsfront, Hauptbeirat im Fachamt Textil, Berlin

Reichsstelle für Seide, Kunstseide und Zellwolle, Berlin

Verteilungsstelle f. d. Tuchindustrie b. d. Reichsstelle für Wolle und andere Tierhaare,
Berlin

Mitglied: Fachberater im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung,
Berlin

Klüsener, Otto, Professor, Dr. Ing.

stellv. Vorst.: Maschinenfabrik Esslingen AG, Esslingen (GHH-Konzern)

Knab, Arthur

Inhaber: Hans Schrickler vorm. Zinsstag & Co, Regensburg

Teilh.: Ostmärkische Betonwerke GmbH, St. Pölten

Ludwig Wahl & Co, Regensburg

Beirat: Wirtschaftskammer Bayern, München

Kniehahn, Werner, Professor, Dr. Ing.

Vorst. u. techn. Dir.: Wanderer-Werke AG, Siegmar-Schönau

Knott, Carl, Dr. Ing.

Vorstand: Siemens-Schuckert-Werke, Berlin

Leiter: Zweigstelle Nürnberg der Industrieabt. i. d. Wirtschaftskammer Bayern

Beirat: Industrie- und Handelskammer zu Nürnberg

Industrieabt. der Wirtschaftskammer Bayern, München

Koch, Richard, Dr. Ing.

Inhaber: Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Koch & Kienzle, Berlin

Koehn, Otto, Dipl.-Ing.

Vorstand: Allgem. Elektrizitäts-Ges. (AEG), Berlin

Leiter: Fachgruppe Sondergebiete der Elektrotechnik der Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie,
Berlin

Köllmann, Gustav, Ingenieur

V. d. Vorst. u. Betr. F.: Köllmann-Werke AG, Leipzig

Köllmann Werkzeugfabrik GmbH, Leipzig

Köllmann Getriebebau GmbH, Liebertwolkwitz

Köllmann Maschinenbau GmbH, Langenberg/Rhld.

Könnecke, Fritz, Dr., Reichswirtschaftsrichter

Generalbevollm. f. d. Kraftfahrwesen, Berlin

V. d. Vorst. u. Betr. F.: Continental Gummi-Werke AG, Hannover

Gesch. F.: Continental Caoutchouc-Compagnie GmbH, Hannover

Vorstand: Reichsverband Automobilindustrie, Berlin

Leiter: Fachgruppe Kautschukindustrie, Berlin

Fachuntergruppe Bereifung, Berlin

Beirat: Reichsstelle für Kautschuk und Asbest, Berlin

Wirtschaftsgruppe Fahrzeug-Industrie, Berlin

Obmann: Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie der Wirtschaftskammer Bezirk Niedersachsen

König, Carl

Gesch. F.: Elektron-Co mbH, B. Cannstatt, Berlin-Spandau u. Wien

stellv. Vorst.: Mahle KG, B. Cannstatt

Kohnert, Hans, Komm. Landesbauemführer Gau Wartheland

Teilh. u. Betr. F.: Pundt & Kohnert, Holzeinfuhr, Säge- u. Hobelwerk, Wesermünde

Präsident: Industrie- und Handelskammer zu Wesermünde

- Koppenberg, Heinrich, Dr. rer. techn. h. c., Dr. Ing. E. h.
Vors. d. Vorst.: Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt e. V., Berlin
Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau
Vorstand: Hansa Leichtmetall AG, Berlin
Gesch. F.: Gesellschaft zur Verwaltung von industriellen Werten mbH, Berlin
Beirat: Reichsgruppe Industrie, Magdeburg
- Koppitsch, Oskar, Kommerzialrat, Staatsbahnrat a. D.
Vorstand: Papierfabrik Frohnleiten Carl Schweizer AG, Graz
Präsident: Industrie- und Handelskammer Graz
Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentl. Aufträge der Fremdenverkehrsabt. Und der Industrie- und Handelskammerabt. der Wirtschaftskammer Steiermark
 Wirtschaftskammer Südmärk, Graz
- Kost, Carl, Regierungsrat a. D., Dr. jur.
Gesch. F.: Gesellschaft für Teerverwertung mbH, Duisburg-Meiderich
Vorstand: AG für Steinkohleverflüssigung u. Steinkohleveredelung i. Abw., Duisburg
- Krähe, Max
Gesch. F. u. Teilh.: Waggonfabrik Talbot, Aachen
Vors. d. Vorst.: Deutsche Wagenbau-Vereinigung, Berlin
Leiter: Fachgruppe Eisenbahnwagenbau der Wirtschaftsgruppe Stahl- und Eisenbau, Berlin
Beirat: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Köln
- Kreibich, Emil, Dr. jur.
Mitinh. u. Betr. F.: Maco-Spinnerei u. -Zwirnerei Rudolf Webers Erben, Schluckenau/Sudetenland
Pers. h. G. u. Betr. F.: Fried. Mattausch & Sohn KG für Textilindustrie, Bensen
Vors. d. Vorst.: Basaltschotterwerk Botzen eGmbH, Kaiserwalde bei Schluckenau
Kommanditist: Wegena Corset-Fabrik Dr. Thannhäuser KG, Berlin
Präsident: Industrie- und Handelskammer Reichenberg
Leiter: Aussenhandelsstelle f. d. Sudetenland, Reichenberg
 Bezirksgruppe Sudetenland der Fachgruppe Baumwollspinnerei der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Reichenberg
 Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge, Industrieabt. und Industrie- und Handelskammerabt. der Wirtschaftskammer Sudetenland, Reichenberg
Beirat: Reichsstelle für Baumwolle, Bremen
 Reichsstelle für Baumwollgarne und -gewebe, Berlin
 Sudetenländischer Genossenschaftsverband (Schulze-Delitzsch) e. V., Aussig/Elbe
- Krupp von Bohlen u. Halbach, Gustav, Dr. jur., Dr. phil. h. c., Dr. Ing. E. h.,
 Dr. rer. pol. h. c., Pionier der Arbeit
V. d. AR.: Fried. Krupp AG, Essen
Beirat: Deutsche Reichsbahn, Berlin
Vors.: Kuratorium Adolf-Hitler-Spende der deutschen Wirtschaft, Berlin
- Kühn, Karl, Professor, Dipl.-Ing.
Vors. d. Vorst.: AG Sächsische Werke (ASW), Dresden
Vorstand: AG für Kraftstoffanlagen, Dresden
 Energieversorgung Gross-Dresden AG, Dresden
 Landesversorgung Sachsen AG, Markkleeberg
- Kuhlmann, Franz
Inh. u. Betr. F.: Werkstätten für Präzisionsmechanik und Maschinenbau, Wilhelmshaven

Kyser, Herbert, Dipl.-Ing., Oberbaurat

Vorst. u. Betr. F.: Saaletalsperren AG, Weimar

Schleizer Kleinbahn AG, Weimar

Thüringenwerk AG, Weimar

Vorstand: Grosskraftwerk Erfurt AG, Erfurt

Überlandwerk Osterland eGmbH, Ronneburg

Mitglied: Reichswirtschaftsrat des Reichswirtschaftsministeriums, Berlin

Wehrwirtschaftsrat des Landes Thüringen

Gesamtausschuss des Reichsverbandes der deutschen Wasserwirtschaft

Landesplanungsstelle Thüringen

Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, Erfurt

Hilfsreferent für Energiefragen im Thüringischen Wirtschaftsministerium

Beirat: Reichsgruppe Energiewirtschaft, Berlin

Lauber, Hugo, Dipl.-Ing.

Dir. u. Betr. F.: Feldmühle, Papier- und Zellstoffwerke AG, Werk Königsberg/Pr.

Leiter: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Ostpreussen, Königsberg

Grubenvorst.: Neuroder Kohlen- und Thonwerke, Neurode/Eulengeb.

Beirat: Deutscher Zementverband, Berlin

Industrie- und Handelskammer Ostpreussen, Königsberg

Wirtschaftskammer Ostpreussen, Königsberg

Vertrauensrat: Keramische Rohstoff AG, Zürich

Lehmann, Fritz, Reg. Baumeister a. D.

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Felten & Guillaume Carlswerk AG, Köln-Mülheim

Vorstand: Technischer Überwachungs-Verein, Köln

Leiter: Bezirksgemeinschaft Eisen- und Metallindustrie, Köln

Industrieabt. der Wirtschaftskammer Köln

Leifer, Gustav

Vorstand: Siemens & Halske AG, Berlin

Lenssen, Albert

Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Telephonwerke und Kabelindustrie AG, Berlin

Lipken, Walther, Dipl.-Ing.

Vorstand: Vereinigte Elektrizitätswerke Westfalen AG, Dortmund

Gesch. F.: Gemeinschaftswerk Hattingen GmbH, Hattingen

stellv. Vors. d. Grubenvorst.: Gewerkschaft Alte Haase, Dortmund

Gewerkschaft Caroline, Dortmund

Gewerkschaft Gottessegen, Dortmund

Grubenvorst.: Gewerkschaft Johannessegen, Dortmund

Beirat: Wirtschaftsgruppe Elektrizitätsversorgung, Berlin

Lobe, Max, Dipl.-Ing.

Vorst. u. Betr. F.: Sächsische Gussstahl-Werke Döhlen AG, Freital (Flick-Konzern)

Gesch. F.: Freitaler Stahl-Industrie GmbH, Freital

Mitglied: Beirat der Mitteldeutschen Eisen-Berufsgenossenschaft, Leipzig

Löser, Ewald Oskar Ludwig, Dr. jur., Bürgerm. a. D.

Vorstand: Fried. Krupp AG, Essen (Krupp-Konzern)

stellv. Vors.: Ruhrbenzol GmbH, Bochum

stellv. Vors. d. Grubenvorst.: Gewerkschaft ver. Constantin d. Gr., Bochum

Vorst. u. Beirat: Industrie- und Handelskammer Essen

Beirat: Bezirksgruppe Nordwest der Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Düsseldorf

Deutsche Weltwirtschaftliche Gesellschaft e. V., Berlin

- Industrieabt. der Wirtschaftskammer Düsseldorf
Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Berlin
- Loew, Gottfried, Dipl.-Ing.
stellv. Betr. F. u. Werkleiter: Werk Lemwerden der «Weser» Flugzeugbau GmbH, Bremen
(Krupp-Konzern)
- Loos, Fritz, Dipl.-Ing.
Vorst. u. Betr. F.: Motoren-Werke Mannheim AG vorm. Benz, Abt. Stat. Motorenbau,
Mannheim
Leiter: Fachgruppe Verbrennungsmotoren der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
Beirat: Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
- Lorenz, Fritz
Vorstand: Gruschwitz Textilwerke AG, Neusalz/Oder
Leiter: Fachuntergruppe Leinen- und Ramiespinnerei i. d. Fachgruppe Bastfaserindustrie, Berlin
Beirat: Fachgruppe Bastfaserind, der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Berlin
Reichsstelle für Bastfasern, Berlin
Reichsvereinigung für Bastfasern GmbH, Berlin
Vors.: Textilnorm, Fachausschuss der Textilwirtschaft, Berlin
stellv. H. Gesch. F.: Industrie- und Handelskammer für Tirol in Innsbruck
- Lorey, August
Gesch. F. u. Betr. F.: Deutsche Reichsadressbuch GmbH, Berlin
Preussische Verlags- und Druckerei GmbH, Berlin
Leiter: Wirtschaftsgruppe Druck, Berlin
Mitglied: Werberat der Deutschen Wirtschaft, Berlin
Beirat: Überwachungsstelle für Papier und Verpackungswesen, Berlin
- von Lössnitzer, Otto-Helmuth
Vorstand: Mauer-Werke AG, Oberndorf/Nedcar u. Berlin (Quandt-Konzern)
Lehrbeauftragter für Fliegerwaffentechnik a. d. TH Stuttgart
- Lüer, Carl, Professor, Dr., MDR
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Adam Opel AG, Rüsselsheim
Aussenhandelsstelle f. d. Rhein-Main-Gebiet, Frankfurt a. M.
Vorstand: Deutsche Weltwirtschaftl. Gesellschaft, Berlin
Dresdner Bank, Berlin
Ehrenfräs.: Deutsch-italienische Handelskammer, Frankfurt a. M.
Präsident: Industrie- und Handelskammer f. d. Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet,
Frankfurt/M
Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge, Industrie- und Handelskammerabt. der
Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.
Wirtschaftskammer Hessen, Frankfurt a. M.
Präsidium: Deutsche Gruppe der Internationalen Handelskammer, Berlin
Beirat: (engerer) Reichswirtschaftskammer, Berlin
Deutsche Reichsbank, Berlin
Akademie für deutsches Recht: Ausschuss für Finanz- u. Steuerrecht
Ausschuss für GmbH-Recht
Ausschuss für Kartellrecht
Mitglied: Reichsarbeits- und Wirtschaftsrat, Berlin
Wirtschaftsrat der Deutschen Akademie, München
- Lüps, Werner
Vorst. d. Gesch. F. u. Betr. F.: Henkel & Cie GmbH, Düsseldorf

- Gesch. F.:* «Chemphar» Chemisch-pharmazeutische Handelsges. mbH, Hamburg
Henkel GmbH, Genthin
- Lüschen, Friedrich, Dr. Ing. E. h., Dr. phil. h. c., Reichsbeauftragter f. elektrotechn.
Erzeugnisse
stellv. Vors. d. Vorst.: Siemens & Halske AG, Berlin
Verw. R. u. Vizepräs.: Albiswerk Zürich AG, Zürich
Leiter: Fachabt. Telefonie u. Telegrafie der Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin
Mitglied: Reichsgruppe Industrie, Ausschuss f. Marktordnung u. Betriebswirtschaft, Berlin
Reichsausschuss für Leistungssteigerung, Berlin
Auditor: Fūsi Tsushinki Seizo KK, Kawasaki/Japan
- Lussberger, Ernst Albert, Dipl.-Ing.
Vorst. u. Betr. F.: Halberg Maschinenbau und Giesserei AG, Ludwigshafen
- Luther, Stephan
Mitinh. u. Gesch. F.: Luther-Werke GmbH, Braunschweig
Vorstand: Luftfahrtforschungsanstalt Herrn. Göring, Braunschweig
Präsident: Industrie- und Handelskammer Braunschweig
Beirat: Arbeitskammer
Wirtschaftskammer Niedersachsen, Hannover
- Lwowski, Walter, Dr. Ing.
Fedin. Dir. u. Betr. F.: Fried. Krupp AG, Friedrich-Alfred-Hütte, Rheinhausen
- Mader, Otto, Professor, Dr. Ing.
Vorstand: Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau
Ehrenmitglied der Lilienthal-Gesellschaft, Berlin
- Mahle, Hermann
Ges. u. Betr. F.: Mahle KG, Stuttg.-B. Cannstatt
Ges. Electron-Co GmbH, Stuttg.-B. Cannstatt
- Maier, Albert, Dr.
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Kabelwerke AG, Berlin (Kabel Rheydt)
Vorstand: Kabelwerke Rheydt AG, Rheydt
Leiter: Fachabt. Drähte u. Kabel der Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin
- von Malaisé, Gerhart E., Dr. jur., (Bankhaus Lenz)
Vorst. u. stellv. Betr. F.: Voigt & Haeffner AG, Frankfurt a. M.
- Mansfeld, Hans, Ingenieur
Inhaber: Chr. Mansfeld, Leipzig
Leiter: Fachuntergruppe Papierverarbeitungsmaschinen d. Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
- Markwitz, Walter
Mitinh.: Markwitz. Delcamp & Co, Import, Hamburg
Beirat: Reichsstelle Lederwirtschaft, Berlin
Reichsgruppe Handel, Berlin
Wirtschaftskammer Nordmark, Hamburg
- Martin, Friedrich, Professor, Dr. Ing.
Vors. d. Vorst.: Ruhrbenzin AG, Oberhausen-Holten
Ruhrchemie AG, Oberhausen-Holten
Vorstand: Deutsche Gesellschaft für Mineralölforschung, Berlin
Beirat: Industrie- und Handelskammer f. d. Stadtkreise Essen, Mülheim/Ruhr u. Oberhausen, Essen
Wirtschaftsgruppe Kraftstoffindustrie, Berlin

- Mauck, Paul, Dipl.-Ing.
AR: Wiener Lokomotivfabrik AG, Wien (Henschel-Konzern)
- Maul, Hans, Ing.-Chem.
Vorst. u. Betr. F.: Metzeler Gummiwerke AG, München
- Meinberg, Wilhelm, Staatsrat, MdR
Sonderbeauftragter f. d. Transport der Kohle (Vierjahresplan)
Gauamtsleiter der NSDAP
Vors. d. Vorst.: Wohnungs AG der Reichswerke «Hermann Göring», Berlin
Vorstand: Reichswerke AG f. Berg- u. Hüttenbetriebe «Hermann Göring», Berlin
Reichswerke AG für Erzbergwerke und Eisenhütten «Hermann Göring», Berlin
Mitglied: Reichsarbeitskammer
- Menge, August, Landesbaurat, Dr. Ing. E. h.
Vors. d. Vorst.: Elektrowerke AG, Berlin
- Merck, Karl, Dr. rer. nat.
Mitinh. u. Betr. F.: E. Merck, Chemische Fabrik, Darmstadt
Präsident: Industrie- und Handelskammer, Darmstadt
Leiter: Zweigstelle Darmstadt der Industrieabt. i. d. Wirtschaftskammer Hessen
- Messerschmidt, Walter
Gesch. F. u. Betr. F.: Klöckner Flugmotorenbau GmbH, Hamburg
- Messerschmitt, Willy, Professor, Dipl.-Ing., Dr. h. c., Pionier der Arbeit
Vorstand: Messerschmitt AG, Augsburg
Luftfahrtforschungsanstalt Hermann Göring, Braunschweig
Vizepräs.: Deutsche Akademie für Luftfahrtforschung
Senat.: Lilienthal-Gesellschaft für Luftfahrtforschung, Berlin
- Michler, K. H., Ingenieur
Gesch. F.: Metallgussgesellschaft mbH, Böhlitz-Ehrenberg
Metallwerk Karl Michler GmbH, Böhlitz-Ehrenberg
Vorstand: Edmund Becker & Co AG, Leipzig
- Middendorff, Heinrich, Korvettenkapitän a. D.
Vors. d. Vorst.: Deutsche Werke Kiel AG, Kiel
- Mierzinsky, Hermann, Dipl.-Ing.
Gesch. F.: Hugo Junkers Werke GmbH, München
Direktor: «Weser» Flugzeugbau GmbH, Bremen
- Möhlenbeck, Wilhelm
Betr. F.: G. Möhlenbeck & Co Lederfabrik, Mülheim/Ruhr
- Möller, Max, Dr. Ing.
Gesch. F. u. Betr. F.: Siemens Apparate und Maschinen GmbH, Berlin
Obmann: Fachabt. Signalanlagen für Heer und Marine, Kommandostellen der Fachgruppe
Telefonie und Telegrafie i. d. Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin
Fachbereich Signal- und Meldemechanik der Wirtschaftsgruppe Feinmechanik und Optik,
Berlin
Beirat: Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin
- Mohr, Eugen, Dr. rer. nat.
Vorstand: Teerindustrie AG, Danzig
Präsident: Industrie- und Handelskammer Danzig-Westpreussen, Danzig
Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge, Industrieabt. der Wirtschaftskammer
Danzig-Westpreussen
Wirtschaftskammer Danzig-Westpreussen

Vors.: Aussenhandelsstelle für Danzig-Westpreussen, Danzig

Obmann: Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie, Wirtschaftskammer Danzig-Westpreussen

Mühlen, August

Vorstand: Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau

Beirat: Wirtschaftskammer Mittelelbe, Magdeburg

Ehrenrichter: der Wirtschaftskammer Mittelelbe

Obmann: Wirtschaftsgruppe Luftfahrt-Industrie Mittelelbe

Müller, Carl

Vorstand: Chemische Fabrik Weyl AG, Berlin

Rütgerswerke AG, Berlin

Müller, Fritz, Dr. Ing.

Direktor: Bergbau-Hauptverwaltung der Fried. Krupp AG, Essen

Vorstand: Krupp Stahlbau Fried. Krupp AG, Rheinhausen

Ruhr-Benzin AG, Oberhausen-Holten

Ruhrchemie AG, Oberhausen-Holten

Deutsche Gesellsch. für Mineralölforschung, Berlin

Verein f. d. bergbaulichen Interessen, Essen

stellv. Vorst.: Fried. Krupp AG, Essen

Gesch. F.: Krupp Treibstoffwerk GmbH, Essen

Ruhrbenzol GmbH, Bochum

Grubenvorst.: Gewerksch. ver. Constantin der Grosse, Bochum

Gewerksch. Emscher-Lippe, Datteln

Verw. Rat: Kaiser-Wilhelm-Inst. für Kohlenforschung, Mülheim/Ruhr

Stickstoff-Syndikat GmbH, Berlin

Beirat: Ferngas-Studiengesellschaft Südost, Prag

Ruhrgas AG, Essen

Kuratorium: Studiengesellschaft für Gasverwertung der Reichswerke «Hermann Göring»

Müller, Heinrich W., Bankdirektor i. R. (geb. 1863)

VdAR u. st. VdAR verschiedener Gesellschaften

Müller, Johannes

Gesch. F. u. Betr. F.: AGO-Flugzeugwerke GmbH, Oschersleben/Bode

Vors. d. Vorst.: Maschinenbau- und Metalltuchfabrik AG vorm. Gottl. Heerbrandt, Raguhn

Präsident: Anhaltische Industrie- und Handelskammer, Dessau

Mitglied: Deutsche Akademie, München

Beirat: Arbeitskammer f. d. Gau Magdeburg-Anhalt

Aussenhandelsstelle für Mitteldeutschland, Halle

Wirtschaftskammer Mittelelbe, Magdeburg

Müller, Karl C.

Gesch. F.: Daimler-Benz Motoren-Gesellschaft mbH, Genshagen Kr. Teltow

stellv. Vorst.: Daimler-Benz AG, Stuttgart

Müller, Martin

Vors. d. Vorst.: Vereinigte Elektrizitätswerke Westfalen AG, Dortmund

Gesch. F.: Westfälische Elektrizitätswirtschaft GmbH, Dortmund

Vors. d. Grubenvorst.: Gewerkschaft Alte Haase, Sprockhövel

Gewerkschaft Caroline, Holzwickede

Gewerkschaft Gottessegen, Löttringhausen

Gewerkschaft Johannessegen, Dortmund

- Nathow, Hanns (geb. 1893 Essen-Kray)
Vors. d. Vorst.: Sudetenländische Bergbau AG, Brüx/Sudetenland
Vorstand: Sudetenländische Treibstoffwerke AG, Maltheuern
Vors. d. Verw. Rats: Westböhmischer Bergbau-Aktien-Verein
Vors.: Deutscher Braunkohlen-Industrie-Verein, Halle/Saale
 Gesellsch. f. Braunkohlen- und Mineralölforschung a. d. TH Berlin
Leiter: Bezirksgruppe Mitteldeutscher Braunkohlenbergbau, Halle/Saale
 Bezirksgruppe Sudetenland, Brüx, der Wirtschaftsgruppe
 Bergbau, Berlin
Beirat: Wirtschaftsgruppe Bergbau, Berlin
- Naumann, Werner, Dr. rer. pol.
Gesch. F. u. Betr. F.: Focke-Wulf Flugzeugbau GmbH, Bremen
Beirat: Wirtschaftskammer Bremen
- Niehues, Bernhard
Inhaber: Niehues & Dütting, Baumwollspinnerei, Weberei, Färberei u. Bleicherei, Nordhorn
Beirat: Industrie- u. Handelskammer Osnabrück
- Noack, Walter
Vorstand: Deutsche Wollwaren-Manufaktur AG, Grünberg/Schles.
- Noé, Hermann
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: F. Schichau AG, Elbing
Beirat: Industrie- u. Handelskammer Danzig-Westpreussen, Danzig
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Danzig-Westpreussen, Danzig
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Ostpreussen, Königsberg
- Noell, Friedrich, Kommerzienrat, Dr. Ing.
Teilh. u. Betr. F.: Georg Noell & Co, Würzburg
Leiter: Arbeitskreis Stahlbau der Fachgruppe Bauwesen der NSDAP
 Fachuntergruppe Gross- u. Schnellwaagen i. d. Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
Beirat: Industrie- und Handelskammer Würzburg
 Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Bayern, München
- Noeller, Dipl.-Ing.
Mitglied: Wehrwirtschaftsrat der Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Wehrwirtschaftlicher Ausschuss der Wirtschaftskammer Niedersachsen, Hannover
- Noltenius, Friedrich Hermann, Kaiserl. japanischer Konsul
Vorst. u. Betr. F.: Atlas-Werke AG, Bremen
Gesch. F.: Signal GmbH, Kiel
Beirat: Industrie- u. Handelskammer, Bremen
 Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
 Industrieabt. d. Wirtschaftskammer Bremen
Leiter: Fachuntergruppe Kolbendampfmaschinen und Lokomobilen der Wirtschaftsgruppe
 Maschinenbau, Berlin
- Oehme, Adolf
Vorstand: Voigtländer & Sohn AG, Braunschweig
- Otto, Wolfgang
Gesch. F. u. Betr. F.: Anschütz & Co GmbH, Kiel-Neumühlen
- Peter, Wilhelm
Vorst. u. Betr. F.: H. Machak AG, Hamburg

- Petersen, Otto, Dr. Ing., Dr. mont. E. h.
Gesch. F.: Verein Deutscher Eisenhüttenleute im NS-Bund Deutscher Technik, Düsseldorf
- Petersen, Waldemar, Professor, Dr. rer. pol. h. c., Dr. Ing.
stellv. Vorst.: Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG), Berlin
Mitglied: Akademie für Bauwesen, Berlin
- Pfaeffle, Otto, Konsul von Mexiko
stellv. Gauwirtschaftsberater im Gau München-Oberbayern
Gaustellenleiter der NSDAP im Gau München-Oberbayern
Teilh. u. Betr. F.: «Deutschkaffee» Deutsche Kaffee-Einfuhr GmbH & Co, Hamburg
Vorstand: Bayerische Wertpapierbörse, München
Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer München
Vors.: Aussenhandelsstelle für Südbayern
Leiter: Abt. Handel der Wirtschaftskammer Bayern, München
 Fachabt. Kaffee der Fachgruppe Grosshandel i. d. Wirtschaftsgruppe Gross-, Ein- und Ausfuhrhandel, Berlin
 Fachabt. Markenartikel der Wirtschaftsgruppe Gross-, Ein- u. Ausfuhrhandel
stellv. Leiter: Unterabt. Grosshandel der Wirtschaftskammer Bayern
Landesfadischäftsleiter der Zuckerverteiler im Gebiet der Landesbauernschaft Bayern, München
Beirat: Reichsgruppe Handel, Berlin
 Wirtschaftskammer Bayern, München
 Wehrwirtschaftsbeirat der Reichswirtschaftskammer, Berlin
Obmann: Reichsgruppe Handel für Bayern, München
- Pfaff, Karl
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: G. M. Pfaff AG, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern
Vorstand: Eisenhütte Südwest
Leiter: Bezirksfachgemeinschaft Eisen- u. Metallindustrie Westmark
Beirat: Aussenhandelsstelle für Baden u. die Westmark, Mannheim
 Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
 Wirtschaftskammer Westmark, Saarbrücken
- Pfirsch, Karl
stellv. Vorst.: Fried. Krupp AG, Essen
- Pförtner, Hermann, Oberingenieur
Vorst. u. Betr. F.: Maschinenbau und Bahnbedarf AG, Berlin
- Pfotenhauer, Bernhard
Vorstand: E. Merck, Chemische Fabrik, Darmstadt
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie, Berlin
 Wirtschaftskammer Hessen, Frankf. a. M.
- Plass, Ludolf, Dr. Ing. E. h.
Vorstand: Metallgesellschaft AG, Frankf. a. M.
Gesch. F.: Lurgi Apparatebau GmbH, Frankf. a. M.
 Lurgi Ges. für Chemie u. Hüttenwesen mbH, Frankf. a. M.
 Lurgi Ges. für Wärmetechnik mbH, Frankf. a. M.
 Lurgi Werkstätten GmbH, Frankf. a. M.
Beirat: Ind.- und Handelskammer f. d. Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet, Ffm.
Mitglied: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Hessen, Frankf. a. M.
- Plesse, Erich
Vorstand: Vereinigte Deutsche Metallwerke AG, Frankf. a. M. (Metallges.-Konz.)

Plett, Friedrich

Gesch. F.: Hagenuk, Hanseatische Apparatebau-Gesellschaft Ncufeldt & Kuhnke GmbH, Kiel (Goldschmidt-Konz.)

Porsche, Ferdinand, Professor, Dr. techn., Dr. Ing. E. h.

Leiter u. Betr. F.: Volkswagenwerk GmbH, Berlin

Preh, Jakob

Ges. u. Betr. F.: Elektromechanik GmbH, Reichenberg-Althabendorf/Sudetenland

Inh. u. Betr. F.: Preh-Elektrofeinmechanische Werke, B. Neustadt/Saale und Würzburg

Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer Würzburg

Leiter: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Bayern, Zweigstelle Würzburg

Beirat: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Bayern, München

Püschel, Walter

Vorst. u. Betr. F.: Berlin-Seegefelder Industrie AG, Falkensee b. Berlin

Quandt, Günther, Dr. Ing. E. h.

Mitinh.: Gebrüder Draeger Tuchfabrik, Pritzwalk

Gesch. F.: Draeger-Werke GmbH, Potsdam-Babelsberg

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Accumulatoren-Fabrik AG, Berlin

Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG, Berlin

Vorstand: Dürener Metallwerke AG, Berlin

Quasebart, Karl, Reichswirtschaftsrichter, Professor, Dr. Ing.

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Auergesellschaft AG, Berlin

Vorstand: Deutsche Glastechnische Gesellschaft, Frankf. a. M.

Verw.-Rat: Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, Berlin

Kaiser-Wilhelm-Institut für Silikatforschung, Berlin

Obmann: Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie f. d. Bezirk der Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg

Raabe, Karl, Dipl.-Ing. (Flick-Konzern)

Vorstand: Eisenwerk-Ges. Maximilianshütte, Sulzbach-Rosenberg-Hütte

Raupach, Gerhardt, Dipl.-Ing.

Gesch. F. u. Betr. F.: Richard Raupach, Maschinenfabrik Görlitz GmbH, Görlitz

Rausch, Hermann

Vorstand: Leipziger Wollkämmerei, Leipzig

Leiter: Bezirksgruppe Sachsen-Dresden der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Berlin

Fachuntergruppe Lohnkämmerei der Fachgruppe Kammgarnspinnerei und Lohn-Kämmerei der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Berlin

Mitglied: Zulassungsstelle für Wertpapiere a. d. mitteldeutschen Börse zu Leipzig

Rechel, Georg (BBC?)

Gesch. F.: Stotz Apparatebau GmbH, Eberbach bei Neckartal

Stotz-Kontakt GmbH, Mannheim-Neckarau

Reemtsma, Philipp F., Ratsherr

Inhaber: H. F. u. Ph. F. Reemtsma, Hamburg

Leiter: Fachuntergruppe Zigarettenindustrie i. d. Wirtschaftsgruppe Lebensmittelindustrie, Berlin

Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin

Reichsgruppe Industrie, Berlin

Mitglied: Industrie- und Handelskammer Hamburg

Reinecker, Fritz

Vorstand: J. G. Reinecker AG, Chemnitz

Reinhart, Friedrich, Preuss. Staatsrat, Ehrenbürger der Wirtschaftshochschule Berlin

(*1871, war Vorst.-Mitgl. der Commerz- und Privat-Bank AG; bis '29 [Fusion])

Vorst. der Mitteldeutschen Creditbank, Frankf. a. M.)

Präsident: Berliner Börse

Industrie- u. Handelskammer Berlin

Leiter: Arbeitsgemeinschaft. der Ind.- u. Handelskammer i. d. Reichswirtschaftskammer, Berlin

Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge der Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg

Handelskammerabt. der Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg

Wirtschaftsgruppe Privates Bankgewerbe, Berlin

Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg, Berlin

Vors.: Aussenhandelsstelle für Berlin, Westbrandenburg und Pommern

Beirat: Deutsche Reichsbahn, Berlin

Deutsche Reichsbank, Berlin

Reichswirtschaftskammer, Berlin

Mitglied: Akademie für Deutsches Recht, Berlin

Ehrenmitgl.: Zulassungsstelle a. d. Berliner Börse

Institut f. d. Kreditwesen a. d. Johannes-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt a. M.

Reuleaux, Otto, Dr. Ing.

Vorstand: Metallgesellschaft AG, Frankfurt a. M.

Reuter, Franz, Dr., Verleger

Mitinh.: Märkische Druckanstalt W. Hentschel, Berlin

Gesch. F.: Textil-Verlag GmbH, Berlin

Verlag Der Deutsche Volkswirt GmbH, Berlin

Werbekunst Berlin GmbH, Berlin

Riekeberg, Friedrich, Dipl. Ing.

Vorstand: Stahlwerke Röchling-Buderus AG, Wetzlar

Rienäcker, Waldemar, Dipl. Ing.

Vorst. u. Betr. F.: Elektrizitätswerk Schlesien AG, Breslau

Gauamtsleiter: Amt für Technik, Niederschlesien

Leiter: Bezirksgruppe Schlesien der Wirtschaftsgruppe Elektrizitätsversorgung, Breslau

Beirat: Reichsgruppe Energiewirtschaft, Berlin

Wirtschaftsgruppe Energieversorgung, Berlin

Wirtschaftskammer Niederschlesien, Breslau

Mitglied: Zulassungsstelle für Wertpapiere a. d. Schlesischen Börse zu Breslau

Rinker, Richard

Gesch. F.: Richard Rinker GmbH, Menden/W

Richard Rinker GmbH, Neubrandenburg/Mecklb.

Inhaber: Heinrich Schwerter, Metallwarenfabrik, Menden/W

Rodenstock, Alexander Christian, Kommerzienrat

Inh. u. Betr. F.: Optische Werke G. Rodenstock, München und Regen

Obmann: Fachbereich Ferngläser u. Fernrohre Wirtschaftsgruppe Feinmechanik u. Optik, Berlin

Beirat: Wirtschaftsgruppe Feinmechanik u. Optik, Berlin

Wirtschaftskammer Bayern, München

Röbenack, Heinrich

Vorstand: Hackethal-Draht- und Kabelwerke AG, Hannover (GHH-Konzern)

- Beirat:* Industrie- u. Handelskammer Hannover
Vors.: Zulassungsstelle der Immobilienbörse zu Hannover
Mitglied: Zulassungsstelle der Niedersächsischen Börse, Hannover
- Röchling, Hermann, Kommerzienrat, Dr. Ing., Dr. rer. pol. h. c.
Vors. u. Gesch. F.: Röchling'sche Eisen- u. Stahlwerk GmbH, Völklingen
Pers. h. Ges.: Gebr. Röchling Bank, Saarbrücken
 Gebr. Röchling Eisenhandelsgesellschaft, Ludwigshafen
Vors.: Reichsvereinigung Eisen, Berlin
Leiter: Bezirksgruppe Südwest der Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Saarbrücken
Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin
 Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Berlin
 Wirtschaftskammer Westmark, Saarbrücken
Präsident: Industrie- und Handelskammer Metz
- Rödel, Bernhard
Vors. d. Vorst.: Bayerisches Kabelwerk Riffelmacher & Engelhardt AG, Nürnberg
Vorstand: Köllmann Werke AG, Leipzig
Techn. Dir.: Köllmann Getriebebau GmbH, Liebertwolkwitz
- Rosterg, August
Vors. d. Vorst.: Wintershall AG, Berlin
Vorstand: Kalibank AG, Kassel
 Rhein.-Westf. Börse, Düsseldorf
stellv. Grubenvorst.: Gewerkschaft Wintershall, Herringen
- Rott, Paul, Senator h. c.
Teilh. u. Betr. F.: Schoeller & Co, Elektrotechn. Fabrik, Frankf. a. M.
Ges. u. Gesch. F.: W. Wittemann GmbH, St. Ingbert
Ges.: Ceres Gartenbaugesellschaft mbH, Frankfurt a. M.
Direktor: Schwarzschild-Och Ltd, London
Beirat: Reichsverband der Kraftfahrzeugteile-Industrie e. V., Berlin
 Wirtschaftskammer Hessen, Frankf. a. M.
- Roux, Max
Vors. d. Vorst.: Askania-Werke AG, Berlin (Deutsche Cond. Gas Ges.)
Leiter: Fachabt. Feinmechanik der Wirtschaftsgruppe Feinmechanik und Optik, Berlin
 Fachabt. Luftfahrttausrüstung der Wirtschaftsgruppe Luftfahrtindustrie, Berlin
stellv. Leiter: Wirtschaftsgruppe Feinmechanik u. Optik, Berlin
- Rumpf, Wilhelm, Generalkonsul
Inhaber: J. H. Tempel, Frankfurt a. M.
Leiter: Wirtschaftsgruppe Gross-, Ein- u. Ausfuhrhandel, Berlin
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Reichsgruppe Handel, Berlin
- Sachs, Willy, Konsul
Vors. d. Vorst.: Fichtel & Sachs AG, Schweinfurt
- Sachse, Helmut, Fl. Oberst-Ing. z. V.
Gesch. F. u. techn. Dir.: BMW Flugmotorenbau GmbH, München
- Sack, Otto, Reichswirtschaftsrichter
Pers. h. Ges. u. Betr. F.: Rud. Sack, Leipzig
Pers. h. Ges.: Seniorekulturgeräte, Wurzten/Sa
Leiter: Arbeitsgemeinschaft d. Eisen- u. Stahl verarbeitenden Industrie, Berlin
 Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin

- Industrieabt. d. Wirtschaftskammer Sachsen, Dresden
stellv. Leiter: Wirtschaftskammer Sachsen, Dresden
Beirat: Industrie- u. Handelskammer, Leipzig
 Reichsmesseamt, Leipzig
 Reichswirtschaftskammer, Berlin
Mitglied: Akademie für Deutsches Recht, Berlin
 Arbeitskammer Sachsen
 Reichsgruppe Industrie, Berlin (Grosser Beirat)
 Vorst. d. Reichskuratoriums für Technik i. d. Landwirtschaft, Berlin
- Sander, Hermann, Dipl. Kaufmann
1. Gesch. F. u. Betr. F.: Carlshütte Maschinen- und Stahlbau GmbH, Waldenburg/Altwasser/
 Schlesien
- Savekoulis, Hermann, Dr. oec. publ. habil., Syndikus
H. Gesch. F.: Industrie- und Handelskammer f. d. Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet, Frankfurt
 Wirtschaftskammer Hessen
- Sedlacek, Herbert, Professor, Dr. Ing.
Vorst. u. Betr. F.¹: Eisen- und Hüttenwerke AG, Köln
- Seebauer, Georg, Dipl.-Ing.
Mgl. d. AR. von ca. 12 Grosskraftwerken
Leiter: Reichsausschuss für Leistungssteigerung, Berlin
 Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, Berlin
Mitglied: Werberat der Deutschen Wirtschaft, Berlin
- Seeliger, Karl, Dr. jur.
Pers. h. Ges.: Kommissions- u. Grossbuchhandlung Lühe & Co, Leipzig
 Verlagsbuchhandlung Lühe Verlag Dr. Seeliger & Co, Leipzig-Berlin
Direktor: Fritzsche-Hagen-Sieke, Leipzig
Leiter: Bezirksgruppe Sachsen der Wirtschaftsgruppe Papierverarbeitung, Leipzig
 Wirtschaftsgruppe Papierverarbeitung, Berlin
stellv. Leiter: Deutscher-Buchgewerbe-Verein, Leipzig
 Fachamt Druck und Papier i. der DAF, Berlin
Beirat: Reichsstelle für Papier und Verpackungswesen, Berlin
 Verein Berliner Kaufleute und Industrieller, Berlin
Vors.: Sozialwirtschaftlicher Arbeitskreis und Arbeitskreis für Gesundheitsführung i. d. Reichs-
 gruppe Industrie, Berlin
Mitglied: Akademie für Deutsches Recht, Ausschuss für Rechtsfragen des Wirtschaftsaufbaus
 Deutsche Arbeitsgemeinschaft für gewerbl. Rechtsschutz u. Urheberrecht e. V.,
 Berlin
- Siebeck, Fritz
Geschf. Ges.: Christ & Co, Armaturenwerk, Grünberg/Schles.
- Siebel, Friedrich Wilhelm
Geschf. Ges.: Siebel Flugzeugwerke GmbH, Halle/Saale
- Sieke, Erich, Dipl.-Ing.
Vorstand: Flottmann AG, Herne/Westf.
- Siepmann, Heinrich
Vorstand: Klein, Schanzlin u. Becker AG, Frankenthal/Pfalz
 Kleinschanzlin Pumpen AG, Homburg/Saar

¹ Werk Thale/Harz.

Sils, Fritz

Vors. d. Vorst. u. Pers. h. Ges.: Union Gesellschaft für Metallindustrie Sils, van de Loo & Co, Fröndenberg/Ruhr

Beirat: Aussenhandelsstelle für Westfalen u. das Ruhrgebiet, Essen
Industrie- und Handelskammer Dortmund
Wirtschaftskammer f. Westfalen und Lippe, Dortmund

Speck, Peter

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: R. Stock & Co, Spezialbohrer-, Werkzeug- u. Maschinenfabrik AG, Berlin

Gesch. F.: Frankfurter Präzisionswerkzeuge-Fabrik Günther & Kleinmond GmbH, Frankfurt/M

Leiter: Fachgruppe Maschinen- u. Präzisionswerkzeuge der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin

Speidel, Willy Hermann, Dr. Ing.

I. Vorst. u. Betr. F.: Energieversorgung Schwaben AG, Stuttgart

Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Überlandwerk Jagstkreis AG, Ellwangen/Jagst

Springorum, Kurt, Dr. jur.

Gesch. F. u. Betr. F.: Admos Allgemeines Deutsches Metallwerk GmbH, Berlin

Admos Werk für Luftfahrtgerät GmbH, Berlin

Betr. F.: Admos Bleibronze Dr. Springorum & Co KG, Berlin

Admos Rübelerbronz-Vertrieb Dr. Springorum & Co KG, Berlin

Kommissar: Reichsluftfahrtministerium, Berlin

Schade, Eugen, Ingenieur

Gesch. F. u. techn. Dir.: ATG Allgemeine Transportanlagen GmbH, Leipzig (Flick-Konzern)

Schamberger, Oskar, Dipl.-Ing.

stellv. Vorst.: Deutsche Werke Kiel AG, Kiel

Scheid, Friedr., Dr. Ing. E. h.

Vorstand: Porzellanfabrik Kahla AG, Kahla

Hermisdorf-Schomburg-Isolatoren-Gesellschaft, Hermisdorf/Thür.

Leiter: Fachabt. elektrotechnische, technische u. chemisch-technische Gegenstände aus keramischen Massen der Wirtschaftsgruppe keramische Industrie, Berlin

Schirmer, Karl

Vors. d. Vorst.: Deutsche Erdöl AG, Berlin

Schmid, Kurt, Kgl. ungar. Konsul, Handelsrichter

Gesch. F.: Maggi GmbH, Berlin u. Singen/Hohentwiel

Mitglied: Deutsche Akademie für Luftfahrtforschung, Berlin

Wirtschaftsbeirat für europäische Wirtschaftsplanung u. Grossraumwirtschaft, Berlin

Schmidt, Carl

Mitinh.: Gesenkbau Albert Biesker KG, Plettenberg

Stahlwerke Schmidt & Clemens, Frankfurt a. M.

Schmidt, Otto W.

Vorst. u. Betr. F.: Dr. Georg Seibt AG, Berlin

Schmidt, Robert Hans

Vors. d. Vorst.: Ford-Werke AG, Köln

Schmidt, Rüdiger

Vorstand: Harpener Bergbau AG, Dortmund (Flick-Konzern)

Schmitt, Kurt, Dr. jur., Reichs- u. Staatsminister a. D., Staatsrat

Vors. d. Vorst.: Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, München

- Vors. d. Grubenvorst.:* Gewerkschaft Westfalen, Ahlen
Mitglied: Zentralausschuss der Deutschen Reichsbank
 Akademie f. Deutsches Recht, Ausschuss für Beamtenrecht
 Akademie f. Deutsches Recht, Ausschuss für Finanz- und Steuerrecht
- Schmitz, Hermann, Geh. Kommerzienrat, Dr. jur. h. c., MdR
Vors. d. Vorst.: I. G.-Farbenindustrie AG, Frankfurt a. M.
Gesch. F.: Ammoniakwerk Merseburg GmbH, Leuna-Werke/Kr. Merseburg
 Bochum-Gelsenkirchener Bahngesellschaft mbH, Gelsenkirchen
Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin
Mitglied: Akademie für Deutsches Recht, Ausschuss für Aktienrecht
 Siebener-Ausschuss der deutschen Golddiskontbank, Berlin
 Währungsausschuss b. d. Deutschen Reichsbank, Berlin
- Schmitz, Theodor Peter
Gesch. F. u. Betr. F.: Hansewerft GmbH, Wismar
 Neptunwerft Rostock, Schiffswerft u. Maschinenfabrik GmbH, Rostock
- Schneider, Adolf, Oberingenieur
Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG, Berlin (Quandt-Konzern)
Leiter: Fachgemeinschaft Eisen- u. Metallindustrie Bezirk Wartheland, Posen
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Wartheland, Posen
- Schneider, Christian, Dr.
Vorstand: I. G.-Farbenindustrie, Frankfurt a. M.
Gesch. F. u. Betr. F.: Ammoniakwerk Merseburg GmbH, Leuna-Werke
Vizepräsi.: Industrie- und Handelskammer Halle/Saale
Beirat: Industrieabt. Wirtschaftskammer Mittelelbe, Magdeburg
 Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie, Berlin
Obmann: Wirtschaftsgruppe Chemische Industrie, Wirtschaftskammerbezirk Mittelelbe
- Schneider, Richard, Wirtschaftsberater der NSDAP
Betr. F.: Richard Schneider, Rauenstein/Thür.
Präsident: Südthüringische Industrie- und Handelskammer, Sonneberg
- Schnevoigt, Curt
Vors. d. Vorst.: Voigt & Haeffner AG, Frankfurt/M.
Beirat: Industrie- und Handelskammer für das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet,
 Frankfurt/M.
 Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie, Berlin
 Wirtschaftsrat der Deutschen Akademie, München
- von Schoeller, Philipp, Dr. mont. h. c., Ratsherr, Präsident der Gauwirtschaftskammer Wien
Gesellschafter: Bankhaus Schoeller & Co, Wien
Vors. d. AR.: Schoeller-Bleckmann-Stahlwerke, Wien
Leiter: Bezirksgruppe Ostmark der Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Wien
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Wien, Wien
Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin
 Industrie- und Handelskammer Wien
 Reichsgruppe Industrie, Berlin
 Wirtschaftsgruppe eisenschaffende Industrie, Berlin
Mitglied: Bezirksausschuss Ostmark der Deutschen Reichsbank, Wien
 Reichsarbeitskammer, Berlin

Scholz, William, Ratsherr, Dipl.-Ing., Dr.

Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Werft AG, Hamburg (GHH-Konzern)

Beirat: Verwaltung für Handel, Schiffahrt u. Gewerbe, Hamburg

Schreiber, Albert, Dr. Ing., Dr. phil. h. c.

Vorstand: Rheinische AG für Braunkohlenbergbau u. Brikettfabrikation, Köln

Rheinisches Elektrizitätswerk im Braunkohlenrevier AG, Köln

Leiter: Bezirksgruppe Köln der Lichttechnischen Gesellschaft

Bezirksgruppe Rheinland der Wirtschaftsgruppe Elektrizitätsversorgung, Berlin

Maschinentechnischer Ausschuss der Wirtschaftsgruppe Elektrizitätsversorgung, Berlin

Beirat: Landesplanungsgemeinschaft Rheinland, Köln

Wirtschaftsgruppe Elektrizitätsversorgung, Berlin

Vereinigung der Grosskesselbesitzer, Berlin

Wirtschaftskammer Rheinland, Köln

Mitglied: Vorstand des Verbandes Deutscher Elektrotechniker im NS-Bund Deutscher Technik, Berlin

Wehrwirtschaftlicher Ausschuss b. d. Wirtschaftskammer Köln

Wehrwirtschaftsrat b. d. Reichswirtschaftskammer, Berlin

Besitzer: Ehrengericht der gewerblichen Wirtschaft bei der Wirtschaftskammer Rheinland, Köln

Schürer, Eugen, Dr. Ing.

Vorstand: Felten & Guilleaume Carlswerk AG, Köln-Mülheim

Schweigert, Willi, Ingenieur

Werkleiter u. stellv. Betr. F.: «Weser» Flugzeugbau GmbH, Werk Bremen (Krupp-Konzern)

Stahl, Dietrich

Inh. u. Betr. F.: Theodor Bergmann & Co KG, Berlin

Stahl, Rudolf, Gerichtsassessor a. D.

Vors. d. Vorst.: Salzdetfurth AG, Berlin

stellv. Leiter: Reichsgruppe Industrie, Berlin

Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin

Reichswirtschaftskammer, Berlin

Stapelfeldt, Franz

Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Schiff- und Maschinenbau AG, Bremen

Leiter: Industrieabt. der Wirtschaftskammer Bremen

Beirat: Industrie- und Handelskammer Bremen

Staudt, Adolf, Handelsrichter

Vorst. u. Betr. F.: Haerberlein-Metzger Ver. Nürnberger Lebkuchen- u. Schokoladen-Fabriken AG, Nürnberg

Vizepräs.: Industrie- und Handelskammer Nürnberg

Beirat: Aussenhandelsstelle für Nordbayern u. Südtüringen, Nürnberg

Wirtschaftl. Vereinigung der deutschen Süßwarenwirtschaft im Reichsnährstand, Berlin

Wirtschaftskammer Bayern, München

Obmann: Wirtschaftsgruppe Lebensmittelindustrie für Bayern, München

Fachgruppe Süßwarenindustrie für Bayern der Wirtschaftsgruppe Lebensmittelindustrie, Berlin

von Stauss, Emil Georg, Preuss. Staatsrat, Dr. Ing. E. h., Dr. rer. pol. E. h., Vizepräsident des Grossdeutschen Reichstags

Vors., stellv. Vors., Mitgl. zahlreicher Aufsichtsräte

- Grubenvorst.:* Gewerkschaft Westfalen, Ahlen/Westf.
Vorstand: Deutsch-bulgarische Handelskammer, Sofia
Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin
stellv. Präs.: Deutsche Akademie, München
Mitglied: Akademie für Deutsches Recht, Berlin
 Ehrenausschuss der Stiftung für Opfer der Arbeit
- Steiner, Robert, Dipl.-Ing.
Vorstand: Alpen-Elektrowerke AG, Wien
- Steigens, Heinrich, Ratsherr
Vorst. u. Betr. F.: Sächsische Textilmaschinenfabrik, vorm. Rich. Hartmann AG, Chemnitz
stellv. Präs.: Industrie- und Handelskammer Chemnitz
stellv. Leiter: Fachgruppe Textilmaschinen, Chemnitz, der Wirtschaftsgruppe Maschinenbau
Beirat: Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
 Industrieabt. d. Wirtschaftskammer Sachsen, Chemnitz
Mitglied: Zulassungsstelle der Mitteldeutschen Börse, Leipzig
- Strunk, Alfred
Inh. u. Betr. F.: Vietzer Ofen- und Tonwarenfabrik Hermann Strunk, Vietz/Ostbahn
Ges. u. Betr. F.: Ostmärkische Angorafarm, Vietz/Ostbahn
Geschf. Ges.: Albertus & Stegmüller oHG, Fabrik sanitärer Armaturen u. Metallgiesserei,
 Eisenberg/Thüringen
 Adolf Kube, Heuer, Strunk oHG, Küstrin
Vizepräs.: Ind. u. Handelskammer für Frankfurt/Oder u. die Neumark, Frankfurt/Oder
Leiter: Verband Deutscher Kachelofenfabrikanten e. V., Berlin
 Fachgruppe Kachelofen und Baukeramik i. d. Wirtschaftsgruppe Keramische Industrie,
 Berlin
 Zweigstelle Frankfurt/Oder der Industrieabt. der Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg,
 Frankfurt/Oder
Beirat: Wirtschaftsgruppe Keramische Industrie, Berlin
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Berlin-Brandenburg, Berlin
 Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge, Abt. Mark Brandenburg
- Stupp, Friedrich, Reichswirtschaftsrichter
 Reichsinnungsmeister des Kraftfahrzeughandwerks
Inh. u. Betr. F.: Maschinenfabrik Friedrich Stupp
- Tank, Kurt, Dipl.-Ing.
Gesch. F.: Focke-Wulf Flugzeugbau GmbH, Bremen
Vors. d. Vorst.: Luftfahrtforschungsanstalt Hermann Göring, Braunschweig
Mitglied: Deutsche Akademie der Luftfahrtforschung, Berlin
- Tengelmann, Ernst, Dr. Ing. E. h., geb. 1870
Vors. d. Vorst.: Essener Steinkohlenbergwerke AG, Essen (Flick-Konzern)
Präsident: Industrie- und Handelskammer d. Stadtkreise Essen, Mülheim/Ruhr und Oberhausen
 zu Essen
Vors.: Aussenhandelsstelle für Nordwestfalen u. das Ruhrgebiet
- Tengelmann, Wilhelm, Bergassessor a. D., Landrat a. D., geb. 1901
Vors. d. Vorst.: Bergwerksgesellschaft Hibernia AG, Herne/Westf.
Vorstand: Ruhrverband, Essen
 Verein Deutscher Bergleute, Berlin
 Verein Deutscher Ingenieure, Berlin
 Westfäl. Berggewerkschaftskasse, Bochum

- Beirat:* Bezirksgr. Steinkohlenbergbau Ruhr d. Wirtschaftsgruppe Bergbau, Essen
 Industrie- und Handelskammer zu Bochum
 Industrie- und Handelskammer Münster
 Montan Révisions GmbH, Essen
 Verein zur Förderung bergbauwirtschaftlicher Forschung e. V., Essen
 Wirtschaftsgruppe Kraftstoffindustrie, Berlin
- Mitglied:* Akademie für Deutsches Recht, Ausschuss für Fragen des Wirtschaftsausbaus;
 Unterausschuss für Terminologie i. d. Organisation der gewerblichen Wirtschaft und i. d. wirtschaftlichen Gesetzgebung; Vertrauensmann des Preussischen Ministerpräsidenten im juristischen Ausschuss
 Arbeitskammer Essen (Arbeitsgemeinschaft Steinkohlenbergbau)
 Arbeitskammer Westfalen-Nord, Münster
 Deutsche Handelskammer i. d. Schweiz (Hauptausschuss), Zürich
 Deutsche Industriebank, Berlin (Prüfungsausschuss)
 Deutsche Arbeitsfront, Bochum (Arbeitsausschuss «Bergbau-Industrie»)
 Deutsche Arbeitsfront, Gelsenkirchen (Arbeitsausschuss der Reichsbetriebsgemeinschaft u. Bergbau)
 Deutsche Arbeitsfront, Münster (stellv. Gaubetriebsgemeinschaftswalter der GBG «Bergbau»)
 Emschergerossenschaft, Essen (Berufskommission)
 Oberbergamt Dortmund (Bergausschuss Abt. Westfalen)
 Reichsausschuss für Leistungssteigerung, Berlin
 Reichsgemeinschaft der techn.-wissenschaftlichen Arbeit – RTA – Berlin (Senat)
 Reichsgruppe Industrie, Berlin (Ausschuss f. Qualitätsarbeit)
 Reichsvereinigung Kohle, Berlin (Personalausschuss)
 Reichswirtschaftskammer, Berlin (Wehrwirtschaftsrat und Ausschuss für Berufsausbildung und Leistungsertüchtigung)
 Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat, Essen
 Treuhänder der Arbeit für Westfalen, Essen
- Vors.:* Kuratorium Technisch-Wissenschaftliche Lehrmittelzentrale, Berlin
 Reichsinstitut für Berufsausbildung in Handel u. Gewerbe, Berlin
- stellv. Vors.:* Ausschuss für Syndikatsfragen der Reichsvereinigung Kohle, Berlin
 (zugl. stellv. Mitgl. des Präsidiums)
- 3. stellv. Vors.:* Verein für die bergbaulichen Interessen, Essen (zugl. Mitgl. d. geschf. Ausschusses)
- Teves, Alfred, Dr.
Gesellschafter: Deutsche Hydraulik- und Präzisionswerke Alfred Teves GmbH, Berlin
 Mitteldeutsche Kühlerfabrik Teves & Braun GmbH, Frankfurt a. M.
Geschf. Gesellschafter: Alfred Teves Maschinen- u. Armaturenfabrik GmbH, Frankfurt/M.
- Thalau, Karl, Professor, Dr. Ing.
Geschf.: Gerhard Fieseler Werke GmbH, Kassel-Bettenhausen
- Theusner, Martin, Dr. Ing.
Geschf. Ges. u. Betr. F.: Krausewerk GmbH, Niederschlesische Eisen- u. Stahlwerke, Neusalz/Od.
- Thiedemann, Richard
Vorstand: Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau
Beirat: Anhaltische Industrie- und Handelskammer, Dessau
- Thiel, Reinhold, Staatsrat, Dr. h. c.
Ges. u. Betr. F.: Gebrüder Thiel GmbH, Ruhla (Feinmechan. Geräte, Präzisionswerkzeuge, Uhren)

- Gebrüder Thiel Seebach GmbH, Ruhla
 Gerätebau GmbH, Ruhla
Leiter: Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge der Wirtschaftskammer
 Thüringen, Weimar
Präsident: Mittelthüringische Industrie- und Handelskammer, Weimar
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Wirtschaftsgruppe Eisen-, Stahl- und Blechwarenindustrie, Berlin
- Thöl, Johann Heinrich, Dr. jur.
Vorstand: Hypothekenbank in Hamburg, Hamburg
- Till, Gustav L.
Vorstand: Felten & Guillaume Fabrik elektrischer Kabel, Stahl- und Kupferwerke AG, Wien
Betr. F.: Steirische Werke Bruck/Mur u. Diemlach der Felten & Guillaume AG
- Tobies, Edmund, Bergass. a. D.
Vorst. d. Vorst. u. Betr. F.: Ilse Bergbau AG, Grube Ilse
Vorstand: Deutscher Braunkohlen-Industrie-Verein e. V., Halle/Saale
Mitglied: Präsidium der Reichsvereinigung Kohle, Berlin
 Wirtschaftsrat der Deutschen Akademie, München
Beirat: Bezirksgruppe Mitteldeutscher Braunkohlenbergbau der Wirtschaftsgruppe
 Bergbau, Halle/Saale
- Torkewitz, Max
Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Spinnerei-Maschinenbau AG, Ingolstadt
 Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG, Chemnitz
Vors.: Kartellgemeinschaft der deutschen Textilmaschinenindustrie, Chemnitz
 Reichsverband der Deutschen Armaturen-Industrie, Chemnitz
Beirat: Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
Mitglied: Bezirksbeirat der Deutschen Reichsbank, Chemnitz
 Wirtschaftsbeirat Sachsen der Gesellschaft für europäische Wirtschaftsplanung und
 Grossraumwirtschaft, Berlin
- Tscheulin, Emil
Gesch. Ges. u. Betr. F.: Aluminiumwerk Tscheulin GmbH, Tenningen/Baden
Leiter: Fachgruppe Leichtmetallwaren u. verwandte Industriezweige, Berlin
Präsident: Industrie- und Handelskammer Freiburg/Br.
Komm. Präs.: Industrie- und Handelskammer Kolmar/Elsass
 Industrie- und Handelskammer Mülhausen/Elsass
Vorstand: Aussenhandelsstelle für Baden, Pfalz und Saarland, Mannheim
Beirat: Wirtschaftsgruppe Metallwaren u. verwandte Industriezweige, Berlin
 Industrieabt. der Wirtschaftskammer Baden, Mannheim
- von Tücher, Christoph, Freiherr
Vorstand: Freiherrlich von Tücher'sche Brauerei AG, Nürnberg
- Tully, Heinrich
Beirat: Industrie- und Handelskammer f. d. Gau Mainfranken, Würzburg
Vors: Prüfungsamt f. gewerbl. Lehrlinge d. Ind.- u. Handelskammer, Würzburg
- Vering, Hermann C., Senator a. D.
Vorst. d. AR.: Hanseatische Acetylen -Gasindustrie AG, Hamburg
Leiter: Fachuntergruppe
 Technische Bedarfsartikel
stellv. Leiter: Fachgruppe
 Industrieller u. techn. Bedarf
 beide der Wirtschaftsgruppe Gross-,
 Ein- u. Ausfuhrhandel, Berlin,
 angehörend

- Vieler, Felix, Dipl.-Ing.
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Saarferngas AG, Saarbrücken
Beirat: Industrie- und Handelskammer Saarbrücken
 Reichsgruppe Energiewirtschaft, Berlin
- Vits, Ernst Hellmut, Dr. jur.
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Vereinigte Glanzstoff-Fabriken, Wuppertal-Elberfeld
- Vogler, Eugen, Kgl. bulgar. Generalkonsul, Regierungsbaumeister a. D., Dr. Ing. E. h.
Vors. d. Vorst.: Hochtief AG für Hoch- u. Tiefbauten vorm. Gebr. Helfmann, Essen
Leiter: Wirtschaftsgruppe Bauindustrie, Berlin
Vors.: Wohnungs-, Siedlungs- u. Planungsausschuss d. Reichsgruppe Industrie, Berlin
Beirat: Reichsgruppe Industrie, Berlin
 Reichswirtschaftskammer, Berlin
- Voigt, Ernst, Dipl.-Ing., Dr. phil., Dr. Ing. E. h.
Vorst. u. Betr. F.: Anhaltische Kohlenwerke AG, Berlin (Flick-Konzern)
- Voigt, Rudolf
Vorst. u. stellv. Betr. F.: Ehrich & Graetz AG, Berlin
- Voith, Hanns, Dr. Ing. E. h.
Teilh.: J.M. Voith Maschinenfabrik, Heidenheim/Brenz u. St. Pölten/Niederdonau
- Voller, Friedrich, Dr. phil.
Vorstand: Hartmann & Braun AG, Frankfurt a. M.
- Voss, Wilhelm, Dr.
Vors. d. Vorst.: Reichswerke AG für Waffen- u. Maschinenbau «Hermann Göring», Berlin
Präsident: Deutsch-Slowakische Gesellschaft, Berlin
- Wachs, Friedrich, Dr. Ing., Ratsherr
Mitinh.: Chemikaliengrosshandlung Wachs & Asmann, Wuppertal-Barmen
Präsident: Bergische Industrie- und Handelskammer, Wuppertal/Remscheid
Beirat: Wirtschaftskammer Düsseldorf
 Wirtschaftskammer Köln
 Deutsche Gruppe der Internationalen Handelskammer
- Wagenführ, Felix, Oberstleutn. a. D.
Gesch. F. u. Betr. F.: Arado Flugzeugwerke GmbH, Potsdam
- Wagner, Alfons, Dr. Ing., Dr. mont., Preussischer Provinzialrat
Vors. d. Vorst.: Vereinigte Oberschlesische Hüttenwerke AG, Gleiwitz
Vors. d. Grubenvorst.: Payerbacher Eisengewerkschaft, Payerbach/Niederdonau
Gewerkschaftsvorst.: Pittener Eisengewerkschaft in Pitten
- Wagner, Arnold
Inh. u. Betr. F.: Walter & Co Maschinen- und Fahrradfabrik, Mülhausen/Thür.
Ges. u. Betr. F.: Wagner & Co GmbH, Gerätebau, Mülhausen/Thür.
- Waldrich, Oskar, Dr. Ing. E. h.
Pers. h. Ges.: Dr. Waldrich KG, Werkzeugmaschinenfabrik, Siegen/Westf.
Geschf. Ges.: H. A. Waldrich GmbH, Maschinenfabrik, Siegen/Westf.
- Waldschmidt, Herbert
Vorst. u. Betr. F.: Süddeutsche Bremsen-AG, München
- Walter, Franz
Techn. Leiter u. stellv. Betr. F.: Siebel-Flugzeugwerke GmbH, Halle/Saale

- Waninger, Carl, Dr. Ing. E. h., Professor
stellv. Vorst. u. Prok.: Rheinmetall-Borsig AG (Waffenkonstruktion), Berlin
- Wannemacher, Rudolf, Ingenieur
Pers. h. Ges. u. Betr. F.: Gebr. Walzel KG, Flachsspinnerei u. Leineweberei, Mildenaau
Vorstand: Südböhmische Flachswerke AG, Prag
Leiter: Bezirksgruppe Sudetenland der Wirtschaftsgruppe Textilindustrie, Reichenberg
 Sudetendeutsche Textilberufsgenossenschaft, Reichenberg
- Warlimont, Felix, Dr.
Vors. d. Vorst.: Norddeutsche Affinerie
- Warrelmann, Georg
AR.: Märkisches Elektrizitätswerk AG, Berlin
- Webling, Franz, Reg. Baurat a. D.
Vors. d. Vorst.: Wirtschaftliche Forschungen mbH, Berlin
- Weichelt, Curt, Dr. jur.
Pers. h. Ges. u. Betr. F.: Meier & Weichelt, Eisen- und Stahlwerke, Leipzig
- Welker, Johann W., Dr. h. c.
Gesch. F.: Franz Haniel & Cie GmbH, Duisb.-Ruhrort (GHH-Rheinpreussen)
Leiter: Reichsverkehrsgruppe Binnenschifffahrt, Berlin
Beirat: Reichswirtschaftskammer, Berlin
- Werner, William, Dr. Ing. E. h.
Vorst.: u. *Betr. F.:* Auto-Union AG, Chemnitz
Vors.: Technischer Ausschuss der Wirtschaftsgruppe Fahrzeugindustrie, Berlin
Mitglied: Präsidium Deutscher Normenausschuss, Berlin
 Reichsausschuss für Leistungssteigerung, Berlin
Beirat beim Generalbevollm. f. d. Kraftfahrwesen
- Werners, Paul, Dipl. Ing.
Pers. h. Ges.: Automobilwerke H. Büssing, Braunschweig
Beirat: Büssing-NAG Flugmotorenwerke GmbH, Braunschw.-Duerum
- Wernig, Karl H.
Vors. d. Vorst.: Dürener Metallwerke AG, Berlin (Quandt-Konzern)
Gesch. F.: Mecklenburgische Metallwarenfabrik GmbH, Berlin u. Waren/Mürwitz
 «Velmet» Leichtmetall-Giesserei GmbH, Velten-Mark
- Westrick, Ludger, Dr.
Vors. d. Vorst.: Vereinigte Aluminium-Werke, Berlin
- Weydenhammer, Rudolf, Dr. jur. et rer. pol.
Vors. d. Vorst.: österreichische Magnesit AG, Radenthein-München
 Deutsche Magnesit AG, München
 2. *Präsident:* Internationale Vereinigung der Magnesitwerke, Wien
Mitglied: Wehrwirtschaftsrat der Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Wehrwirtschaftsausschuss der Wirtschaftskammer Bayern, München
Beirat: Fachgruppe Feuerfeste Industrie der Wirtschaftsgruppe Steine und Erden, Berlin
 Industrie- und Handelskammer Kärnten
Bauftragter des Reichsprotectorats in Böhmen und Mähren für die Westböhmisches Kaolin-,
 Schamotte u. Slowakischen Magnesitwerke AG, Prag
- Wieland, Walther, Dr., Handelsrichter
Gesch. F.: Haibergerhütte GmbH, Brebach/Saar
Vors. d. Vorst.: Halberg Maschinenbau und Giesserei AG, Ludwigshafen

Willing, Hermann, Bergass. a. D.

Gesch. F.: Dolomitkalkwerk GmbH, Fretter (Konzern d. VSt)

Rohstoffbetriebe der Ver. Stahlwerke GmbH, Dortmund

Grubenvorst.: Gewerksch. Pfannenberger Einigkeit, Neunkirchen, Kr. Siegen/W

Leiter: Bezirksgruppe Siegen (Eisenerzbergbau) der Wirtschaftsgruppe Bergbau, Berlin

Beirat: Wirtschaftsgruppe Bergbau, Berlin

Winkler, Karl, Dr. Ing.

Vorstand: AG Kühnle, Kopp & Kansch, Frankenthal/Pf.

Winterhoff, Fritz, Dr. Ing.

Vorstand: Deutsche Röhrenwerke AG, Düsseldorf

Betr. F.: Deutsche Röhrenwerke AG, Werk Thyssen, Mülheim

Wirth, Frederik, Dr. rer. pol.

Pers. h. Ges. u. Betr. F.: Maschinen- und Bohrgerätefabrik Alfred Wirth & Co KG, Erkelenz

Leiter: Fachgruppe Tiefbohrgeräte, Berlin

Ausführverband für Tiefbohrgeräte. Berlin

Beirat: Ind.- und Handelskammer f. d. Reg. Bez. Aachen, Aachen

Wirtz, Adolf, Dr. Ing. E. h., Ratsherr

Vors. d. Vorst.: Deutsche Eisenwerke AG, Mülheim/Ruhr (VSt-Konzern)

Leiter: Fachgruppe Stahlformgiessereien der Wirtschaftsgruppe Giesserei-Industrie, Berlin

Beirat: Wirtschaftsgruppe Giesserei-Industrie, Berlin

Mitglied: Industrie- und Handelskammer zu Essen

Vors.: Hüttenzement-Verband, Düsseldorf

Verein deutscher Hochofenzement-Werke e. V., Düsseldorf

Verein deutscher Eisenportlandzementwerke e. V., Düsseldorf

stellv. Vors.: Verein der Stahlformgiessereien

Wisselmann, Heinrich, Bergass. a. D.

Vors. d. Vorst.: Preussische Bergwerks- u. Hütten-AG, Berlin

Vors. d. Grubenvorst.: Gewerkschaft Baden, Buggingen

Gewerkschaft Markgräfler, Buggingen

Leiter: Wirtschaftsgruppe Bergbau, Berlin

Beirat: Deutsche Reichsbank, Berlin

Reichsgruppe Industrie, Berlin

Mitglied: Präsidium Deutsches Kalisyndikat GmbH, Berlin

Wittenberg, H. F., Ehrensenator der TH Berlin

Pers. h. Ges. u. Betr. F.: Rudolf Otto Meyer, Hamburg

Rohrbogenwerk Böhling & Co, Hamburg

Kommand: Rietschel & Henneberg, Berlin

Beirat: Fachgruppe Zentralheizungs- u. Lüftungsbau der Wirtschaftsgruppe Stahl- und Eisenbau, Berlin

von Witzleben, Wolf-Dietrich, Dr.

Vorstand: Siemens & Halske AG, Berlin

Siemens-Schuckertwerke AG, Berlin

Woermann, Günther, Dipl.-Ing.

Vorstand: Danziger Werft AG, Danzig

Wohlfahrt, Wilhelm

Vorstand: Zeiss Ikon AG, Dresden

Mitglied: Bezirksausschuss der Reichsbankhauptstelle Dresden

- Leiter:* Bezirksausgleichsstelle für öffentliche Aufträge
 Industrie- und Handelskammerabteilung
 beide der Wirtschaftskammer Sachsen, Dresden, angehörend
 Fachuntergruppe Photographie u. Projektion der Wirtschaftsgruppe Feinmechanik und
 Optik, Berlin
 Wirtschaftskammer Sachsen, Dresden
- Präsident:* Industrie- und Handelskammer Dresden
- Vors.:* Beirat der Wirtschaft für die Reichsmesse, Leipzig
- Beirat:* Deutsche Akademie, München
 Reichsehrengericht der gewerblichen Wirtschaft, Berlin
 Reichswirtschaftskammer, Berlin
 Wirtschaftsgruppe Feinmechanik und Optik, Berlin
- Wolff, Albert, Dr. Ing.
I. Gesch. F.: Metallwerke Holleischen GmbH, Holleischen
Vorst. u. Betr. F.: Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG, Berlin (Quandt-Konzern)
- Wolff, Fritz Rolf
Ges. u. Gesch. F.: Karlsruher Parfümerie- und Toilettenseifenfabrik F. Wolff & Sohn GmbH,
 Karlsruhe
Präsident: Industrie- und Handelskammer Karlsruhe
Komm. Präs.: Industrie- und Handelskammer Strassburg
Leiter: Industrie- u. Handelskammerabt. der Wirtschaftskammer Baden, Karlsruhe
 Nebenstelle Elsass der Wirtschaftskammer Baden, Strassburg
- Wolff, Karl Gerhard
Vors. d. Vorst. u. Betr. F.: Alexanderwerk AG, Remscheid
H. Gesch. F.: «Wimab» Wittener Maschinenfabrik GmbH, Witten
Leiter: Fachgruppe Industrie verschiedener Eisen- u. Stahlwaren der Wirtschaftsgruppe Eisen-,
 Stahl- und Blechwarenindustrie, Berlin
 Fachabt. Maschinen und Apparate f. d. Fleischverarbeitung einschl. Schlachthofanlagen der
 Fachgruppe Maschinen f. d. Nahrungs- u. Genussmittelindustrie i. d. Wirtschaftsgruppe
 Maschinenbau, Berlin
Vors. d. Beirats: Ausschuss für Vertriebsforschung beim Reichskuratorium f. Wirtschaftlich-
 keit, Berlin
Beirat: Wirtschaftsgruppe Eisen-, Stahl- u. Blechwarenindustrie, Berlin
 Wirtschaftsgruppe Maschinenbau, Berlin
Vors.: Verband der deutschen Haushaltmaschinen-Industrie
stellv. Vors.: Arbeitsgemeinschaft der Eisen, Stahl u. Metall verarbeitenden Industrie, Berlin
 Verband der europäischen Haushaltmaschinen-Industrie
Mitglied: Aussenhandelsausschuss der Reichsgruppe Industrie, Berlin
 Ausschuss für Verkehrsfragen der Reichsgruppe Industrie, Berlin
- Wolff, Otto, Dr., Dipl.-Volkswirt, Gauhauptstellenleiter
Stellv. Gauwirtschaftsberater, Hamburg
Leiter: Führungsstab Wirtschaft f. d. Wehrwirtschaftsbezirk X, Hamburg
Vorstand: Fairplay-Schleppschiffahrtsreederei Richard Borchert GmbH, Hamburg
Beirat der Hansestadt Hamburg für wirtschaftliche Unternehmen u. Verkehrsangelegenheiten
- Wurster, Carl, Chemiker, Dr. Ing.
Vorst. u. Betr. F.: I. G. -Farbenindustrie AG, Ludwigshafen
Präsident: Industrie- u. Handelskammer f. d. Pfalz in Ludwigshafen/Rh.
Beirat: Wirtschaftskammer Westmark, Saarbrücken

- Obmann:* Wirtschaftsgruppe Chcm. Industrie für den Bezirk der Wirtschaftskammer Westmark
- Zillinger, Hermann
Vorstand: Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG, Berlin (Quandt-Konzern)
Vorst. u. Betr. F.: Mauser-Werke AG, Oberndorf/Neckar
Leiter: Fachgruppe Waffenindustrie u. verwandte Geräte der Wirtschaftsgruppe Eisen-, Stahl- u. Blechwarenindustrie, Berlin
Beirat: Wirtschaftsgruppe Eisen-, Stahl- und Blechwarenindustrie, Berlin
 Aussenhandelsstelle für Württemberg, Stuttgart
- Zucker, Heinz
Vorst. u. Betr. F.: Metallwarenfabriken Altona-Celle AG, Celle
- Zülch, Heinz-Jörgen, Dr. jur.
Gesch. F. u. stelly. Betr. F.: «Weser» Flugzeugbau GmbH, Bremen
Beirat: H. F. u. Ph. F. Reemtsma, Hamburg-Bahrenfeld

Nein. Die Mehrzahl der Unternehmer stand zu dem Spruch, «dass nicht sein kann, was nicht sein darf». Das Reich durfte nicht fallen. Jedenfalls würden sie alles daransetzen, den Sturz aufzuhalten. «Der Weltgeist der Zeit (hatte) das Kommando zu avancieren gegeben; solchem Kommando wurde pariert.» (Hegel) Das hiess in der letzten Phase des Krieges: zerstörte Betriebe wurden notdürftig wieder aufgebaut, der Maschinenpark mindestens à jour gehalten und nach Kräften vermehrt, gefährdete Betriebe wurden ins Innere des Landes, in einsame Gebiete, in unterirdische Schutzbauten verlagert. Man rettete, was zu retten war, um die Rüstungsproduktion auf höchsten Touren zu halten.

Die Industrie stellte sich in den Dienst der Verteidigung, solange es möglich war; dann freilich, als die Fronten näher rückten, trennte sie sich vom Staat: sie rührte keinen Finger, den törichten Führerbefehl zu befolgen, nichts als «verbrannte Erde» zu hinterlassen; sie unterliess und hintertrieb die Befolgung der Berliner Vernichtungskommandos. So dass, als endlich die Waffen ruhten, die Industrie im Gebiet der späteren Bundesrepublik noch über eine Kapazität verfügte, die nur um wenige Prozent geringer war als die des Jahres 1936.

Wenn man die Zahlen des Harmssen-Berichts überfliegt, ist man überrascht, die Kriegsschäden der westdeutschen Industrie so gering zu finden, und umso betroffener, als der Autor die Zerstörungen so hoch wie möglich eingeschätzt haben wird. Könnte man abziehen, was an subjektivem Dafürhalten des Schätzers und seiner Berater, insbesondere der betroffenen Unternehmer, in den Zahlen enthalten ist, so würden diese sicherlich noch geringer ausfallen als die veröffentlichten Zahlen.

Das mag zutreffen; doch beruhigt man sich schnell bei dem Gedanken, dass der Berichterstatter kein Jahr der überhöhten Kriegsproduktion, sondern das «relativ ruhige Friedensjahr» 1936 zum Massstab der Zerstörung genommen hat. Infolgedessen, überlegt man schnell, erscheinen die Schäden wesentlich geringer, als sie tatsächlich waren.

Nun, so einfach ist die Sache denn doch nicht.

Alle Erzeugungszahlen, Produktions- und Kapazitätsindizes, die für die Zeit von 1938 bis Kriegsende errechnet wurden, galten für das «Grossdeutsche Reich», zunächst für das Altreich plus Österreich, dann für das Altreich plus Österreich plus Sudetenland, schliesslich für das Altreich plus Österreich plus Sudetenland plus Protektorat plus neugewonnene Reichsteile im Osten plus Generalgouvernement plus Elsass-Lothringen. Sie sind also überhöht; davon abgesehen, dass auch der Preistrend in sie eingegangen ist, wodurch die Überhöhung noch gesteigert wird.

Verminderung der industriellen Kapazität durch Kriegsschäden und Demontagen im Gebiet der vier Besatzungszonen und Berlin (West und Ost)
(ohne Bauindustrie und sonstige Industriezweige = rüstungswirtschaftliche Anlagen)

Beträge in Mrd. R-Mark	Ostzone	Ostberlin	Westberlin	Westzonen
Industrielle Kapazität 1936 ¹	7,10	1,00	1,70	18,00
Industrielle Kapazität 1945 ¹	7,10	0,77	1,30	16,55
Kapazitätsverluste durch Demontagen ¹	3,19	0,25	0,90	1,32
Demontageverluste in v. H. der Kapazität 1936 ¹	45%	25%	53%	7,3%
Kriegsschäden = Kapazität 1936 abzüglich Kapazität von 1945 ²		0,23	0,40	1,45
Kriegsschäden in v. H. der Kapazität von 1936 ²	0%	23%	24%	8,1%
Totalverluste durch Kriegsschäden und Demontagen in v. H. der Kapazität 1936 ²	45%	48%	76,5%	15,4%
Nachrichtlich: Demontagen in v. H. der Kapazität 1945 ¹	45%	33%	67%	8%

Um wirklich vergleichbare Zahlen zu erhalten, müsste man die Einflüsse ausschalten, die von Gebietsveränderungen und Preisbewegung ausgingen. Harmssen verfügte über nichts dergleichen; uns aber sind in den Berechnungen des Instituts für Konjunkturforschung und des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften die notwendigen Unterlagen gegeben, um einen bereinigten Produktionsindex zu konstruieren. Diese Reihe, die mit dem Jahr 1936 (= 100) beginnt, lässt uns erkennen, dass das Maximum der industriellen Produktion in den Jahren 1938/39 erreicht wurde, dass die Erzeugung wäh-

¹ Quelle: Am Abend der Demontage. Sechs Jahre Reparationspolitik, mit Dokumentenanhang, Bremen 1951, S. 25 («Harmssen-Bericht»)

² Errechnet.

rend des Krieges dank der Drosselung der Verbrauchs- und gewisser Investitionsgüter-Industrien (z.B. der Bauindustrie) ziemlich stark abfiel und dass die durchschnittliche Produktion während der fünf Kriegsjahre 1940 bis 1944 aufs Haar die gleiche war wie die des Jahres 1936. Der Bremer Senator Wilhelm Gustav Harmssen, schliessen wir, war also wohlberaten, dass er das Jahr 1936 als Basisjahr seiner Vergleiche wählte. Obwohl, um auch das anzumerken, Produktion nicht gleich Kapazität ist, unsere Indizes folglich einen geringeren Aussagewert zu besitzen scheinen als die Zahlen des Harmssen-Berichts.

Index der industriellen Produktion Deutschlands 1936-1944¹

(bereinigt)

1936	100
1937	109
1938	116
1939	116
1940	104
1941	104
1942	103
1943	103
1944	85

Jedenfalls waren die Kriegsverluste der westdeutschen Industrie äusserst gering. Sie betragen, wenn man die Bau- und Rüstungsindustrie ausschliesst, 7,3 Prozent, einschliesslich dieser beiden Industrien 11,9 Prozent der industriellen Kapazität Westdeutschlands. Weitere 8,1 Prozent der industriellen Leistungsfähigkeit fielen – nach dem Stand der 1951 vorhandenen Pläne – der Spitzhacke der Demontagetrupps zum Opfer.

Es gibt nur einen Haken an dieser Berechnung: sie hinkt. Sie vergleicht zwei Jahre miteinander, die durch ein Jahrzehnt, durch einen ereignisreichen, beispielsweise durch einen gewaltigen Krieg charakterisierten Zeitraum getrennt sind. Die «Kapazität» von 1936 war eine andere als die von 1944 oder 1946. Um die Gütermenge hervorzubringen, für die damals sagen wir tausend Arbeiter eingesetzt werden mussten, brauchte man zehn Jahre später nur noch sechs- oder achthundert Leute. Im Steinkohlenbergbau verhielt es sich freilich anders; hier, und allein hier, war die Produktivität des Arbeiters nach dem Kriege geringer als vorher. Wir wollen nicht fragen, warum es sich so verhielt. Wir stellen nur fest und können konstatieren, dass die Ergiebigkeit der Produktionsanlagen während des Krieges gewachsen war. Vorausgesetzt, dass die Arbeiter hinreichend ernährt waren, konnten sie in der Zeiteinheit

¹ Gewonnen durch Umbasierung der vom WWI veröffentlichten Reihe.

1946 mehr erzeugen als 1936, seit der Währungsreform nicht nur ausnahmsweise, sondern regelmässig mehr als vor dem Krieg.

Dergleichen Unwägbarkeiten lassen sich freilich in eine Kapazitätsstatistik, die nur Maschinenzahlen miteinander vergleicht, nicht einrechnen. Sie lässt die Rationalisierung der Produktionsanlagen, die inzwischen geschehen ist, unberücksichtigt. Sie kann vielleicht auch nicht anders als summarisch verfahren. Dem Bild, das sie entwirft, fehlen die scharfen Konturen der Realität. Aber es lässt erkennen, dass die industrielle Kapazität Westdeutschlands im Kern über den Krieg hinweggerettet werden konnte.

Behaupten konnte sich ferner die wirtschaftliche Struktur Westdeutschlands, die Gross-, Mittel- und Kleinunternehmen in sich vereinigte. Der sozialistische Traum vieler kleiner und mittelständlicher Parteigenossen hatte sich nicht erfüllt. Die Nationalsozialisten hatten die grossen Konzerne unangetastet gelassen, sie hatten sie sogar an das Regime zu attachieren gesucht. Kurzum, die Konzerne waren geblieben. Nicht nur jene der Schwerindustrie, der chemischen und der Elektroindustrie, der Textil- und der Genussmittelindustrie, für deren Daseinsberechtigung (nach Welter) der Umstand sprach, «dass in den einzelnen Konzernwerken ohne Bedenken eine sehr weite Spezialisierung vorgenommen werden konnte, die der Wirtschaftlichkeit des Gesamtunternehmens und der Volkswirtschaft zugute kam», sondern auch die Kaufhauskonzerne, die Konzerne der Verkehrswirtschaft, des Bank- und Versicherungswesens, zu deren Gunsten keine solchen Argumente vorgebracht werden konnten.

Nicht als ob sie den Aufstieg der NSDAP zur Macht finanziert hätten. Unsinnig, dergleichen zu behaupten, obwohl einzelne, sehr wenige Industrielle der Parteikasse gelegentlich Spenden zukommen liessen und Hitler von seinem Publikum im Düsseldorfer «Industrieklub» mit spontanem Applaus bedacht wurde. In ihrer Gesamtheit standen die Wirtschaftsmagnaten der Heraufkunft des Dritten Reichs zurückhaltend gegenüber; sie brachen die Solidarität nicht gleich, die sie jahrzehntelang mit den jüdischen Mitgliedern in Vorstand und Aufsichtsrat zahlreicher grosser Gesellschaften verbunden hatte; vereinzelt konnten Männer jüdischer oder halbjudischer Herkunft führende Positionen bis in den Herbst des Jahres 1944 behaupten.

Nur allmählich, in dem Masse, in dem die grossen Vorteile sichtbar wurden, die das Regime dem Unternehmertum in den Schoss fallen liess, setzte der Umschwung ein. Es stellte sich ein consensus zwischen Wirtschaft und Staat, Konzernen und Parteiführung her, der in der Liste der Wehrwirtschaftsführer bedröckten Ausdruck fand: ein Verhältnis auf Zeit, in das die Konzernherren keinerlei Herzlichkeit oder Demut, keinerlei Willen zur Unterwerfung oder zur Hinnahme einer unerbetenen Teilhaberschaft einbrachten, das vielmehr vom reinsten Zweckmässigkeitsdenken bestimmt und locker genug war, ihr egozentrisch-individualistisches Macht- und Gewinnstreben zuzulassen, soweit es die Zeitumstände erlaubten.

So überlebten die wirtschaftlichen Machtgruppen die Wochen, in denen das Dritte Reich zerbrach und seine Idole die magische Kraft verloren, die die Millionenzahl ihrer Anhänger und Anbeter zu grossen Siegen und in unerhörte Niederlagen mitgerissen hatte. Sie blieben unbezungen, obwohl sie schwere Verluste im Osten gehabt und mancherlei Grund hatten, die Zukunft zu fürchten.

Ein Beispiel unter vielen bietet der Flick-Konzern, dessen Besitztümer sich über den Westen und Osten des Reichs verteilten.

DER FLICK-KONZERN BEI KRIEGSENDE

Friedrich Flick KG, Düsseldorf
 AG für Montaninteressen, Berlin
 Gesellschaft für Maschinenwerte mbH, Berlin
 Nordische Holzhandelsgesellschaft mbH, Düsseldorf
 Mitteldeutsche Stahlwerke AG (seit Mai 1943: GmbH), Riesa
 Eisenwerk Sachsen GmbH, Riesa
 Brandenburger Eisenwerke GmbH, Brandenburg
 KG Brandenburg und Hennigsdorf b. Berlin, Brandenburg
 Spandauer Stahlindustrie GmbH, Berlin-Schoenhausen
 Brennabor-Werke AG, Brandenburg
 Havelwerk GmbH, Brandenburg
 Sächsische Gussstahlwerke Döhlen AG, Freital
 Freitaler Stahlindustrie GmbH, Freital
 ATG Allgemeine Transportanlagen GmbH, Leipzig
 Linke-Hofmann-Werke AG, Breslau
 Waggon- und Maschinenbau AG, Bautzen
 Scharfenbergkupplung AG, Berlin
 Kontinentale Gesellschaft für Handel und Industrie AG, Krakau
 Anhaltische Kohlenwerke, Berlin
 Braunkohlen- & Benzin-AG, Berlin (15%)
 Merseburger Überlandbahnen AG, Ammendorf bei Halle
 Thüringer Kohlen- und Brikett-Verkaufsgesellschaft mbH, Berlin
 Rombacher Hüttenwerke GmbH, Rombach/Westmark
 Hochofenwerk Lübeck AG, Lübeck-Herrenwyk
 Norddeutsche Werkhandel GmbH, Hamburg
 Fellawerk AG, Feucht b. Nürnberg
 Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte, Sulzbach-Rosenberg
 Gewerkschaft Wittelsbach, Sulzbach-Rosenberg
 Eisenkontor GmbH, Sulzbach-Rosenberg
 Maxhütte-Industrie-GmbH, Regensburg
 F. Sachs Nachf. GmbH, Plauen i. V.
 Kalkdüngerwerk Oberpfalz GmbH, Vilshofen
 Exportkontor für Stahlerzeugnisse, Maschinen u. Bahnbedarf GmbH, Berlin
 Gewerkschaft des Steinkohlen- u. Eisenstein-Bergwerks «Siebenplaneten», Dortmund
 Harpener Bergbau AG, Dortmund
 C. G. Main AG für Schifffahrt, Spedition u. Commission, Mannheim
 Mankette Reederei und Kohlenvertriebs AG, Dortmund
 Harpener Kohlenhandels AG, Basel
 Essener Steinkohlenbergwerke AG, Essen

Gewerkschaften Aachen I-VII, Essen
 Gewerkschaften Augustus I-VII, V Forts., VI Forts., Essen
 Gewerkschaften Freudenberg I/III, Essen
 Gewerkschaften Uelte I/III, Essen
 Gewerkschaft Hermann IV, Essen
 Chemische Werke, Essener Steinkohle AG, Essen
 Steinkohlenwerk Plötz GmbH, Plötz bei Löbeljün
 Dorstfelder Dampfziegelei H. Schulte-Wilhelm & Co KG, Dortmund
 Dortmunder Grundstücks AG, Essen
 Handelsgesellschaft Essener Steinkohle GmbH, Essen
 Hercules Transport GmbH, Essen
 Brennstoff-Vertrieb Monopol GmbH, Kamen
 Oberrheinische Brikettfabrik GmbH, Mannheim
 Ad. Linden Kohlenhandelsgesellschaft mbH, Duisburg
 Linden Reederei GmbH, Duisburg
 u.a.m.

Ein grosser Teil seiner produktiven Besitztümer ging dem Flick-Konzern in Schlesien, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg verloren. Was ihm jedoch im Westen verblieb, war ein nicht eben geringes Vermögen; ein Kern, aus dem ein neues, gewaltiges, vielleicht sogar grösseres Vermögen zu wachsen vermochte, als Friedrich Flick jemals in seiner Hand vereinigt hatte. Und so war es überall: die Produktionskraft des Westens war leicht angeschlagen, hatte sich aber im Wesentlichen erhalten. Die grossen Organisationen des industriellen Reichtums, der Verteilung, der Geld- und Versicherungswirtschaft waren geblieben. Welche Voraussetzungen würden sie vorfinden, im Werk des Auf- und Ausbaus unserer Wirtschaft zusammenzuwirken? Wie sollten sie die Schuldenlast des Dritten Reichs abtragen? Welche Hypothek hatte ihnen die Niederlage aufgebürdet, die schwerer schien, als sie ein Land je erlitten hatte? Würde das Volk jemals die Zivilisationsstufe wieder erreichen, von der es der Sieger hinabgestossen hatte? Würde es wieder bis zur Sättigung essen, in Frieden arbeiten und menschenwürdig wohnen können? Würde der Wohlstand der alten Zeit wiederkehren? Würde es wieder Reichtum und reiche Leute in Deutschland geben?

Nun, wir werden sehen.

SPRUNG ÜBER HÜRDEN

Mein Kind, verwirf die Zucht des Herrn nicht
und sei nicht ungeduldig über seine Strafe.
Denn welchen der Herr liebt, den straft er,
und hat doch Wohlgefallen an ihm wie ein
Vater am Sohn.

Sprüche Salomonis, Kap. 3, Vers 11, 12

ALS DIE GOLDFASANEN DAVONSCH WIRRTEN

Wenn der Feind Stadt oder Dorf besetzt hatte, waren die Goldfasane verschwunden. Sie hatten mit harten Vogelaugen darüber gewacht, dass das Volk seine Pflicht tat – bis zum letzten Augenblick: dass der Volkssturm, mit oder ohne Waffen, strategische Positionen besetzte; dass Vierzehn- und Fünfzehn-jährige ihre Panzerfäuste verfeuerten; dass desertierte, von ihren Verbänden abgesprengte oder plündernde Soldaten erschossen oder gehenkt wurden; dass Strassen und Felder vermint, Panzersperren errichtet, Brücken gesprengt und keine weissen Fahnen gehisst wurden. Wenn das Klirren herannahender Panzer vernehmbar wurde, waren sie schwirren Fluges davongezogen. Im Dickicht, in der Wohnung der Freundin, im trauten Heim hatten sie das goldene Federkleid abgelegt und das seit Langem bereitliegende Zivil übergestreift. Dann tauchten sie unter: als Landarbeiter auf Einödhöfen, als Waldarbeiter bei hilfsbereiten Forstverwaltungen oder als Schwarzhändler in den Städten. Falsche Papiere waren leicht zu beschaffen. Man begann ein neues Leben; oft genug, ohne die angetraute Frau zu vergessen; oft aber auch, da man ja radikal von vorn beginnen, ein bürgerlich frommes, tugendhaft demokratisches Leben aufbauen wollte, eine neue, dann aber auch eine jüngere, hübschere Lebensgefährtin zur Seite. An Geld gebrach's den Goldfasanen von gestern in der Regel nicht. Aus dem nach Hunderttausenden zählenden Schwarm blieben nur die ganz grossen und ein paar tausend kleiner, vorwitziger, törichter Vögel auf den Leimruten der Alliierten hängen. Die grosse Masse überwinterte die harte Zeit im Verborgenen, bis sie wieder in die Ämter und Würden einrücken konnte, die die staatserhaltenden Parteien zu vergeben hatten. Die deutsche Wehrmacht dagegen marschierte in die Kriegsgefangenschaft. Vom Flakhelfer bis zum Volkssturmmann wurden zwölf Millionen in den Lagern versammelt, die zwischen Sibirien und Grossbritannien, Ägypten und dem Polarkreis errichtet worden waren: Kinder und alte Männer, Dickwänste aus der Militärverwaltung und hungernde Frontsoldaten, Gesunde, Kranke, Arm- und Beinamputierte, Lazarettinsassen jeglicher Art und Leute, die man auf der Strasse aufgelesen oder von der Werkbank weggeholt hatte. Als juristischer Vorwand genügte die Feststellung, dass mit dem Reich kein Friede ge-

geschlossen worden sei, die Haager Landkriegsordnung von 1907 und die Genfer Konvention von 1929 aber vorsähen, dass Kriegsgefangene erst nach dem Friedensschluss heimzuschaffen seien. Von deutscher Seite wurde freilich erwidert, der Sinn der Kriegsgefangenschaft sei, die Gefangenen daran zu hindern, als Kombattanten in die eigenen Reihen zurückzukehren; da aber die bedingungslose Kapitulation dem Kampf ein Ende gemacht habe, sei jeder Grund entfallen, die ehemaligen Soldaten der deutschen Wehrmacht in alliierten Lagern zurückzuhalten. Das mochte nun sein, wie es wolle. Entscheidend war, dass den Siegern kein Verhandlungspartner mehr gegenüberstand, der für Deutschland zu reden vermochte. «Das Reich» war untergegangen; ein Rechtsnachfolger existierte nicht; die Alliierten waren nur dem eigenen und, wenn man so wollte, dem Weltgewissen verantwortlich; sie konnten handeln, wie es ihnen zweckmässig erschien. Ob sie auf ihrem Rechtsstandpunkt beharrten, ihn teilweise oder ganz aufgaben, hing nur davon ab, ob sie es für opportun hielten, sechs, sieben oder mehr Millionen Gefangene hinter dem Stacheldraht verhungern zu lassen – wer Massenlager von der Art des Heilbronner Lagers kennt, weiss, dass dort der nackte Hunger regierte –, oder ob sie die ungeheure Seuchengefahr, die in den Camps heraufdämmerte, durch Entlassungen eindämmen wollten.

Die Alliierten entschieden sich, vor diese Alternative gestellt, für die Politik der Entlassung. Im Zeitraum von knapp zwei Jahren wurden die meisten auf deutschem Boden errichteten Lager geleert; vier Fünftel aller Gefangenen zogen das Glückslos der Heimkehr. Aber es blieben doch noch genug, die der Sieger zurückhielt.

Das trat auf der Aussenministerkonferenz zutage, die im Frühjahr 1947 in Moskau zusammengetreten war. Als der britische Aussenminister Ernest Bevin anregte, bis Ende 1948 alle deutschen Kriegsgefangenen zu repatriieren, konnte er auf die Zahlen zurückgreifen, die am 14. März bekanntgegeben worden waren. Nach diesen Angaben befanden sich in der Hand der Vereinigten Staaten zu diesem Zeitpunkt 30'976 Kriegsgefangene, von Grossbritannien und den Commonwealth-Staaten wurden ausserhalb Deutschlands 435'295 Mann zurückgehalten, im Gewahrsam der Franzosen – denen die Amerikaner etwa 700'000 deutsche Soldaten zur Arbeitsleistung übergeben hatten – lebten noch 631'483 Kriegsgefangene, in sowjetrussischen Lagern sassen – so lautete die offizielle Version – insgesamt 890'532 Gefangene, mindestens 300'000 Mann wurden von den kleineren Alliierten, Jugoslawien, Polen, Belgien usw., zurückgehalten: Etwa 2,3, wahrscheinlich aber 2,4 Millionen oder mehr: Männer der besten und produktivsten Jahrgänge fristeten ihr Leben im Schatten der Wachttürme, fern der Heimat, die ihre Arbeitskraft dringend brauchte.

Ebenso gross war nach einer 1947 in der amerikanischen Besatzungszone veranstalteten Ermittlung die Zahl der Wehrmachtvermissten; reichlich zwei Millionen Soldaten waren gefallen, das Opfer von Krankheiten, Erfrierungen, Unfällen geworden, durch eigene Hand oder vor den Läufen deutscher Er-

schiessungspeletons gestorben. Wie viele Zivilisten von Bomben und Granaten getötet worden, in der Verschleppung verhungert oder gestorben waren, ist niemals exakt errechnet worden. Wahrscheinlich war ihre Zahl nicht geringer als die der Wehrmachtverluste. Genug, zwei Jahre nach dem Waffenstillstand ergab eine Inventur, dass dem Werk des Wiederaufbaus rund sieben Millionen Männer der besten Jahrgänge fehlten, von denen mehr als zwei Millionen hinter dem Stacheldraht alliierter Gefangenenlager vegetierten: zwei Millionen, deren Heimkehr als gesunde oder kranke Menschen allerdings noch zu hoffen stand.

Die ungeheure Härte der Massnahmen, die die Männer im Waffenrock betroffen hatten, zeigte sogleich nach dem Waffenstillstand, wessen die Deutschen gewärtig sein mussten. Zwölf Millionen Mann einer Armee, die bedingungslos kapituliert hatte, in die Gefangenschaft zu führen, annähernd zweieinhalb Millionen länger als zwei Jahre und Hunderttausende sogar sechs, acht, zehn Jahre festzuhalten, das war eine Blasphemie, die nur noch von den Nazis – von ihnen allerdings haushoch – überboten worden war. Der Sinn des alliierten Verhaltens wurde erst offenbar, als die Grundsätze bekannt wurden, zu denen sich die Potsdamer Konferenz (Juli/August 1945) bekannt hatte.

«Um Deutschlands Stärke als Militärmacht zu zerstören», erfuhren die wenigen, die damals zum Bezug einer Zeitung privilegiert waren, «soll die Erzeugung von Waffen, Munition und Gegenständen des militärischen Bedarfs sowie aller Arten von Flugzeugen und seetüchtigen Schiffen verboten und verhindert werden. Die Produktion von Metallen, Chemikalien, Maschinen und anderen Gütern, die für eine Kriegswirtschaft unmittelbar notwendig sind, soll einer strengen Kontrolle unterliegen und... auf die Deckung des Bedarfs Deutschlands, soweit dies bewilligt wurde, während des auf den Krieg folgenden Friedens beschränkt werden. Betriebe, die für eine Erzeugung im Rahmen des erlaubten Masses nicht benötigt werden, sind gemäss dem von der Alliierten Reparationskommission empfohlenen und von den in Betracht kommenden Regierungen genehmigten Plan ins Ausland zu überführen oder, falls dies nicht geschieht, zu zerstören. Die deutsche Wirtschaft soll sobald wie möglich dezentralisiert werden, um die gegenwärtig bestehende übermässige Konzentration wirtschaftlicher Machtmittel zu beseitigen, wie sie namentlich in Kartellen, Syndikaten, Trusts und anderen monopolistischen Abkommen zum Ausdruck gebracht wird. Bei der Organisation der deutschen Wirtschaft ist das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Landwirtschaft und der einheimischen, für friedliche Zwecke arbeitenden Industrien zu legen...»

Das also war's, was die Sieger beabsichtigten: Der Morgenthau-Plan, der auf der zweiten Konferenz von Quebec (11.-16.9.1944) zwischen Roosevelt und Churchill diskutiert worden war, sollte verwirklicht werden. Das industrielle Potential der Besiegten sollte bis auf einen schäbigen Rest primitiver Verbrauchsgüter-Industrien vernichtet, Deutschland im Wesentlichen reagrarisiert, in ein Land von Bauern und Hirten umgewandelt werden: unfähig, eine

Bevölkerung von 66 bis 67 Millionen Seelen zu ernähren, unfähig, das Ernährungsdefizit durch den Export gewerblicher Güter auszugleichen, darauf angewiesen, seine wenigen industriellen Rohstoffe, namentlich Kohle, auszuführen, dazu verurteilt, in Hunger und Apathie zu versinken und sich das Tempo seines Absterbens von der Gnade der Sieger dosieren zu lassen.

Vom Gesichtspunkt des Potsdamer Planes betrachtet, konnte die Zurückhaltung der Gefangenen noch wie ein Stück Barmherzigkeit anmuten. Sie sahen nicht, wie ihre Lieben hungerten und konnten beruhigt sterben: sei's an Hungertyphus und Ruhr in amerikanischen und französischen Lagern – im Sommer 1945 wurden in einigen französischen Camps täglich 20 bis 30 von insgesamt 4'000 Insassen vom Lagerchor «ingesungen» –, sei es an «Dystrophie», die die russischen Ärztinnen bei ihren Patienten festzustellen pflegten, das heisst an «allgemeiner Unterernährung, die sich sowohl auf die Haupternährungssubstanzen (Eiweiss, Zucker, Fette) als auch auf die Wirkstoffe (Vitamine, Minerale usw.) erstreckt». Bei 1'000 bis 1'400 Kalorien je Kopf, die noch im Oktober 1947 der deutschen Bevölkerung zugeteilt wurden – vorher waren die Rationen wesentlich kleiner gewesen –, hätten sie zwar auch hungern müssen. Aber mindestens die Bauern hätten sich sattessen können, und für die Städter hätte die Möglichkeit bestanden, Bettzeug, silberne Löffel, Teppiche, Rundfunkgeräte u.a.m. auf dem Land gegen Kartoffeln und Speck einzutauschen oder hier und da einen Kanister Öl, Butter und Schlachtfett auf dem Schwarzen Markt zu erwerben.

Immerhin, es gab eine gewisse Nestwärme zu Hause. Bei weitem nicht alle Städte waren zerstört; viele waren angeschlagen, und neben zerbombten Stadtvierteln und Häusern standen Häuserblocks, die das Inferno heil überstanden hatten. Vollends auf dem Land und in den kleinen Städten war das Mass der Zerstörungen gering. Schlimm ging es den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, die arbeitslos in improvisierten Lagern sassen; weniger schlimm denjenigen unter ihnen, denen ein Funke Unternehmungslust geblieben war; noch besser den Eingesessenen, die ein Dach über dem Kopf behalten hatten, und ganz gut den Schichten, die einen Anteil an der Welt der Sachwerte behauptet hatten, mochten sie nun an der Sphäre der Erzeugung oder der Verteilung beteiligt sein: die Bauern, Handwerker, Bäcker, Metzger und Händler konnten «kompensieren», Ware gegen Ware tauschen, und wenn sie nur so viel erübrigten, dass es zur Sättigung der Familie reichte, lebten sie doch unendlich viel besser als die Masse der Normalverbraucher. Freilich, sie trugen dazu bei, dass Wirtschaft und Gesellschaft – komplizierte Gebilde, die herkömmlicherweise vom Geflecht geld- und kreditwirtschaftlicher Beziehungen zusammengehalten wurden – sich schnell und immer schneller zersetzten. Aber wer fragte schon danach: in einer Zeit, da jeder sich selbst der Nächste war und das Interesse am Grossen Ganzen erloschen schien.

INDUSTRIELLES NACH KRIEGSELEND

Die Industrie besaß nicht die Kraft, dem Chaos zu steuern. Der weit überwiegende Teil, schätzungsweise 90 Prozent der Produktionsanlagen waren in den Westzonen erhalten geblieben. Die einen hervorragend ausgerüstet – es gab sogar Anlagen, die noch nie gearbeitet hatten –, die anderen mit veralteten und heruntergekommenen Maschinen bestückt. Gleichwohl, sie hätten eingesetzt werden können und wären in der Lage gewesen, befriedigende Ergebnisse zu liefern, hätte es nicht die Potsdamer Bestimmungen gegeben, die man drehen und wenden konnte und die sich in jedem Fall gegen den Unternehmer hätten auslegen lassen, sofern überhaupt noch Unternehmer und Betriebsführer diesseits des Stacheldrahts verfügbar waren.

Aber es war nicht nur der Morgenthau, der die deutsche Industrielandschaft erstarren liess. Es gab auch noch andere Gründe, deren Zusammenwir-

Gesamtbild der industriellen Produktion Deutschlands 1936, 1945-1947 (Grenzen von 1937)

Zeit		Nettowerte (je Vierteljahr)		
		in % von 1936	in Mrd. R-Mark (in Preisen von 1936)	Veränderungen gegen das Vorvierteljahr in Mrd. R-Mark
1936 Vierteljahres- durchschnitt		100	8,55	—
1945	3. Vj.	12	1,03	—
	4. Vj.	18	1,54	+ 0,51
1946	1. Vj.	28	2,39	+ 0,85
	2. Vj.	30	2,57	+ 0,18
	3. Vj.	36	3,08	+ 0,51
	4. Vj.	38	3,25	+ 0,17
1947	1. Vj.	34	2,91	— 0,34
	2. Vj.	38	3,29	+ 0,38
	3. Vj.	39	3,33	+ 0,04

ken zu dem makabren Erfolg beitrug, das deutsche Industrieproblem in dem Sinne zu lösen, dass es eine Industrie praktisch nicht mehr gab.

Wie sah es denn eigentlich aus im Land der Schlote und Fördertürme, was lieferten die deutschen Fabriken nach dem Krieg, welche Produktionserfolge konnten sie in die Breschen der deutschen Not werfen?

Wollte man nach amtlichen Zahlen suchen, die die Zustände in Deutschland seit 1945 einfingen, so wäre die Mühe vergebens. Es gab kein statistisches Amt für die vier Zonen, die sich als deutsch bezeichnen konnten. Es gab nur

Schätzungen und auch die so vereinzelt, dass man sich anstrengen muss, sie zu finden.

Im Deutschland-Jahrbuch 1949 (Herausgegeben von Dr. Klaus Mehnert und Dr. Heinrich Schulte) findet sich eine solche Schätzung, und zwar für «Deutschland in den Grenzen von 1937». Man kann sich freilich kaum vorstellen, mit welchen Tricks die Zahlen für die Gebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie gewonnen sein sollen, die 1937 ja innerhalb der Reichsgrenzen lagen. Mit anderen Worten, es bestehen berechnete Zweifel, ob die Zahlen, die für die Vor- und die Nachkriegszeit vorgelegt werden, wirklich vergleichbar sind. Aber wie dem auch sei, die Vergleichsergebnisse tragen, wie wir noch sehen werden, durchaus den Stempel der Zuverlässigkeit. Lassen wir also die Frage offen, wie sie zustande gekommen sind, und hören wir, wie das Deutschland-Jahrbuch seine Statistik interpretiert. «Unmittelbar nach dem Zusammenbruch», heisst es auf Seite 175, «war die Industrieproduktion ungefähr ebenso gross wie um 1860. Dieser Rückschlag war grösser, als je nach einer Krise oder einem Krieg in Deutschland beobachtet worden war. Tatsächlich war der Rückgang noch grösser, als er in den obenstehenden Zahlen zum Ausdruck kommt, da von 1936 bis 1944 die industrielle Produktion um 33 Prozent gestiegen war. Der Wiederaufbau setzte also bei etwa neun Prozent des vorangegangenen Höchststandes ein. Die Produktionszunahme war zunächst, prozentual wie absolut, verhältnismässig gross, liess dann aber erheblich nach – ein Zeichen für die wachsenden Schwierigkeiten, die dem Wiederaufbau entgegenstanden.»

Zwischen den sowjetzonalen und den Gebieten, die später zur Bundesrepublik Deutschland zusammengeschlossen wurden, bestanden hinsichtlich der industriellen Produktion keine wesentlichen Unterschiede. Das Schicksal schlug im Osten und im Westen mit der gleichen Härte zu. Hüben und drüben setzte die industrielle Erzeugung auf einem Punkt wieder ein, der es gerechtfertigt erscheinen lässt, das Urteil, das ein amerikanischer Journalist im Juli 1945 über Berlin fällte, auf das ganze Gebiet Restdeutschlands auszudehnen: «Das Problem der deutschen Nachkriegsindustrie ist für Berlin gelöst: Es gibt dort keine Industrie mehr.»

Das von den Sowjets besetzte Gebiet schnitt dabei nicht schlechter, eher sogar um eine Winzigkeit besser ab als der Westen. Nicht als ob die Russen zimperlich mit ihrer Zone umgegangen wären. Im Gegenteil, die Demontagen übertrafen mit 45 Prozent der industriellen Kapazität von 1936 die Entnahmen in allen anderen Teilen Deutschlands – ausgenommen West-Berlin, wo die Sowjets, bevor sie die drei Sektoren an die Westmächte übergaben, 53 Prozent der Erzeugungsanlagen ausgebaut und auf die Reise geschickt hatten. Dass die Produktion trotz der Demontageverluste ziemlich hoch wieder einsetzte und von 22 Prozent der Vorkriegsleistung im letzten Quartal des Jahres 1945 auf 50 Prozent im letzten Viertel des Jahres 1946 anstieg, lag einfach daran, dass der Bergbau schnell wieder in Gang kam. Notabene: der Braunkohlenbergbau – der Steinkohlenbergbau ist über 2½ bis 3 Millionen Tonnen

im Jahr nie hinausgekommen –, der Braunkohlenbergbau, der ohne Schacht-, Bewetterungs- und Wasserhalteanlagen im Tagebau betrieben wird. Sei's, dass vornehmlich Menschenkraft und einfache Abraummaschinen, sei's auch, dass gewaltige Anlagen eingesetzt werden, die aber stets nur einen Bruchteil der Mittel binden, die in die Zechen des Steinkohlenbergbaus investiert werden.

Vierteljährliche Industrieproduktion in der sowjetischen Zone in % von 1936

Zeit	Verarb. Industrie	Bergbau	Strom u. Gas	Gesamte Industrie
1945 4. Vj.	16	85	•	(22)
1946 1. Vj.	29	94	73	39
2. Vj.	31	94	68	40
3. Vj.	38	99	75	47
4. Vj.	41	98	88	50
1947 1. Vj.	31 ²	87	80	41
2. Vj. ¹	39 ²	94	81	48

Den Braunkohlenbergbau wieder anzukurbeln und ihn auf die Höhe der Vorkriegsleistung zu bringen, war relativ einfach. Aber die Medaille hatte auch ihre Kehrseite. Der Abbau der Braunkohle ist kälteempfindlich. Der harte Winter 1946/47 warf ihn so weit zurück, dass die industrielle Gesamtproduktion um ein Fünftel absank.

Soviel über die sowjetische Besatzungszone; wie sah es nun aber in den drei westlichen Zonen aus?

Wenn man den Zahlen glauben darf, die aus jener wirren Zeit auf uns gekommen sind: jedenfalls nicht besser, sondern eher schlechter als in der SBZ. Nehmen wir als erste die britische Besatzungszone, die das industrielle Kerngebiet des Reichs, seine Waffenschmiede und die wichtigsten Stätten der Montanindustrie, das heisst zugleich: das Gebiet der stärksten industriellen Konzentration, einschloss. Diese industriell wichtigste Zone Westdeutschlands kehrte nur langsam, quälend langsam zur gewohnten Tätigkeit zurück.

Abgesehen davon, dass die Industrie des Ruhrgebiets besonders schwer von Kriegs- und Nachkriegsschäden, lies: Demontagen und Entnahmen, Produktionseinschränkungen und -verboten, betroffen war, lag die Zerstörung seiner Wohngebiete und Verkehrseinrichtungen über dem Durchschnitt des Landes. An Menschen fehlte es nicht. Die Volkszählung vom 29. Oktober 1946 ergab, dass die Bevölkerung des Landes Nordrhein-Westfalen nur um 1,2 Prozent geringer war als am 17. Mai 1939, dem Tage der letzten Zählung. Auch die Zusammensetzung seiner Bevölkerung war nach Alter und Geschlecht min-

¹ Durchschnitt April-Mai.

² Geschätzt nach Angaben der «Täglichen Rundschau».

destens nicht ungünstiger als im Bundesgebiet und wesentlich günstiger als in der Ostzone. Aber die Menschen hungerten, litten unter der Kälte und der Wohnungsnot. Sie waren nicht in der Lage, schwere Arbeit, mindestens nicht mit der gewohnten Effizienz, zu leisten. Als im Frühjahr 1946 die Rationen der Bergarbeiter gekürzt wurden, sank die arbeitstägliche Förderung von 170'300 t im Februar auf 149'000 t im März ab. Das hatte zwar nicht zur Folge, dass die Industrieproduktion sich im gleichen Ausmass verminderte. Das Loch liess sich aus den Haldenbeständen stopfen, die im Herbst 1945 aus 2,3 Millionen t Steinkohle und 2,6 Millionen t Koks bestanden hatten. Nur dass die Erzeugung der verarbeitenden Industrie nicht in dem Tempo zuzunehmen vermochte, wie man füglicherweise hätte erwarten können.

Industrielle Produktion in der britischen Zone in % von 1936

	1945		1946		1947	
Januar			26,5		28,3	
Februar			27,1	> 27,6	26,4	> 28,3
März			29,1		30,2	
April			29,1		33,1	
Mai			31,0	> 30,3	34,1	> 33,7
Juni			30,7		34,0	
Juli			33,7		35,8	
August			34,5	> 33,9	37,8	> 37,2
September	14,6		33,5		37,9	
Oktober	18,4		34,6		39,5	
November	21,5	> 20,8	35,1	> 33,3	40,1	> 40,0
Dezember	22,4		30,3		40,4	
Jahres- durchschnitt			31,3		34,8	

Immerhin, die Produktionskurve stieg das Jahr über und erreichte mit 35,1 Prozent des Vorkriegsdurchschnitts im November 1946 ihren ersten Rekordstand. Dann aber schlug das Wetter zu. Die grimmige Kälte des Winters 1946/47 warf die Erzeugung zurück: auf 30,3 Prozent im Dezember und weiter auf 28,3 bzw. 26,4 Prozent im Januar und Februar des neuen Jahres. Im Februar 1947 war man wieder dort, wo man im Januar 1946 gewesen war. Die Leute blieben daheim, wo man wenigstens einen Raum, sei es mit Kohle, sei es mit Holz, notdürftig beheizen konnte. Sie bastelten an ihren Unterkünften, vermauerten Baumaterial, das auf den Trümmerstätten organisiert worden

war, schlugen hier ein Brett fest, setzten dort eine Tür ein, gingen über Land oder zum Schwarzen Markt, um eine Handvoll Kartoffeln, eine Zwiebel, einen Löffel Fett aufzubringen. Die Lohntüten enthielten doch nur wertloses Geld; für den Gegenwert einer Arbeitswoche liess sich kaum eine Packung Zigaretten einhandeln. Sollte man da das letzte Schuhwerk verschleissen, um zum Pütt oder zur Fabrik zu kommen? Besser man blieb daheim, wo man es wenigstens warm hatte, und rahmte Postkarten, bastelte Spielzeuge, flickte Bettzeug und Teppiche, die man zum Hamstergang über die Dörfer mitnehmen konnte. Doch auch dieser Winter hatte ein Ende. Das Leben begann sich wieder zu regen. Im zweiten Quartal des Jahres 1947 kam die industrielle Erzeugung nahe an die Produktion des dritten Jahresviertels 1946 heran; im dritten und vierten Quartal lag sie entschieden höher als in den vergleichbaren Zeiträumen des Vorjahres.

Industrielle Produktion in der amerikanischen Zone in % von 1936

	1945	1946	1947
Januar			34
Februar		28	31
März			38
April		34	46 ¹
Mai			49
Juni		—	48
Juli	> 11	41	50
August		42, 42,3	51
September	—	44	48
Oktober		46	49
November	, 19	47, 45,3	
Dezember		43	-
Jahres- durchschnitt		37,1 ¹	44,4 ²

Etwas besser hatte das Schicksal es mit der amerikanischen Zone gemeint, die nur über einen verschwindend kleinen Steinkohlenbergbau und eine Eisenindustrie verfügte, die knapp ein Viertel des normalen Bedarfs hätte decken können. Sie stand der Schusslinie fern genug, die das Feuer der Alliierten durch das montanindustrielle Kerngebiet gezogen hatte, um von den Kugeln, die den Konzernen und den Konzernherren galten, einigermaßen verschont zu bleiben. So setzte denn die Produktion auf etwas niedrigerem Niveau als in der britischen Zone wieder ein, stieg dann aber so schnell, dass sie die indu-

¹ Elf Monate. ² Zehn Monate.

strielle Erzeugung des nördlichen Nachbargebiets weit hinter sich liess. Im Jahre 1946 wurden 37 Prozent, 1947 (in den ersten zehn Monaten) gut 44 Prozent dessen produziert, was die Industrie im Normaljahr 1936 geliefert hatte. Aber auch die amerikanische Zone wurde durch den Winter 1946/47 schwer, ja sogar schwerer als die britische, betroffen. Dort, im Besatzungsgebiet der Briten, war die industrielle Produktion von 33,3 Prozent (des Normalertrags) im letzten Quartal 1946 auf 28,3 Prozent im ersten Viertel des Jahres 1947 oder um 15 Prozent gefallen; hier, in der amerikanischen Zone, hatte sie einen Absturz von 45,3 auf 34,3 Prozent oder um 24,3 Prozent hinnehmen müssen. Das war freilich schlimm. Doch das mächtig einsetzende Tauwetter liess die Unbilden des Winters bald wieder vergessen. Im Sommer 1947 war die Industrie wieder so weit, die Hälfte dessen zu erzeugen, was 1936 ausgestossen worden war, während man sich in der britischen Zone mit einem guten Drittel der Normalproduktion (von 1936) begnügen musste. Irren wir uns nicht, so waren die Menschen nördlich und südlich der Zonengrenze bescheiden genug, schon diese Entwicklung für einen Fortschritt zu halten.

Die Franzosen standen ihrem Besatzungsgebiet mit den nämlichen Gefühlen gegenüber, die die Russen in Berlin und Mitteldeutschland bekundet hatten. Beide Nationen hatten jahrelang dem deutschen Besatzungsregime unterstanden, das heisst, sie hatten dem Sieger von gestern mit ihrer Produktionskraft, ihren Fabriken, Gruben, Maschinen und Menschen dienen müssen. Jetzt, da die Stunde der Abrechnung gekommen war, verfuhrten sie nicht eben zimperlich. Sie gaben keinen Pardon, sondern waren bemüht, durch Demontagen und Entnahmen den Gegenwert ihrer Verluste mindestens teilweise, jedenfalls aber nach besten Kräften wieder hereinzuholen.

Nach zuverlässigen Berichten wurden bis zum 1. Januar 1948 in der französischen Zone insgesamt 43'000 Maschinen im Wert von 193 Millionen R-Mark entnommen und weggeführt. Fast der gesamte Park der Bearbeitungsmaschinen, die acht Jahre und jünger waren, wurde auf die Reise geschickt; von den älteren Maschinen wurden 15 bis 20 Prozent demontiert. Nach der am 6.11.1947 veröffentlichten «endgültigen Demontageliste» sollten noch 243 Betriebe vornehmlich der Metall-, Maschinen- und Chemischen Industrie – darunter 34 Rüstungsbetriebe – demontiert werden.

Das hätte einen fühlbaren Aderlass bedeutet, auch wenn es nur um den materiellen Wert, den Anschaffungswert, der verlorenen Anlagen gegangen wäre. In Wirklichkeit wog das Problem viel schwerer. Zum ersten, weil oft die Entnahme einer einzigen Maschine genügte, einen ganzen Betrieb lahmzulegen. Zum zweiten, weil die entnommenen Maschinen unter den Bedingungen der gestauten Inflation, unter denen man lebte, praktisch unersetzlich waren. Die Erzeugung der am stärksten betroffenen Industrien – Wirkerei, feinmechanische und optische Industrie, Papier- und chemische Industrie – sank auf wenige Prozent der Vorkriegsproduktion ab.

Hinzu kam, dass vom südwestdeutschen Raum, der unter französische Mi-

litärherrschaft gestellt worden war, das Saargebiet – wertvoll durch Kohlenförderung und Eisenerzeugung – abgetrennt wurde: Am 22. Dezember 1946 wurde das Saargebiet vom deutschen Zollverband gelöst; im Juni 1947 erfolgte die Schaffung einer Übergangswährung – der «Saarmark» –, die fünf Monate später, am 20. November, von der französischen Francwährung abgelöst wurde. Praktisch war das Saarland dadurch ein Stück von Frankreich geworden, dem vor allem daran lag, über die Schwerindustrie des Gebiets zu verfügen. Nur während einer kurzen Übergangszeit durfte noch Saarkohle ins übrige Besatzungsgebiet ausgeführt werden; in schnell sinkenden Raten: 4,6 Millionen t im ersten Quartal 1948, 0,3 Millionen t im ersten Viertel des Jahres 1947. Dann war's auch damit Schluss. Frankreich hatte die Hand auf die Saarkohle gelegt.

All das spiegelt sich in den industriellen Produktionszahlen der französischen Zone wider. Die Zahlen sowohl für die französische Zone im engeren Sinn als auch für die Zone einschliesslich des Saargebiets liegen im Jahre 1946 unterhalb der für die britische ermittelten Kennziffern. Dann freilich griff das «Wunder» ein. Der grimmige Winter 1946 ging wenn nicht spurlos, so doch ohne erhebliche Wirkungen an der französischen Zone vorüber. Im dritten Quartal 1947 hatte das Besatzungsgebiet im engeren Sinn die britische

Industrielle Produktion der französischen Zone in % von 1936

Zeit	Saargebiet	übrige franz. Zone	Insgesamt
1946 1. Vj.	31	24	25
2. Vj.	33	27	28
3. Vj.	40	28	30
4. Vj.	46	28	31
1946 ø	37,5	26,8	28,5
1947 1. Vj.	52	31	34
2. Vj.	50	34	37
3. Vj.	59	40	44
1947 ø ¹	53,7	35,0	38,3

Zone überholt: es wurden wieder zwei Fünftel, im Saargebiet sogar drei Fünftel, der Mengen erzeugt, die 1936 produziert worden waren. Das war schon etwas, aber wahrhaftig: es war kein Erfolg, der vermocht hätte, auch nur das allgegenwärtige Gespenst des Hungers zu bannen.

Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, dass das Problem des deut-

¹ Drei Quartale 1947.

schen Produktionsschwundes zum wesentlichen Teil ein Problem der industriellen Belegschaft – ihrer Minderung und ihrer ungünstigen Altersgliederung – war. Dazu meint das Deutschland-Jahrbuch 1949: «Da die Zahl der Beschäftigten in der Industrie im Sommer 1947 78 Prozent des Standes von 1936 erreicht hatte, während das Produktionsvolumen nur 38 Prozent von 1936 ausmachte, bedeutete dies, dass jeder Beschäftigte nur halb so viel Waren erzeugte wie 1936. Mit anderen Worten, 1947 mussten doppelt so viel Menschen eingesetzt werden, um die gleiche Warenmenge zu erzeugen wie 1936. Wie war dieser Leistungsabfall zu erklären?

Er hing einmal mit dem Ausfall von fast einer ganzen Altersgruppe zusammen: Mehrere Millionen Menschen waren im Kriege gefallen und 1 bis 2 Millionen Kriegsgefangene noch nicht zurückgekehrt, die meisten im besten und leistungsfähigsten Alter. Die Überalterung der Belegschaften gerade in den Schlüsselindustrien war ausserordentlich hoch. Arbeiter im Ruhrbergbau waren vor dem Kriege durchschnittlich 35 Jahre alt, 1947 45 Jahre. Ähnlich lagen die Verhältnisse in der eisenschaffenden Industrie und vielen anderen Gewerbezweigen. Die ausgefallenen Kräfte waren zum grossen Teil besonders qualifizierte Facharbeiter, die schwer zu ersetzen waren. Die schlechten Ernährungs- und Wohnverhältnisse hatten zudem die Leistungsfähigkeit aller Beschäftigten wesentlich herabgesetzt, wie aus einer Untersuchung der Handelskammer Lübeck hervorging.»

Das mochte allerdings zutreffen und konnte gewiss nicht nur von der Handelskammer Lübeck bestätigt werden. Aber die Verminderung der Belegschaft-

	Steinkohlenförderung in 1000 t		Kokserzeugung in 1000 t		Angelegte Bergleute		Schichtleistg., je Mann ³ in kg	
	Ruhr	Bundesgeb. ¹	Ruhr	Bundesgeb. ¹	Ruhr	Bundesgeb. ¹	Ruhr	Bundesgeb. ¹
1936	107 478	116 963	27 368	30 146		272 980	2 199	2 113
1938	127 284	136 956	33 563	36 671	288 667	320 885	1 970	1 916
1940	129 189	138 374	36 298	39 510	296 124	327 887	2 013	1 954
1945	33 386	35 484	5 338	5 857	234 432	251 201	•	•
1946	50 452	53 946	8 988	9 555	251 086	272 725	1 208	1 191
1947	66 338	71 124	13 129	14 044	291 197	316 871	1 215	1 198
1948	81 106	87 033	18 920	20 266	325 556	354 660	1 286	1 267
1949	96 289	103 238	23 339	25 141	344 831	375 770	1 383	1 363

Quelle: Jahrbuch des Deutschen Bergbaus 1950.

ten, die Verschlechterung ihrer Arbeitsstruktur, das Auftreten des Frauenüberhangs, das Sinken der Arbeitsmoral, das die natürliche Konsequenz der gestauten Inflation, des Hungers, des Mangels an Wohnraum und ausreichen-

¹ Bundesgebiet = Ruhr, Aachen, Niedersachsen.

² Je Mann der Untertagebelegschaft.

der Kleidung war, genügt noch nicht, das Elend der industriellen Produktion zu erklären. Die eigentliche Ursache der deutschen Misere wurde noch nicht genannt: der Mangel an Kohle, den nicht nur der letzte Verbraucher, sondern schmerzlicher, folgenschwerer und verhängnisvoller die Industrie zu spüren bekam.

Im Licht der Zahlen, die seit etwa 1951 vorliegen, stellten die Dinge sich aber doch komplexer dar, als man zunächst vermuten sollte.

Zugegeben, die Steinkohlenförderung der «Bizone» – die praktisch die Förderung des späteren Bundesgebiets repräsentierte – war stark gefallen. Und wenn man die Schichtleistung je Untertagearbeiter, die vor dem Krieg im Ruhrbergbau an der Ordnung war, mit der Leistung der Nachkriegsjahre vergleicht, erkennt man sofort, dass die Überalterung und Unterernährung der Belegschaft, das Sinken der Arbeitsmoral unter dem Druck von Hunger und Inflation im Bergbau die nämlichen Folgen zeitigten wie in der Industrie.

Prima vista indessen war es um die Kohlenversorgung der Industrie gar nicht einmal so schlecht bestellt. Im Jahre 1936 hatten dem Verbrauch in der Doppelzone schätzungsweise 98,421 Millionen t (Produktion minus vermutbarer Exportüberschuss) zur Verfügung gestanden. Da 1947 insgesamt 10 Millionen Tonnen exportiert und etwa 3 Millionen Tonnen den Besatzungsmächten zur Verfügung gestellt werden mussten, verblieben für den Verbrauch – natürlich einschliesslich des Zechenselbstverbrauchs und des Verbrauchs der Kokeereien – 58,124 Millionen Tonnen oder 59,1 Prozent der Mengen von 1936.

Da uns für die wirren Jahre vor der Währungsreform kein authentisches Zahlenmaterial vorliegt, müssen wir annehmen: im gleichen Mass wie die Verfügbarkeit sei auch die Steinkohlenversorgung der Industrie gesunken. Sie soll 1947 also «nur» noch 59,1 Prozent der Steinkohle erhalten haben, die ihr 1936 zur Verfügung stand.

War das nun wenig oder viel?

Uns scheint, es war mindestens ausreichend; denn nach Berechnungen der Bank Deutscher Länder war der Index der industriellen Produktion (1936 = 100) im Vereinigten Wirtschaftsgebiet mit 39,2 erheblich niedriger als die Kennzahl der Kohlenversorgung. Das heisst, die Frage der Kohlenversorgung, der als unzulänglich empfundenen Kohlenversorgung, war eher ein Problem der Betriebe als ein solches der Zechen. «Der spezifische Kohlenverbrauch», schreibt das Deutschland-Jahrbuch zu unserem Thema, «d.h. der Verbrauch an Kohle je t produzierter Ware, lag... erheblich höher als vor dem Kriege. Der Zechenselbstverbrauch, der 1936 bis 1938 an der Ruhr 8,3 Prozent der Förderung ausgemacht hatte, lag im Herbst 1947 etwa doppelt so hoch; die Reichsbahn verbrauchte je Lokomotivkilometer 60 bis 70 Prozent mehr Kohle als in normalen Zeiten; ähnlich lagen die Verhältnisse bei einer ganzen Reihe von anderen Industrien (Leder, Papier, Giessereien usw.). Die Erhöhung des spezifischen Kohlenverbrauchs konnte in Deutschland mit 33 bis 50 Prozent angenommen werden.

Eine Reihe von Gründen war hierfür massgebend: Heiz- und Feuerungsanlagen waren seit Jahren nicht erneuert und stark überaltert; die niedrige Kapazitätsausnutzung der Betriebe erhöhte den spezifischen Brennstoffaufwand; die Sortierung der Kohle erfolgte weniger sorgfältig als früher; die Zonengrenzen zwangen frühere... Braunkohlenverbraucher im Westen zur Umstellung auf Steinkohle... Diese erzwungenen Verbrauchsumstellungen hatten erhebliche Verluste an Wirtschaftlichkeit zur Folge.»

Bei den Betrieben verhielt es sich nicht anders als bei den Zechen: die vorhandenen Kapazitäten wurden nicht ausgenutzt, die vorhandenen Betriebseinrichtungen waren überaltert; Investitionen in die Erzeugungsanlagen wurden nach Kräften vermieden; die Männer und Frauen gingen ihrer Arbeit geschwächt, unlustig und hoffnungslos nach. Was war schon das Geld, das man verdienen konnte? Unendlich viel wichtiger als Mark und Pfennige waren Sachwerte, mit denen man am Schwarzen Markt «kompensieren» konnte. Und so «wurschtelte» man denn weiter, müde, hungrig, freud- und gedankenlos. Die wenigsten in der vagen Hoffnung, dass das Schicksal sich doch endlich wenden müsse.

WENIGSTENS PLÄNE

Man macht sich heute kaum noch klar, in welchem wirtschaftspolitischen Klima Deutschland nach der Kapitulation gelebt hat, und es ist beinahe unmöglich, Licht in das Chaos der alliierten Massnahmen zu bringen.

Die erste, wilde Zeit, in der zahlreiche Unternehmer verhaftet und Betriebe geschlossen wurden, dauerte etwa ein Jahr. Dann – im März 1946 – setzte der Alliierte Kontrollrat sich in Berlin zu einer Konferenz zusammen, um, sagen wir, Ordnung zu schaffen. Die Deutschen sollten endlich erfahren, woran sie waren. Es sollte ihnen gesagt werden, was sie überhaupt nicht mehr produzieren durften, in welchem zahlenmässig fixierten Ausmass die Erzeugung anderer Industrien eingeschränkt wurde, was und wieviel sie allenfalls aus- und einführen durften und mit welchem Schlag Verpflegung sie rechnen konnten, wenn sie alle Ge- und Verbote der Sieger beachtet hatten.

Das Elaborat des Kontrollrats, der «erste Industrieplan», ist so instruktiv, dass es sich heute noch lohnt, ihn zu lesen. Sei es auch nur, um zu ermessen, welcher Abstand das Heute vom Damals trennt.

Nach dem Wortlaut des Planes gelten als völlig verboten die Industrien zur Erzeugung von: 1) Waffen, Munition, Flugzeugen, Kriegskemikalien und Gasen, wie von der Alliierten Kontrollbehörde spezifiziert angegeben. 2) Seeschiffe. 3) Magnesium. 4) Rohaluminium. 5) Beryllium. 6) Aus Thomasschlacke gewonnenes Vanadium. 7) Radioaktive Stoffe. 8) Wasserstoffsperoxyd über 50 Prozent. 9) Funksendeausrüstung. 10) Schwere Traktoren. 11) Schwere Werkzeugmaschinen in Ausmassen und Typen, die von der Alliierten Kontrollbehörde verboten sind. Ferner bestimmt der Plan, dass synthetische Treibstoffe, Öle und Gummi, Kugel- und Rollager nur bis zur Ermöglichung ent-

sprechender Ersatzzufuhren zur Herstellung bewilligt sind. Dasselbe gilt für die Herstellung synthetischen Ammoniaks, bis die erforderliche Einfuhr von Stickstoff bezahlt werden kann. Gewisse Industriezweige werden in ihrer Produktion durch den Plan eingeschränkt: Die Erzeugungskapazität der Stahlindustrie wird auf 7,5 Millionen t, die effektive Stahlproduktion auf 5,8 Millionen t im Jahr festgesetzt, die Erzeugung von Kupfer auf 48 Prozent, Zink auf 60 Prozent, Blei auf 54 Prozent, Zinn auf 50 Prozent, Nickel auf 18 Prozent der Vorkriegserzeugung eingeschränkt. In der Industrie der chemischen Grundstoffe werden 40 Prozent der Produktionsfähigkeit von 1936 zurückbehalten. Dies gilt für Stickstoff, Phosphate, kohlen sauren Kalk, Kali, Schwefelsäure und Chlor. Die Produktionsfähigkeit für die Gruppe der anderen Chemikalien wird in Höhe von 70 Prozent (Vergleichsjahr 1936) beibehalten. Die Maschinenherstellung und der Maschinenbau werden wie folgt eingeschränkt: für die Werkzeugmaschinenindustrie auf 11,4 Prozent der Kapazität von 1938, schwerer Maschinenbau auf 31 Prozent dieser Kapazität, anderer mechanischer Maschinenbau auf 50 Prozent, Elektrofabrikation auf 50 Prozent (Vergleichsjahr 1938). In der Bergbauindustrie wird die Erzeugung insbesondere der Kohle nach Massgabe der Transportmöglichkeiten gesteigert. Die Erzeugungskapazität von elektrischer Energie und Zement wird beibehalten. Von Transportmitteln wird die jährliche Erzeugung auf je 40'000 Personen- und Lastautomobile, 4'000 leichte Strassenschlepper, 10'000 Motorräder bis 250 ccm Zylinderhub begrenzt. Die Kapazität des Lokomotivbaues wird für Reparaturen genutzt, um einen Stand von 15'000 Lokomotiven zu erreichen. Eine Produktionskapazität zum Bau von jährlich 30'000 Güter-, 1'350 Personen- und 400 Gepäckisenbahnwagen wird beibehalten. Die derzeitige Produktionskapazität für landwirtschaftliche Maschinen (30 Prozent von 1938) wird erhalten. Höchstkontingente für die Erzeugung von Gummi, Papier, Textilien, Stiefel und Schuhen werden festgesetzt... Bezüglich der künftig zugelassenen Aus- und Einfuhr bestimmt der Alliierte Kontrollrat, dass der Wert der Ausfuhr aus Deutschland für das Jahr 1949 mit 3 Milliarden R-Mark (nach dem Wert von 1936) festgesetzt wird. Aus dem Ausfuherlös können nicht mehr als 1,5 Milliarden R-Mark zur Bezahlung von Nahrungs- und Futtermiteleinfuhr verwendet werden. Es soll dadurch erreicht werden, dass bei einem Bevölkerungsstand von 66,5 Millionen etwa 2'000 Kalorien täglich zur Verfügung stehen. An Rohstoffen ist eine Einfuhr im Werte von gleichfalls etwa 1,5 Milliarden R-Mark vorgesehen, und zwar unter anderem Baumwolle und Wolle für 360 Millionen, Kunstdünger und Düngemittel für 250 Millionen, Zellulose für 230 Millionen, Stahl, Metalle und Motorfahrzeuge für 150 Millionen, Phosphate für 100 Millionen und Treibstoff für 100 Millionen. Der Ausfuherlös, der nach Bezahlung der vom Kontrollrat genehmigten Einfuhren übrigbleibt, wird zur Bestreitung von Kosten der Besatzung und Dienstleistungen, wie Transporte, Versicherungen usw., dienen.

Im engen Gehäuse solcher Verbote und Vorschriften konnte ein Industrievolk nicht leben, sondern höchstens vegetieren. Freilich wurde gearbeitet, soweit die Kräfte es zuliessen. Aber der Index der Investitionsgüter-Industrien, den die Bank Deutscher Länder errechnete, war die niedrigste aller einschlägigen Kennzahlen. Die notwendigsten Investitionen unterblieben; der Erzeugungsapparat zeigte Spuren der Vernachlässigung; es ging langsam bergab, wenn auch nicht in dem Tempo, das die Sieger veranschlagt haben mochten, und längst nicht so stark, wie die Statistiken auswiesen.

Wie sollten denn auch wahrheitsgetreue Statistiken zustande kommen: in einer Zeit, in der die Interdependenz des geldwirtschaftlichen Handelns, die Grundsätze von Treu und Glauben aufgehoben waren? Wer sich die Mühe nähme, die Soziologie der Kriegsgefangenen- und Internierungslager zu studieren – warum, um Himmels willen, hat sich die Wissenschaft nie dieses Themas angenommen? –, würde erkennen, dass die Lager das getreue Abbild ihrer Umwelt waren. Sie lebten praktisch ohne Geld. Die Lageraristokratie stellten die Handwerker oder, besser, die Praktiker: Das waren die Männer, die Schuhe besohlen oder Hosen flicken, Handtaschen oder Extrauniformen herstellen konnten, die Tischler, die das für Särge gelieferte Holz zu Küchenmöbeln verarbeiteten, die Elektriker, die in den Wohnungen der Besitzer Leitungen legten, die Uhrmacher und die Schlosser, selbst noch die Maler, die die Unteroffiziere der Wachmannschaft naturgetreu porträtierten, und die Ärzte, die die Seuchenkranken diesseits wie die Geschlechtskranken jenseits des Stacheldrahts behandelten. Sie verfügten über Brot und Wurst, Öl, Mehl, Zucker und Tabakwaren. Genug, um davon zu leben und mit dem grösseren Teil den Schwarzen Markt zu versorgen, auf dem ein Brot gegen einen Trauring, zwei Brote oder ein Pfund Zucker gegen eine Uhr – eine goldene, notabene – getauscht wurden. Unterhalb dieser Aristokratie rangierten die Geistlichen – sie spendeten den Sterbenden Trost, und es wurde viel gestorben im Lager –, sehr viel tiefer endlich, am Boden der gesellschaftlichen Pyramide, siedelte die «Intelligenz»: parasitäre Existenzen, deren Kenntnisse und Fertigkeiten – Mathematik oder Biologie, Jurisprudenz, Volkswirtschaftslehre, Philologie oder Journalistik – nicht gefragt waren. Sie lebten jenseits der unsichtbaren Mauer, die die Welt der Sachwerte einschloss; Menschen ohne Wert und Würde, wenn sie nicht wenigstens einen Verwaltungsposten bekleideten.

Ähnlich sah es draussen aus:

Die Bergwerke, namentlich die zahlreichen, schwer kontrollierbaren Stollenbetriebe am Südrand des Ruhrgebiets, die gelegentlich einen Waggon Kohle «abzweigten», und die Bergleute, die über Bergmannspunkte und Deputatkohle verfügten, konnten immerhin leben. Die Papier-, Textil-, Leder- und Schuhfabrikanten, die ihren Arbeitern Naturallohn zahlten – etwa Kunstseide oder Zellwolle, wie es in grossen rheinischen Werken geschah –, waren in der Lage, nicht nur zu kompensieren, sondern sogar auf Lager zu arbeiten, das

heisst zu horten und ihre Horte bis zum X-Tage einzumauern. Die Handwerker standen im Flor. Die mangelhafte Materialzuteilung hatte sie auf den Schwarzen Markt gedrängt. Sie mischten mit, wenn's eben anging, und gaben ihre Dienstleistungen nicht leichtsinnig für schlechtes Geld weg. Am tiefsten in der Hierarchie der produktiven Gewerbe standen die Investitionsgüter-Industrien, die Zuflucht hoher technischer Intelligenz und Handfertigkeit. Sie galten den Alliierten als besonders verdächtig. Wer Eisen produziert, kann auch Schwerter schmieden. Die Erfahrungen, die man zwischen den beiden Weltkriegen mit Krupp gemacht hatte, mahnten zur Vorsicht. Deshalb das Übermass der Verbote, das sich auf diesen wichtigen Industriezweig richtete. Immerhin, die Leistungen der verschiedenen Industrien liessen sich – soweit ihre Angaben zutrafen – noch messen: Die allgemeinen Produktionsgüter-Industrien – Kohle, Strom, Gas, Chemie – kamen 1947 auf 64,7, die Verbrauchsgüter-Industrien auf 33,3 und die Investitionsgüter-Industrien auf 28,8 Prozent der 1936 erreichten Erzeugung. Das stimmte gewiss nicht haargenau, da die auf Vorrat produzierten Verbrauchsgüter sich dem Auge des Gesetzes entzogen. Aber es liess doch die Tendenz der den Wirtschaftskörper durchwaltenden Kräfte erkennen. Kein Zweifel, die Wirtschaft war krank, steril, scheinbar keines Aufschwungs mehr fähig; zumal die kulturtragenden Schichten, die Intelligenz, deren Beitrag zu Ordnung und Aufbau des wirtschaftlich-gesellschaftlichen Lebens sich nicht messen lässt, in die Pariaexistenz derjenigen abgedrängt waren, die von der Welt der Sachwerte ausgeschlossen sind. Sie haben sich von der Entwürdigung, in die die Mächtigen dieser Welt sie immer wieder, am tiefsten nach den beiden Kriegen, hinabstiessen, niemals wieder erholt.

Ins Dunkel der deutschen Not warf die Rede, die der amerikanische Staatssekretär Byrnes am 6. September 1946 im Stuttgarter Staatstheater vor führenden Persönlichkeiten der amerikanischen Militärregierung hielt, ein erstes Licht. Der Staatsmann stellte zwei Thesen auf. Fürs erste sagte er, es müsse ein höheres Produktionsniveau für Deutschland festgesetzt werden, wenn man die laufende Produktion – was niemals vorgesehen war – ebenfalls für Reparationsleistungen verwenden wolle. Zum zweiten betonte er, die Vereinigten Staaten seien der festen Überzeugung, dass Deutschland als Wirtschaftseinheit verwaltet werden sollte und dass die Zonenschranken, wenigstens in Bezug auf das Wirtschaftsleben und die wirtschaftliche Tätigkeit in Deutschland, beseitigt werden müssten.

Mit beiden Thesen stellte James F. Byrnes sich in scharfen Gegensatz zu den Russen. So blieben denn die vage formulierten Anregungen des Amerikaners in der Schwebe. Das deutsche Produktionsniveau wurde nicht erhöht, dem Normalverbraucher wurde nach wie vor ein Drittel der Kalorien zugeteilt, die er in unseren Breiten zur Fristung des Lebens brauchte, der Zerfall der auf Geld und Kredit, Recht und staatliche Autorität gegründeten Wirtschaft machte weitere Fortschritte.

BIZONESIEN

Aber eins änderte sich doch. Im Dezember 1946 beschlossen die Engländer und Amerikaner, ihre beiden Zonen zu einem einzigen Wirtschaftsgebiet mit einheitlichem Lebensstandard zu vereinigen.

Frankreich lehnte den Beitritt seines Besatzungsgebietes zur «Doppelzone» ab. Die Sowjets monierten dreierlei: die Errichtung der Bizone, wandten sie ein, stehe im Widerspruch zu den Potsdamer Beschlüssen; sie sei lediglich auf den Westhandel ausgerichtet, und es fehle ihr das Plazet des Kontrollrats. Mit anderen Worten: die angelsächsischen Mächte hatten gehandelt, ohne den Russen Gelegenheit zum Veto zu geben.

Allen Widerständen zum Trotz wurde die Vereinigung der britischen und amerikanischen Zone zum 1. Januar 1947 vollzogen, und allmählich stellte sich auch das organisatorische Gerüst her, das der Tätigkeit des «Vereinigten Wirtschaftsgebiets» die Form gab: Am 16. Juni 1947 ordnete die amerikanische Militärregierung die Errichtung eines Wirtschafts- und Exekutivrats an, dessen Mitglieder – ein Vertreter je 750'000 Einwohner – von den Landtagen zu wählen waren. Sitz der Behörde und des ihr übergeordneten Zweimächtekontrollamts war Frankfurt am Main. Die Neuregelung der bizonalen «Verfassung» vom 28. Januar 1948 sah einen um 52 Mitglieder vermehrten Wirtschaftsrat, einen Verwaltungsrat, das Personalamt, das Statistische Amt und das Rechtsamt vor. Besondere Bedeutung erhielt die Neuregelung dadurch, dass der Wirtschaftsrat Anleihen begeben konnte und die Verfügung über Zölle und Verbrauchssteuern erhielt.

Nicht weniger wichtig aber war, dass die Londoner Dreierkonferenz englischer, amerikanischer und französischer Minister im August 1947 eine wesentliche Erhöhung der industriellen Produktion in der Doppelzone beschloss. Grundsätzlich sollte das Erzeugungsniveau auf 90 bis 95 Prozent des Standes von 1936 oder auf 55 bis 60 Prozent des im Kriege erreichten Höchststandes angehoben werden. Im Einzelnen wurde der Doppelzone eine Stahlproduktion von 10,7 Millionen Jahrestonnen konzidiert – fast doppelt soviel, wie der gesamtdeutschen Industrie im März 1946 (mit 5,8 Mill. t) zugestanden worden war. Der Schwer- und mehr noch der Leichtmaschinenbau erfuhr wesentliche Erleichterungen. Die Gesamterzeugung wurde auf 105 Prozent der Vorkriegsproduktion limitiert. Der Werkzeugmaschinenbau kam freilich schlechter davon. Zwar wurde ihm eine Produktion im Wert von 170 Millionen gegen 74 Millionen R-Mark im Jahre 1946 konzidiert, wodurch das Produktionsniveau von 11,4 auf 26,2 Prozent des 1938 erreichten Standes anstieg; zugleich aber wurde bestimmt, dass Maschinen im Wert von 35 Millionen R-Mark für Reparationszwecke zur Verfügung gestellt werden sollten. Dagegen sollten Feinmechanik und Optik von allen Reparationsleistungen freigestellt werden. Der Fahrzeugindustrie wurde der Bau von 19'500 – statt wie bisher: von 16'500 – Traktoren für Strassenverkehr und Landwirtschaft, ferner von 160'000 Per-

sonen- und 61'500 Lastkraftwagen zugebilligt. Die elektrotechnische Industrie wurde von Reparationsleistungen befreit, die bisher ein Viertel ihrer Erzeugung beanspruchten. Die chemische Industrie erhielt die Erlaubnis, ihre Produktion auf Vorkriegshöhe zu bringen, blieb aber gehalten, sieben Prozent der Basiserzeugung als Reparationsleistung abzuführen. Hinsichtlich der Kupferverarbeitung blieb es beim Alten: Nach wie vor durften 215'000 Tonnen verarbeitet, und es brauchte nichts zu Reparationszwecken ausgeführt zu werden. Die Herstellung von Aluminium, Beryllium und Vanadium war bisher völlig untersagt. Der neue Plan erklärte, dass die Einrichtungen zur Herstellung dieser Produkte vorläufig nicht mehr zu Reparationen verwendet werden sollten. Was die Produktion von Kugellagern, synthetischem Ammoniak, Kautschuk, Benzin und Öl anlangte, wurden keine Änderungen beschlossen.

Wer nun freilich erwartet hätte, nach diesen Konzessionen der Alliierten würden die Verhältnisse sich blitzschnell ändern, die Förderkörbe würden zu surren beginnen, die Glut der Hochöfen und Thomasbirnen den Horizont erhellen, die Fabrikschlote lustige Rauchfahnen flattern lassen, hätte sich bitter enttäuscht gesehen. Das Jahr 1947 brachte keinen Umschwung, es sei denn, man betrachte es als wesentliche Besserung, dass der Index der industriellen Produktion (1936 = 100) sich ächzend von 34,4 im Jahre 1946 auf 39,2 im Jahre 1947 emporstemmte.

Verdrossen, abgerissen, unterernährt ging Otto Normalverbraucher, der Durchschnittsdeutsche, seiner Arbeit nach. Die Gesichter waren grau, der Pulsschlag herabgemindert, die Stimmung flau. Auf einer Tagung der Christlich-Sozialen Union in Erlangen gab Dr. Johannes Semler am 4. Januar 1948 dem tiefen Missbehagen Westdeutschlands Ausdruck. Kein anonymes Kartenempfänger, sondern der Direktor der bizonalen Wirtschaftsverwaltung erhob in der fränkischen Universitätsstadt die Stimme gegen die Alliierten. In der gesamten Eisenindustrie, rief er in den Saal, habe kein einziger Deutscher etwas zu sagen. Die englische Wirtschaftspolitik betreibe die bewusste Auseinanderreißung des gewachsenen einzigartigen Verbundes zwischen Kohle und Eisen ... man müsse es den Engländern abgewöhnen, nach drei Jahren noch die deutsche Wirtschaft auszuplündern. Die Deutschen trügen an der Ruhr bei Kohle und Eisen die Folgen der Experimente der englischen Labour-Regierung...

Man müsse auch an die Lücken der Grenze nach Frankreich denken. Die Franzosen entnahmen nicht nur Produkte aus ihrer eigenen Zone, sondern auch über die ungenügend gemachte Zonengrenze hinweg aus der Bizone, ohne dass ein Devisengegenwert einginge. Man habe der notleidenden französischen Zone Güterwagen zur Verfügung gestellt und beobachten können, dass diese ihren Weg nach Frankreich nahmen. Wenn dies schon mit Güterwagen möglich war, könne man sich vorstellen, was im Güterverkehr vor sich gehe ... Die deutsche Wirtschaft sei praktisch vom Ausland immer noch völlig abgeschlossen. Millionen Dollar aus den Exporterlösen 1947 seien auf dem

Konto der JEIA (der alliierten Aussenhandelsorganisation) festgefroren und dürften nicht verwendet werden. Ein wirtschaftlicher Aufbau sei nicht möglich, wenn die Bevölkerung nicht entsprechend ernährt werde. Aus der eigenen Erzeugung sei dies nicht möglich, aber die Amerikaner versuchten heute, sich aus der Verantwortung für die Zerreissung Deutschlands herauszuziehen. Die Konferenzen, auf denen die Zerreissung Deutschlands beschlossen wurde, seien Viermächteabkommen gewesen, und auch damals habe man gewusst, dass der deutsche Osten der Lieferant für die deutsche Ernährung sei. Was habe man für Deutschland getan? Die Importe, die jetzt hereinkommen, dürfe Deutschland leider nicht selbst kaufen, und man habe Mais geschickt und Hühnerfutter, wofür Deutschland teuer bezahle. Geschenkt werde Deutschland nichts, sondern es müsse in Dollar aus deutscher Arbeit und deutschen Exporten einmal dafür bezahlen und sich noch dafür bedanken. Es sei an der Zeit, dass deutsche Politiker darauf verzichten, sich für diese Ernährungszuschüsse zu bedanken ...

Das war die berühmte Hühnerfutter-Rede Johannes Semlers, im Auszug natürlich, aber nicht weniger deutlich als der Text in extenso gewesen war: eine Explosion der Ungeduld, des Ärgers und der Empörung, deren Unangemessenheit sich schon darin erwies, dass sie überhaupt gehalten werden konnte. Hätte Semler in Leipzig gesprochen und ähnliche Vorwürfe wie die in Erlangen gegen die ostzonale Besatzungsmacht erhoben, wäre es ihm schlimm ergangen. So wurde er nur von den beiden Militärgouverneuren der Doppelzone, General Lucius D. Clay und General Sir Brian Robertson, mit Wirkung vom 26. Januar 1948 14.30 Uhr seines Amtes enthoben. «Die Erklärungen», hiess es in der Begründung, «die Sie in dieser Rede im Hinblick auf Bezahlung von Lebensmitteln und Kohle gemacht haben, stimmen mit den Tatsachen nicht überein. In Ihrer offiziellen Stellung als Direktor der Verwaltung für Wirtschaft hätten Ihnen die Tatsachen bekannt sein müssen, oder Sie hätten sich über die Tatsachen vor Abgabe Ihrer falschen Erklärung vergewissern müssen. Der allgemeine Ton Ihrer Kritik ist nicht objektiv, sondern zeigt eine Haltung von böswilliger Opposition gegen die Besatzungsmächte.»

Beides, die Amtsenthebung Dr. Johannes Semlers und die Begründung dieser Massnahme, war hart, aber gerecht, im Ganzen gentlemanlike, wie jeder zugeben wird, der sich vergegenwärtigen kann, was Semler in der russischen Besatzungszone geschehen wäre. Besonders die Vorwürfe gegen die Engländer, die vom 27. Juli 1945 bis zum 26. Oktober 1951 tatsächlich von reinen Labour-Kabinetten regiert wurden, waren einigermassen sinnlos. Die Legende vom Segen der Verbundwirtschaft wurde in der Folgezeit bald ad absurdum geführt – Flick war der erste, der sich von der Kohle als einer Problemindustrie löste –, und an die Stelle der zerrissenen Konzerne traten Machtgruppen, die alles in den Schatten stellten, was es bisher an Konzentration gegeben hatte.

Mag sein, dass die Tränen, die der Verwaltungsdirektor der Montanindu-

strie nachweinte – Tränen, in denen der Dolch einer neuen Dolchstosslegende gehärtet wurde und denen später Tränenbäche um Tränenbäche nachfolgten –, Dr. Schumacher, dem Ersten SPD-Vorsitzenden, zum Anlass seiner Erklärung wurden: Dr. Semler, äusserte er, wie «Die Welt» berichtete, habe als Wirtschaftsdirektor ohne Rücksicht auf die deutsche Volkswirtschaft und nur im Interesse der Besitzbürgerkreise, die er vertrete, gewirkt. Diese hätten die gegenwärtige Situation verschuldet und zögen daraus auch noch Nutzen. Semlers Entgleisungen seien nicht ein Zeichen von Mut, sondern Äusserungen eines Mannes, der eine zweigleisige Politik betreibe.

Ganz anders reagierte Konrad Adenauer, Erster Vorsitzender der CDU, Anwärter auf die Führung des politischen Gebildes, zu dem das «Vereinigte Wirtschaftsgebiet» sich auswachsen mochte, und präfabrizierter «grosser Staatsmann» eines westdeutschen Staates, der das Erbe des Reichs antreten sollte: ein Taktiker, der wie kein anderer den – freilich nicht immer untrüglichen – Instinkt für die Macht besass, an der es zu partizipieren galt, und der es zeitlebens nicht vergessen konnte, dass ein britischer Brigadegeneral ihn als Oberbürgermeister von Köln seines Amtes enthoben hatte. «Von entscheidender Bedeutung», meinte er, «ist, dass der Direktor des Amtes für Wirtschaft vom Wirtschaftsrat gewählt worden ist und dass er von den Militärregierungen entlassen wird, ohne dass der Wirtschaftsrat überhaupt gehört wurde. Es ist mit den Zusagen, dass den Deutschen wirtschaftliche Angelegenheiten in eigene Verantwortung übertragen würden, nicht vereinbar, dass Militärregierungen den Direktor ohne Weiteres absetzen. Ich weiss nicht, ob sich die militärischen Stellen darüber klar sind, dass sie durch diese Massnahmen Direktor Semler zum populärsten Mann in Deutschland machen.»

Nun, die Voraussage des Taktikers, der sich noch stets zur «Gerissenheit» als der entscheidenden Norm einer guten Politik bekannt hat, traf diesmal nicht zu. Semler geriet bald in Vergessenheit: Der Wirtschaftsdirektor hatte Anklagen erhoben, die nicht zutrafen. Weder hatten die Engländer es darauf angelegt, die grossen Konzerne der Montanindustrie mutwillig zu zerreißen – sie konnten gute Gründe für ihre Entflechtungspolitik geltend machen – oder gar Deutschland auszuplündern, noch hatten die Amerikaner dem unterlegenen Gegner ihre Hilfe versagt. Weiss Gott, viel war es nicht, was sie lieferten, und das Gelieferte – nur selten war's von erster Qualität – wurde nicht nur aus altruistischen Gründen gewährt. Es trug das Seine dazu bei, dass die westdeutsche Bevölkerung nicht einfach verhungerte.

Rückblickend streifte der erste Jahresbericht der Bank Deutscher Länder (1948/49) das Thema: «Die aussenwirtschaftlichen Beziehungen Westdeutschlands», lesen wir da, «sind durch eine hohe Einfuhrabhängigkeit gekennzeichnet, die insbesondere für die Ernährungswirtschaft, aber auch in grossem Umfange für gewerbliche Rohstoffe gilt. Das sich bei dem niedrigen Stand unserer Ausfuhr daraus ergebende Zahlungsdefizit konnte bisher nach Lage der Dinge nur durch ausländische Hilfe gedeckt werden.

Die Auslandshilfe ist in umfassender Weise zur Verfügung gestellt worden. Das Schwergewicht lag bei den Lieferungen der Vereinigten Staaten von Amerika; ergänzend war aber auch Grossbritannien an dieser ausländischen Hilfe beteiligt.» Von 1945 bis 1947 hatten die USA «GARIOA»-Mittel (Government Appropriations for Relief in Occupied Areas) hergegeben: wobei es sich, nach den Worten des BDL-Berichts, um «die Bereitstellung von amerikanischen Haushaltsmitteln für Lieferungen in die von amerikanischen Truppen besetzten Länder (handelte), mit der Zielsetzung, den Ausbruch von Seuchen und Unruhen („disease and unrest“) zu verhindern». In kleinerem Umfang waren die Engländer mit der Hergabe von «U. U. Contributions» an der angelsächsischen Hilfeleistung beteiligt, die 1945 bis 1947 insgesamt 1'132 Millionen Dollar erreichte.

Das war nicht viel, gewiss. Aber es reichte aus, um von der Bank Deutscher Länder als umfassende Hilfe qualifiziert zu werden.

Doch damit ist erst die eine Seite der Medaille gekennzeichnet, diejenige, auf der wir sehen, wie der nervöse Dr. Semler sich ins Unrecht argumentiert.

Die Schaumünze hat aber noch eine andere Seite: diejenige der konkreten Wirtschaftsentwicklung, die uns die nervöse Ungeduld, die Hoffnungslosigkeit und die Verzweiflung des Wirtschaftsdirektors erklärt.

Die Zahlen, die die Bank Deutscher Länder zur Beurteilung der Lage im Jahre 1947 liefert, sind in der Tat erschütternd. Der Index der industriellen Gesamtproduktion (1936 = 100) stieg – wie schon gesagt wurde – von 34,4 im Jahre 1946 auf 39,2 im Jahre 1947. Im Einzelnen besitzen wir nur die Kennzahlen für 1947: Der Produktionsindex der Investitionsgüter-Industrien lau-

Index der industriellen Produktion im Vereinigten Wirtschaftsgebiet 1946-1948 (1936= 1 00)

Zeit	Insgesamt	Investitionsgüter- industrien	Allg. Produktions- güter-Industrien	Verbrauchsgüter- Industrien
1946	34,4	•	•	
1947	39,2	28,8	64,7	33,3
I. Hj. 1948	49,3	37,9	76,7	43,4
II. Hj. 1948	70,7	62,0	91,3	66,6
1948	60,0	50,0	84,0	55,0

tete 28,8, derjenige der Allgemeinen Produktionsgüter-Industrien 64,7 und der Verbrauchsgüter-Industrien 33,3. Das Missliche war nur, dass die westdeutsche Wirtschaft wenig vom relativen Hochstand der Produktionsgüter-Erzeugung hatte: 1946 gingen 21,6, 1947 immer noch 16,4 Prozent des gesamten Kohlenaufkommens in die Ausfuhr, die 1947 zu 55,0 Prozent nur durch Kohlelieferungen ans Ausland bestritten wurde. Würde man den Export, die Lieferungen an die Besatzungsmächte und den Versand in die beiden anderen

Zonen vom Kohlenaufkommen abziehen, so hätte es um den Index der Produktionsgüter-Produktion wesentlich anders, nämlich schlechter ausgesehen.

Niederschmetternd aber war der Tiefstand der Investitionsgüter-Erzeugung, des für uns wichtigsten Industriezweiges, von dessen Gedeihen oder Nicht-Gedeihen das Schicksal des Wiederaufbaus abhing. Freilich, der westdeutschen Industrie als Ganzes war es nicht hart an die Substanz gegangen. Sie hatte 15 bis 20 Prozent der 1936 vorhandenen Kapazität verloren, je nachdem, ob man die rüstungswirtschaftlichen Anlagen aus- oder einschliesst. Bezogen auf die während des Krieges vorhandenen Kapazitäten aber war der Verlust wesentlich grösser, und es bestanden erhebliche Unterschiede der Verwüstung in den verschiedenen Industriezweigen.

Jedenfalls, man brauchte, um den Wiederaufbau voranzutreiben, Investitionsgüter in grosser Menge – Erze, Eisen und Stahl, NE-Metalle, Steine und Erden, Holz, Maschinen, Fahrzeuge und elektrotechnische Artikel –, und gerade an diesen Gütern bestand ein empfindlicher Mangel. Nehmen wir etwa das Schlüsselprodukt Eisen und Stahl und erinnern wir uns der Produktions-

Zeit	Roheisenerzeugung in 1'000 t ¹	Rohstahlerzeugung in 1000 t ¹
1936	15 303	19 175
1938	18 045	22 656
1945	352	300
1946	2 083	2 551
1947	2 264	3 060
1948	4 662	5 561
1949	7 140	9 156
1950	9 473	12 121
1951	10 697	13 506

Quelle: Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie

mengen, die dem geschlagenen Deutschland zugestanden worden waren: im März 1946 wurden allen vier Zonen 5,8 Millionen t, im August 1947 der Doppelzone allein 10,7 Millionen t als Maximalquoten zugestanden. Später, im April 1949, wurde die Kapazität der westdeutschen Stahlwerke auf 13,3 Millionen t, die maximale Stahlproduktion auf 11,1 Millionen t begrenzt. Die Limitierung fand noch im April 1951 ihre Bestätigung, doch mit der Einschränkung, dass die Hohen Kommissare ein Überschreiten der Grenze zulassen könnten, falls das den Verteidigungsmassnahmen des Westens dienlich sei. Offenbar war schon im Jahre 1950, erst recht aber 1951, nach diesem Gesichtspunkt verfahren worden. Durch die Annahme des Schuman-Planes wurde

¹ 1936 und 1938 Deutsches Reich in den Grenzen von 1937; seit 1945 Bundesgebiet.

endlich im Januar 1952 nicht nur das Ruhrstatut, sondern auch die Beschränkung der Stahlerzeugung vom Tisch gefegt.

Vergleicht man die Realität der Produktionsentwicklung mit den Erzeugungsquoten, die der westdeutschen Stahlindustrie zugestanden worden waren, so sieht man, dass 1947 bis 1949 die Wirklichkeit weit hinter der Möglichkeit der Erzeugung zurückblieb. Das trifft besonders für das Jahr 1947 zu, in dem nur 28,6 Prozent der zugelassenen Menge produziert wurden, während im Jahre 1948 die Erzeugung schon auf 52,0 Prozent der Kennziffer anstieg. Jedenfalls, die ungeheuerliche Heftigkeit, mit der Johannes Semler die Experimente der Labour-Regierung am Körper der deutschen Eisenindustrie angeprangert hatte, findet in den Massnahmen der Militärregierungen keine Rechtfertigung. Im Gegenteil, die Alliierten hatten das Produktionspermit der Stahlindustrie recht grosszügig bemessen: so tolerant, dass die betroffenen Werke die zugestandene Menge nicht produzieren konnten oder wollten.

Doch zitieren wir endlich die Semler-Rede zu Ende. Möglich, dass uns der unterschlagene Passus seiner rhetorischen Bemühungen der Lösung des Rätsels näherbringt, das das Zurückbleiben der Stahlindustrie aufgibt. Zum Schluss seiner Rede hatte der Wirtschaftsdirektor gesagt: die Grundlage einer kommenden Sanierung der Wirtschaft, die vorläufig eine Politik der leeren Hände sei, bestünde in einer *Verbesserung der Ernährung und in der Möglichkeit, anständiges Geld für ehrliche Arbeit zu erhalten*. Wenn eine *Währungsreform* auch Lager und Geschäfte nicht gleich füllen könne, müsse doch die Bevölkerung den Eindruck bekommen, dass es langsam aufwärtsgehe. Diese Reform dürfe aber nicht als fertiger Befehl der Alliierten auf den Tisch gelegt werden. Der Schwarze und Graue Markt seien keine Erfindung der Deutschen und nicht aus ihrer Schlechtigkeit entstanden, sondern nur Symptom einer Krankheit, deren Herd nicht bei den Deutschen liege, denn diese hätten die Reform bisher nicht hintertrieben. Ohne Kompensation (Grauer Markt) könne die Wirtschaft heute nicht existieren, und auch die Kohlensubventionen seien nicht deutsche Schuld, sondern auf Anordnung der Alliierten beibehalten.

Was nun die Stahlindustrie betraf – um zu unserem Thema zurückzukehren –, so hätte Semler darauf hinweisen können, dass sie durch Demontage-massnahmen besonders schwer betroffen worden sei. Dass aber der Abbau von Hoch- und Stahlföfen, von Konvertern, Walzstrassen, Giesserei- und Schmiede-

DEMONTAGE DER STAHLINDUSTRIE

(Stand November 1949)

Bochumer Verein: Stahlwerk I zu 40%, Stahlwerk II zu 80%, 12-t-Elektrohochofen zu 90%, Hammerwerke gänzlich demontiert.

Deutsche Edelstahlwerke, Krefeld: 1 SM-Ofen verschrottet, 1 Elektroofen zu 40% demontiert.

Dortmund-Hoerder Hüttenverein: Grosse Schmiedepresse zu 40%, kleinere Schmiedepressen restlos.

- Eisenwerke Mülheim-Meiderich: 3 Bessemer Konverter demontiert, 2 Elektroöfen Demontage begonnen.
- Hüttenwerk Geisweid: 1 Elektroöfen.
- Hüttenwerk Haspe: 1 Elektroöfen.
- Hüttenwerk Hoerde: 4 Elektroöfen, 5-m-Grobblechstrasse.
- Hüttenwerk Niederrhein: Blechwalzwerk.
- Hüttenwerk Rheinhausen: 2 Stabstrassen.
- Fried. Krupp, Werk Essen: Stahlwerke und viele Nebenwerke restlos demontiert oder zerstört; Werk Borbeck: Hüttenwerk restlos demontiert.
- Deutsche Bandeisenwerke, Werk Dinslaken: Breitbandstrasse.
- Mannesmann-Röhrenwerke, Werk Gelsenkirchen, Werk Hückingen: Stahlwerk weitgehend demontiert, Platinenstrasse Demontage durchgeführt; Werk Rath: 1 Pilgerstrasse, 1 Stossbank Demontage weitgehend durchgeführt.
- Reichswerke: Hochöfen 1 bis 4 und 9 bis 12 zu 35% demontiert; Stahl- und Walzwerke weitgehend demontiert.
- Rheinische Röhrenwerke, Werk Düsseldorf: Press- und Ziehwerk vollständig demontiert; Werk Mülheim: 2 Radialwalzwerke, 2 Universalpressen und 7 Erhard-Pressen vollständig demontiert.
- Rheinmetall-Borsig, Werk Rath: Stahl- und Walzwerk, Giesserei und Schmiedeanlagen weitgehend demontiert.
- Ruhrstahl AG, Witten, Werk Henrichshütte: SM-Ofen Nr. 9 und Grobblechtriostrasse restlos demontiert; Werk Annen: Stahlwerk, Stahlgiesserei und Schmiede demontiert.
- August Thyssen-Hütte: 2 Hochöfen, Roheisenmischeranlage, 7 Thomaskonverter, 5 SM-Ofen verschrottet, Stabeisenstrasse 5 teils verschrottet, teils demontiert, 3 Blockstrassen völlig demontiert, Feinblechwalzwerk grösstenteils demontiert, Blechwalzwerk restlos demontiert, ausserdem viele Nebenbetriebe.
- Westfalenhütte: 2 Elektroöfen fast restlos demontiert, 10-t-Hammer und 1 Schmiedeofen demontiert.

anlagen so gross gewesen sei, die Rohstahlkapazität der westdeutschen Werke auf ein Sechstel der Leistungsfähigkeit von 1936 oder auf ein Siebtel des Produktionsvermögens von 1938 zu senken, muss füglich bezweifelt werden. Sicherlich hätten die Hochöfen und Konverter, Elektro- und SM-Stahlöfen hingereicht, die alliierte Kannziffer zu erfüllen. In technischer Hinsicht bestand kaum ein Hindernis, die von den Alliierten zugestandene Menge zu erzeugen. Die Werke hätten vielleicht auch die notwendigen Kohle-, Erz- und Schrottmengen mobilisieren können, um auf die Planzahl von 10,7 Millionen t zu kommen. Vielleicht; denn Rohstahl- und Walzwerkprodukte liessen sich kaum oder nur in geringem Ausmass gegen die Rohstoffe der Stahlindustrie kompensieren. Es sei denn, man hätte verlustreiche Umwege über den Export eingeschlagen und den Erlös in der Form seltener und begehrter Verbrauchsgüter eingeführt. Dann und nur dann hätte man auch den Arbeitern Naturallöhne zahlen können, die sich in eine Leistungssteigerung der Arbeit umgesetzt hätten.

Aber das hätte den Eintritt einer der grössten und wichtigsten Industrien

in die Sphäre des Schwarzen und des Grauen Marktes bedeutet: ein gefährliches Unterfangen, das sich am Ende gegen die Montanindustrie gewandt hätte. Besser, man hielt sich klein, verzichtete auf Gewinne und selbst auf den Wiederaufbau, verrichtete höchstens die absolut unerlässlichen Instandsetzungsarbeiten und wartete ab, bis die Währungsreform kam. Denn kommen musste sie ja einmal, die grosse Fee, die die einen als gutes Fabelwesen herbeisehten, die anderen als böses fürchteten.

WÄHRUNGSREFORM: WÜNSCHE UND WIRKLICHKEIT

Die Nazis hatten «ihren» Krieg eigentlich nicht ungeschickt finanziert. Fast die Hälfte der Kriegsausgaben von insgesamt 657,4 Milliarden R-Mark war aus Steuern, Zöllen und anderen direkten Einnahmen bestritten worden. Auf diese Posten entfielen 314,8 Milliarden (= 47,9%), dagegen auf die Kreditmittel 342,6 Milliarden R-Mark (= 52,1% aller Ausgaben), die zu 34,2 Prozent aus lang-, zu 65,8 Prozent aus kurzfristigen Krediten bestanden.

Wäre der Krieg siegreich bestanden worden, hätte es keine unüberwindlichen Probleme gegeben. Die Unterlegenen hätten Tribute in einer Höhe entrichten müssen, die mehr als hingereicht hätte, die Schulden des Reichs zu tilgen. Aber die Deutschen verloren den Krieg; das Reich ging unter; es gab keine Instanz mehr, die seinen Gläubigern Zinsen zu zahlen und die kurzfristigen Schuldtitel einzulösen vermocht hätte. Die Forderungen gegen das Reich versanken in ein Schattendasein, aus dem sie nach menschlichem Ermessen nicht mehr in die Wirklichkeit zurückkehren würden.

Doch das allein wäre nicht verhängnisvoll gewesen; denn der grösste Teil der Reichsschuldtitel ruhte – ruhte im wahrsten Sinne des Wortes – bei Banken, Sparkassen, Genossenschaften, Versicherungsanstalten usw. auf Konten, die nicht mehr zu realisieren waren. Verhängnisvoll aber wurde der ständig gewachsene Kaufkraftüberhang, der dadurch entstanden war, dass den aus Arbeitsverhältnissen, Familienrenten und Kriegsschadenregulierungen entstandenen Einnahmen keine Waren gegenüberstanden, die man hätte erwerben können. Man konnte seine Kaufkraft – zu gestoppten Preisen, notabene – nur insoweit betätigen, als man Berechtigungsscheine, Lebensmittelmarken oder Bezugscheine, in der Hand hielt, und das war bitter wenig. Da andererseits der Banknotenumlauf von 10,9 Milliarden R-Mark zu Anfang des Krieges auf 56,4 Milliarden am 7. März 1945 bzw. auf etwa 67 Milliarden bei Kriegsende gewachsen war, kann man ungefähr abschätzen, wie hoch der Betrag der «vagabundierenden Kaufkraft» war, mit dem wir in die Ära des Waffenstillstands eintraten.

Nun wurden die Dinge aber nicht besser, sondern wesentlich schlechter. Die industrielle Produktion setzte praktisch beim Nullpunkt wieder ein und erreichte (im Westen) 1947 erst wieder zwei Fünftel, 1948 drei Fünftel dessen, was 1936 erzeugt worden war. Aus den Gebieten jenseits der Oder-Neisse-Grenze und aus der Ostzone waren zahlreiche Menschen zugezogen, die alle

ihr Bargeld mitgebracht hatten. Der Kaufkraftüberhang wuchs dadurch beträchtlich; das Warenangebot schmolz auf die Hungerrationen dahin, die zu gleichbleibenden Preisen verkauft wurden; das überschüssende Geld stürzte sich auf den Schwarzen Markt und trieb die Preise für Nahrungs- und Genussmittel zu unvorstellbaren Höhen, bis schliesslich die Banknote als Zahlungsmittel ausschied und praktisch nicht mehr gekauft, sondern nur noch getauscht, kompensiert, werden konnte. Der Laie sah keinen Ausweg mehr aus dem Zerfall der Geldwirtschaft, die deutschen Experten waren uneins darüber, welche Voraussetzungen gegeben sein müssten, damit eine Währungsreform gelinge; strittig aber war vor allem die Frage, in welchem Verhältnis das alte Geld und die Geldforderungen zusammengestrichen werden müssten, um eine «anständige Währung» zu garantieren.

Noch wenige Monate vor der Währungsreform, am 17. Februar 1948, schrieb Dr. Leonhard Miksch in seinem Währungsgutachten («Bemerkungen zur Frage der Währungsreform»):

«Nach 1945 ist lange in der deutschen Presse und von amtlichen und halbamtlichen deutschen Stellen die Auffassung vertreten worden, eine Währungsreform könne erst nach einer vorangegangenen Produktionssteigerung durchgeführt werden. Durch die «Theorie der Voraussetzungen' wurde zweifellos auch die Stellungnahme der Militärregierungen beeinflusst. Ihr war Folgendes entgegenzuhalten:

1. Auch vor 1923 war der durch die spätere Entwicklung eindeutig widerlegte Irrtum weit verbreitet, die Währung könne erst nach der Erfüllung bestimmter Voraussetzungen (Aktivierung der Zahlungsbilanz) stabilisiert werden. Der Deflationskrise von 1931 wurde in der Erwartung, die Wirtschaft werde sich von selbst erholen, ebenfalls untätig zugesehen. Der Fehler, die produktionspolitischen gegenüber den geldpolitischen Faktoren zu überschätzen, besitzt also in Deutschland bereits eine alte, aber nicht erhaltungswürdige Tradition.

2. Die Repudiation des Geldes macht seit Mitte 1946 reissende Fortschritte. Das unablässige Vordringen des Naturaltausches führte zuerst den Zusammenbruch des Bewirtschaftungssystems herbei und muss in absehbarer Zeit auch die Preispolitik zu einer völligen Fiktion werden lassen, weil zu den amtlich festgesetzten Preisen praktisch keine Ware mehr zu haben ist (Weinheimer Währungsbeschluss der Preisbildungsstellen vom 8. Mai 1947).

3. Eine Produktionssteigerung ist ausgeschlossen, solange der Arbeiter, der seine Leistung für Geld hergibt, weit schlechter gestellt ist als derjenige, der nicht arbeitet und dadurch Zeit gewinnt, um Tauschbeziehungen anzuknüpfen, und solange der Bezieher von laufenden Einkommen durch die Waren- und Guthabenbesitzer vom Marke verdrängt werden kann.

4. Eine Steigerung der Ausfuhr kann nicht erfolgen, solange der Export zu den vorgeschriebenen Inlandpreisen ein reines Verlustgeschäft ist, weil in Wirklichkeit im Inland nur eine bestimmte Quote der Ware zu diesen Preisen

abgegeben wird, während eine andere schwarz verkauft oder kompensiert wird.

1. Eine Vermehrung der Einfuhr kann keine belebende Wirkung ausüben, weil die importierten Produkte oder die aus ihnen hergestellten Erzeugnisse sofort verschwinden und aus Wertsicherungsgründen zurückgehalten werden.

2. Die Währungsreform setzt somit nichts voraus, sondern ist selbst die Voraussetzung von allem. Sie muss schnellstens, unbürokratisch und unter Zurückstellung des äusserst komplizierten Kriegslastenausgleichs durchgeführt werden.»

Das Gutachten des Altredakteurs der «Frankfurter Zeitung» – eins, und zwar ein spätes der insgesamt 218 Währungsgutachten, die der Wissenschaft bekannt sind – hatte den doppelten Vorzug, die «Theorie der Voraussetzungen» zur Diskussion zu stellen, auf die ausser Miksch auch Heinz Sauermann im «Handwörterbuch der Sozialwissenschaften» hingewiesen hat, und den Vorgang der «Repudiation des Geldes» – seiner Abweisung als Zahlungsmittel – samt den daraus erwachsenden Konsequenzen zu schildern. Die Denkschrift hat auch andere Pluspunkte aufzuweisen: beispielsweise den, die Rationierung auf das äusserste Mindestmass einzuschränken und die konfiskatorische Steuerprogression zu beseitigen. Konkrete Vorschläge zur Technik der Währungsreform brachte sie nicht; sie blieb, die Arbeit eines hochbegabten Wirtschaftspublizisten, im Feuilletonismus stecken, der grösseren Wert auf die Darbietung allgemeiner Grundsätze als auf legislatorische Kleinarbeit legt.

Die wirkliche Währungsdiskussion war wesentlich früher von Männern begonnen worden, die man nicht eben Repräsentanten der Praxis nennen konnte, die aber der Wirklichkeit nahe genug standen, um das Problem von den verschiedensten Seiten anzugehen.

Es sind ihrer zuviel, um sie alle einzeln zu nennen. Hervorzuheben sind aber die «Skizze G» (später Plan G), die von ihren Autoren, Erwin Hielscher und Richard Oechsle, im Juli 1945 dem «Ausschuss für Wirtschafts- und Finanzpolitik» der Münchner Gewerkschaften vorgelegt wurde; das Veit-Gutachten, das den Amerikanern gleich nach ihrem Einrücken in Berlin erstattet wurde; der Plan des Wirtschaftsprüfers Schönwandt vom 3.10.1945, den sich die Konstanzer Handelskammer zu eigen machte, und das Detmolder Memorandum, das von Vertretern der Länder und Provinzen der britischen Besatzungszone erarbeitet worden war und am 17. November 1945 diskutiert wurde.

Vom 27. bis zum 29. November 1945 fand endlich die bekannte «Frankfurter Konferenz» statt, die auf Anregung des hessischen Ministerpräsidenten Professor Geiler von der Frankfurter Handelskammer einberufen worden war. An der Tagung, die unter dem Vorsitz von Dr. Günther Keiser zusammentrat, waren vornehmlich Wissenschaftler und Sachverständige der amerikanischen und französischen Zone beteiligt. Die Verfasser des Detmolder Memorandums hatten zwar die an sie ergangene Einladung angenommen; aber die britische Militärbehörde untersagte ihnen die Teilnahme an der Konferenz. Nur der Finanzreferent Dr. Weissner konnte heimlich nach Frankfurt

reisen, um an der ersten Konferenz des Arbeitsausschusses (20./21. Dezember) teilzunehmen.

Es war also keine echte Repräsentation der deutschen Zonen, die in Frankfurt zusammensass. Freilich, selbst aus der, aber nicht für die Sowjetzone waren zwei Vertreter nach Frankfurt gekommen: die Herren Achterberg und Professor Gleitze von der Zentralfinanzverwaltung der SBZ. Aber so kühn waren sie doch nicht, am Konferenzplenium teilzunehmen. Sie begnügten sich damit, mit dem damaligen Geschäftsführer, Dr. Ilau, zu konferieren.

Was eigentlich auf der Konferenz besprochen wurde, ist nie bekannt geworden. Nur so viel berichtet der Münchner Stadtkämmerer Dr. E. Hielscher, ein namhafter Vorkämpfer der Währungsreform: «In der Konferenz selbst kamen erstmals alle jene Argumente gegen die Reform und gegen eine wirk-same Reform zu Wort, die dann in der Diskussion der nächsten Jahre mit Erbitterung und Leidenschaft weiter verfochten wurden.» Was dieser sibyllinische Satz besagt, wird leider nicht erklärt. Mag sein, dass er sich gegen die Vertreter der Voraussetzungstheorie richtete, die als Bedingung der Reform die ausreichende Versorgung der Industrie mit Kohle und Rohstoffen, die Beschränkung der «Devastierung» (Demontage) auf reine Rüstungswerke und die sofortige und endgültige Beendigung der «negativen Denazifizierungspolitik» forderten. Möglich aber auch, dass er die Hinwendung zur «weichen Richtung» meinte, die sich unter dem Einfluss von Vertretern der britischen Zone auf den Arbeitstagen der Konferenz durchsetzte.

Wie dem nun sei, die Presse erfuhr nichts, aber auch gar nichts von den Interna der Währungsdiskussion. Die beteiligten Sachverständigen hielten sich für «Geheimnisträger» erster Ordnung und schwiegen wie die Austern: selbst alten und bewährten Freunden gegenüber, sofern bei ihnen ein Zusammenhang mit der Presse auch nur vermutet werden konnte. (Der Autor hat es am eigenen Leibe erfahren.) Wenn also Hielscher anklägerisch schrieb: «Die für das Gelingen der Reform erforderliche Aufklärung der öffentlichen Meinung hat *nicht* stattgefunden; im Gegenteil hat die Presse, auch die Fachpresse, überwiegend Illusionen geduldet und gefördert», so trifft das einfach nicht zu und kann leicht widerlegt werden. Nicht ganz so absurd ist der Passus, den wir der gleichen Broschüre wie den ersten entnehmen («Der Leidensweg der deutschen Währungsreform», München 1948): «Die freiwillige Disziplin in der öffentlichen Auseinandersetzung und die Rücksichtnahme auf die Zonenfrage sind die beiden Hauptgründe für die Verzögerung der Geldreform; sie sind die Hauptgründe dafür, dass das am Ende des Krieges ausgeblutete deutsche Volk noch drei lange Jahre des Wartens, drei lange Jahre immer grösserer Entbehungen und immer grösser werdender Unordnung auf sich nehmen musste.»

Tatsächlich war es schwer und, wie sich schliesslich erwies, unmöglich, die mühsam erarbeitete Konzeption der Westmächte mit der Auffassung der Russen auf einen Nenner zu bringen. Spätestens seit der Byrnes-Rede war be-

kannt, dass die Zerreißung Deutschlands in eine sowjetisch orientierte Ostzone und die drei am Wirtschaftsbild der Westmächte ausgerichteten Besatzungszonen gemeinsame Beschlüsse hinsichtlich der Geldordnung unmöglich machten. Man hätte von deutscher Seite frühzeitig und energisch genug auf eine westdeutsche Währungsreform drängen müssen. «Es muss ... eindeutig festgestellt werden», formuliert Hielscher diesen Vorwurf, «dass keine Landesregierung, kein ehemaliger führender Mann der Reichsbank und keine sonstige amtlich oder moralisch zuständige Stelle einen echten Versuch gemacht hat, die Langsamkeit und Unentschlossenheit der Alliierten zu überwinden. Es blieb immer wieder Gruppen von Einzelpersonen, Handelskammern, Gewerkschaften und ähnlichen Stellen überlassen, mit mehr oder weniger grosser Hartnäckigkeit und Lautstärke den Ruf nach der Geldreform auszustossen.»

Das traf ins Schwarze: In den Konventikeln der deutschen Währungsdiskussion trafen zweihundert Pläne und noch mehr Meinungen aufeinander, ohne dass das Gespräch sich zu einem deutschen Konzept verdichtete. Was fehlte, war die Stellungnahme des Publikums, das hochmütig und geheimnisrämerisch ausgeschaltet wurde, die Beteiligung der Wirtschaft, der Landesregierungen und der hohen Bankfunktionäre am Währungsgespräch. Zum Teil, weil den deutschen Instanzen, die noch eine gewisse Autorität besaßen, die Kompetenz zur Währungsreform *verbis expressis* entzogen war, zum Teil auch, weil sie der Theorie der Voraussetzungen anhingen: in *praxi*, weil sie glaubten, hinter dem wohltätigen Geldschleier fortwurfeln zu können, bis die Zuteilung der Industriestoffe, die industrielle Erzeugung, die Ausfuhr und die Bereinigung der Zahlungsbilanz so weit gediehen seien, dass eine Währungsreform gewagt werden könne.

So kam es denn, dass die Amerikaner bereits im Mai 1946 einen ausgereiften Plan besaßen, den *Colen-Dodge-Goldsonith-Plan*, der die Herabstreichung der monetären Forderungen im Verhältnis 10:1 und eine bis ins Einzelne gehende Regelung des Lastenausgleichs vorsah: ein Projekt, das in grossen Zügen auch später für sie verbindlich blieb. Während die Deutschen noch beinahe zwei Jahre brauchten, um ihren Beitrag zu den Vorarbeiten der Reform, den *Homburger Plan*, beizusteuern.

Kaum war der Wirtschaftsrat geschaffen, als von deutscher Seite die Initiative ergriffen wurde.

Den Anstoss zur Aktion gab der Sachwalter einer harten Reform: Max Schönwandt aus Konstanz. Er sammelte ein paar gleichgesinnte Teilnehmer der Frankfurter Konferenz um sich, die am 23. Juli 1947 dem Wirtschaftsrat des Vereinigten Wirtschaftsgebiets eine Stellungnahme übergaben, welche das eben entstandene Gremium zum Handeln mahnte. Die Deklaration lautete: «Die nachstehenden Teilnehmer an der Frankfurter Sachverständigen-Konferenz im November 1945

Geheimrat Univ.-Professor Dr. Adolf Weber,
Bayer. Finanzminister a. D. Univ.-Professor Dr. Fritz Terhalle,

Bayer. Wirtschaftsminister a. D. Dr. Ludwig Erhard,
Max Schönwandt, Betriebsprüfer, Konstanz,
Stadtrat Erwin Hielscher, Stadtkämmerer der Landeshauptstadt München,
Ministerialrat im Bayer. Finanzministerium a. D.,
geben im Juli 1947 zur Währungslage in Deutschland folgende Erklärung ab:
Wir sind auf der Frankfurter Sachverständigen-Konferenz und bereits viele
Monate vorher für eine schnelle und vollständige Neuordnung des Geldwe-
sens eingetreten, da wir davon überzeugt waren, dass die von anderer Seite
geforderte vorherige Wirtschaftsbelebung angesichts der in der Wirtschafts-
geschichte einmaligen Situation nicht eintreten konnte. Nachdem uns die wirt-
schaftliche Entwicklung in diesem Punkte vollständig recht gegeben hat, und
nachdem auch bisher abweichende Ansichten sich mehr und mehr unserem
Standpunkt genähert haben, halten wir uns für verpflichtet, nochmals unsere
mahnende Stimme zu erheben, um mit dem ganzen Gewicht unserer wissen-
schaftlichen Überzeugung und unserer praktischen Erfahrung sowie unserer
politischen Verantwortung auf folgende Erwägungen hinzuweisen:

1. Die Neuordnung des Geldwesens darf durch keine politischen, bürokrati-
schen oder technischen Schwierigkeiten noch weiterhin verzögert werden. Alle
noch vorhandenen Energien und Hilfsmittel sind mit allem Vorzug dieser
Aufgabe zuzuführen.
2. Es darf nicht aus falschen Quantitätsvorstellungen oder aus missverstande-
nen sozialen oder wirtschaftlichen Rücksichten ein störender Rest des bisheri-
gen Geldes Zurückbleiben. Die erforderliche geldliche Liquidität der Wirt-
schaft muss durch Kredite (und zwar in grosszügiger Weise) gewährleistet wer-
den.
3. Die Unerlässlichkeit allerschnellsten und mit grösster Konsequenz vollzo-
genen Handelns und die Sicherstellung der potentiellen Produktionsmöglich-
keiten durch Auslandshilfe erfordern die sofortige Schaffung einer zentralen
Notausgabestelle. Diese muss eine ausserordentlich starke und absolut auto-
nome Stellung erhalten.

Wir dürfen wohl das Einverständnis des Wirtschaftsrates dazu annehmen,
dass wir im Interesse der Förderung des lebenswichtigen Zieles diese Erklä-
rung demnächst einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis bringen.

Wir fügen noch ein von Erwin Hielscher ausgearbeitetes Gutachten bei, wel-
ches nach unserer Ansicht in besonders eindringlicher Weise eine Durchleuch-
tung und Klärung der Lage darstellt.

Im Auftrage der aufgeführten Teilnehmer an der
Frankfurter Sachverständigen-Konferenz
gez. Hielscher»

Um der Erklärung Nachdruck zu verleihen, sicherte Hielscher sich die Un-
terstützung einiger Finanzausschussmitglieder des Deutschen Städtetages, der
Ende Juli in Goslar tagte. Er hatte Erfolg. Der Städtetag übergab dem Wirt-

schaftsrat eine Erklärung, die mit den Worten schloss: «Die deutschen Städte sind die Zentren der deutschen Not. Die Vertreter der deutschen Städte erklären, dass sie die Verantwortung für die Zustände im kommenden Winter nicht mehr übernehmen können. Sie fordern den Wirtschaftsrat auf, dafür zu sorgen, dass – unbeschadet des auch von uns geforderten späteren Lastenausgleichs – die Reform des Geldwesens nicht länger verschoben wird, da diese die wichtigste Voraussetzung für jede wirtschaftliche Belebung, ja überhaupt für jede Rückkehr zu wirklich ökonomischem Denken und Handeln darstellt. Die Vertreter der Städte erklären, dass durch abweichende Meinungen der verschiedenen Besatzungsmächte über die Notwendigkeit, den Zeitpunkt und die Methode der Geldneuordnung keine Verzögerung in der Durchführung eintreten darf.»

Der doppelte Druck, den die Sachverständigen und die Städtevertreter auf den Wirtschaftsrat ausübten, reüssierte nun endlich. Es wurde beschlossen, bei der Verwaltung für Finanzen in Bad Homburg eine «Sonderstelle Geld und Kredit» zu errichten, und Hielscher erhielt den Auftrag, gemeinsam mit dem Vizepräsidenten der Landeszentralbank von Bayern, Heinrich Hartlieb, den Direktor der Finanzverwaltung, Alfred Hartmann, in der Frage der personellen Besetzung der Sonderstelle zu beraten.

Im Allgemeinen drang Hielscher mit seinen Vorschlägen durch. Nur eins gelang ihm nicht: den Vertreter der «radikalen Richtung», Max Schönwandt, in die Kommission zu lancieren. Verständlicherweise, wenn man bedenkt, dass eine starke Rentnerschicht ihren Besitz in Gefahr sah und dass die Lizenzträger grosser Zeitungen – nicht alle, freilich – ihre Redakteure ermahnten, der weichen Richtung zu folgen.

Am 10. Oktober 1947, früher als gedacht, war es so weit, dass die Sonderstelle Geld und Kredit ihre Arbeit aufnehmen konnte.

Mitglieder der Kommission waren:

- Dr. Ludwig Erhard, Bayerischer Wirtschaftsminister a. D., Vorsitzender
- Erwin Hielscher, Stadtkämmerer der Landeshauptstadt München, stellv. Vorsitzender
- Karl Bernard, Vorstandsmitglied der Frankfurter Hypothekbank
- Dr. Fritz Cahn-Garnier, Präsident der Landeszentralbank von Württemberg-Baden
- Dr. Walter Dudeck, Finanzsenator der Hansestadt Hamburg
- Heinrich Hartlieb, Vizepräsident der Landeszentralbank von Bayern
- Dr. Günther Keiser, Hauptabteilungsleiter im Verwaltungsamt für Wirtschaft
- Dr. Victor Wrede, Leiter der Präsidialabteilung bei der Behörde für Wirtschaft und Verkehr der Hansestadt Hamburg.

Diesen acht waren weitere acht Persönlichkeiten – «kooptierte» Mitglieder – zugeordnet:

- Wolfgang Budczies
- Dr. Otto Burger

Rudolf Harmening
Dr. Franz Jung
Dr. Friedrich von Lupin
Professor Dr. Heinz Saueremann
Dr. Heinrich Strathus
Dr. Eduard Wolf

Welches ihre Funktionen waren, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, dass Professor Saueremann als «wissenschaftlicher Sekretär» amtierte.

Nun hatten sich freilich schon Hunderte von Persönlichkeiten und Kommissionen mit den Fragen der künftigen Währung beschäftigt, hatten Interessenvertreter jeglicher Art angehört, hatten diskutiert, Resolutionen beschlossen und Pläne formuliert. Aber das alles war in der Sphäre des Unverbindlichen geblieben, und auch dem Wirtschaftsrat blieb die Kompetenz entzogen, Entscheidungen in der Frage der Währungsreform zu treffen.

Der neugegründeten Kommission schienen die Alliierten jedoch ein höheres Mass von Autorität zubilligen zu wollen. Wenigstens ergibt sich das als konkludente Folgerung aus zwei Anweisungen: fürs erste erhielt die Sonderstelle die Auflage, eine vierzonale Lösung des Währungsproblems vorzuschlagen, zum zweiten durfte sie die Ergebnisse ihrer Beratungen nur dem Bipartite Control Office bekanntgeben, nicht auch dem Wirtschaftsrat, der höchsten Instanz der deutschen Wirtschaftspolitik.

Die vierzonalen Ambitionen der Alliierten mochten noch hingehen; das Übermass der Geheimhaltung aber, die der Kommission gegenüber dem Wirtschaftsrat abgefordert wurde, führte zu ernststen Schwierigkeiten. Um sie zu beheben, wurde im Januar 1948 ein «Währungsaktionsausschuss» des Wirtschaftsrats gegründet, dem zunächst neun, später nur noch drei Mitglieder – Blücher (FDP), Pferdenges (CDU) und Kriedemann (SPD) –, inoffiziell aber auch Dr. Erhard und der Direktor der Finanzverwaltung, Alfred Hartmann, angehörten. Ob diese Gründung die Billigung der Alliierten fand, muss dahinstehen. Die Zeiten waren turbulent; was auf deutscher Seite geschah, den Organisationen des Vereinigten Wirtschaftsgebiets die Autorität staatlicher Stellen zu geben, blieb im Bereich des Provisorischen stecken; das Gesetz des Faktischen herrschte, und letztes, entscheidendes Faktum war die Befehlsgewalt der Militärregierungen. «Schon damals wurde erkennbar», berichtet Erwin Hielscher, «dass der Inhalt der Währungsreform entscheidend von den Alliierten bestimmt wurde und dass diesen vorwiegend nur an einer technischen Mitarbeit der deutschen Sachverständigen gelegen war.» Mr. Eduard Tenenbaum, der Mitarbeiter des für die Währungsreform bei General Clay zuständigen Mr. Bennet, war bei dem einzigen Besuch, den er am 20. November 1947 der Sonderstelle machte, «sehr zurückhaltend über den Inhalt der alliierten Pläne; immerhin war erkennbar, dass er für eine möglichst strenge Lösung eintreten und dass auch in der Kreditpolitik nach der Reform strenge Auffassungen herrschen würden.»

So sassen denn die deutschen Sachverständigen ziemlich isoliert von den in Wahrheit entscheidenden Instanzen in Bad Homburg, stellten zahlreiche «hearings» an, das heisst hörten sich die Vertreter der Banken, Sparkassen, Industrien, der Flüchtlinge und der Gewerkschaften, der Länderministerien und der Ämter des Wirtschaftsrats an, berieten, konzipierten einen ins Einzelne gehenden Reformplan und taten das alles neben ihrer hauptberuflichen Arbeit. Als einziger erlag Dr. Cahn-Garnier dem Übermass der Beanspruchung. Er schied schon im November 1947 aus der Kommission aus und wurde durch Dr. Pfeleiderer ersetzt. Als Dr. Erhard, der inzwischen zum Direktor der Wirtschaftsverwaltung gewählt worden war, im März 1948 den Vorsitz der Sonderstelle niederlegte – sein Nachfolger wurde Erwin Hielscher –, war die Hauptarbeit schon getan: Anfang Februar 1948 war das «Gesetz zur Neuordnung des Geldwesens» – der «Homburger Plan» – fertiggestellt und wurde samt der Begründung den Alliierten übergeben. Die Neufassung, die am 8. April vorgelegt werden konnte, hatte nichts Wesentliches an dem Gesetzentwurf geändert.

Was aber enthielt der berühmte Plan der deutschen Sachverständigen? Hören wir, was einer der Hauptverantwortlichen des Entwurfs darüber sagt: «Der Plan von Homburg», so Erwin Hielscher, «sah, ganz kurz dargestellt, Folgendes vor: Freiquote 5%, Festquote 15% (umwandelbar 1952 ganz oder teilweise je nach Währungslage entweder in Freikonten oder in eine Anleihe), 80% Liquidationsanteile, die im Lastenausgleich sowohl in Zahlung gegeben werden konnten als auch zur Geltendmachung von Ansprüchen berechtigen sollten. Gleichstellung der Flüchtlinge und der Fliegergeschädigten mit den Geldgeschädigten. Generelle Regelung des Lastenausgleichs durch eine 50%ige

Stammabgabe auf das Altvermögen vom 1.1.1940, ergänzt durch eine Abgabe auf den Vermögenszuwachs von 1940 bis 1948 von 80%. Die privaten Verbindlichkeiten sollten 1 : 1 umgestellt werden, fällige und kurzfristig fällig werdende Verbindlichkeiten noch in alten eigenen Reichsmark bezahlt werden dürfen. Bei langfristigen Schuldbeziehungen sollte der Schuldner für Rechnung des Gläubigers 60% Vorwegabgabe auf den Lastenausgleich abführen, wobei eine von mir dringlich geforderte Erhöhung auf 70% sicher noch hätte durchgesetzt werden können. Die Vorwegabgabe wäre allgemein, auch bei der Ausgabe der Liquidationsanteile, angewandt worden, so dass von vornherein nur 10% Liquidationsanteile bei der Geldregelung ausgegeben worden wären. Selbstverständlich hätte die Vorwegabgabe, wie sich bereits aus ihrem Namen ergibt, im Lastenausgleich Berücksichtigung gefunden.»

Der Homburger Plan, der 50 Mark Kopfquote, 5 Prozent Freiquote und 15 Prozent Festquote vorsah, war ziemlich weich. Überdies war er durch die Verquickung von Währungsreform und Lastenausgleich – die freilich die Amerikaner vorexerziert hatten – recht kompliziert ausgefallen. Es war zweifelhaft, ob er Gnade vor den Augen der Alliierten finden würde.

In diesem Stadium der Dinge: «Anfang April 1948 erfolgte plötzlich eine

Initiative der Alliierten», berichtet Erwin Hielscher, «es sollten in aller Kürze gemeinsame Beratungen unter sehr bestimmten Umständen stattfinden. Bennet und Coats, die Finanzberater der Generale Clay und Robertson, waren an den Kleinen Währungsausschuss¹ des Wirtschaftsrates herangetreten, der sich sofort an mich wandte. Ich konnte wegen einer Sitzung der zweiten Kammer in Bayern erst am 7. April abends in Frankfurt sein. Am 9. April wurden dann von alliierter Seite in einer Vollsitzung der Sonderstelle die technischen Umstände bekanntgegeben: völlige Isolierung von der Aussenwelt an einem unbekanntem Ort, kein Briefverkehr mit Ausnahme von kurzen Nachrichten an die nächsten Angehörigen und ähnliche Vorschriften. Das Befremdlichste war, dass auch kein Geld mitgebracht werden sollte, was dahin erläutert wurde, dass die deutschen Sachverständigen bis zum Tage der Reform isoliert bleiben sollten. Es gelang den lebhaften Einwendungen, die von mir vorgebracht wurden, wenigstens gewisse Milderungen dieser von uns allen als mehr oder weniger übertrieben empfundenen Vorsichtsmassnahmen zu erreichen. Schon bei dieser Gelegenheit ergab sich aber mit grosser Deutlichkeit, wie wenig sich die alliierten Stellen über die Notwendigkeit der Schaffung einer starken Durchführungsstelle klar waren, wenn die Eingeweihten bis nach dem Währungsstichtag festgehalten werden sollten, sie also bei der Durchführung selbst offenbar für entbehrlich gehalten wurden.

Dem Kleinen Währungsausschuss war die Konzeption der alliierten Finanzsachverständigen kurz dargestellt worden. Offenbar lag den alliierten Stellen sehr daran, sich bei der Ausarbeitung der Mithilfe der Sonderstelle zu versichern. Dem deutschen Drängen nach Berücksichtigung deutscher Vorstellungen wurde durch bestimmte Zusicherungen nachgegeben; im Verlauf der Verhandlungen hatten allerdings die deutschen Sachverständigen immer wieder das Gefühl, vor einer festen Vereinbarung der amerikanischen, englischen und französischen Sachverständigen zu stehen, wie sich aus der Darstellung des Ablaufs der Ereignisse in Rothwesten ergeben wird. Am 20. April wurde die gesamte Kommission in einen Omnibus, dessen Fenster man gewissenhaft mit Milchglas versehen hatte, mit unbekanntem Reiseziel verladen. Der Währungsausschuss hatte folgende Sachverständige bestimmt:

Bernard	Dr. Möller
Bussmann	Dr. Pfeleiderer
Dr. Dudeck	Rudolf Windlinger
Hartlieb	Dr. Wrede
Hielscher	

Ausser den bereits bekannten Mitgliedern der Sonderstelle gehörten also zu den Konklave-Teilnehmern noch Dr. Möller (Verwaltung für Wirtschaft), der

¹ D. i. der Währungsaktionsausschuss des Wirtschaftsrats: die drei Parteienvertreter Blücher, Pferdmenget und Kriedemann, ferner inoffiziell Dr. Erhard und Hartmann.

bereits in Homburg in wachsendem Umfang an den Beratungen teilgenommen hatte, sowie zwei von den Ländern der französischen Zone entsandte Herren, Ministerialrat Bussmann, Finanzverwaltung, und Rudolf Windlinger, Mitglied des Vorstandes der Landeszentralbank von Baden.

Hierzu trat ein kleiner Stab von Dolmetschern, Sekretärinnen, Küchenpersonal etc., insgesamt etwa 25 Personen.

Geflüssentlich war ausgestreut worden, dass das Konklave in der Nähe von Braunschweig stattfinden würde; erfreulicherweise war der Ort wesentlich näher bei Frankfurt gelegen, und zwar in Rothwesten bei Kassel. Der erste Eindruck bei der Ankunft war deprimierend. Die Vorbereitungen technischer Art waren höchst unbefriedigend. Um vor der Aussenwelt ganz sicher zu sein, war ein Kasernenbau in einem amerikanischen Flugplatz-Camp ausgewählt worden, der nochmals mit einem hohen Stacheldrahtzaun gegen den schon mit Stacheldraht gesicherten Flugplatz abgegrenzt war. Immerhin erhielt wenigstens jeder Sachverständige ein eigenes Zimmer, in dem sich aber zunächst nur ein Feldbett und ein Kasernenspind befand. Erst nach und nach wurde eine gewisse Ausstattung mit Schreibmaschinen und sonstigen Möbeln erreicht. Dagegen war die Verpflegung, die aus amerikanischen Heeresbeständen erfolgte, für die deutschen Teilnehmer wie ein Märchen aus alten Zeiten; dies umso mehr, als der amerikanische Organisator des Währungs-Camp, Colonel Stoker, bei der Wahl der für die Betreuung ausersehenen Kräfte eine sehr glückliche Hand hatte. Bereits am 21 April nachmittags legten in der Eröffnungssitzung der Amerikaner Tenenbaum, der Engländer Cook und der Franzose Lefort den englischen Text des sogenannten ‚Interimsgesetzes‘ vor, sowie 2 Muster für die Einreichungsformulare. Wie schon in Frankfurt Anfang April, so wurde auch jetzt wieder erklärt, dass die deutschen Sachverständigen zunächst diese Unterlagen zu übersetzen und mit den deutschen Gegebenheiten abzustimmen hätten. Die befürchteten Entwicklungen in der Ostzone zwängen zunächst dazu, Vorausmassnahmen unter allen Umständen zeitlich vorzuziehen. Es würde sodann die von uns gewünschte und wiederum stark herausgestellte Generaldiskussion über die Grundlinien stattfinden können. Das Allerwichtigste sei die Ausarbeitung der Einreichungsformulare.»

Das ist die Geschichte des berühmten Konklaves von Rothwesten – wenigstens der erste Teil der Historie –, die heute längst vergessen ist: zumal nur eine ziemlich unzulängliche, zum grossen Teil unrichtige Darstellung der Vorgänge existiert.

Es war nicht etwa so, dass das ins Konklave gesetzte Gremium deutscher Sachverständiger eine homogene Körperschaft gebildet hätte. Weit gefehlt. Vertreter der weichen Richtung standen solchen der harten Observanz unveröhnlich gegenüber, woran denn auch gleich die Vorsitzfrage scheiterte: in den internen deutschen Beratungen führte Bernard, bei den gemeinsamen Beratungen mit den Alliierten erhielt Hielscher, «der Harte», den Vorsitz.

Aber viel kam bei den deutschen Beratungen nicht heraus, und was das

Wesentliche anlangte, blieben auch die Unterhaltungen mit den Alliierten unergiebig.

Am 1. Mai war Hielscher, verärgert und bedrückt durch die Beharrlichkeit der weichen Partei, schon so weit, dem Amerikaner seinen Rücktritt vom Konklave anzubieten. Tenenbaum, der Hielscher näherstand als viele deutsche Kollegen, nahm das Anerbieten an: Am 5. Mai erklärte er sein Einverständnis zum Ausscheiden des Münchener Stadtkämmerers, liess es aber zu, dass dieser am 11. Mai noch dem «Kleinen Währungsausschuss» des Wirtschaftsrats über seine, auf der Grundlage des Homburger Plans basierende, Konzeption Bericht erstattete und dass er bis zum 21. Mai im Konklave verblieb. Als Gast sozusagen; denn an Hielschers Stelle war schon am 6. Mai Dr. Pfeleiderer berufen worden. Die Alliierten waren von dem Personenwechsel offenbar wenig berührt gewesen. Die eigentlich Verantwortlichen im Lager der Militärregierungen – Bennet bei den Amerikanern, Sir Eric Coats bei den Engländern und Leroy Beaulieux bei den Franzosen – vertraten Auffassungen, die weit von den Vorstellungen der deutschen Seite – der harten wie der weichen Observanz – entfernt lagen. Selbst Hielscher der Harte hatte den Standpunkt vertreten, dass mit einer möglichst geringen Geldquote die verbindliche Zusage einer Kapital-Quote, einer Aufwertungsquote, von *mindestens* 20 Prozent verbunden sein müsse. Nichts dergleichen hatten die Westmächte vorgesehen. Sie gingen auf die breit ausladenden Wünsche der deutschen Seite nicht ein, mochten diese ihnen nun vom Kleinen Währungsausschuss direkt oder durch die Vermittlung des legendär umwobenen Mr. Tenenbaum von den Mitgliedern der Konklave nähergebracht worden sein. Sie folgten ihrem eigenen Weg, wengleich man den Eindruck hat, dass ihnen Eduard Tenenbaum voranschritt.

Wie dem nun sei: der Kleine Währungsausschuss des Wirtschaftsrats, der seines politischen Charakters wegen höher in der Achtung der Alliierten stand, erhielt frühzeitig einige Informationen über die bevorstehende Lösung des Geldproblems. Der im Konklave sitzende Sachverständigenausschuss wurde zwar zur Redaktion der einschlägigen Gesetze herangezogen, erfuhr aber nichts über den Inhalt des Gesetzgebungswerks. Hielscher, der de facto ja bis zum 21. Mai im Konklave geblieben war, hätte sonst sicherlich darüber berichtet.

Die Alliierten machten die Währungsreform, «ihre» Währungsreform, selbst. Am 17. Juni 1948 – die Mitglieder des Konklave waren inzwischen aus dem Rothwestener Märchen in die trübere Wirklichkeit heimgekehrt – gab der Deutsche Pressedienst (dpd) bekannt, dass die Währungsreform am 18. Juni von Oberdirektor Dr. Pünder der Frankfurter Verwaltung und von den Vertretern der Westmächte durch Rundfunk der deutschen Öffentlichkeit bekanntgegeben werde. So geschah es denn auch. Am Freitag, den 18. Juni, pünktlich um 18 Uhr, vernahmen die deutschen Radiohörer den Text des ersten Währungsgesetzes. *Die alliierten Reiter hatten die Hürde genommen,*

die der westdeutschen Wirtschaft drei schwere Jahre lang die Rückkehr zu Ordnung und Freiheit, Wohlstand und Glück verstellte hatte.

Die Lösung des Geldproblems, die dem deutschen Volk zudiktiert wurde, war schlank, elegant und hart, wirksam und ungerecht im Extrem.

Nichts mehr vom Barock der deutschen Forderungen: Jedermann, der 40 R-Mark bei seiner Lebensmittelkartenstelle ablieferte, erhielt am 20. Juli 40 D-Mark, am 19. August für 20 R-Mark weitere 20 D-Mark als Kopfquote, die insgesamt also 60 D-Mark betrug und nur, um den erwarteten Run auf die gehortete Ware zu mildern, unterteilt worden war. An Unternehmer und Angehörige freier Berufe wurde ein «Geschäftsbetrag» von 60 D-Mark je Arbeitnehmer ausgegeben.

Grundsätzlich wurden alle Reichsmark-Verbindlichkeiten einer Umstellung von 10 R-Mark auf 1 D-Mark unterworfen. Von dieser Regelung ausgenommen waren nur die regelmässig wiederkehrenden Leistungen – wie etwa Löhne, Gehälter, Mieten, Pachtzinsen, Altenteile, Renten, Sozialversicherungsrenten u. ä. m. –, die in der alten Höhe weitergezahlt werden mussten.

Natürliche und juristische Personen im Währungsgebiet (amerikanische, englische, französische Zone) erhielten als Ersatz für ihre verfallenen Barbestände und Bankguthaben eine Ausstattung von 10 D-Mark je 100 R-Mark. Doch wurde nur die Hälfte der anfallenden Beträge freigegeben, die andere Hälfte blieb auf einem Festkonto eingefroren. Endlich am 1. Oktober 1948 entschied das Vierte Gesetz zur Neuordnung des Geldwesens – das Gesetz Nr. 65 der westlichen Militärgouverneure – über das Schicksal des Festkontos: 70 Prozent des Kontos wurden gestrichen, 20 Prozent freigegeben, 10 Prozent einem Ablagekonto überwiesen, das – notabene: erst nach dem 31. 12. 1953 – für bestimmte Investitionen in Anspruch genommen werden durfte. Die Geldsparer also hatten am schlechtesten abgeschnitten; die Alliierten hatten ihnen statt der üblichen Umwertungsquote von 10 R-Mark : 1 D-Mark nur eine solche von 100 R-Mark : 6,5 D-Mark zugestanden und 0,5 je 6,5 D-Mark für mehr als fünf Jahre blockiert.

Zum Sprecher der allgemeinen Empörung machte sich der Direktor der Verwaltung für Wirtschaft, Professor Dr. Erhard. Die deutsche Verwaltung, meinte er, lehne jede Verantwortung an dem neuen Gesetz ab. Das Gesetz habe ein bestimmtes Versprechen enthalten, dass alle gesperrten Konten zur gegebenen Zeit ihren Besitzern zur Verfügung gestellt würden. Die siebzigprozentige Streichung dieser Konten bedeute einen Bruch dieser Zusage und eine Unterminierung des Vertrauens. Andererseits werde die sofortige Freigabe von 20 Prozent den bestehenden Inflationsdruck verstärken und die Aufgabe der Wirtschaftspolitik erschweren.

Professor Erhard freilich konnte die Verantwortung für das Gesetz gar nicht ablehnen, weil es von keiner deutschen Stelle, sondern von den alliierten Militärregierungen erlassen worden war. Tat nichts – sein tönender Protest mochte der sachlichen Basis entbehren, gehört wurde er von den Geldspa-

ren dennoch. Das war die Hauptsache; denn die Gruppe der Währungsgeschädigten – der Wähler von morgen – war überwältigend gross.

Natürlich war die Behandlung der kleinen Leute, die die Masse der Geldsparer stellten – ob sie nun ihre Reichsmark im Strickstrumpf verborgen oder sie bei Banken, Sparkassen oder Genossenschaften angelegt hatten –, so ungerecht wie nur möglich. Danach fragten die Militärgouverneure nicht. Sie hatten eine harte Währungsreform gemacht, um die alte Ordnung der Dinge, die freie Marktwirtschaft, die der Vorstellungswelt der westlichen Welt entsprechende kapitalistische Wirtschaft wiederherzustellen. Deshalb waren die Sachwertbesitzer, die Produzenten industrieller und landwirtschaftlicher Güter, im Übermass begünstigt worden: sie waren ungeschmälert im Besitz ihres Sachkapitals geblieben – der Lastenausgleich sollte Sache der Deutschen bleiben –, der ganzen Fülle der produktiven Besitztümer, die durch Kriegs- und Kriegsfolgeschäden viel weniger gelitten hatte, als man damals noch ahnte; sie würden es bald erleben, dass der Wert ihrer Fabriken und Horte wesentlich anstieg; sie waren von 90 Prozent ihrer Verbindlichkeiten befreit worden – und das alles, weil sie als die Garanten der Zukunft galten. Erst später würde man übersehen können, mit welchen Gewinnen die Herren und Hüter der Sachwertwelt aus der Währungsreform hervorgegangen waren, und gleichzeitig feststellen, dass die Sparer, die es einfach nicht lassen können, aufs Neue begonnen hatten, Groschen für Groschen auf die hohe Kante zu legen.

Das war genau der gewollte Effekt der alliierten Massnahmen: harte Reform für die Sparer, Erleichterung jeder Art für die Produzenten. «Man muss es, trotz aller Entartungserscheinungen, als ein Glück bezeichnen», schrieb Hielscher im September 1948, «dass, entsprechend der Tenenbaumschen Zusage, offenbar unter starker alliierter Einwirkung, die Verwaltung für Wirtschaft den entscheidenden Schritt zur Marktpreisbildung vollziehen konnte.»

Befreiung vom Preisstopp, Freiheit der Preisbildung oder, wie Hielscher beschwichtigend sagt: «Marktpreisbildung», das war der dritte Vorteil, den die Produzenten aus der Währungsreform heimbrachten. Ein nicht zu überschätzender Gewinn: Der Index der Grundstoffpreise (1938 = 100) war von 154,8 im Juni 1948 auf 191,2 im Dezember 1948, der Index der Nahrungsmittelpreise von 123,5 auf 151,1, der Preisindex der industriellen Rohstoffe und Halbzeuge von 175,6 auf 218,0 gestiegen (Bank Deutscher Länder). Der Preisindex für die Lebenshaltung (1938 = 100) hatte sich nach Berechnungen des Statistischen Bundesamts von 142 im ersten auf 168 im zweiten Halbjahr 1948 erhöht.

«Mit gewissen Preissteigerungen nach Aufhebung der Preisbindungen», schrieb rückblickend die Bank Deutscher Länder in ihrem ersten Jahresbericht 1948/49, der im Mai 1950 erschien, «hatte allerdings von vornherein gerechnet werden müssen. Durch den Preisstopp waren sowohl Preise wie Löhne grundsätzlich auf dem Vorkriegsstand festgehalten worden. Die Produktivität der Arbeit war jedoch infolge des Krieges stark gesunken, so dass es nach

der Wiederherstellung normaler Geldverhältnisse unvermeidlich war, entweder die Nominallöhne dem verminderten Produktivitätsgrad anzupassen oder aber einen entsprechenden Preisanstieg in Kauf zu nehmen. Durch die bei der Währungsreform getroffene Entscheidung, die Löhne aufrechtzuerhalten, wurde die Entwicklung also zwangsläufig auf die zweite Lösung hingedrängt. Freilich ging die Preissteigerung bald in weiten Wirtschaftsbereichen über eine Anpassung an die Produktionskosten hinaus, so dass teilweise beträchtliche Gewinne entstanden. Auch diese waren nun zwar für den gesamtwirtschaftlichen Umstellungsprozess insofern wesentlich, als sie im Rahmen der volkswirtschaftlichen Kapitalaufbringung an die Stelle der fehlenden freiwilligen Ersparnisse traten und damit ein Investitionsvolumen ermöglichten, das auch den Produktionsgüter-Industrien im Gegensatz zu den ursprünglich gehegten Befürchtungen eine sehr günstige Konjunktur sicherte, mögen auch die ‚selbstfinanzierten‘ Investitionen nicht in allen Fällen den dringendsten volkswirtschaftlichen Bedürfnissen entsprochen haben.

Je länger, je mehr drohten jedoch die Preissteigerungen den Charakter eines kumulativen Prozesses anzunehmen, der zu den schwersten Gefahren hätte führen können. Nicht nur wurde die verfügbare Geldmenge ständig durch den anhaltenden Strom der vom Zentralbanksystem in keiner Weise zu beeinflussenden hoheitlichen Geldschöpfung gespeist, auch die Kreditschöpfung der Banken erlangte allmählich wachsende Bedeutung ... Je länger, je mehr wurden durch die starke Kreditexpansion die Ansätze zu einer inflationistischen Entwicklung verstärkt, zumal die reichlich gewährten Bankkredite allmählich auch die erneut aufkommenden Hortungstendenzen begünstigten, die ihrerseits wieder von der Seite des Angebots her den Preisauftrieb förderten. *Den wichtigsten Damm gegen die inflationistischen Tendenzen bildeten schliesslich nur noch die Löhne*, die dank der Stabilhaltung der offiziellen Nahrungsmittelpreise, der Mieten, Verkehrstarife und einiger anderer Bestandteile der Lebenshaltungskosten sowie *vor allem dank der Einsicht und Disziplin der Gewerkschaften verhältnismässig wenig stiegen und damit die Entstehung einer gefährlichen ‚Inflationsspirale‘ verhinderten*. Aber es war klar, dass bei anhaltendem Preisanstieg auch dieser Damm bersten würde.»

Fast zwei Jahre vorher, im September 1948, hatte Hielscher geschrieben: «Den Gewerkschaften gebührt die grösste Anerkennung für die bisher bewiesene, geradezu heroische Disziplin in der Lohnpolitik. Sie sollten sich unter allen Umständen davor hüten, dem populären Drängen nach Wiedereinschränkung der freien Marktpreisbildung nachzugeben.» Parbleu, wenn 1950 noch zutraf, was der Münchener Stadtkämmerer 1948 beschwörend gesagt hatte – dass der deutsche Arbeitnehmer die D-Mark über die erste schwere Zeit der Gewinn gier, der Preissteigerungen, der Investitionen über den Preis, der erneut heraufdämmernden Inflationsgefahr hinwegbringen werde –, dann musste schon etwas daran sein.

Man braucht sich nur das Tabellchen anzusehen, das im Monatsbericht

der Bank Deutscher Länder vom August 1949 veröffentlicht wurde, um Art und Mass des Stillhaltens zu beurteilen, das die deutschen Arbeiter übten. Da der Lohnstopp erst im Oktober 1948 durch ein Gesetz des Wirtschaftsrats abgeschafft wurde, kann man annehmen, dass die Stundenlöhne im Septem-

Zur Entwicklung der Industriearbeiterlöhne im Vereinigten Wirtschaftsgebiet¹

Zeit	Durchschnittl. Wochenarbeitsstunden	Durchschn. Brutto-Wochenverdienst D-Mark	Durchschn. Brutto-Stunden-Verdienst DPF.	
1948 September	43,8	47,40	108,3	700,00
Dezember	44,2	50,70	113,2	104,52
1949 März	45,3	52,55	116,1	107,20
Juni	46,3	55,31	119,6	110,43

ber nicht oder nicht wesentlich höher waren als im Juni. Sie stiegen also im zweiten Halbjahr 1948 nur um 4,52 Prozent. Dagegen lagen die Kosten der Lebenshaltung in der zweiten Jahreshälfte um 18,31 Prozent über denjenigen des ersten Halbjahrs; der Index der Grundstoffpreise kletterte von Juni bis Dezember um 23,51 Prozent.

Wie konnte es da fehlen?

In der Tat bildeten die volle Erhaltung der Sachwertsubstanz in den Händen der Erzeuger, die Befreiung der Produzenten um 90 Prozent ihrer Verbindlichkeiten, die Freigabe der Preisbildung und, schlicht gesagt, die Bescheidenheit der Lohn- und Gehaltsempfänger, die Fortdauer der GARIOA-Lieferungen und die Marshallplanhilfe, die im vierten Jahr durch die Hilfe der «Verwaltung für gegenseitige Sicherheit» (MSA) abgelöst wurde, hervorragende Voraussetzungen für das Wiederaufblühen der deutschen Produktion.

Von diesen Momenten spielten die Hilfslieferungen des Auslands die geringste Rolle. Sie waren in beträchtlicher Höhe schon in den ersten drei Jahren der Besatzung gegeben worden, ohne das Schicksal wenden zu können. Die Industrie vegetierte dahin, selbst dann noch, als einschneidende Produktionsbeschränkungen der Alliierten aufgehoben oder gemildert worden waren; das Volk lebte ein Hunger- und Schattendasein; fast eine Million Arbeitslose gingen nicht einmal zum Stempeln, weil sie in der Zeit, die sie damit verloren, am Schwarzen Markt mehr als die kümmerliche R-Mark-Unterstützung verdienen konnten.

Das alles wendete sich erst nach der Währungsreform, als die spezifisch deutschen Momente – um es noch einmal zu sagen: volle Sachwertverfügung und Entschuldung der Produzenten, Preisfreiheit und Tiefstand der Löhne – einzugreifen vermochten. Es war, als ob die Wirtschaftslandschaft, die nass und grau, unter tiefhängendem Himmel gelegen hatte, von der Sonne zum Leben

¹ Männer- und Frauenlöhne.

erweckt worden sei. Am Morgen des 21. Juni begann es zu grünen. In der Nacht vom Freitag zum Samstag hatten die Fabrikanten begonnen, die eingemauerten Horte freizulegen; dann wurde gepackt, adressiert, fakturiert, und in der Nacht zum Montag rollten die Lastkraftwagen vor die Geschäfte.

Der Spaziergänger rieb sich am Montag die Augen: Die Lederwarengeschäfte hatten die schönsten Artikel ausgestellt, Koffer, Mappen, Handtaschen, Brieftaschen und Geldbörsen, Dinge, die man zehn Jahre nicht gesehen hatte, und alle aus leibhaftigem Leder; in den Schuhgeschäften standen wieder richtige Schuhe, keine Holzsandaletten mehr, sondern Lederschuhe, noch spärlich zwar und etwas plump – der Anschluss an die italienische Mode liess noch ein paar Jahre auf sich warten –, aber doch schon Schuhe vom rechten Schrot und Korn; die Textilgeschäfte boten allerlei Tuche an – heute würde man sie nicht mehr kaufen beim Elektrohändler waren Radiogeräte zu haben, Röhren, die vordem so selten gewesen waren wie der Trunk frischen Wassers in der Wüste, Lampen aller Art und Birnen. Es gab wieder Obst und Gemüse, Fische und Rollmöpse. Die Lebensmittelläden hatten die Auslagen ausgetauscht; an die Stelle von Preistafeln und Papierdekorationen waren einige bescheidene Artikel getreten: sei es auch, dass man die vorher gelieferten amerikanischen Suppenkonserven ausstellte, die durch einen eingebauten Brennsatz erwärmt wurden, «Kavallerie in Dosen», eingekochtes Pferdefleisch mexikanischer Herkunft, leuchtende Bonbons und Aufbauten von Brot.

Und dann die Speisekarten der Restaurants. Da gab es, «ohne» natürlich und zu gesalzenen Preisen, einen Querschnitt durch den Geflügelhof – Gänse und Enten, obwohl sie nicht zur Jahreszeit passten, und Hühner in jeglicher Abwandlung –, da kamen wieder Fische auf den Tisch, und da erschienen auch die ersten Eierspeisen. Im Café konnte man Kaffee oder Tee trinken – übrigens nicht teurer oder schlechter als heute –, der Konditor drückte ein Auge zu, wenn man für Buttereremetorte keine Fettmarken abgab, und der Kellner verkaufte Zigaretten, die «Ami» für 60 oder 70 Pfennige, den deutschen Glimmstengel billiger. Der Schwarzhandel, der sich nicht getraut hatte, sein Geld über die «Hauptumtauschstelle» und im «Reichsmark-Abwicklungskonto» gegen gute D-Mark einzutauschen, stiess seine Lagerbestände ab. Mit beachtlichem Gewinn, wie sich versteht. Schnaps war natürlich gleich zu haben; auf gutes Bier musste man noch etwas warten.

Der Markt – obwohl ein Paradies für die ausgehungerten, während eines Jahrzehnts domestizierten Konsumenten – blieb freilich ein Verkäufermarkt. Der Arbeiter dominierte. Nachdem der erste Kaufstoss auf die Horte abgeklungen war, das Geld im Kasten der Händler rauschte und klapperte, begannen die Waren sich zu verknappen und teurer zu werden. Es war fast unmöglich, zwischen Düsseldorf und Duisburg ein Ofenrohr für den Flüchtlingsherd aufzutreiben. Ja, wenn man in der Lage gewesen wäre, ein paar Bergmannspunkte zuzulegen, dann wäre das Stück Blech sogar billig zu haben gewesen. Aber so, ‚Tut mir leid, meine Dame, wir sind ausverkauft. Und es kommt auch

nichts nach.» So musste man sich freuen, wenn man die Heringe nackt und bloss in die Hand gedrückt kriegte. Einwickelpapier gab's nicht mehr. So musste man froh sein, dem Schlachthofarbeiter 13 D-Mark auf den Tisch zu zahlen, wenn man nur den Talg nach Hause nehmen konnte. So fuhr man dreissig, vierzig Kilometer nach Essen, um einen Sack Deputatkohlen zu unverschämten Preisen zu erwerben, oder man streifte durch den Wald, um beim Besitzer eines Behelfsheims einen Korb feuchtes Holz zu erstehen.

Die Stimmung war nicht mehr so hochgespannt wie in den Tagen des Frühlingserwachens. Im September hatte man von Warenknappheit, neuer Inflation und zweiter Währungsreform zu wispern begonnen. Es bildeten sich wieder Horte bei Handel und Produktion, während die Welle des neuen Geldes anschwellte: das frei verfügbare Geldvolumen war von 9,962 Milliarden D-Mark im Juli auf 17,108 Milliarden im Dezember 1948 angewachsen. Es schien nicht unmöglich, dass die mühsam geschaffene Marktwirtschaft kollabierte, gestoppte Preise und Geldüberhang zurückkehrten, der *circulus vitiosus* der gestauten Inflation wieder in seine Rechte trat.

In dieser Situation griff die Bank Deutscher Länder ein. «Das ehemals klassische Mittel der Notenbankpolitik, die Diskonterhöhung», liest man im ersten Jahresbericht des Instituts, «hätte (freilich) schon deshalb nur eine beschränkte Wirkung haben können, weil ein grosser Teil der Geldinstitute ... das Zentralbanksystem damals kaum in Anspruch zu nehmen brauchte und angesichts der Preishausse höhere Kreditkosten von einer Kreditnahme wenig oder gar nicht abgeschreckt hätten. Als allgemein restriktive Massnahme verfügte die Bank daher lediglich eine – am 1. Dezember 1948 in Kraft getretene – Erhöhung der Mindestreserven für Sichteinlagen an Bankplätzen von bis dahin 10. v. H. auf 15. v. H.; das Kreditpotential der Banken wurde damit zumindest tendenziell verringert. Im Übrigen war die Bank bestrebt, die Kontrolle möglichst selektiv zu gestalten. Zu diesem Zweck wurde einmal die Rediskontfähigkeit von Bankakzepten auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen das Bankakzept der Finanzierung des Aussenhandels und behördlich angeordneter Einlagerungen gedient hatte, und zum anderen wurden die Banken aufgefordert, ihr Kreditvolumen über den Stand vom 31. Oktober 1948 hinaus nur in volkswirtschaftlich dringenden Fällen und nur nach vorheriger Fühlungnahme mit den Landeszentralbanken zu erweitern, um diesen die Möglichkeit zu geben, auf die Kreditverwendung Einfluss zu nehmen. Tatsächlich liess ab Ende Dezember 1948 das Tempo der Kreditexpansion merklich nach. Auch der Preisanstieg kam im Dezember zum Stillstand, ja, in der Folgezeit bröckelten viele Preise sogar mehr oder weniger ab.»

Hinzu kam noch etwas anderes: Über die öffentlichen Haushalte wurde im Winter 1948/49 nicht mehr zusätzlich Geld in den Verkehr gebracht, sondern im Gegenteil fürs erste noch Geld stillgelegt. Unabhängig von der Kreditpolitik wurde der von der Zentralbank ausgelöste Kontraktionsprozess verschärft. Die Gefahr war gebannt. Die Grundstoffpreise sanken erheblich. Die

Hortungstendenzen wurden spürbar gedämpft. An die Stelle der «Verkäufermärkte» traten mehr und mehr «Käufermärkte». «Nicht zuletzt», interpretierte die Zentralbank, «war der Umschwung aber auch eine natürliche Selbstkorrektur der Märkte. Da es nämlich gelungen war, die Lohnsteigerungen während der Hausse in verhältnismässig engen Grenzen zu halten, erwiesen sich viele Preise im Verhältnis zur Kaufkraft als überhöht, sobald die laufende Nachfrage nicht mehr im bisherigen Umfang durch die hoheitliche Geldschöpfung aufgebläht wurde.»

Inmitten der begründeten und unbegründeten Ängste um die neue Währung, der Realisierung grosser Gewinne, der Anlegung neuer Horte, des uferlosen Geredes über eine zweite Inflation und eine neue Währungsreform nahm das Wunder des industriellen Produktionsanstiegs seinen Anfang: Vom Juni bis zum Juli 1948 stieg im Vereinigten Wirtschaftsgebiet der gesamte Produktionsindex um 12 Prozent, der Index der Investitionsgüter-Industrien um 20, derjenige der allgemeinen Produktionsgüter-Erzeugung um 9 und der Verbrauchsgüter-Industrien um 29 Prozent. Aber das war nur der Anfang, der erste Sprung: der Start in die Zukunft, die die industrielle Erzeugung auf Höhen führen würde, die in den besten Jahren der Nazi-Konjunktur und während des Krieges unvorstellbar gewesen wären.

Index der industriellen Erzeugung im Vereinigten Wirtschaftsgebiet

1936 =100	Gesamt- Index	Investitions- güter-Ind.	Allgemeine Produktions- güter-Ind.	Verbrauchs- güter-Ind.
1946 Monatsdurchschnitt	34,4			
1947 Monatsdurchschnitt	39,2	28,8	64,7	33,3
1948 Monatsdurchschnitt	60,0	50,0	84,0	50,0
1948 I. Hj. Monatsdurchschnitt	49,3	37,9	76,7	43,4
II. Hj. Monatsdurchschnitt	70,7	62,0	91,3	66,6
1949 I. Hj. Monatsdurchschnitt	84,3	76,5	101,3	83,2

Die Dynamik der Belebung, die die westdeutsche Industrie erfasste, ist aus unserer Tabelle deutlich abzulesen. Obwohl noch die Verbotspraxis der Alliierten in Kraft stand, brach das Wachstum hervor wie die Knospen im Frühjahr. Nehmen wir, um fair zu sein, das erste Halbjahr 1948 – das schon vom Segen des Marshall-Plans berieselt worden war – als Basis (= 100,0), so erhöhte sich der Gesamt-Index der industriellen Produktion auf 143,4 im zweiten Halbjahr 1948 und auf 171,0 im ersten Halbjahr 1949, der Index der Pro-

duktionsgüter-Industrien sprang auf 163,6 bzw. 201,8, die Kennzahl der allgemeinen Produktionsgüter-Erzeugung kletterte von ihrer relativ hohen Ausgangsposition auf 119,0 bzw. 132,2, der Index der Verbrauchsgüter-Industrien schnellte auf 153,5 bzw. 191,7 empor. Im Einzelnen freilich verlief die Entwicklung recht unterschiedlich. Unter den Investitionsgüter-Industrien wiesen die Elektrotechnische Industrie, der Eisenerz-Bergbau und die Säge- und Holzindustrie die stärkste Steigung auf; die eisenschaffende Industrie, psychologisch bedrückt von Produktionsverbot, Demontage und Entflechtungspraxis, blieb am weitesten zurück. Unter den Produktionsgüter-Industrien ragte die Stromerzeugung dominierend empor. In der Gruppe der Verbrauchsgüterindustrien führten Bereifung und Keramik, bis zum gewissen Grad aber auch Textil- und Schuhfabrikation. Kurzum, es deuteten sich damals schon gewisse Strukturwandlungen an, die, von Jahr zu Jahr stärker ausgeprägt, das Gesicht der deutschen Nachkriegsindustrie entscheidend wandeln sollten.

PROBLEM BERLIN

Just in dem Jahr (1948/49), in dem Westdeutschland den ersten steilen Wirtschaftsaufschwung erlebte, durchschritt Berlin sein Krisental: die Zeit der Blockade. Da die Westmächte dem russischen Stadtkommandanten Sokolowski keine befriedigenden Auskünfte über die Beschlüsse der Londoner Sechsmächtekonferenz gaben – sie bedurften noch der Zustimmung der beteiligten Regierungen, erklärten die westlichen Generale –, verlangten die Sowjets in einer Note vom 30. März 1948 die Kontrolle über die Papiere und die Identität aller Passagiere der alliierten Militärzüge und über alle alliierten Frachtsendungen aus Berlin.

Die Blockade hatte begonnen: zunächst noch in der «milden Form», dass der Postverkehr zwischen Berlin und dem Westen gestoppt, der Schiffsverkehr behindert und der gesamte Eisenbahnfrachtverkehr über Helmstedt geleitet wurde.

«Das eigentliche Kapitalverbrechen der Westmächte aber war in den Augen der Sowjets die Währungsreform, die, angekündigt am 18. Juni, mit Wirkung vom 21. Juni die D-Mark (West) zum gesetzlichen Zahlungsmittel in West-Berlin machte. Nicht nur verfügten die Sowjets zwei Tage später eine eigene Währungsreform und verboten Annahme und Besitz der D-Mark (West) in ihrer Zone, sie machten überdies in der Nacht vom 24. zum 25. Juni den Blockadering dicht: Der Bahn- und der Schiffsverkehr wurden absolut gestoppt, die Lieferung von Strom, Lebensmitteln, Kindermilch und Kohle nach West-Berlin abgeschnitten. Nur die Luftschneisen blieben offen; doch das genügte den Alliierten, um eine gigantische Luftbrücke zu errichten, über die während der Dauer ihres Bestehens mehr als 2 Millionen Tonnen lebensnotwendiger Güter, vornehmlich Kohle und Lebensmittel, nach West-Berlin gelangten.

Was die D-Mark anging, so waren die Westmächte zu Konzessionen bereit.

Die Amerikaner machten sogar noch im Frühjahr 1949 den Vorschlag, die D-Mark (Ost) in ganz Berlin gelten zu lassen, sofern die währungspolitische Kontrolle in den Westsektoren ihnen überlassen bliebe. Aber daran lag den Sowjets nicht das mindeste, zumal sich inzwischen die administrative Trennung der Stadt vollzogen hatte, die Neuwahlen, zu denen die Stadtverordnetenversammlung am 26. November 1948 aufgerufen hatte, von den Sowjets in ihrem Sektor verboten waren, eine Ausserordentliche Stadtverordnetenversammlung für Ost-Berlin gebildet und Friedrich Ebert jr. (SED) zum Oberbürgermeister des Ostsektors bestimmt worden war. Sie wollten alles oder nichts: entweder die Währungs- und Wirtschaftskontrolle über ganz Berlin oder die absolute Fülle der monetären Herrschaft in ihrer Zone. Die Amerikaner, die so lange gezögert hatten, den letzten Schritt zu tun, reagierten endlich auf das Übermass der sowjetischen Forderungen, indem sie am 20. März 1949 die D-Mark (West) zum alleinigen Zahlungsmittel in West-Berlin erklärten.

Die Härte der Tatsachen brachte die Russen zur Einsicht, dass die Unterwerfung Berlins unter ihre wirtschafts- und sozialpolitische Konzeption nur um den Preis des Krieges zu haben sei. Sie gaben nach. Am 4. Mai 1949 wurde in New York ein Viermächte-Kommuniqué veröffentlicht, das die Aufhebung der Verkehrsbeschränkungen für die Besatzungszonen in Deutschland und Berlin ankündigte. Am 9. Mai gab die sowjetische Besatzungsbehörde die Aufhebung der Blockade bekannt, die am 12. Mai in Kraft treten sollte. Die Luftbrücke blieb freilich bis zum 6. Oktober erhalten, um grössere Lager lebenswichtiger Güter in West-Berlin anzulegen. Aber Berlin war wieder frei, der Verkehr mit der Aussenwelt wurde wieder hergestellt, die Stadt konnte endlich aufatmen.»¹

Die Blockade ging natürlich nicht spurlos an der deutschen Hauptstadt vorbei, und eine der schlimmsten Folgen war, dass die Abwanderung grosser Firmen ihr Maximum erreichte.

Nicht als ob die Emigration damals erst begonnen hätte.

Schon im Oktober 1944 hatte die Natronzellstoff- und Papierfabriken AG den Entschluss gefasst, die zerbombte Stadt zu verlassen und nach Mannheim-Waldhof zu übersiedeln.

Im Jahre 1945 traten neun Aktiengesellschaften – zwei davon vor der Kapitulation – den Weg in den Westen an. Unter ihnen waren die bedeutendsten die Margarine-Union und die Sunlicht-Gesellschaft, die Starkstromanlagen AG und die Mix & Genest AG.

Von Jahr zu Jahr schwoll die Welle höher an: 1946, das Jahr, in dem die SED, wenngleich gegen 82 Prozent der Wahlberechtigten, aus der Verschmelzung von SPD und KPD gebildet wurde, in dem Grossberlin seine vorläufige Verfassung erhielt und die Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung der

¹ Vgl. K. Pritzkolet, «Berlin – Ein Kampf ums Leben», Düsseldorf 1962.

SPD 48,7 Prozent, der SED 19,7 Prozent einbrachten, folgten 18 Aktiengesellschaften, doppelt so viel wie im Vorjahr, dem Drang nach dem Westen. Beileibe keine oder nicht nur unbedeutende Firmen, sondern Unternehmen von Rang und Namen wie etwa die «Nitag» Deutsche Treibstoff AG, die Mannesmann-Stahlblechbau AG, die Ciba AG, die Deutsche Mühlenvereinigung AG, die Deutsche Hoffmann La Roche AG, die Chemische Fabrik Weyl AG, die Salzetfurth AG mitsamt der Vereinigte Kaliwerke Salzetfurth AG.

Eine Weile schien es, als komme Berlin allmählich zur Ruhe. Anfang Februar 1947 wurde den Militärflugzeugen der Alliierten und den Flugzeugen ihrer Luftfahrtgesellschaften von den Sowjets die Benutzung von drei Luftkorridoren zugestanden. Das musste doch wohl als ein gutes Zeichen genommen werden. Aber der Kundige, oder einfach der Mann mit empfindlichen Nerven wusste, dass Berlin auf vulkanischem Boden stand. Er fühlte, wie es unter seinen Füßen knisterte. Am 17. März 1947 hatte das Stadtparlament dem sozialdemokratischen Bürgermeister Dr. Ostrowski, der dem Druck der Sowjets nicht gewachsen war, das Vertrauen entzogen und Louise Schroeder zum stellvertretenden Oberbürgermeister gewählt. Sie wollte ihr Amt nur als kurzfristiges Interregnum verwalten, und tatsächlich wurde dann auch Professor Reuter am 24. Juni mit 89 Stimmen gegen 17 SED-Stimmen zum Oberbürgermeister erhoben. Vergebens; die Sowjets legten ihr Veto ein. Professor Reuter konnte erst nachdem er anderthalb Jahre später und dieses Mal einstimmig wiedergewählt worden war den Posten des Regierenden Bürgermeisters übernehmen.

Wie elend es auch im Westen zuging, das politische Klima zwischen Elbe und Rhein war ruhiger als an der Spree. Es war nicht so, dass zu jeder Stunde der Blitz aus heiterem Himmel niederzucken konnte; dass das sowjetische Veto sich jederzeit dem Willen der Bevölkerung, ihrer Parteien und ihrer Verwaltung entgegensustellen vermochte; dass stets das spezifische Berlinrisiko einkalkuliert werden musste, das Tod und Verderben bedeuten konnte.

Die grossen Firmen bedachten das. Statt 18 im Jahre 1946 entschieden sich 37 Aktiengesellschaften im Jahre 1947 für den Weg in den Westen: Es gingen die Siemens-Reiniger-Werke, die Standard-Elektrizitäts-Gesellschaft, die Knorr-Bremse AG, die Kali-Chemie AG und die staatseigene Preussische Elektrizitäts AG, die Singer Nähmaschinen AG und eine Reihe von Lokalbahnen, die in Westdeutschland betrieben wurden, die Bubiag und die Accumulatoren-Fabrik, ein Kernstück des Quandt-Konzerns, die Deutsche Erdöl-AG, Rudolph Karstadt und die Kodak AG – deutsche Gesellschaften und solche, deren Kapital in Händen des Auslands lag.

1948, im Jahre der Blockade und der Spaltung Berlins, erreichte die Abwanderung mit 48 Aktiengesellschaften ihren Höchststand. Wie viele Unternehmen – GmbH, KG, OHG und Einzelfirmen – ausser ihnen noch Verwaltung oder Betrieb dem Berlinrisiko entzogen, wissen wir nicht; und auch von den Aktiengesellschaften können nur wenige im Text genannt werden. Etwa die

staatseigene Vereinigte Elektrizitäts- und Bergwerks AG, die Wintershall AG, die Lorenz AG, die Julius Berger Tiefbau AG, Sarotti und eine Reihe von Versicherungsgesellschaften.

Die Emigration setzte sich 1949 fast unvermindert fort. Insgesamt 42 Aktiengesellschaften wurden verlagert oder errichteten einen zweiten Verwaltungssitz. Wieder verliess eine Reihe von Versicherungsunternehmen das geschundene, gefährdete und seines Ansehens beraubte Berlin; Siemens & Halske und Siemens-Schuckert folgten ihnen, die staatseigenen Vereinigten Aluminium-Werke, die (schwedisch-)Deutsche Zündholzfabriken AG, ein paar Filmunternehmen und Kolonialgesellschaften schlossen sich an. Jetzt machte auch der Quandt-Konzern ernst mit der Umsiedlung. Die Vorhut hatte, wie erinnerlich, die Accumulatoren-Fabrik gebildet; im Januar 1949 gelang es, die AG für Industriebeteiligungen von Neu-Babelsberg (russische Zone) nach Stuttgart zu verlagern; am 31.8.1949 wurde der Entschluss gefasst, auch der so überaus wandlungsfähigen Industrierwerke Karlsruhe AG und der Dürener Metallwerke AG den Ausweg nach Westdeutschland zu bereiten. Was Quandt in Berlin hinter sich liess, war bei weitem nicht von der Bedeutung, die den emigrierten Kernstücken des Konzerns zugebilligt werden muss.

Damit hatte die Fluchtwelle der Aktiengesellschaften ihren Scheitelpunkt überschritten. Im Jahre 1950 wanderten bis zum Herbst nur 12 Gesellschaften ab, darunter die AEG, die in Frankfurt am Main ihren zweiten Sitz errichtete, ihren Hauptsitz aber am Hohenzollerndamm in Berlin behielt.

Abwanderung von Berlin nach dem Westen (1944-1950)

- Natronzellstoff- und Papierfabriken AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Mannheim-Waldhof
31.10.44
- Festkraftstoff AG
von Berlin nach Mülheim/Ruhr
3.2.45
- Deutscher Seeverkehr Erich Lübbert & Co AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
22.2.45
- «Warges» Warenvertriebs AG
von Berlin nach Hamburg
28.6.45
- «Margarine-Union» Vereinigte Öl- und Fettwerke AG
von Berlin nach Hamburg
1.12.45
- Sunlicht-Gesellschaft AG
von Berlin nach Hamburg
1.12.45
- Starkstromanlagen AG
von Berlin W 62 nach Landshut i. B.
11.12.45

- Verlag Fleischerdienst AG
von Berlin nach Hameln
14.12.45
- Mix & Genest AG
von Berlin-Schöneberg nach Stuttgart-Zuffenhausen
1945
- Allgemeine Radium-Aktien-Gesellschaft
von Berlin nach Schöppenstedt
16.12.45
- Glückauf-Bau AG
von Berlin nach Dortmund
22.1.46
- «Nitag» Deutsche Treibstoff AG
von Berlin-Charlottenburg nach Hamburg
26.2.46
- Berlinische Boden-Gesellschaft
von Berlin-Lichterfelde nach Hamburg
24.4.46
- Kaatz & Klump AG
von Berlin nach Gernsbach
27.4.46
- Vereinigte Bausparkassen AG
von Berlin-Zehlendorf nach Lübeck, jetzt: Bielefeld
30.4.46
- Treuhand- und Wirtschaftsberatungs AG «Treu» AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
14.6.46
- Chemikalien-AG
von Berlin-Charlottenburg nach Fulda
22.6.46
- Mannesmann-Stahlblechbau AG
von Berlin nach Solingen-Ohligs
28.6.46
- Ciba Aktiengesellschaft (1/54 340)
von Berlin nach Wehr/Baden
16.7.46
- Deutsche Mühlenvereinigung AG
von Berlin nach Duisburg
22.8.46
- Deutsche Hoffmann La Roche AG
von Berlin nach Grenzach/Baden
13.11.46
- Schöttle & Schuster AG
von Berlin W 15 nach Köln
28.11.46
- A. Scharfenberger & Co, Bank-Kommanditgesellschaft auf Aktien
von Berlin nach Mettingen/Westf.
29.11.46

- Chemische Fabrik Weyl AG
von Berlin W 35 nach Frankfurt a. M.
6.12.46
- «Vedag» Vereinigte Dachpappen-Fabriken AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
6.12.46
- Salzdetfurth AG
von Berlin W 15 nach Bad Salzdetfurth
21.12.46
- Vereinigte Kaliwerke Salzdetfurth AG
von Berlin W 15 nach Bad Salzdetfurth
21.12.46
- Industriegas-Aktiengesellschaft
von Berlin-Charlottenburg nach Grevenbroich
22.12.46
- Metropol Grundstücke AG
von Berlin-Grunewald nach Hamburg
9.1.47
- Siemens-Reiniger-Werke AG
von Berlin NW 7 nach Erlangen
9.1.47
- Bausparkasse der deutschen Volksbanken AG
von Berlin nach Schwäbisch Hall
15.1.47
- Nord-Süd-Bau AG
von Berlin-Charlottenburg nach Kiel
5.3.47
- Vereinigte Grundstücksgesellschaften AG
von Berlin nach Hamburg
24.4.47
- Jünger & Gebhardt AG
von Berlin-Friedenau nach Köln
7.5.47
- Neu Guinea Compagnie
von Berlin-Friedenau nach Hamburg
25.5.47
- S.E.G. Standard Elektrizitäts-Gesellschaft AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
3.6.47
- Knorr-Bremse AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
10.6.47
- Kleinbahn-AG Selters-Hachenburg
von Berlin nach Herschbach/Unterwesterwald
11.6.47
- Kali-Chemie AG
von Berlin nach Sehnde (Hann.)
15.7.47

- Preussische Elektrizitäts-AG
von Berlin-Charlottenburg nach Hannover
13.8.47
- Gesellschaft für Getreidehandel AG
von Berlin W 15 nach Düsseldorf
22.8.47
- Albrecht & Meister AG
von Berlin nach München
9.9.47
- Singer Nähmaschinen-AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
12.9.47
- Veritas Gummiwerke AG
von Berlin-Lichterfelde nach Gelnhausen
19.9.47
- Rinteln-Stadthagener-Eisenbahn-Gesellschaft
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
24.9.47
- Hildesheimer-Peiner Kreis-Eisenbahn-Gesellschaft
von Berlin nach Hamburg
24.9.47
- Farge & Vegesacker Eisenbahngesellschaft
von Berlin nach Hamburg
24.9.47
- Teutoburger Wald Eisenbahn-Gesellschaft
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
23.9.47
- Gebrüder Goedhart AG
von Berlin nach Lübeck-Siems
9.10.47
- Deutsch-Schweizerische Verwaltungsbank AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
11.10.47
- Gustav Nölter AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
13.10.47
- Allgemeine Kapitalanlage AG
von Berlin-Dahlem nach Mettingen/Westf.
15.10.47
- Braunkohlen- und Brikett-Industrie AG (Bubiag)
von Berlin-Charlottenburg nach München
20.10.47
- Accumulatoren-Fabrik AG
von Berlin nach Hagen
28.10.47
- Treuhand-Vereinigung AG
von Berlin-Friedenau nach Frankfurt a. M.
28.10.47

- Emil Köster AG
von Berlin C 2 nach Hamburg
3.11.47
- Deutsche Erdöl-AG
von Berlin-Schöneberg nach Hamburg
5.11.47
- Steatit-Magnesia AG
von Berlin-Pankow nach Lauf (Pegnitz)
6.11.47
- Schafwolle AG
von Berlin W 35 nach Bremen
17.11.47
- Allgemeine Transportmittel Finanzierungs AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Bad Münster a. d. Deister
18.11.47
- Fiat Automobil-AG
von Berlin nach Heilbronn
18.11.47
- Gebrüder Thonet AG
von Berlin nach Frankfurt a. M. (Verw.: Frankenberg/Eder)
26.11.47
- Rudolph Karstadt AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
16.12.47
- Kodak AG
von Berlin nach Stuttgart
16.12.47
- Phönix AG für Zahnbedarf
von Berlin SW 68 nach Essen (Verwaltung: Honnef)
30.12.47
- Didier-Werke AG
von Berlin nach Wiesbaden
15.1.48
- Deutsche Babcock u. Wilcox-Dampfkessel-Werke AG
von Berlin nach Oberhausen
20.1.48
- Allgemeine Baugesellschaft Lenz & Co AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
1.2.48
- Papier und Pappe AG
von Berlin-Zehlendorf nach Düsseldorf
7.2.48
- DIWAG Chemische Fabriken AG
von Berlin nach Alf a. d. Mosel
12.2.48
- Königstadt AG für Grundstücke und Industrie
von Berlin-Charlottenburg nach München
17.2.48

- Graetz AG
von Berlin nach Hamburg
12.3.48
- Vereinigte Elektrizität- und Bergwerks AG
von Berlin-Charlottenburg nach Hamburg
17.3.48
- Berlin-Neuroder Kunstanstalten AG
von Berlin-Charlottenburg nach München
17.3.48
- Wintershall AG
von Berlin nach Celle
23.3.48
- Büsscher & Hoffmann AG
von Berlin W 35 nach Hamburg
24.3.48
- Siemens-Plania-Werke AG für Kohlefabrikate
von Berlin-Lichtenberg nach Augsburg
24.3.48
- Allgemeine Deutsche Inkasso AG
von Berlin nach Düsseldorf
27.4.48
- Deutsche Togogesellschaft
von Berlin nach Hamburg
29.4.48
- Rütgerswerke AG
von Berlin W 35 nach Frankfurt a. M.
19.12.46 und 29.4.48
- AG Vandalenhaus
von Berlin nach Heidelberg (Verwaltung: Heilbronn)
5.5.48
- Norddeutsche Hefeindustrie AG
von Berlin-Schmargendorf nach Hamburg-Wandsbek
14.5.48
- Deutscher Herold Volks- und Lebensversicherungs-AG
von Berlin nach Bonn (2. Sitz)
28.5.48
- Brunnenvertrieb AG
von Berlin SW 61 nach Goslar
29.6.48
- Scharfenbergkupplung AG
von Berlin nach Braunschweig
6.7.48
- Bergbaugesellschaft Teutonia AG
von Berlin-Niederschöneweide nach Hannover
9.7.48
- C. Lorenz AG
von Berlin nach Stuttgart
9.7.48
- «Debag» Betriebsstoff-AG
von Berlin nach Hamburg
16.7.48

- Continental Handels-AG, Export, Import Grosshandel
von Berlin nach Hamburg
23.7.48
- Julius Berger Tiefbau AG
von Berlin nach Wiesbaden
23.7.48
- Habermann & Guches AG
von Berlin W 30 nach Hamburg
26.7.48
- Elektrische Licht- und Kraftanlagen AG
von Berlin-Charlottenburg nach Göttingen
24.5.48
jetzt: Köln
1.8.48
- Südosteuropa AG
von Berlin nach Burghaslach/Mittelfranken
25.8.48
- «Sarotti» AG
von Berlin-Tempelhof nach Hattersheim a. M.
3.9.48
- Badische Baumwollspinnerei- und Weberei AG
von Berlin nach Neurod (Post, Karlsruhe Land)
11.9.48
- Medicihaus AG
von Berlin NW 7 nach München
15.9.48
- Allgemeine Feuerlöcher AG
von Berlin W 15 nach Frankfurt a. M.
30.9.48
- Vereinigte Krankenversicherungs AG
von Berlin W 50 nach München (2. Sitz)
12.10.48
- Riedel-de Haën AG
von Berlin-Britz nach Seelze bei Hannover
3.11.48
- Wirtschaftliche Vereinigung Deutscher Gaswerke AG
von Berlin W 30 nach Frankfurt a. M.
12.11.48
- Bergwerk Frielendorf AG
von Berlin-Charlottenburg nach München
23.11.48
- HAWECO Heymann, Welter & Co, AG
von Berlin nach Augsburg
25.11.48
- Frankona Rück- und Mitversicherungs AG
von Berlin-Charlottenburg nach Heidelberg (2. Sitz)
29.11.48
- Eisenbahn-Verkehrsmittel AG
von Berlin nach Düsseldorf
2.12.48

- Wirtschaftsberatung AG
von Berlin nach Bad Godesberg
3.12.48
- Berlinische Feuer-Versicherungs-Anstalt
von Berlin-Charlottenburg nach München (2. Sitz)
9.12.48
- Berlinische Lebensversicherungs-Gesellschaft AG
von Berlin SW 68 nach Wiesbaden (2. Sitz)
10.12.48
- Deutsche Kabelwerke AG
von Berlin nach Rheydt
11.12.48
- Raiffeisendienst Allgemeine Versicherungs AG
von Berlin-Charlottenburg nach Wiesbaden (2. Sitz)
14.12.48
- Elektricitäts-Lieferungs-Gesellschaft
von Berlin-Schmargendorf nach Hannover-Linden
17.12.48
- Deutsche Eisenbahn-Betriebsgesellschaft AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Bodenwerder
17.12.48
- Vorwohle-Emmenthaler Eisenbahngesellschaft
von Berlin W 50 nach Bodenwerder/Weser
17.12.48
- AG für Unternehmungen der Eisen- und Stahlindustrie
von Berlin nach Essen
22.12.48
- Deutscher Herold Versicherungsdienst AG
von Berlin nach Bonn
20.1.49
- Allianz Versicherungs-AG
von Berlin-Charlottenburg nach München (2. Sitz)
27.1.49
- Orga AG
von Berlin nach Nürnberg
8.2.49
- Hermes Kreditversicherungs-AG
von Berlin W 8 nach Hamburg (2. Sitz)
11.2.49
- Siemens & Halske AG
von Berlin-Siemensstadt nach München (2. Sitz)
15.2.49
- Vereinigte Aluminium-Werke AG
von Berlin-Halensee nach Bonn (2. Sitz)
17.2.49
- Boswau & Knauer AG
von Berlin-Charlottenburg nach Düsseldorf
22.2.49

- Dr. Hugo Remmler AG
von Berlin N 4 nach Hamburg-Altona
22.2.49
- Deutsche Burroughs Rechenmaschinen AG
von Berlin-Charlottenburg nach Düsseldorf
28.2.49
- Deutsche Allgemeine Versicherungs-AG
von Berlin nach Meschede Kreis Arnsberg (2. Sitz)
8.3.49
- Siemens-Schuckert-Werke AG
von Berlin-Siemensstadt nach Erlangen (2. Sitz)
11.3.49
- Nordstern Rückversicherungs-AG
von Berlin-Schöneberg nach Köln (2. Sitz)
31.3.49
- Nordstern Lebensversicherungs-AG
von Berlin-Wilmersdorf nach Köln (2. Sitz)
30.3.49
- Nordstern Allgemeine Versicherungs-AG
von Berlin-Schöneberg nach Köln (2. Sitz)
31.3.49
- AG für Anstaltskredit
von Berlin nach Köln
6.4.49
- Chemische Fabrik Grünau AG
von Berlin-Grünau nach Frankfurt a. M.
8.4.49
- Volkshilfe Lebensversicherungs AG
von Berlin nach Köln (2. Sitz)
13.4.49
- «Union und Rhein» Versicherungs AG
von Berlin W 35 nach München (2. Sitz)
20.4.49
- «tela» Versicherung AG für technische Anlagen
von Berlin nach München (2. Sitz)
27.4.49
- Vereinigte Korkindustrie AG
von Berlin-Schöneberg nach Mannheim
27.4.49
- Deutsche Zündholzfabriken AG
von Berlin-Steglitz nach Neu Isenburg
29.4.49
- Otavi Minen- und Eisenbahngesellschaft (Kolonialgesellschaft)
von Berlin nach Frankfurt a. M.
24.5.49
- Allgemeine Lokalbahn- und Kraftwerke AG
von Berlin nach Hannover
28.5.49

- Bekleidungs-Handels-AG
von Berlin nach Hamburg
9.6.49
- «Vewag» AG für Wäschefabrikation
von Berlin-Wilmersdorf nach Bielefeld
1.7.49
- Beton- und Monierbau AG
von Berlin-Friedenau nach Düsseldorf
27.7.49
- Transatlantische Versicherungs-AG
von Berlin-Schöneberg nach Hamburg (2. Sitz)
11.8.49
- Norddeutsche Lederwerke AG
von Berlin W 35 nach Hamburg
17.8.49
- «Bubiag» Grundstücks AG
von Berlin nach München
18.8.49
- Prof. Dr. med. Much AG Chemisch-pharmazeutische Fabrik
von Berlin-Pankow nach Bad Soden/Taunus
26.8.49
- Industriewerke Karlsruhe AG
von Berlin nach Karlsruhe
31.8.49
- Dürener Metallwerke AG
von Berlin nach Düren
31.8.49
- AG für Film-Fabrikation
von Berlin-Tempelhof nach Wiesbaden
2.9.49
- Universum Film AG, Berlin
von Berlin nach Wiesbaden
2.9.49
- Rich. Klinger, AG
von Berlin-Tempelhof nach Wiesbaden (2. Sitz)
21.9.49
- Epoche Color Film AG
von Berlin-Charlottenburg nach Wiesbaden
30.9.49
- «Inag» Industrie Unternehmungen AG
von Berlin nach Erlangen
5.10.49
- Kohlensäure-Industrie AG
von Berlin W 8 nach Düsseldorf
5.11.49
- Nitritfabrik AG
von Berlin-Köpenick nach Schleissheim bei München
5.12.49

- Mannheimer Lebens-Versicherungs-Gesellschaft AG
von Berlin nach Bonn (2. Sitz)
13.12.49
- AG für Verkehrswesen
von Berlin-Wilmersdorf nach Hamburg
16.12.49
- Deutsche Union-Bank AG
von Berlin nach Frankfurt/Main
17.12.49
- Brandenburgische Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke AG
von Berlin-Charlottenburg nach Hannover
5.1.50
- Gildemann Cigarrenfabrik AG
von Berlin C 2 nach Bremen
13.1.50
- Bardinet Likörfabrik AG
von Berlin nach Hamburg-Altona
21.2.50
- Emil Zorn AG
von Berlin-Heinersdorf nach Eichenberg (Kreis Witzhausen)
25.2.50
- AG für Energiewirtschaft
von Berlin nach Frankfurt a. M.
10.8.46
jetzt: Mannheim
29.3.50
- Hageda AG
von Berlin nach Köln (2. Sitz)
4.4.50
- Friedrich Wilhelm Lebensversicherungs AG
von Berlin nach Köln (2. Sitz)
14.4.50
- Paul Firchow Nachf., Apparate- und Uhren-Fabrik AG
von Berlin nach Frankfurt a. M.
27.4.50
- Kantorowicz-Kahlbaum AG (früher D. A. F. Kahlbaum AG)
von Berlin nach Hamburg
6.5.50
- Dufa Deutsche Uhrenfabrik AG
von Berlin nach Schweningen a. N.
11.7.50
- R. Dolberg AG
von Berlin nach Dortmund
25.8.50
- AEG
von Berlin nach Frankfurt (2. Sitz)
(1950)

Wie gross der direkte materielle Verlust war, den Berlin allein mit der Abwanderung der Aktiengesellschaften in den Jahren 1944 bis 1950 in Kauf

nahm, ist nicht zu ermitteln. Die meisten der Unternehmen, die mit 167 Positionen unsere makabre Liste bestreiten, hatten ihre Produktionsstätten oder doch den grössten Teil ihrer Betriebe und Tochtergesellschaften im freien Westen. Die Verlegung des Verwaltungssitzes, in wenigen Fällen auch die Errichtung eines zweiten Sitzes, bedeutete meist also keine Einbusse an Produktionsstätten und Arbeitsplätzen für Berlin. Abgesehen davon natürlich, dass eine grössere Zahl von Angestellten in den Jahren der Krise arbeitslos wurde und lange Zeit arbeitslos blieb.

Viel schwerer fiel der Prestigeverlust für Berlin ins Gewicht. Wenn just im Jahre der Blockade nicht weniger als siebzehn Versicherungsunternehmen abwanderten; wenn die drei führenden Kalikonzerne – Salzfurth, Wintershall und Kali-Chemie –, der Quandt-Konzern, eine Reihe bedeutender Firmen der chemischen Industrie, zahlreiche Verkehrsgesellschaften, der grösste deutsche Warenhauskonzern, die deutsche Unilever-Gruppe, zwei staatseigene Konzerne, ein Montankonzern, die grössten deutschen Elektrokonzerne – diese allerdings nur mit der Errichtung eines zweiten Verwaltungssitzes – sich von der deutschen Hauptstadt abkehrten, so las der unbefangene Beobachter daraus eine Einschätzung des Berlinrisikos ab, die niederschmetternd auf die Gewerbetreibenden der Stadt und die Aussenwelt wirken musste.

Der Verlust der Reichsbehörden, der Exodus der grossen Firmen und der zentralen Wirtschaftsverbände, die – als sei es das Selbstverständlichste – auf die Rückkehr nach Berlin verzichteten, bedeuteten die schwerste Einbusse an Ansehen und Würde, die die Stadt erleiden konnte. Sie war jetzt endgültig entthront, ein gefährliches Pflaster, nicht mehr die Stätte der Begegnung, in der man einfach vertreten sein musste, sondern eine Provinzstadt inmitten sowjetisch besetzten Gebiets, die mit dem Westen nur noch durch wenige, äusserst verletzbare Fäden verbunden war. Und gerade die Abwanderung der grossen Gesellschaften, die die Emigration zahlreicher kleinerer Firmen im Gefolge hatte, trug dazu bei, dass der Glanz der Hauptstadt so schnell verlosch und dass Berlin so viel langsamer den Weg aus der Krise fand als der «goldene Westen».

Hier freilich, im Westen, nahm man die Tragödie Berlins kaum zur Kenntnis. Es genügte, die Flugzeuge der Luftbrücke zu zählen, die stündlich mit Massengütern aller Art in Tempelhof niedergingen, um sich ein Alibi gegen den Verdacht zu verschaffen, man habe die Hauptstadt vergessen. Es reichte aus, die Leistung der alliierten Flieger zu bejubeln, die Zahl ihrer Toten zu vermerken, die Deutschfreundlichkeit der Amerikaner und Engländer zu feiern, um ungestraft Berlin und seine wahren Probleme zu übersehen.

Berlin – was war schon Berlin? Man hatte eigene Wünsche, Hoffnungen, Erfolge und Sorgen, um den Existenzkampf der Hauptstadt aus dem Bewusstsein zu verdrängen.

Beide, die Angst und die Zuversicht, hielten einander die Waage.

Um mit dem Negativen zu beginnen: Nach wie vor stand das Bemühen der Alliierten im vollen Saft, die Wirtschaftsform der deutschen Grundindustrien – Kohle, Eisen und Stahl, Strom und Chemie – und diese selbst unter Kontrolle zu halten.

Begonnen hatte das Unternehmen «Brechung übermässiger Wirtschaftsmacht» – Zerschlagung der Konzerne – schon bald nach der Potsdamer Konferenz: Im Dezember 1945 wurden durch die Allgemeine Verfügung Nr. 5 des Gesetzes Nr. 52 der britischen Militärregierung 67 Gesellschaften des Stein- und Braunkohlenbergbaus beschlagnahmt und aus ihrem verbundwirtschaftlichen Zusammenhang mit der Hüttenindustrie gelöst. Am 20. August 1946 wurden durch die Allgemeine Verfügung Nr. 7 des gleichen Gesetzes Nr. 52 die grossen Unternehmen der eisenschaffenden Industrie der Sperte und Kontrolle ihrer Vermögen unterworfen. Darauf folgte, als dritte Szene des ersten Aktes, am 15. Oktober die Errichtung der «Treuhandverwaltung im Auftrage der North German Iron and Steel Control», die – vierte Szene – in der Zeit vom 1. März 1947 bis zum 1. April 1948 fünfundzwanzig Hüttenwerke ausgliederte, deren jedes mit einem symbolischen Kapital von 100'000 R-Mark ausgestattet wurde.

Der zweite Akt des Entflechtungs dramas begann mit dem Gesetz Nr. 75, das gleichlautend von der britischen und der amerikanischen Militärregierung am 10. November 1948 erlassen wurde. Zweck des Gesetzes war, das Gespensterheer der mit einem Schattenkapital ausgestatteten Montangesellschaften in die Sphäre der Realität zu überführen. «Hierbei», so heisst es im Gesetz, «wird die durch die Entflechtung geschaffene provisorische Struktur revidiert werden, und zwar nach Vorlage deutscher Vorschläge und mit der Möglichkeit, dass die neuen Firmen auch Kohlenbergwerke und Erzgruben besitzen können.» Die deutschen «Stahltruhänder», die eigens für diese Aufgabe benannt wurden, sollten also den verpönten Verbund von Hütten und Zechen in gewissem Mass wiederherstellen und nach gewissenhafter Prüfung dafür sorgen, dass jede der (insgesamt 22) «Einheitsgesellschaften» mit genügendem Kapital ausgestattet wurde.

So weit, so gut.

Nur, dass die angelsächsischen Generale die Generosität so weit getrieben hatten, dem Gesetz eine Präambel voranzustellen, in der es hiess: «Die Militärregierungen haben beschlossen, die endgültige Entscheidung über die Eigentumsverhältnisse im Kohlenbergbau, die Frage der Sozialisierung oder des privaten Besitzrechts, dem Entscheid einer vom politischen Willen der Bevölkerung getragenen, frei gewählten deutschen Regierung vorzubehalten, gleichgültig, ob sich eine solche über ganz Deutschland oder nur auf Westdeutschland erstrecken wird...»

Das war zuviel für das feinfühlig Selbst- und Ehrbewusstsein des französischen Siegers. Flugs erwiderte der französische Außenminister Robert Schuman: «Die in der Präambel des von den britischen und amerikanischen Behörden in Deutschland veröffentlichten Gesetzes enthaltene Bestimmung, wonach die künftige deutsche Regierung über das endgültige Schicksal der Ruhrindustrie zu entscheiden habe, widerspricht der Auffassung, die von Frankreich wiederholt betont und erst jüngst von der Nationalversammlung bekräftigt wurde, dass nämlich die Entscheidung über das endgültige Eigentum der Bergwerke und Stahlunternehmen der Ruhr durch ein Abkommen zwischen den interessierten Mächten geregelt werden sollte. Das Dokument ist vor seiner Veröffentlichung dem General König und den Vertretern der Beneluxländer übergeben worden. Der französische Vertreter betonte bei dieser Gelegenheit, dass die Bestimmungen der Präambel von Frankreich nicht angenommen werden könnten. Die französische Regierung kann sich durch die Entscheidung, die eben getroffen wurde, nicht gebunden fühlen und auch nicht durch Entscheidungen, die später getroffen werden sollten, um diese Erklärung in Wirksamkeit zu setzen.»

Tags darauf, am 11. November 1948, trat in London eine Konferenz zusammen, welche Vertreter Grossbritanniens, der Vereinigten Staaten, Frankreichs und der Beneluxländer zusammenführte: Verhandlungsgegenstand war die Errichtung einer internationalen Kontrollbehörde über das Ruhrgebiet, die bereits von der Londoner Sechsmächtekonferenz im Juni 1948 vorgesehen war - einer Behörde, versteht sich, zu deren vornehmsten Aufgaben es gehören würde, die Verteilung der wichtigsten Ruhrgebietserzeugnisse, Kohle und Stahl, zu überwachen. Der französische Vertreter, Hervé Alphand, liess die Gelegenheit nicht vorübergehen, den Faden wiederaufzunehmen, den am 10. November Robert Schuman gesponnen hatte: Er protestierte heftig gegen die in der Präambel zum Gesetz Nr. 75 ausgesprochene Absicht der angelsächsischen Militärregierungen, die Regelung der Eigentumsverhältnisse im Kohlenbergbau einer künftigen deutschen Regierung zu überlassen.

In die gleiche Kerbe hieb der Präsident der Französischen Republik, Vincent Auriol. In einer Rede im Wald von Compiègne, wo 1918 und 1940 die Waffenstillstandsverträge geschlossen worden waren, erklärte er: «...Es ist notwendig, dass Deutschland zur europäischen Wohlfahrt beiträgt und zugleich würdig sein Leben fristen kann. Diesmal aber wäre es unverzeihlich, würde man gestatten, das Arsenal der Ruhr in den Händen der Mitschuldigen Hitlers wieder aufzurichten zu lassen oder es einer deutschen Kollektivität zu übergeben, die es zu einer Bedrohung des Weltfriedens ausnutzen könnte. Nur ein *Regime auf der Grundlage eines internationalen Eigentums und einer internationalen Kontrolle* könnte die Sicherheit Europas gewährleisten und das deutsche Volk selber vor seinen gefährlichen Stimmungsausbrüchen bewahren. Wahnwitzig wäre es, zu glauben, Deutschland könne eines Tages denen dankbar sein, die seine Revanche erleichtern...»

Wie leidenschaftlich aber auch die Vertreter der Grande Nation sich dafür einsetzten, dass nicht nur das Eigentum an der Kohle, sondern an allen Grundstoffindustrien des Ruhrgebiets den Deutschen aus der Hand genommen und in den Gewahrsam internationaler Instanzen überführt werden sollte, wie geschickt sie ihre Worte setzten, mit wie düsteren Farben sie die Zukunft für den Fall ausmalten, es geschehe nicht nach ihren Wünschen – die Engländer und Amerikaner beharrten auf ihrem Standpunkt. Honny soit qui mal y pense: die Devise des Hosenbandordens konnten die Vertreter der englischsprachigen Welt für sich in Anspruch nehmen. Das Ruhrgebiet samt seinen Hütten und Zechen gehörte den Deutschen; sie sollten – in den durch die Entflechtungsprozedur gezogenen Grenzen – frei darüber befinden können, ob die Bodenschätze des Schwarzen Reviers sozialisiert werden sollten oder nicht.

Dennoch scheint es, dass die Franzosen mit der Energie, die Müdigkeit, Angst und Hass eingeben, sich mindestens teilweise durchzusetzen vermochten. Das schon im Sommer von einer Sechsmächtekonferenz (Vereinigte Staaten, Grossbritannien, Frankreich und den Beneluxstaaten) beschlossene Ruhrstatut lag Ende des Jahres endlich vor und fand (am 29. 12. 1948) die Billigung der Signatarmächte. Am 28. April 1949 wurde es endgültig unterzeichnet.

Die Geltungsdauer des Vertragswerks war praktisch nicht begrenzt, da Artikel 32 des Entwurfs bestimmte: «Das vorliegende Abkommen soll ... bis zum Inkrafttreten einer Friedensregelung mit Deutschland und danach in Einklang mit den Bestimmungen dieser Friedensregelung in Kraft bleiben.» Schon das war eine schwer begreifliche Ungerechtigkeit; denn es bestand noch keine deutsche Regierung, und es würde nach menschlichem Ermessen sobald keine entstehen, die das gesamte Gebiet zwischen Oder-Neisse und Rhein auf einem Friedenskongress vertreten könnte. Der Vertrag galt unbeschränkt: bis zu den griechischen Kalenden.

Das brauchte nicht betont zu werden, wenn das Ruhrstatut ein harmlos Ding gewesen wäre. Aber das war es eben nicht. Freilich, es war ein Vertrag zwischen gleichberechtigten Partnern: ein Kontrakt zwischen den westlichen Siegermächten – um in der üblichen Terminologie zu sprechen – über jenes Stück Deutschland, das als einziges wertvolle Bodenschätze in grosser Fülle (Kohle) und eine Grundindustrie (Eisen und Stahl) besass, deren die Besiegten zur wirtschaftlichen Genesung dringend bedürfen würden.

Durch einen Federstrich entzog der Vertrag den deutschen Instanzen die Verfügung über ihre natürlichen Reichtümer und ihre Hüttenindustrie: Roh-eisen, Rohstahl- und Walzstahlerzeugung. Freilich, sie durften produzieren – Kohle, soviel sie nur konnten, Eisen und Stahl in den ihnen gesetzten Grenzen. Was dann aber mit der Erzeugung geschah, bestimmten die Alliierten. Denn, so sagte «Artikel 14. (a) Die Ruhrbehörde soll die Kohle-, Koks- und Stahlproduktion des Ruhrgebiets auf den innerdeutschen Verbrauch und den Export aufteilen. 1. Bei der Aufteilung soll sichergestellt werden, dass Länder, die zum Besten aller Beteiligten an der wirtschaftlichen Zusammenarbeit teil-

nehmen, angemessenen Zugang zu den genannten Rohstoffen erhalten. Die wesentlichen Bedürfnisse Deutschlands sollen dabei berücksichtigt werden. 2. Die Aufteilung muss mit den Bestimmungen aller Abkommen übereinstimmen, die von den Besatzungsmächten über Zuteilung von Kohle, Koks und Stahl getroffen worden sind und sich zum Zeitpunkt der Verteilung in Kraft befinden. 3. Die Aufteilung muss nach Gesichtspunkten erfolgen, die mit den Zielen der Konvention für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit und allen Programmen oder Beschlüssen der Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit übereinstimmen, die für die Zeit der Aufteilung anwendbar sind, (b) Durch die Exportzuteilungen der Ruhrbehörde sollen die Mindestmengen von Kohlen, Koks, Fertig- und Halbfertigstahl aus dem Ruhrgebiet für Exportzwecke festgelegt werden. Die Behörde soll auch Vollmacht erhalten, die Qualitäten oder Typen dieser Güter zu bestimmen. Ausnahmsweise soll die Behörde auch Zuteilungen von Roheisen vornehmen dürfen, wenn sich innerhalb der Behörde zwölf Stimmen dafür aussprechen, dass eine derartige Zuteilung im Interesse des Zugangs zur Roheisenversorgung notwendig ist. Bei der Zuteilung von Fertig- und Halbfertigstahl wird die Ruhrbehörde an alle Abkommen über eine Begrenzung der deutschen Stahlproduktion gebunden sein beziehungsweise ihre Massnahmen im Rahmen solcher Abkommen treffen, die im Augenblick der Zuteilung in Kraft sind und an denen die Besatzungsmächte beteiligt sind ...»

Frankreich – dessen de Wendel-Konzern schon zwei wertvolle Ruhrgebietzechen, die Friedrich Heinrich AG und die Heinrich Robert AG, besass – sah sein Drängen nach der Ruhrkohle nun endlich legitimiert. Die französische Hüttenindustrie konnte, unabhängig von der schwer verkockbaren Förderung der ausgekohlten Lothringer Gruben, ins Grosse wachsen. Die übrigen Vertragspartner brauchten die Ruhrkohle nicht; sie waren – ausser Luxemburg – reich, ja überreich mit Kohlenzechen gesegnet, und Luxemburg konnte seinen Bedarf in Belgien decken. Was aber den Stahl anlangte, so war keiner der Partner auf die Hütten der Ruhr angewiesen; es sei denn, es entstände ein nationaler Notstand – wie in den USA während der Korea-Krise –, der eine rasche Einfuhr notwendig machte. Oder Löhne und Preise wären im besiegten Deutschland so gering, dass der Import deutschen Stahls zum lohnenden Geschäft würde.

Das also war des Pudels Kern: Kohle für Frankreich, billiger Stahl für alle. Eine treffliche Rechtfertigung für das Ruhrstatut.

Der zweite Punkt, der das Vertragswerk interessant machte, war das Bemühen der Alliierten, ihrer Entflechtungspolitik Hilfsstellung zu geben. Nun mochte man zu dieser Politik stehen, wie man wollte, die radikale Auflösung des Eisen-Kohle-Verbundes – zu der es freilich nicht kam – musste nach dem damaligen Stand der Dinge eher negativ beurteilt werden; sie stand im Widerspruch zur Vorstellungswelt des Ruhrvolks. Das Ruhrstatut hätte aber auch die Nationalisierung der Schwerindustrie unmöglich machen und verhindern

können, dass blosse Mitläufer des Nationalsozialismus, die sich als berg- und hüttenmännische Fachleute bewährt hatten, in ihre Stellungen zurückkehrten. Denn es hiess im «Artikel 18. (a) Am Ende der Kontrollperiode oder zu einem nach Übereinkunft der Besatzungsmächte festgelegten früheren Zeitpunkt sollen diejenigen Machtbefugnisse der Besatzungsbehörde bestehen bleiben, die erforderlich sind, um Folgendes sicherzustellen: 1. Es ist nicht gestattet, dass ir-

gendwelche Formen von Eigentumsrechten in der Kohlen-, Koks- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets entwickelt oder wiederhergestellt werden – auch nicht durch Handels- und Marktvereinbarungen unter diesen Industriezweigen –, die eine übermässige Konzentration wirtschaftlicher Macht darstellen würden. 2. Personen, von denen festgestellt ist oder festgestellt werden könnte, dass sie die aggressiven Absichten der Nationalsozialistischen Partei gefördert haben, dürfen in der Kohlen-, Koks- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets, im Handel und in den Marktorganisationen dieser Industriezweige keine Eigentumsrechte innehaben oder Kontrollfunktionen ausüben...»

Erstaunlicherweise fand das Statut nicht die Kritik in Deutschland, die man hätte erwarten können. Der einzige, der sich schwere Gedanken über die alliierten Eingriffe in die deutsche Montanindustrie machte und diesen Gedanken auch Ausdruck gab, kam nicht aus dem Clan der Ruhrmagnaten. Er war ein Sozialist, sogar ein kämpferischer Sozialist: der Wirtschaftsprüfer Dr. Viktor Agartz, ehemals Leiter des Zentralwirtschaftsamts der britischen Zone, dann Wirtschaftsberater der Gewerkschaften und später Leiter ihres Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts. Kein heuriger Hase also, sondern ein Mann wohlbegründeter Ansichten, dem man die Urteilskraft schon zutrauen musste, mit einer gewissen Autorität über die Massnahmen zu sprechen.

Das geschah am 23. Dezember 1948 in Düsseldorf.

Das Gesetz Nr. 75 über die Eisen- und Kohlenindustrie, legte er in einem Vortrag dar, stehe im Gegensatz zu der britischen und amerikanischen, aus der Praxis erworbenen Erkenntnis, dass die Kohlen- und Eisenindustrie nur auf breiter Basis geordnet werden könne. Daher sei in Grossbritannien nationalisiert worden und produziere die U. S. Steel Corp. allein mehr Stahl als ganz Deutschland. Trotz aller Erklärungen auf politischer Ebene triumphierte der wirtschaftliche nationale Egoismus. Die Sieger wünschten ihre Machtposition auch wirtschaftlich auszunutzen. Diese Tendenzen zeigten sich beim Gesetz Nr. 75 ebenso wie bei den Demontagen, den Restititionen, der Ausfuhrblockade und bei der Dollarklausel. Die negative Haltung Englands und Frankreichs übertreffe in diesen Fragen die von 1918. Die richtige Lösung wäre ein europäisches Kohlensyndikat, eine europäische Stromwirtschaft usw.

Wie zu erwarten, blieb Agartz der Prediger in der Wüste. Wer hörte ihn schon, und wer hörte auf ihn, den Wirtschaftsberater der Gewerkschaften?

Nicht nur blieb alles beim Alten; im Besatzungsstatut, das am 10. April 1949 bekanntgegeben wurde, wurde feierlich verbrieft: «Um die Verwirklichung der grundlegenden Ziele der Besetzung gewährleisten zu können, sind

Machtbefugnisse auf den folgenden Gebieten besonders vorbehalten... b) Kontrollen in Bezug auf die Ruhr, die Restitutionsen und Reparationen und die Entflechtung, für die Verhinderung der Zusammenballung wirtschaftlicher Machtmittel und der diskriminierenden Behandlung auf dem Gebiete des Handels, in Bezug auf Auslandsinteressen in Deutschland und Ansprüche gegen Deutschland..

Freilich, was die Demontage anging, zeigten die Sieger sich milder gestimmt. Drei Tage, nachdem das Besatzungsstatut der Öffentlichkeit übergeben worden war, gab das Staatsdepartement in Washington bekannt, dass die drei Grossmächte sich über eine Revision der Demontage westdeutscher Industrien geeinigt hätten: 159 Fabriken, die 1947 auf der Demontageliste gestanden hatten – 32 Stahlwerke, 88 Metallbearbeitungsbetriebe, 32 chemische Werke und 7 Fabriken anderer Industrien –, sollten von der Demontage ausgenommen bleiben. Überdies sollte das Produktionsniveau einiger anderer Industrien – Schiffbau, Aluminiumerzeugung, Kugellagerfabrikation und Chemie – angehoben werden. Was die Stahlproduktion anging, blieb es aber dabei, wie es im August 1947 entschieden worden war: damals hatte das «Vereinigte Wirtschaftsgebiet» eine Stahlquote von 10,7 Millionen t erhalten. Seit dem Hinzutritt der französischen Zone zum Währungsgebiet – dem Gebiet der späteren Bundesrepublik – war das Kontingent auf 11,1 Millionen t Rohstahl erhöht worden, und dabei sollte es sein Bewenden haben. Basta! Kein Wort mehr über eine Erhöhung der zugestandenen Stahlerzeugung.

Die deutsche Öffentlichkeit schwieg vorderhand dazu. Verständlicherweise, möchte man sagen; das Interesse des Publikums war von einem grösseren Vorgang, der Errichtung der Bundesrepublik, absorbiert: Am 8. Mai 1949 war das Grundgesetz vom Parlamentarischen Rat angenommen und am 12. Mai von den Militärgouverneuren genehmigt worden. Am 23. Mai trat die Verfassung in Kraft. Dann folgte der Wahlkampf, in dem Dr. Adenauer sich als der unüberwindliche Meister jener trickreichen Taktik erwies, die ihn längere Zeit in der Macht erhalten sollte, als dem Herrn des Tausendjährigen Reiches beschieden war. Am 7. September fand sich der Bundestag zu jener ersten Sitzung zusammen, und am 21. September trat das Besatzungsstatut in Kraft, das die Militärgouverneure in Flohe Kommissare, Träger vieler Kontrollbefugnisse, verwandelte.

Die Diskussion der alliierten Wirtschaftspolitik in Deutschland blieb mehrere Monate suspendiert.

Nicht ganz freilich.

Am 25. August 1949 hatte der Erste Vorsitzende der SPD, Dr. Kurt Schumacher, einen Artikel geschrieben, der sich mit der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Behauptung Dr. Konrad Adenauers auseinandersetzte, er, der CDU-Vorsitzende, habe wiederholt versucht, mit Schumacher in Kontakt zu kommen, sei aber auf keine Gegenliebe gestossen.

In diesem Artikel der Berliner Tageszeitung «Der Sozialdemokrat» ist be-

sonders ein Absatz interessant. «Bei der Verkündung des Ruhrstatuts im Dezember 1948», lautete er, «richtete Dr. Adenauer an mich den Wunsch, Vertreter zu einer Besprechung bei ihm in Bonn zu entsenden, da er selbst wegen Krankheit nicht verreisen könne. Ich selbst war zu dieser Zeit auch noch bettlägerig. Der Wunsch Dr. Adenauers konnte nicht erfüllt werden, da die Politik der Grossindustrie und damit der CDU auf Bejahung des Ruhrstatuts ging. Diesen Standpunkt hat die Sozialdemokratie nicht teilen können, die vom ersten Tag an für einen Kampf um die Änderung des Ruhrstatuts eingetreten ist. Im Übrigen steht dieser Standpunkt Dr. Adenauers vom Januar 1949 im Widerspruch zu seinem Standpunkt vom Sommer 1948, als er überhaupt keine Zusammenarbeit mit den Alliierten wünschte. Der Artikel 15 des Ruhrstatuts gibt der Ruhrbehörde die Macht, die ganze deutsche Regierung praktisch ausser Kraft zu setzen. Trotzdem hat Dr. Adenauer diesen Standpunkt der Alliierten akzeptiert.»

Da war es also wieder, das gute alte Ruhrstatut, und endlich Gegenstand der öffentlichen, wenn auch noch einseitigen Diskussion.

Wie man zu ihm stehen mag, Kurt Schumacher war ein leidenschaftlicher Kämpfer, ein kluger Mann und ein feinnerviger Politiker. Er verstand sich auf die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen und das Herausgelesene mit der Rücksichtslosigkeit des grossen Parteiführers zu interpretieren. In dem Punkt – und nicht nur in diesem – war er Adenauer ebenbürtig: er wusste immer, auf was es ankam. Deshalb legte er jetzt den Finger auf den Artikel 15 des Ruhrstatuts, der selbst von den politisch Interessierten gemeinhin überlesen oder nicht verstanden wurde, obwohl er die Hybris der Siegermächte in schönster Reinheit zum Ausdruck brachte. Freilich, der Text war kraus, schwer lesbar, wimmelnd von tönenden Ambiguitäten, deren Ausdeutung den klarsten Wirklichkeitssinn voraussetzte. Sah man aber näher hin, so erkannte man klar, was gemeint war. Es hiess da nämlich: «Die Behörde hat das Recht, Transportwesen, Preise und Wirtschaftsmethoden. Quoten, Zölle und andere Regierungsmassnahmen oder wirtschaftliche Anordnungen zu überprüfen, die von deutschen Behörden getroffen oder erlaubt wurden und die die Kohle, den Koks und den Stahl der Ruhr berühren. Wenn die Behörde solche Methoden, Massnahmen oder Anordnungen als künstlich oder schädlich oder als von solcher Natur ansieht, dass sie 1. den Zugang anderer Länder zur Kohle, zum Koks oder zum Stahl der Ruhr behindern; 2. den Transport von Ruhrkohle, Koks oder Stahl im internationalen Handel stören oder 3. auf andere Weise die Durchführung der Zwecke des vorliegenden Abkommens beeinträchtigen, kann die Behörde bestimmen, dass solche Methoden, Massnahmen oder Anordnungen entsprechend geändert oder aufgehoben werden. Wenn die Behörde im Sinne dieses Artikels ihre Entscheidung fällt, soll sie den Bedürfnissen des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit entsprechen. Deutschlands Verpflichtungen unter der Konvention für die wirtschaftliche Zusammenarbeit Europas und die Notwendigkeit für die deutschen Be-

hörden, der wirtschaftlichen und finanziellen Stellung Deutschlands im internationalen Handel Rechtsschutz zu gewähren, sollen berücksichtigt werden.»

Mit anderen Worten: Die deutsche Behörde, auch die Bundesregierung, hatte, was die Kohle- und Stahlproduktion des Ruhrgebiets anging, gar keine Rechte. Denn ihre Entscheidungen konnten von den Alliierten jederzeit kontrolliert und verworfen werden, wobei diesen eine solche Fülle fragwürdiger Normen zur Verfügung stand, dass schlechthin jede deutsche Willensäußerung, die den Alliierten nicht in den Kram passte, zu konterkarrieren war.

Damit hatte die kontradiktorische Diskussion der Parteien jedoch erst begonnen, und auch in der Rede, die Schumacher am 8. Oktober 1949 auf einem grossen Sportplatz in Hamburg hielt, klangen eher die allgemeinen Gesichtspunkte als ihre Anwendung auf den besonderen Fall des Ruhrstatuts an. «Der westdeutsche Staat», hatte der SPD-Führer damals gesagt, «entwickelt sich zu einem reinen Klassenstaat, und seine Regierung ist sich nur in dem einen einig, in dem Hass gegen die Sozialdemokratie – den man übersetzen kann mit Ablehnung der Sozialpolitik und Druck auf die Preise.

In einer solchen Situation ist die Sozialdemokratie, wenn ein lebendiges politisches Interesse der arbeitenden Massen hinter ihr steht, als grosse geschlossene Partei in der Opposition stärker, als wenn sie zweitstärkste Partei der Regierung sein würde. Und es ist eine soziale und nationale Notwendigkeit, dass die Partei der Millionen armer Leute zu einem stärkeren Faktor wird als die Partei der Besitzenden...

Bei den Verhandlungen um die Abwertung (d. i. die Währungsreform) war die Rolle der alliierten Kommissare nach Buchstaben und Sinn des Buchstabens eindeutig die Rolle von Kontrolleuren. Und in dem Augenblick, als die wirtschaftlichen Interessen anderer Siegerländer mit den wirtschaftlichen Interessen der neuentstandenen Bundesrepublik zusammenstiessen, da haben sich die Hohen Kommissare der Westzonen rein als Vertreter der Interessen der Siegerländer gefühlt und danach gehandelt. Wenn aber in einem Augenblick, wo wirtschaftliche Interessen auf dem Spiele stehen, ein Rückfall von der Kontrollfunktion der alliierten Oberkommissare in die reine Sieger- und Herrschaftsfunktion erfolgt, dann ist das eine ungeheure Begünstigung der sowjetischen Angriffe auf die westdeutsche Demokratie. Und da wir die Opfer dieser Politik sein werden, müssen wir uns dagegen zur Wehr setzen. Die Regierungspartei hat diese Sache leider nicht entschieden genug behandelt. Aber wir, die sozialdemokratische Opposition, werden jede Regierung zwingen, sich gegen solche Angriffe zur Wehr zu setzen. Denn wir haben in der Ostzone gesehen, was aus einer politischen Bewegung und aus Parteien werden kann, wenn sie nichts weiter sind als Kulis der Besatzungsmacht.»

Das war, obgleich ohne Bezug auf den konkreten Gegenstand, um den es Schumacher ging, doch deutlich genug, um den Kampf abzusehen, der alsbald um die Würde, die Entscheidungsfreiheit und – das Gebiet der jungen Republik entbrennen würde.

Im November 1949 war es soweit: Am neunten Tag des Monats hatte der Europarat beschlossen, die Bundesrepublik und das Saargebiet als assoziierte Mitglieder aufzunehmen. Am gleichen Tage gab Dr. Adenauer zwei Interviews, eins dem Vertreter der Hamburger «Zeit», ein anderes dem westdeutschen Korrespondenten der «Baltimore Sun». Der Sinn seiner Erklärungen war, dass Deutschland gewillt sei, eine Anzahl wichtiger Konzessionen besonders im Sinne des französischen Sicherheitsbedürfnisses zu machen, wenn Deutschland dafür den Weg zu einer vermehrten Gleichberechtigung geebnet werde.

Die deutschen Zugeständnisse wogen allerdings schwer. Sie sollten die formelle Anerkennung des Ruhrstatuts umfassen und damit die Mitwirkung Deutschlands an der Ruhrbehörde; die Zustimmung Deutschlands zur gleichzeitigen Aufnahme der Bundesrepublik und des Saargebiets in die Beratende Versammlung des Europarats und damit die faktische Anerkennung der staatsrechtlichen Lostrennung der Saar von Deutschland; schliesslich die «weitgehende» (40% ige) Beteiligung französischen Kapitals an der deutschen Schwerindustrie.

Dr. Schumacher gehörte nicht zu denen, die sich von voraussehbaren Ereignissen überrennen lassen; er hatte die Zugeständnisse des Bundeskanzlers, die dieser ohne Beratung mit dem Parlament oder den führenden Parlamentariern gemacht hatte, vorausgesehen und war bereit, dem autoritär regierenden Kanzler entgegenzutreten. So erklärte er denn am gleichen Tag auf seiner Pressekonferenz in Hannover: Eine Aufnahme des Saargebiets in den Europarat bedeute die Anerkennung der Saarautonomie. Damit würde eine dem Friedensvertrag vorbehaltene Entscheidung vorweggenommen und der deutsche Anspruch auf Revision der Oder-Neisse-Linie geschwächt. In der Frage der ausdrücklichen deutschen Anerkennung der Sicherheitsbehörde sei auch die SPD zu wesentlichen Zugeständnissen bereit. Sie wende sich aber gegen den Zutritt zur Ruhrbehörde. Hier seien vier Gesichtspunkte zu berücksichtigen: 1) Die Möglichkeit für Deutschland, die Eigentumsverhältnisse im Ruhrgebiet nach eigenen Vorstellungen zu regeln. 2) Die Ausweitung der Kontrolle des Ruhrgebiets auf *alle* europäischen Wirtschaftszentren. 3) Die bisher unzureichende Berücksichtigung der Arbeiter. 4) Dass es sich nur um eine Kontrolle, nicht aber um eine Verwaltung handeln dürfe. Eine französische Kapitalbeteiligung an der deutschen Industrie nannte der SPD-Vorsitzende ein «ganz brutales Geschäft auf Kosten des deutschen Volkes». Sie hätte unter anderem den Zweck, die Sozialisierung der deutschen Schwerindustrie zu verhindern. Die Sozialdemokratie habe hingegen stets die Sozialisierung der Ruhrindustrie gefordert, weil dies vor allem die Voraussetzung für eine deutsche Einflussnahme schaffe, während mit Kapitalbeteiligungen gerade das Gegenteil beabsichtigt und erreicht werde. –

Der Kampfplatz war abgesteckt, die Mannschaft gerüstet, die Losung ausgegeben: Hier Eintritt ins Ruhrstatut, Lostrennung der Saar, französische Un-

terwanderung der Ruhrindustrie; dort Bekämpfung des Ruhrstatuts alter Art, Bekenntnis zur deutschen Saar, Ablehnung einer französischen Beteiligung an der Schwerindustrie, Sozialisierung der Zechen und Hütten, um sie dem deutschen Volk zu erhalten.

Zunächst aber traten nicht die Führer der feindlichen Lager zum Kampf an. Schumacher hatte zu viele Termine wahrzunehmen, um die Auseinandersetzung aufzunehmen, und dann war es wohl auch seine Absicht, die Diskussion auf parlamentarischer Ebene zu führen. Schliesslich war er das Haupt der zweitgrössten deutschen Partei, die man im Bundestag nicht übersehen konnte.

Adenauer wartete ganz einfach ab. Er schwamm im Strom seiner ersten Erfolge. Die Assoziierung der Bundesrepublik an den Europarat war beschlossene Sache. Auf dem Petersberg wurde über ein Abkommen verhandelt, das neue Erleichterungen in der Demontagefrage bringen sollte. Die Möglichkeit einer deutsch-französischen Wirtschaftsunion wollte bedacht werden. Der Kanzler sass am längeren Hebelarm.

In diesem Augenblick, dem Wimpernzucken zwischen Schlag, Parade und Ausfall, griff erstaunlicherweise die bürgerliche Presse ein. Paul Sethe, der damals noch dem Herausgeberteam der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» angehörte, schrieb am 10. November in seinem Blatt: «Der Ruhrkohlenrat hat das wiederaufkeimende Selbstbewusstsein der Deutschen weit empfindlicher getroffen als die Errichtung der Militärregierungen 1945. Die Militärregierungen waren geschaffen im Augenblick eines selbstverschuldeten Zusammenbruchs; auch wusste jeder von ihnen, dass sie nicht für ewig dauern sollten; die Ruhrbehörde wird vier Jahre nach dem Ende der Feindseligkeiten errichtet, und sie soll dauern. Sie kann praktisch den Umfang und die Erzeugung der deutschen Industrie bestimmen. Sie ist in entscheidenden Dingen mächtiger als die Bunderegierung. Die Mitarbeit bei ihr jetzt zu beginnen, bedeutet die feierliche Zustimmung dazu, dass vom Ausland her die deutsche Wirtschaft gelenkt wird. Was daraus folgen kann, haben wir in den letzten Monaten bei der Festsetzung des Markkurses und des Kohlenpreises erlebt, als weder auf deutsche Wünsche noch auf deutsche Interessen ausreichend Rücksicht genommen wurde. Angesichts solcher Tatsachen kann eine Anerkennung des Ruhrstatuts nur mit schwerer Besorgnis für die Zukunft ausgesprochen werden. Ähnliches gilt von der Erfüllung eines anderen Wunsches der französischen Regierung, die Aufnahme in den Europarat gleichzeitig mit dem Eintritt des Saargebiets in diese Körperschaft vollziehen zu lassen. Noch ist das Saargebiet völkerrechtlich ein Teil Deutschlands. Unsere Zustimmung zu einer selbständigen Aufnahme in die Strassburger Versammlung könnte leicht so ausgelegt werden, als erklärten wir uns mit seiner Abtretung einverstanden. Leider hört man noch vor Beginn der Verhandlungen einen schrillen Missklang aus Deutschland. Der Führer der deutschen Sozialdemokratie hat sich mit der ganzen Leidenschaft, deren er fähig ist, gegen die Haltung des Kanzlers ausgesprochen. Er schien in den letzten Monaten milder geworden zu sein; gestern

hat er die alte Schärfe seiner Sprache wiedergefunden. Der erste aussenpolitische Schritt der Bundesregierung wird gegen die erbitterte Feindschaft der zweitstärksten deutschen Partei unternommen.

Es erhebt sich die Frage, ob dies nicht zu vermeiden gewesen wäre. Der Stellvertretende Kanzler hat vor acht Tagen in Paris erklärt, die Bundesregierung werde über Ruhrkohlen-Statut und Europarat nicht entscheiden, ohne die Opposition gehört zu haben. Aber der Stellvertretende Kanzler ist nicht der Kanzler selber. Herr Adenauer war in dieser Frage anderer Meinung als Herr Blücher. Wir glauben, dass dies zu bedauern ist. Niemand weiss, ob Herr Schumacher im Gespräch unter vier Augen umzustimmen gewesen wäre. Doch hätte man zum mindesten den Versuch machen sollen, eine einheitliche Linie zu finden. Das Ideal bleibt immer eine Aussenpolitik, die als Realpolitik von allen politischen Kreisen gleichermaßen getragen wird. Statt dessen sieht man mit Beklemmung die Anfänge der Wiederkehr eines politischen Zustandes, in dem die Regierung ‚Erfüllungspolitik‘ treibt und von einer nationalen Opposition*, diesmal von der Sozialdemokratie, bekämpft wird. Das ist eine sehr unerfreuliche Lage, und man sollte sich wirklich überlegen, wie man sie beseitigen könne.»

Der Redakteur hatte den sachlichen Gehalt der gegenwärtigen und künftigen Auseinandersetzung gut zusammengefasst und am Rande auch das Problem gestreift, dass der Kanzler mit dem Überspielen oder der Missachtung des Parlaments aufgegeben hatte.

Vielleicht noch deutlicher wurde am nächsten Tag die «Neue Zeitung», das Blatt der amerikanischen Militärregierung, dessen Bonner Korrespondent Dr. Schumacher interviewt hatte. Die Autorität des Parlaments, hatte der SPD-Führer dem Reporter geantwortet, werde nur dadurch untergraben, wenn es auf seine Rechte verzichte. Dr. Adenauer habe über seine Pläne dem Parlament weder Bericht erstattet noch diese im Bundestag zur Diskussion gestellt. Schicksalsfragen für das deutsche Volk und für die Zusammenarbeit mit den anderen Völkern Europas könnten aber nicht autoritär geregelt werden.

Vor der Regelung der Verhältnisse durch den Friedensvertrag könne Deutschland nicht seine Zustimmung zu Entscheidungen geben, die das Saargebiet, wenn auch nur vorläufig, aus dem deutschen Staatsgebiet herauslösten. In jedem Fall sei die Rückführung des Saargebiets viel schwerer als die Bekämpfung seiner Herauslösung. Politisch-psychologisch würde die Anerkennung eines von Frankreich und der Saarregierung gewünschten Zustandes bedeuten, dass die Deutschen die moralisch-politische Basis für ihren Kampf um die Rückgewinnung der Gebiete östlich der Oder-Neisse-Linie aufgeben.

Eine weitere Frage bezog sich auf die Besorgnisse Schumachers, dass eine Beteiligung am Ruhrstatut die Neuregelung der Besitzverhältnisse in der Schwerindustrie unmöglich mache. Der Oppositionsführer antwortete: «Die Beteiligung internationalen Kapitals und fremde Einflüsse auf die Verwaltung der

wirtschaftlichen Kräfte des Ruhrgebiets überhaupt werden deshalb von gewissen Kreisen verlangt und begrüsst, weil sie damit einen alliierten Gendarm vor ihren Geldschrank zu bekommen hoffen.»

Das waren harte Worte an die Adresse der Regierungspartei, besonders an ihren Führer, den «grossen Alten» – Adenauer zählte schon damals 73 Jahre –, der sich mit jugendlicher Elastizität über das Hineinregieren des Parlaments in seine Pläne hinwegzusetzen pflegte.

In einer Denkschrift hatte der Kanzler der am 9./10. November tagenden Aussenministerkonferenz der drei Westmächte die deutschen Vorschläge zur Entspannung der Lage vorgelegt. Die Vorschläge hatten vorgesehen: 1) Beitritt Deutschlands zum Ruhrstatut. 2) Enge Zusammenarbeit mit der Sicherheitskommission. 3) Beteiligung ausländischen Kapitals an deutschen Unternehmen (konkret wurde bei den Vereinigten Stahlwerken bei einem Gesamtkapitalbedarf von 300 Mill. D-Mark eine Auslandsbeteiligung von 225 Mill. vorgesehen). 4) Möglichst frühzeitige deutsche Beteiligung an den engen wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Frankreich, Italien und den Beneluxländern. 5) Beendigung des Kriegszustandes. 6) Verlangsamung der eingeleiteten und Verzicht auf neue Demontagen.

Als wenige Tage später – am 15. November – die aussenpolitische Debatte im Bundestag eröffnet wurde, konnte Adenauer den Parlamentariern mitteilen, dass die Pariser Konferenz der Aussenminister seine Vorschläge nicht ungünstig aufgenommen hätte. Auf dem Petersberg hätten ihm die drei Hohen Kommissare folgende Zugeständnisse in Aussicht gestellt: 1) Aufnahme Westdeutschlands in verschiedene internationale Organisationen. 2) Aufhebung der meisten aus dem noch bestehenden Kriegszustand erwachsenden Bedingungen, nicht aber des Kriegszustandes selbst. 3) Erlaubnis, grössere und schnellere hochseetüchtige Schiffe zu bauen. 4) Einsetzung von deutschen konsularischen Vertretungen im Ausland. 5) Verminderung oder Aufschub der Demontagen, der namentlich dem grössten deutschen Stahlwerk, der August Thyssen-Hütte, gelte, die zeitweise 2,5 Millionen t Rohstahl, ein Zehntel des deutschen Stahlaufkommens, produziert habe. Er schloss mit dem emphatischen Appell, sei's an die Deutschen, sei's an die Franzosen, sei es an beide Völker: «Es ist der ehrliche Wille des deutschen Volkes und, wie ich weiss, auch der Franzosen, die deutsch-französische Zwietracht aus der Welt zu schaffen. Das deutsch-französische Problem ist wirklich der Schlüssel für das Schicksal Europas.»

Der Oppositionsführer wies den metaphorischen Schicksalsschlüssel, den Adenauer den Abgeordneten anpries, nicht zurück – was immer man sich auch unter dem unvollziehbaren und unverbindlichen Wortbild vorstellen mochte. Aber er empörte sich zornig über die Art, wie hier Aussenpolitik gemacht wurde. Es gebe kein Monopol, zu wissen, was den Deutschen frommt. «Wir leben in der Demokratie, nicht in einem Staat der Regierungspartei – wir leben nicht in einem autoritären Staat», rief er dem Bundeskanzler zu. Den Umstand, dass Adenauer die Vorschläge der Vereinigten Stahlwerke an

die Aussenministerkonferenz weitergeleitet hatte, nahm er zum Anlass, nachdrücklich zu erklären, dass «private Unternehmer bei einem solchen Schritt nichts zu suchen haben» – am wenigsten die Vereinigten Stahlwerke. «Sie hat ihren Anteil an der europäischen Katastrophe geleistet; wir wollen die Ausschaltung dieser Gruppe.» – Was das Ruhrstatut angehe, forderte er die Einschaltung der internationalen Gewerkschaften in die Behörde, mit dem Ziel, eine gesamteuropäisch internationale Schwerindustrie zu schaffen. Auch des Saargebiets wurde gedacht: Keine Delegation der Saar in den Europarat, verlangte er mit der grössten Entschiedenheit. «Denn das Saargebiet ist politisch noch bei Deutschland, das kann wohl niemand abstreiten.»

«So eindrucksvoll in vielem die Erklärung Dr. Adenauers war», schrieb tags darauf die «Süddeutsche Zeitung», «es wirkte doch recht eigenartig, als er erklärte, er habe zwischen dem 1. und 7. November keine Möglichkeit besessen, die bereits abgereisten Führer der Sozialdemokratie genauer über seine Pläne und Verhandlungen zu verständigen. Ebenso seltsam war seine Erklärung, dass er mit seinem Angebot ausländischer Beteiligung an der deutschen Stahlindustrie nur den weit gediehenen Plänen der Vereinigten Stahlwerke zuvorgekommen sei. Man verlor nicht ganz den Eindruck, dass er in seinem Bestreben, zu möglichst schnellen positiven Ergebnissen zu kommen, den Bundestag mit einer allzu fühlbaren Geringschätzung behandelt hat.» Immerhin meinte die Zeitung bemerkt zu haben, dass zwischen den Standpunkten der Regierung und der Opposition kein unüberbrückbarer Gegensatz mehr bestanden habe. Die parlamentarische Debatte sei vielleicht ein erstes Anzeichen dafür, dass die Opposition ihre notwendige und fruchtbare Funktion begriffen habe. «Es wäre zu wünschen, dass auch Dr. Adenauer dies erkennt.»

Nun, was den «grossen Alten» anlangte, hatte die Süddeutsche Zeitung sich einem Wunschtraum hingegeben, für dessen Realisierung keine Chance bestand. Der Kanzler blieb der Mann der «einsamen Entschlüsse». Die Verfassung hatte ihm das Recht gegeben, die Richtlinien der Politik zu bestimmen, und ihm «dafür» die Verantwortung überbürdet; wem gegenüber er die Verantwortung trug, hatte sie freilich nicht gesagt, und so war es denn dahin gekommen, dass er, solange die herrschende Mehrheit sich nicht auf einen neuen Kanzler einigte, ohne oder über das Parlament hinweg regieren konnte: autoritär, wie die Kanzler von Gnaden des Kaisers regiert hatten oder sogar noch autoritärer, da die Reichskanzler alten Stils immerhin dem Souverän verantwortlich waren, der der Stimmung der Volksvertretung gegenüber keineswegs unempfindlich blieb.

Zwei Monate im Amt, mit einer Stimme Mehrheit gewählt, setzte er sich mit dem grössten Gleichmut über alle Einwände der Opposition hinweg und verhandelte kraft eigenen Rechts mit den alliierten Oberkommissaren. Die Verhandlungen auf dem Petersberg, die am 15., 17. und 22. November 1949 geführt wurden, endeten mit dem berühmten Petersberger Abkommen, das er nicht einmal post festum im Bundestag zur Diskussion stellte. Es sei kein

Vertrag im Rechtssinne, behaupteten der Kanzler, seine Minister und die Regierungsparteien, obwohl das Abkommen über wichtigste Lebensfragen des deutschen Volkes entschied; es bedürfte deshalb nicht der parlamentarischen Diskussion und noch weniger der Billigung des Hauses. Allein der Kanzler stelle die Weichen der grossen Politik.

Gegen diese Auffassung der Dinge erhob in der Bundestagssitzung vom 24. November die Opposition den denkbar schärfsten Einspruch.

Der Abgeordnete Adolf Arndt (SPD) nannte nach Keesings Archiv den Abschluss des Abkommens vom Petersberg durch den Bundeskanzler einen autoritären Handstreich und forderte namens der SPD-Fraktion die Bundesregierung auf, nachträglich die Zustimmung des Parlaments zum Bonner Protokoll einzuholen. Der Abschluss sei ein neues Glied in der Kette der Versuche, das Parlament auszuschalten. Eine Verständigung mit Frankreich sei auch für die SPD eine Herzenssache; sie wolle aber nicht nur eine Allianz der herrschenden Klassen, sondern eine Zusammenarbeit der Völker. Deutschlands Beitritt zum Ruhrstatut beinhalte ein internationales Abkommen, das nur durch einen Akt des Bundespräsidenten mit Zustimmung des Bundestages abgeschlossen werden dürfe. Der Einwand des Bundesjustizministers Dr. Thomas Dehler, dass der Beitritt zum Ruhrstatut keinen Vertragscharakter besitze und dass der Beitritt keine neue Rechtsklausel und keine zusätzlichen Rechte bringe, wurde von der SPD mit dem Zuruf beantwortet: «Dann bleiben Sie doch raus!» Der SPD-Abgeordnete Erich Ollenhauer erklärte, dass versucht worden sei, mit Demontageerfolgen andere Dinge zu verschleiern. Die Gewerkschaften seien mit dem Beitritt zur Ruhrbehörde nur unter der Bedingung einverstanden, dass die Schwerindustrie von ganz Westeuropa kontrolliert werde. Die Ruhrbehörde könne das Lohn-Preis-Gefüge entscheidend beeinflussen und damit die Produktion und die Lebensmöglichkeiten der Ruhrarbeiter beeinträchtigen.

Bundeskanzler Dr. Adenauer verwahrte sich gegen den Vorwurf, einen zu teuren Preis für Zugeständnisse bezahlt zu haben. Gerissener Taktiker, der er war, drehte er den Spiess um. Er wusste genau – wie sollte es auch anders sein? –, dass die Betriebsarbeiter, gewerkschaftlich organisierte und unorganisierte, mit Leidenschaft gegen die Demontagen gekämpft hatten, die für sie die Zerstörung ihrer Arbeitsstätten bedeuteten. Sie hatten Flugblätter verteilt, hatten gestreikt und waren den Demontagetrupps in den Arm gefallen; sie hatten manchmal sogar mehr getan, als die Manager der grossen Unternehmen wollten. Und vollends die Partei, die sich die Partei der Armen nannte, allen voran Dr. Schumacher, hatte sich immer wieder zum entschiedenen Protest gegen die Zerstörung der wertvollen Erzeugungsanlagen an Rhein und Ruhr erhoben. Just ihr aber warf Adenauer in diesem Augenblick vor, sie wolle lieber «die ganze Demontage bis zum Ende gehen... lassen», ehe sie sich zu einer Konzession an die Alliierten bereit finde.

Aber lassen wir das Sitzungsprotokoll sprechen.

«*Bundeskanzler Dr. Adenauer*: Ich stelle fest – ich muss nach den letzten Reden des Kollegen Ollenhauer leider feststellen –, dass die Sozialdemokratische Fraktion bereit ist, eher die ganze Demontage bis zum Ende gehen zu lassen, als an Stelle eines Beobachters einen Vertreter in die Ruhrbehörde zu entsenden. (Lebhafter Beifall bei den Regierungsparteien. Zuruf bei der SPD: eine politische Taktlosigkeit.) Meine Damen und Herren, zu dieser Frage muss die Opposition Stellung nehmen. Das ist die Frage, um die es sich handelt: Ist die Opposition bereit, einen Vertreter in die Ruhrbehörde zu schicken oder nicht? Und wenn sie erklärt: Nein, dann weiss sie auf Grund der Erklärungen, die mir die massgebende englische Stelle (Unruhe – Zwischenrufe der SPD) – General Robertson hat mir die Mitteilung gemacht – abgegeben hat, dass die Demontage bis zum Ende durchgeführt wird.

Dr. Schumacher: Das ist nicht wahr! (Gegenrufe der Regierungsparteien. Zurufe bei der SPD: Sprechen Sie als deutscher Kanzler? Wo steht denn das?)

Dr. Schumacher: Der Bundeskanzler der Alliierten! (Stürmische Protestrufe in der Mitte und rechts. Grosser Lärm und Klappen mit den Pultdeckeln. Glocke des Präsidenten. Abgeordnete der SPD und der CDU erheben sich von den Plätzen und führen erregte Auseinandersetzungen.)

Bundestagspräsident Dr. Köhler: Herr Abgeordneter Dr. Schumacher! Für diese Bezeichnung des Bundeskanzlers als «Bundeskanzler der Alliierten»¹ rufe ich Sie zur Ordnung. – Herr Bundeskanzler, fahren Sie bitte fort! (Fortdauernder Lärm.)

Abgeordneter Ollenhauer: Herr Adenauer hat ihn herausgefordert, und niemand anders! – (Weitere erregte Zurufe und persönliche Auseinandersetzungen. Glocke des Präsidenten.)

Dr. Köhler: Ich habe doch Herrn Abgeordneten Dr. Schumacher zur Ordnung gerufen. (Zuruf in der Mitte: Das genügt nicht! Abgeordneter *Dr. Strauss*: Entschuldigen Sie sich, Herr Dr. Schumacher, sonst ziehen wir aus dem Parlament aus! – *Bundeskanzler Dr. Adenauer* verlässt die Rednertribüne.)

Abgeordneter Dr. Ollers: Herr Präsident, ich beantrage die sofortige Einberufung des Ältestenrates und bitte um Abstimmung! (Fortgesetzte grosse Unruhe.)

Bundestagspräsident Dr. Köhler: Meine Damen und Herren, ich bitte Sie einen Augenblick um Ruhe, damit wir die Angelegenheit abwickeln können. Es liegt ein Antrag auf Unterbrechung der Sitzung und auf sofortige Einberufung des Ältestenrats angesichts der Schwere der Bezeichnung vor, die der Abgeordnete Dr. Schumacher gebraucht hat. (Lebhafte Zustimmung bei den Regierungsparteien.) Ich stelle fest, dass die Mehrheit für die Unterbrechung ist. Ich unterbreche die Sitzung und berufe den Ältestenrat ein.»

Das ist – in der Nusschale – die Geschichte des berühmtesten Zwischenrufs, der je im Bundestag gemacht worden ist: des Zwischenrufs, an den man immer denken wird, wenn man die beiden Gegner, die einander damals ge-

genüberstanden, nach Herkunft, Charakter, Erlebnissen und Zielsetzungen würdigen wird. Konnte der Gegenstand, um den es ging, die Schwere des Zwischenfalls rechtfertigen?

Sehen wir zu.

Das Petersberger Abkommen, dessen Ratifizierung die Regierung zu vereiteln trachtete und tatsächlich auch hintertrieb, hatte zwei Seiten. Auf der Habenseite stand der Wunsch der Alliierten und Deutschen, «dass die Bundesrepublik bald als ein ‚membre associé‘ in den Europarat aufgenommen und dass ein bilaterales Abkommen mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika über die Marshall-Hilfe unterzeichnet werden sollte», ferner der Demontagestopp für einige Unternehmen der chemischen und der Stahlindustrie sowie gewisse Erleichterungen für den Bau hochseetüchtiger Schiffe. Die Sollseite wies die Deklaration der Bundesregierung auf, das Gesuch um die Mitgliedschaft bei der internationalen Ruhrbehörde stellen zu wollen, und die Erklärung der Alliierten, sie werde die von Demontage befreiten Stahlunternehmen unter eine geeignete Kontrolle stellen, um zu gewährleisten, dass die Stahlproduktionsbeschränkung auf 11,1 Millionen t im Jahr nicht überschritten werde.

Bei allem Entgegenkommen hielten also die Alliierten an dem Vorhaben fest, die deutsche Schwerindustrie der rigorosesten Kontrolle zu unterwerfen – einem Verfahren, das die Bundesregierung entmachtete – und die Stahlindustrie, die absolute Schlüsselindustrie des investitions hungrigen Deutschlands, auf ein Niveau festzunageln, das etwa 43 – genau 42,63 – Prozent unter dem Stand von 1936 lag.

Wer überdies noch die faktische Lösung der Saar vom Bundesgebiet legitimierte, um aus autoritärer Machtvollkommenheit einen solchen Vertrag heimzubringen, hätte den schärfsten Einspruch der Opposition zu gewärtigen gehabt, selbst wenn er die widerstrebende Partei nicht durch die Behauptung beleidigt hätte, sie wäre eher bereit, «die ganze Demontage bis zum Ende gehen zu lassen, als an Stelle eines Beobachters einen Vertreter in die Ruhrbehörde zu entsenden».

Die Erregung des Oppositionsführers war also gerechtfertigt, und seine Verurteilung zu einem 20-tägigen Ausschluss von den Bundestagssitzungen, zu der der Ältestenrat sich in mehrstündiger Sitzung durchrang, musste als zusätzliche Brüskierung der Sozialdemokratischen Fraktion empfunden werden.

Es blieb denn auch nicht bei dem Ausschluss. Am 1. Dezember 1949 konnte der stellvertretende Pressechef der Bundesregierung, Dr. Böx, die folgende Erklärung der streitenden Parteien verlesen:

«In der Sitzung des Bundestages vom 24. zum 25. November 1949 war der Bundeskanzler der Ansicht, dass ohne einen Eintritt in die Ruhrbehörde ein Demontagestopp nicht zu erreichen sei.

Die Sozialdemokratische Fraktion war der Ansicht, dass ein Demontagestopp auch ohne bedingungslosen Eintritt in die Ruhrbehörde zu erreichen sei.

Der Bundeskanzler ist davon überzeugt, dass die Sozialdemokratische Fraktion sich bei ihrer Haltung von der Überzeugung leiten liess, auf diesem Wege das Beste zu erreichen, und hält Formulierungen, die anders ausgelegt worden sind, nicht aufrecht.

Dr. Schumacher ist seinerseits der Auffassung, dass der Bundeskanzler überzeugt war, nur durch den Eintritt in die Ruhrbehörde den Demontagestopp erreichen zu können. Er hält daher den Zwischenruf ‚Bundeskanzler der Alliierten‘ nicht aufrecht.»

Der Streit war äusserlich beigelegt; aber der sachliche Gegensatz zwischen Regierung und Opposition blieb. Auch dieser Gegensatz aber blieb fürs erste latent. Die Oberfläche der Beziehungen zwischen den beiden grossen Parteien glättete sich im Frühjahr 1950. Das Verdienst daran lag weder bei Adenauer oder Schumacher noch bei ihren Parteien, sondern erstaunlicherweise bei Frankreich.

Am 3. März 1950 wurden nach vierwöchigem Verhandeln von Aussenminister Schuman (Frankreich) und Ministerpräsident Johannes Hoffmann (Saargebiet) vier Abkommen unterzeichnet, die die Lösung der Saar vom Bundesgebiet zu verewigen, dem strittigen Gebiet völkerrechtlichen Status zu geben und die faktische Herrschaft Frankreichs über das Saargebiet zu zementieren trachteten.

Da war zunächst die «Allgemeine Konvention zwischen Frankreich und der Saar», die dem Saargebiet eine grössere Autonomie und das Recht zugestand, die Bezeichnung «Saarrepublik» zu führen. Freilich hatte das Abkommen seine Tücken. Auf den verheissungsvollen Artikel 1 («Das Saarland ist auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Verwaltung und Justiz autonom») folgte als Artikel 2 die entlarvende Feststellung: «Der Vertreter Frankreichs im Saarland trifft die notwendigen Anordnungen, um die Anwendung der französischen Währungs- und Zollgesetzgebung im Saarland zu gewährleisten.» Und Artikel 11 war auch nicht köstlicher, um nicht zu sagen: nicht weniger blamabel. Er lautete: «In Übereinstimmung mit der Verfassung des Saargebiets werden die Auslandsvertretung und die Verteidigung des Saargebiets von der französischen Republik wahrgenommen. Saarbeamte können Tätigkeiten in französischen Konsulaten in Ländern ausüben, wo das Saargebiet Interessen von gewisser Bedeutung hat. Die französische Regierung wird später mit Wohlwollen Anträge prüfen, diesen Beamten den Rang eines Kanzlers zuzuerkennen.»

Nach dem zweiten, dem «Abkommen über die Saargruben», wurden die Kohlenvorkommen an der Saar «bis zum Inkrafttreten eines Friedensvertrages» an Frankreich verpachtet.

Das «Abkommen über die Eisenbahnen des Saargebiets» sah den Verbleib des saarländischen Bahnnetzes in saarländischer Hand vor. Immerhin ein Fortschritt; denn zuvor hatten die Franzosen den Anschluss der Saarbahnen an das System der französischen Staatsbahnen gefordert.

Das vierte, nämlich das «Abkommen über das Niederlassungsrecht», räumte den Franzosen im Saarland und den Saarländern die freie Niederlassung für kaufmännische, industrielle und handwerkliche Tätigkeit ein und verpflichtete beide Partner, keine diskriminierenden Handelspraktiken anzuwenden.

Abkommen solcher Art, mochten sie den vertragschliessenden Parteien noch so vorteilhaft erscheinen, konnten von der Bundesregierung nicht unwidersprochen hingenommen werden. Und Adenauer zögerte denn auch nicht, seinen Einspruch anzumelden: Am 7. März gab er dem Vertreter der amerikanischen Nachrichtenagentur INS ein Interview, in dem er – eine politische und wirtschaftliche Union zwischen Deutschland und Frankreich forderte. Durch eine derartige Union, meinte er, könnten die Meinungsverschiedenheiten (!) nicht nur über das Saargebiet, sondern auch über andere strittige Fragen aus der Welt geschafft werden. Damit würde man gleichzeitig den Grundstein für die Vereinigten Staaten von Europa legen. Voraussetzung sei die Rückgabe der Saar an Deutschland. Eine solche Union müsse Grossbritannien und den Beneluxländern offenstehen.

Die Idee einer solchen politisch-wirtschaftlichen Gemeinschaft westeuropäischer Staaten musste als ein kühnes Konzept erscheinen. Die Frage war nur, ob der Kanzler ihre Realisierung von der Rückgabe der Saar abhängig machen, ob er sich nicht zu der Auffassung bekehren würde, schaffen wir erst einmal die Union, die Saarfrage wird sich dann schon und sehr wahrscheinlich einfacher lösen, als wenn wir die Bereinigung des Saarproblems zur *conditio sine qua non* machten.

Wie dem nun sei. Zunächst blieb die Regierung bei ihrer Ablehnung. Auf einer Sondersitzung des Bundestags vom 10. März wärmte der Kanzler die Idee der Wirtschaftsunion wieder auf und begeisterte sich zu dem Ausruf: «Die Gefahr für Europa ist gross. Nur kühne Taten können Europa retten. Wir sind bereit dazu.» Das dicke Ende kam nach, da der Bundeskanzler forderte:

1. Das Recht der Mitsprache der deutschen Bundesregierung bei der endgültigen Regelung der Verhältnisse an der Saar.
2. Vor Abschluss des Friedensvertrages dürfen an der Saar in keiner Form Verhältnisse geschaffen werden, deren Änderung durch den Friedensvertrag nicht mehr möglich sein wird.
3. Die Bundesregierung sieht in den am 3.3.1950 zwischen der französischen und der Saarregierung abgeschlossenen Verträgen Instrumente, die in ihrem Zusammenwirken an der Saar Verhältnisse schaffen, die auch durch den Friedensvertrag nicht mehr geändert werden können.
4. Da Frankreich nur völkerrechtlich Treuhänder für das Saargebiet und Sequester für die Bahnen und Bergwerke ist, kann es weder unter völkerrechtlichem noch privatrechtlichem Gesichtswinkel Verträge wie die vom 3.3. schliessen.
5. Auch die Saarregierung hat keine Rechte an den Bahnen oder den Berg-

werken und ist daher zum Abschluss der Verträge vom 3.3. ebenfalls nicht befugt

6. Die Bundesrepublik Deutschland hat den dringenden Wunsch, dass an der Saar die Grundsätze der Freiheit und der Demokratie verwirklicht werden.

7. Die Bundesrepublik Deutschland wünscht eine Regelung der Saarfrage, die den Interessen aller beteiligten Staaten einschliesslich Frankreichs gerecht wird.

DER TRAUM «EUROPA»

Wenn Dr. Schumacher die Europabegeisterung der Bundesrepublik auch nicht vorbehaltlos teilte – er meinte zum Beispiel, der deutsche Protest gegen die Saarabkommen werde entwertet, wenn die Bundesrepublik gleichzeitig mit dem Saargebiet dem Europarat beitrete –, meinte er doch, eine Regierungserklärung billigen zu müssen, die sich so deutlich, umfassend und präzise über das Saarproblem aussprach. Der Friede zwischen Regierung und Opposition schien hergestellt. Jetzt lag es bei den Franzosen, die deutsche Initiative aufzunehmen.

Das geschah zwei Monate nachdem Adenauer seine Anregung gegeben hatte.

Am 9. Mai 1950 gab Aussenminister Schuman einer Pressekonferenz den soeben gefassten Kabinettsbeschluss bekannt, aus dem sich in Jahresfrist der sogenannte «Schuman-Plan», die Konzeption der Montanunion, entwickeln sollte.

Der Weltfrieden könne nur erhalten werden, hörten die Journalisten aus dem Munde des lothringischen Aussenministers, der nicht eben als Deutschenfreund bekannt war, wenn man den Gefahren, die ihn bedrohten, mit schöpferischen Leistungen begegne. Frankreich habe mehr als zwanzig Jahre für ein vereinigtes Europa gekämpft. Voraussetzung für den Zusammenschluss der europäischen Nationen sei aber die Beseitigung des jahrhundertealten Gegensatzes zwischen Frankreich und Deutschland. Das begonnene Unternehmen müsse in erster Linie Frankreich und Deutschland erfassen.

«Zu diesem Zweck», hiess es weiter, «beabsichtigt die französische Regierung, auf einem zwar begrenzten, aber entscheidenden Gebiet sofort Massnahmen zu ergreifen. Die französische Regierung schlägt deshalb vor, die gesamte französisch-deutsche Kohle- und Stahlerzeugung in einer den anderen europäischen Ländern offenstehenden Organisation einer gemeinsamen Oberbehörde zu unterstellen. Das Zusammenlegen der Kohle- und Stahlerzeugung wird zwangsläufig zur ersten Etappe des europäischen Staatenbundes, der sofortigen Schaffung gemeinsamer Grundlagen für den Ausbau der Wirtschaft und zu einem Wandel im Geschick dieser Länder führen, die so lange an der Herstellung von Waffen für Kriege gearbeitet haben, denen sie selbst immer wieder zum Opfer gefallen sind.»

Die Unionsidee also war akzeptiert worden, und die Franzosen nahmen

sogar die Priorität für sich in Anspruch. Wenigstens wurde am 12. Mai bekannt, dass es sich bei Schumans Vorschlag um einen seit drei Monaten von dem französischen Planungskommissar Jean Monnet sorgfältig vorbereiteten Plan handle. Zum Saarproblem aber sagte der Kabinettsbeschluss kein Wort – wohl aber zur Frage der Ruhrbehörde. «Die Errichtung der Oberbehörde», lautete der letzte Absatz des Beschlusses, «greift den Eigentumsverhältnissen der Unternehmer in keiner Weise vor. Bei der Ausübung ihres Auftrags wird die Oberbehörde die der Internationalen Ruhrbehörde übertragenen Vollmachten und die Deutschland auferlegten mannigfaltigen Verpflichtungen berücksichtigen, solange diese bestehen.»

Nun, das konnte man vielleicht übersehen; zumal ja der französische Kabinettsbeschluss einschränkend gesagt hatte, solange die Deutschland auferlegten Verpflichtungen überhaupt noch bestehen. Jedenfalls hatte Adenauer das, was er für die Adoption seiner geistigen Erstgeburt halten mochte, mit Begeisterung begrüsst: Die Franzosen machten keine allgemeinen Redensarten mehr; sie hatten präzise Vorschläge zur Ordnung der deutsch-französischen Kohle-, Eisen- und Stahlproduktion auf der Basis der Gleichberechtigung vorgelegt. «Damit wird ein wesentliches Moment der Entfremdung zwischen Frankreich und uns aus der Welt geschafft.» Man sei dem Ziel, für das er, Adenauer, 25 Jahre gekämpft habe, endlich nähergerückt. Jetzt biete sich die Gelegenheit, künftig jeden Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich auszuschalten.

Schumacher war es nicht gegeben, sich in die Euphorie zu steigern, auf deren Wolkenkissen Adenauer hoch über der Wirklichkeit schwebte. Er war ein Preusse, kein politischer Rheinländer, ein kühler Rechner, in dem die deutsche Tradition der SPD fortlebte, kein frankophiler Euphoriker, der vage Entwicklungstendenzen schon für die Wirklichkeit nahm.

Schumacher war es immer um die deutsche Sache und um die Einordnung Deutschlands in die internationale Umwelt zu tun; Adenauer ging es um die Bundesrepublik und um ihre Orientierung zu dem grossen Nachbarn im Westen, zu Frankreich.

Das war ein Teil des zwischen den beiden Männern waltenden Gegensatzes. Der andere tat sich auf dem Gebiet der Sozialpolitik auf.

Kein Zweifel, dass Adenauer eine restaurative Natur war. Im Grunde seines Herzens wünschte er die alte Eigentumsordnung in der Schwerindustrie zurück, die Wiederherstellung all der industriellen Ehen, an deren Stiftung sein alter Freund Louis Hagen in hervorragendem Mass beteiligt gewesen war. Anders der Skeptiker Schumacher, dem es vor allem um die Sozialisierung der Grundstoff-Industrien und um das Recht der Mitbestimmung ging. «Es fällt uns auf», sagte er in einem Gespräch mit dem Kanzler, «dass die Eigentumsfrage in dieser ersten Meldung nicht berührt ist. Aus der bisherigen französischen Politik in dieser Frage haben wir Grund zu Befürchtungen, besonders was den Einfluss des deutschen Volkes auf die Gestaltung des

Eigentums angeht. Das Recht der Mitbestimmung der arbeitenden Menschen ist aus den bisherigen Erklärungen auch nicht abzuleiten. Darum aber geht es, dass die Menschen, die die Werte schaffen, auch entscheidend mitzureden haben. Im Übrigen aber wird man die Einzelheiten abwarten müssen, um ein sicheres Urteil sprechen zu können. Das Erstaunliche ist, dass dieser Wille zur Internationalität nicht schon früher ausgesprochen worden ist, sondern jetzt erst, kurz bevor der deutsche Bundestag die Frage des Beitritts zum Europarat mit allen seinen Konsequenzen zu entscheiden hat.»

Die tiefe Unterschiedlichkeit der gesamtpolitischen Grundhaltung, die das Wesen der beiden Männer, des Regierungs- und des Oppositionsführers, kennzeichnete, trat denn auch in ihrer endgültigen Stellung zum Schuman-Plan zutage. Adenauer wollte die Union mit dem Westen, deren erste Phase die Montanunion sein sollte, unbedingt und so bald wie möglich. Es verlangte ihn so leidenschaftlich danach, dass er bereit war, in diesem oder jenem Punkt Kompromisse hinzunehmen. Schumacher dagegen beharrte ebenso leidenschaftlich auf seinem Standpunkt, der jeden Kompromiss in den Fragen ausschloss, die deutsche, sozialistische und demokratische Interessen betrafen. Dass diese Unterschiedlichkeiten, mehr in der Person als in der Sache begründet, sich zu einem erbitterten Gegensatz auswachsen würden, war schliesslich kein Wunder.

Die erste Todsünde, die Adenauer nach Meinung der SPD in Sachen der Neuordnung beging, war in der Vereinbarung enthalten, die Adenauer in der ersten Märzhälfte mit dem amerikanischen Oberkommissar John J. McCloy abschloss. Nach diesem Abkommen – das der Kanzler in einem Brief freiwillig angeboten hatte – sollte der zentrale deutsche Kohlenverkauf im Laufe von zwei Jahren stufenweise abgebaut werden, da auch in Frankreich und Belgien die Zentralen für den Kohlenverkauf liquidiert würden. Und diese Sündenlast wurde noch durch die Abmachung vergrößert, dass die Hüttenwerke keine Zechen unterhalten dürften, die mehr als 75 Prozent des Eigenbedarfs an Kohle fördern könnten.

So konnten denn die Sozialdemokraten, als der Schuman-Plan in der ersten Fassung am 19. März 1951 von den Mitgliedern einer sechsköpfigen Expertenkommission paraphiert worden war – für Deutschland setzte Professor Hallstein, für Frankreich Jean Monnet seine Paraphe unter den Vertrag –, mit der wünschenswerten Schärfe gegen das ganze Unterfangen protestieren.

«Die Sozialdemokratie», erklärte damals die SPD-Fraktion des Deutschen Bundestages, «legt schärfste Verwahrung ein gegen die Paraphierung des Schuman-Planes in seiner heutigen Gestalt. Die bisherigen Verhandlungen haben erwiesen, dass es der Bundesregierung nicht gelungen ist, die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten Deutschlands und die Grundsätze der gleichberechtigten Solidarität im Neubau Europas durchzusetzen. Die Sozialdemokratische Bundestagsfraktion verwahrt sich im Besonderen gegen den Brief, den der Bundeskanzler an den Hohen französischen Kommissar als den derzeitigen Vorsitzenden der Hohen Alliierten Kommission geschrieben hat.

In diesem Brief macht der Bundeskanzler in Bezug auf die Auflösung des gemeinsamen Kohlenverkaufs Zugeständnisse, die unter keinem Gesichtspunkt verantwortet werden können. Zu diesem Schritt, den der Bundeskanzler ohne Kenntnis des Parlaments, des Auswärtigen Ausschusses und ohne Unterrichtung der Opposition unternommen hat, ist er in keinem Fall legitimiert. Seine Vorschläge sind geeignet, das wirtschaftliche und soziale Gefüge des Ruhrgebiets zu zersetzen und die Wirtschaft im ganzen Bundesgebiet entscheidend zu schädigen. Die Sozialdemokratie wird alle Kräfte daransetzen, um die Ratifizierung des Schuman-Plans mit seinem jetzigen Inhalt zu verhindern.»

Um gerecht zu sein: die sozialdemokratische Verwahrung gegen den Schuman-Plan klang ziemlich vage. Was hiess das schon: «die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten Deutschlands» und «die Grundsätze der gleichberechtigten Solidarität im Neubau Europas», wenn man diese Begriffe auf die geplante Montanunion bezog. Kein Arbeiter, aber auch kein schlichter SPD-Funktionär hätte das sagen und noch weniger die Position seiner Partei so eindringlich-hinreissend verteidigen können, dass es zu einer politischen Massenbewegung gegen den Plan gekommen wäre.

Die Aufgabe, dem Kampf gegen den Schuman-Plan Waffen und Munition zu liefern, fiel wieder Dr. Schumacher zu. Er hatte schon vorher, am 13. April, erklärt, der Plan sei «kapitalistisch, kartellistisch, konservativ und klerikal»; gegen diese vier K's gelte es Front zu machen. Inwiefern diese Kennzeichnung aber zutreffe, in welchen konkreten Erscheinungen sie sich manifestieren, wie man gegen sie kämpfen könne, hatte er nicht gesagt.

Das alles wurde in dem Memorandum gegen die Montanunion nachgeholt, das der Oppositionsführer, drei Tage, nachdem der Plan von den Staatsmännern der vertragschliessenden Länder unterschrieben worden war, am 21. April 1951 im Berliner «Telegraf» veröffentlichte. Es war ein wichtiges Dokument – gebastelt aus historischen Ressentiments und sachlichen Bedenken –, das alle Argumente enthielt, die die SPD und die Gewerkschaften je gegen den Schuman-Plan vorgebracht haben. Auch in der Sondersitzung des Deutschen Bundesrats vom 15. Juni 1951, in der als Gewerkschaftsexperten Dr. Agartz und Dr. Grosse auftraten, wurde der Katalog der Einwendungen, den Schumacher vorgelegt hatte, um kein Argument mehr bereichert. Der Oppositionsführer hatte das Äusserste geleistet, was ein Einzelner vor sich bringen kann, als er sein Verdikt gegen den Plan ex cathedra vor der Öffentlichkeit verkündete. Die fernere Entwicklung hat zwar nicht alles, aber das meiste, was er sagte, vom Tisch gefegt; ein tragisches Exempel dafür, wie tief ein Parteiführer irren und wie verhängnisvoll eine Opposition wirken kann, die versucht, sich dem Gang der Geschichte entgegenzuwerfen.

«Der Schuman-Plan», hatte der SPD-Führer geschrieben, «wird als Beginn einer neuen glücklicheren Aera der Beziehungen der europäischen Völker untereinander gefeiert. Leider hat die Bundesregierung bisher das deutsche Volk

über den sachlichen Inhalt und die politischen Zusammenhänge nicht unterrichtet.

Für die Sozialdemokraten ist die Grundlage der internationalen Zusammenarbeit die Gleichheit im Rechtlichen und im Tatsächlichen. Der Schuman-Plan aber ist die Solidarität von Siegern gegenüber Besiegten. Im Gegensatz zu dem verantwortungslosen Optimismus in Deutschland schreibt die Weltpresse ganz offen, dass den Deutschen Ungeheures zugemutet würde. Das Ausland sieht die Nachteile für Deutschland, die die deutsche Bundesregierung nicht sehen will.

Wenn in Deutschland behauptet wird, dass der Schuman-Plan etwas grundsätzlich Neues sei, ist das unwahr. Seitdem Frankreich nach 1918 für die lothringischen Eisenerze deutsche Kohle brauchte, hat es keine andere französische Politik gegenüber Deutschland gegeben. Die aufgeblähte französische Stahlindustrie zieht die Herrschaft über die Saar und über die Ruhr einer Zusammenarbeit Gleicher vor. Der Schuman-Plan ist die Fortsetzung der alten Politik französischer Herrschaftsansprüche mit europäischen Worten. Der Inhalt des Planes zeigt die Motive.

Die .Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl* will angeblich die Montanindustrie in den sechs Ländern Frankreich, Italien, Luxemburg, Belgien, Niederlande und Deutsche Bundesrepublik zusammenfassen und für sie einen einheitlichen Markt schaffen. Aber die tatsächlichen Voraussetzungen der Konkurrenz sind sehr verschieden. Alle Länder haben die für sie beste Betriebsgrösse entwickeln können, nur für die Ruhr versucht man die kleinste, technisch gerade noch mögliche Grösseneinheit festzusetzen. Die alliierte Dekartellierungspolitik soll die deutsche Konkurrenzfähigkeit schmälern und die Stahlpreise künstlich erhöhen. Während für die 11 Millionen t deutscher Stahlerzeugung 28 entflochtene Gesellschaften vorgesehen sind, produziert allein der amerikanische United States Steel-Konzern mehr als das Dreifache der gesamten deutschen Stahlproduktion.

Die Hohe Behörde des Schuman-Plans ist allgewaltig. Die sechs Länder produzieren gegenwärtig 216 Millionen t Kohle und 31 Millionen t Stahl im Jahr. Davon entfallen auf die Bundesrepublik 51 Prozent der Kohle und 38 Prozent des Stahls, während Frankreich nur 23 Prozent der Kohle und 27 Prozent des Stahls erzeugt. Deutschland müsste also in der Hohen Behörde und den anderen Institutionen des Schuman-Plans mit mehr als 40 Prozent des Stimmanteils und des Einflusses vertreten sein. Tatsächlich sollen die deutschen Vertreter aber nicht das gebührende Gewicht erlangen. In der Hohen Behörde stellen sie nur zwei von neun Mitgliedern.

Die Hohe Behörde hat alles in der Hand, sie kann Höchst- und Mindestpreise festsetzen sowie in jeden Betrieb hineinregieren. Nur eins ist der Hohen Behörde entzogen: die Kontrolle der Selbstfinanzierung. Dort, wo die Privatwirtschaft ihren eigentlichen grosskapitalistischen Charakter zeigt, will man lieber nicht hineinreden. Über die Finanzierung mit fremden Mitteln aber be-

stimmt die Hohe Behörde. Die deutschen Anlagen haften mit für die Bürgschaften, doch der Erlös der Anleihen kommt anderen zugute. Das muss die durch Krieg und Demontage schon so stark benachteiligte Ruhrwirtschaft besonders hart treffen.

Der Ministerrat ist erst nachträglich als ein Triumph des nationalstaatlichen Egoismus eingefügt worden. Er ernennt die Mitglieder, Präsidenten und Vizepräsidenten der Hohen Behörde. Ein Beratender Ausschuss besteht zwar zu je ein Drittel aus Vertretern der Erzeuger, der Arbeitnehmer und der Verbraucher, aber eine beschliessende Mitwirkung bleibt ihnen versagt. Die Hohe Behörde ist im Ergebnis souverän! Die Demokratie ist suspendiert.

Von vornherein geht das Ziel des Schuman-Planes darauf, die deutsche Position schon in den Ausgangspunkten zu schwächen. Die Ablösung der Verbundwirtschaft von Kohle und Eisen bedeutet eine entscheidende Schwächung der deutschen Konkurrenz. Um den kümmerlichen Torso der Verbundwirtschaft für zwölf der entflechteten Stahlgesellschaften zu erhalten, hat die Bundesregierung den gemeinschaftlichen Deutschen Kohleverkauf geopfert. Die Auflösung des gemeinsamen Kohleverkaufs wird viele Zechen zum Erliegen bringen. Damit zieht die Arbeitslosigkeit in das Ruhrgebiet ein. Die Hohe Behörde ist praktisch ein Übermonopol, das Kartell aller Kartelle. Frankreich hat praktisch einen gemeinsamen Kohleverkauf, denn sein Bergbau ist nationalisiert.

Wenn von der Bundesregierung erklärt wird, die Lasten aus dem Schuman-Plan seien auf alle beteiligten Länder verteilt, so ist das eine grobe Irreführung. Angefangen bei den Zahlungen an die Ausgleichskasse, liegen die Opfer vollständig oder zum grössten Teil bei den Deutschen.

Der Schuman-Plan ist nichts Europäisches, denn er bürdet alle Nachteile auf die eine und gibt alle Vorteile auf die andere Seite. Mit der Annahme des Schuman-Planes will die Bundesregierung freiwillig Besatzungsrecht und -macht für 50 Jahre zum Bestandteil des deutschen Rechts machen. Mit der Bejahung des Schuman-Planes ist man negativ gegenüber Deutschland und negativ gegenüber einem starken, lebenskräftigen Europa.

Die Führung der deutschen Seite war bei den Schuman-Plan-Verhandlungen den Gegnern nicht gewachsen. Die Gefahr eines weiteren Abgleitens ist gegeben. Der Pleven-Plan würde die Auslieferung der deutschen Menschen auch an die militärische Vorherrschaft Frankreichs bedeuten. Alle diese Spezialpläne sind nur Versuche, eine deutsche Gleichberechtigung dadurch zu verhindern, dass man möglichst viel Tatsachen der Ungleichheit schafft.

Die Sozialdemokraten wollen ein starkes, lebenskräftiges Europa, dessen Freiheit, Menschlichkeit und soziale Gerechtigkeit für alle Völker in gleicher Weise gilt. Nur so kann die Gefahr des Kommunismus überwunden werden. Als Weg zu einer Organisation der europäischen Montanindustrie werden die folgenden sieben sozialdemokratischen Forderungen aufgestellt:

1. Die allgemeine, politische, rechtliche und tatsächliche Gleichheit als Grundlage und Voraussetzung aller Spezialpläne.

2. Zusammenfassung des ganzen demokratischen Europas einschliesslich Skandinaviens und Grossbritanniens.
3. Europäische Planung auf Grund der Ordnung und Planung in den einzelnen Nationalwirtschaften unter Zurückweisung aller Versuche, die deutschen Grundstoff-Industrien dem Egoismus einzelner Kapitalgruppen oder Länder zu überantworten.
4. Vertreter in allen internationalen Institutionen nach Bedeutung und Leistung der einzelnen Länder.
5. Ein internationales demokratisches Parlament, das eine von ihm allein abhängige und kontrollierte Exekutiv- und Lenkungsbehörde wählt.
6. Erhaltung und Entwicklung der wirtschaftlichen Kraftquellen der einzelnen Länder ohne Bevorzugung oder Benachteiligung.
7. Gleichwertige Mitbestimmung der arbeitenden Menschen im Sozialen und in der Wirtschaft.»

Wie oft und wie eindringlich man das Schumacher-Memorandum auch liest, es bleibt das Gefühl, dass hier Wind, aber kein Sturm gemacht wurde. Zugegeben, es wäre schön gewesen, wenn damals schon Grossbritannien und die skandinavischen Länder dem Pakt beigetreten wären; doch offenbar war die Zeit noch nicht reif dafür. Zugegeben, es hätte der SPD ins Konzept gepasst, wenn der Vertrag die Eigentumsverhältnisse in der Montanindustrie garantiert hätte, die sie herbeiwünschte. Mit gleich guten Gründen liess sich aber auch der Standpunkt vertreten, die Eigentumsordnung sei der Entscheidung des deutschen Volks oder seiner Vertreter überantwortet. Zugegeben endlich, dass die «Mitbestimmung der arbeitenden Menschen» im Betrieb eine ganz legitime Forderung sei. Aber wäre es nicht genug, den Deutschen die Freiheit zu geben, das Problem in eigener Verantwortung zu regeln?

Nun, die Forderungen, in die Schumacher sein Memorandum hatte münden lassen, waren ebenso vag und wesenlos wie dieses selbst; sie sprachen den Mann im Betrieb in einem Parteichinesisch an, das er nicht verstand.

Die Wahrheit war: die Franzosen hatten dem Oppositionsführer die Schau gestohlen.

In einem Brief, den Aussenminister Schuman am Tag des Vertragsschlusses (18. April) an Adenauer gerichtet hatte, war gesagt worden, die Deutschland auf dem Gebiet von Kohle und Stahl auferlegten besonderen Verpflichtungen seien unvereinbar mit den Regeln der Montanunion. Deshalb schlage die französische Regierung vor: 1) die Ruhrbehörde aufzuheben; 2) die Beschränkung der deutschen Stahlproduktion zu löschen; 3) die Hohen Kommissare darauf zu verpflichten, keine derjenigen Funktionen auf dem Gebiet von Kohle und Stahl auszuüben, die in die Kompetenz der Hohen Behörde fallen. Und zwar mit der Massgabe, dass die Neuregelung spätestens mit dem Inkrafttreten des Vertragswerkes Geltung erlange.

Mit diesem Vorschlag, der ausgerechnet von französischer Seite kam, war der Gegnerschaft der Sozialdemokraten die Durchschlagskraft genommen.

Noch am 3. April 1951 hatten die Hohen Kommissare beschlossen, die westdeutsche Stahlproduktion grundsätzlich auf ein Niveau von 11,1 Millionen t zu fixieren; die Erzeugung einiger bisher verbotener oder beschränkter Industrien freizugeben, andere Industriezweige aber weiter unter Kontrolle zu halten. Das alles sollte im Wesentlichen entfallen, sobald der Vertragsmechanismus zu arbeiten begonnen hatte. Die deutsche Industrie sollte wirklich frei werden. Freilich, der Bundesratsbeschluss vom 27. Juni 1951 und der Gesetzentwurf zur Änderung des Schuman-Plans, den die Sozialdemokraten am 10. Juni einbrachten, machten sich die französischen Vorschläge verbis expressis zu eigen. Die Optik der Dinge mochte für die deutsche Opposition sprechen; in Wirklichkeit handelten die Alliierten: Am 19. Oktober 1951 gaben die drei Westmächte (England, Frankreich, USA) und die Beneluxländer in einer gemeinsamen Erklärung ihren Beschluss bekannt, mit dem Inkrafttreten des Schuman-Plans das Ruhrstatut, die Funktionen der Internationalen Ruhrbehörde, die Beschränkung der Stahlproduktion und die Kontrollen der Kohle- und Stahlindustrie aufzuheben – «mit Ausnahme jener notwendigen Massnahmen, die zum Abschluss der Dekartellisierungspläne in diesen Industrien führen werden», zu Deutsch: mit Ausnahme der Entflechtungsmassnahmen in der Montanindustrie.

Nun war es endlich geschehen.

Zum ersten Mal waren die Alliierten über die Hürde gesetzt, die den Weg zur wirtschaftlichen Gesundung sperrte, als sie die Reform der von den Nationalsozialisten verwüsteten Währung ins Werk setzten; zum zweiten Mal nahmen sie die Barriere, die den Prozess der industriellen Expansion behinderte, als sie die deutsche Wirtschaft von der Last der Produktionsbeschränkungen und -kontrollen befreiten, die sie den Besiegten auferlegt hatten. Die Demontage- und Entmilitarisierungsprogramme waren schon 1950 bzw. 1951 ad acta gelegt worden. Am 23. Juli 1952 trat der Schuman-Plan in Kraft. Der Weg ins Wirtschaftswunder stand der Bundesrepublik offen.

Unterdessen waren der Wiederaufbau und der Ausbau der westdeutschen Industrie auf vollen Touren angelaufen. Der warme Regen des neuen Geldes hatte ein Spriessen bewirkt, das von den Zeitgenossen mit ungläubigem Staunen verzeichnet wurde. Es war ja auch schier unglaublich. Im Durchschnitt des Jahres 1947 hatte der Index der industriellen Produktion (1936 = 100) im Vereinigten Wirtschaftsgebiet 39 betragen und dürfte im späteren «Währungsgebiet», das die drei westlichen Zonen umfasste, noch tiefer gelegen haben.

Für 1948, das Jahr der Währungsreform, wurde ein arbeitstäglicher Index – gültig für das Gebiet der Bundesrepublik – von 63,0 errechnet: in der ersten Jahreshälfte hatte er 54,1, in der zweiten 71,9 betragen. Oder, um die Entwicklung noch eindringlicher zu verdeutlichen, im Januar 1948 hatte er 49,4, im November 81,0 betragen. Offenbar lagen die Kapazitäten hart unter der Grenze der industriellen Leistungsfähigkeit, die im Basisjahr 1936 bestanden hatte, und warteten nur darauf, in Anspruch genommen zu werden.

Im Jahre 1949 kam es dann auch dahin, dass das Produktionsniveau des Standardjahres erreicht wurde. Freilich nur im November, dem Vorweihnachtsmonat, in dem die Akkordarbeit die industrielle Leistung regelmässig auf den Höchststand zu bringen pflegt. Immerhin wurde im Jahresdurchschnitt ein Produktionsindex von 89,8, und zwar im ersten Halbjahr ein Index von 84,6, im zweiten ein solcher von 95,0 erreicht. Aus dem Größten war man heraus.

Das nächste Jahr, 1950, brachte dann endlich den Umschwung. Das Tor öffnete sich der Entwicklung, die die industrielle Erzeugung endgültig über den Vorkriegsstand hinausführen sollte: mit einem Produktionsindex von 113,7 markierte das Jahr 1950 den Beginn einer Zeit, der man – zu Recht oder zu Unrecht – das Prädikat des Wirtschaftswunders zuerkannt hat.

Die neue Aera hatte nicht eben verheissungsvoll angefangen. In den ersten drei Monaten lag der Produktionsindex unter dem, der für das letzte Quartal 1949 ausgewiesen worden war; dann freilich stieg er zügig über das Niveau des Jahres 1936 empor. Insgesamt aber lautete er für das erste Halbjahr nur 101,7; es war, sah man aufs Ganze, etwas mehr produziert worden als vor dem Krieg.

Dann freilich änderte sich das Bild.

KRIEG UND KONJUNKTUR

Am 25.6.1950 hatten völlig überraschend starke nordkoreanische Infanterieeinheiten mit Panzerkräften den 38. Breitengrad überschritten und waren in schnellem Vorgehen auf die südkoreanische Hauptstadt Seoul vorgestossen. Der Koreakonflikt war in Ostasien entbrannt, ein grosser und wechselvoller Krieg, der Ende des Jahres im Grabenkrieg erstarrte, aber erst am 27. Juli 1953 nach zwei Jahren fruchtloser Verhandlungen durch einen Waffenstillstand beendet werden konnte.

Insgesamt hatten 38 Staaten den Abwehrkampf der Vereinten Nationen gegen die kommunistische Invasion mit militärischer und wirtschaftlicher Hilfe unterstützt. Die Hauptlast aber hatten die Vereinigten Staaten zu tragen, die sich gezwungen sahen, ihre Wirtschaft unter das Gesetz des Krieges zu stellen. Amerika, England und Frankreich bildeten (22.2.1951) sechs Ausschüsse zur Kontrolle rüstungswichtiger Rohstoffe; wenige Tage später (27.2.) stellten die USA das Wolfram unter Kontrolle, am 13. April kündigte die Regierung der Vereinigten Staaten die Rationierung kriegswichtiger Rohstoffe – zunächst von Aluminium, Kupfer und Stahl an. Die Rohstoffpreise – ausser den Ölpreisen – stiegen enorm. Was für die einen, die amerikanischen Verbraucher und Steuerzahler, die Koreakrise hiess, bedeutete für die anderen – die australischen Wollproduzenten, die neuseeländischen Fleisch- und Butterlieferanten, die indischen Jutefarmer, die malayischen Kautschukerzeuger, die Metallschmelzer in aller Welt und die Stahlfabrikanten – den Koreaboom.

In diese Konjunktur wurde auch die Bundesrepublik hineingezogen, die Anfang 1951 über die Lieferung von deutschem Stahl gegen amerikanische Kohle zu verhandeln begann. Es war eine echte Preis- und Mengenkonzunktur, die den Index der industriellen Produktion im zweiten Halbjahr 1950 auf 125,6 emporschnellen und den Vorkriegsstandard schon bald vergessen liess: Im Jahre 1950 war ein Produktionsindex von 113,7 ausgewiesen worden, im Jahre 1951 lautete er 136,0 – und zwar 132,9 in der ersten, 139,1 in der zweiten Jahreshälfte –, und von Jahr zu Jahr stieg er weiter an.

Es wäre nun aber verfehlt, den Aufstieg der deutschen Industrie rein nur als konjunkturelles Phänomen zu interpretieren. Die Überzeugung jener Jahre wurde vom «Börsen- und Wirtschafts-Handbuch 1951» der Frankfurter Zeitung in die Worte gefasst: «Wollte man bei dem alten Wortsinn bleiben, dann gibt es gar keine Konjunktur mehr als eine der Marktwirtschaft innewohnende Bewegung. Heute wird die Konjunktur bewusst gemacht, ‚produziert‘ wie die Verkehrsregelung einer Grossstadt. Sie ist viel weniger ein Ergebnis der Unternehmerwirtschaft als der staatlichen Wirtschaftspolitik. Sie ist geographisch weiter, sie ist ‚grossräumig‘ und in ihren Bestimmungsgründen enger zu begreifen: sie ist das Produkt der Blockbildung geworden und hat zwei zentrale Kraftstationen, Washington und Moskau.» Das war ein kluger Aphorismus, der für die Zeit des grossen Umschwungs, des Übergangs von der Aera der gestoppten Inflation zu der Marktwirtschaft so viel Geltung hatte, wie eben ein Aphorismus beanspruchen kann. Tatsächlich wurde ja damals die deutsche Konjunktur weitgehend von aussen her oder, um in der Sprache der Wissenschaft zu reden, von wirtschaftsexogenen Momenten bestimmt. Zu ihnen gehörten beispielsweise die Zuwendungen von Marshall-Plan- und GARIOA-Mitteln an die deutsche Wirtschaft, die von der Währungsreform bis Ende 1951 mehr als $7\frac{1}{2}$ Milliarden D-Mark betrug und zu reichlich der Hälfte für Investitionszwecke verwendet wurden. Zu ihnen zählten auch die wirtschaftsbelebenden Kräfte, die vom Koreakrieg ausstrahlten – nicht umsonst sprach man ja vom «Koreaboom», an dem die westdeutsche Industrie sichtbar partizipierte. Zu ihnen rechnete aber auch die Investitionsfinanzierung der öffentlichen Hand, die in der Zeit, von der wir hier sprechen, hoch in die Milliarden ging.

Das alles ist wahr.

Nicht nur Washington, sondern auch die Bundesregierung, die Länder und Gemeinden der Bundesrepublik hatten tatkräftig Sorge getragen, dass der westdeutsche Konjunkturapparat wieder anlief. Es waren aber keineswegs sie allein, die Träger wirtschaftsexogener Funktionen, die das Räderwerk der wirtschaftlichen Belegung in Gang setzten und hielten. Neben und vor ihnen mobilisierte die Wirtschaft selbst stärkere Kräfte, die den Aufstieg vorantrieben, indem sie von Jahr zu Jahr höhere Mittel der Selbstfinanzierung bereitstellte.

Das Wirtschafts- und Börsenhandbuch hat es unternommen, die Finan-

Index der industriellen Produktion 1948-1952

arbeitstäglich

1936 = 100

Jahr Monat	Gesamte Industrie			Bergbau	Verarbeitende Industrie					Energie- erzeugung	Bau
	Gesamte Industrie	ohne Bau	ohne Bau und ohne Energie- erzeugung		Grundstoff- und Pro- duktions- güter- industrien	In- vestitions- güter- industrien	Verbrauchs- güter- industrien ¹⁾	Nahrungs- und Genuss- mittel- industrien	insgesamt		
Gewichtung für den Produktionsindex 1936											
	100,00	95,31	89,68	7,56	28,22	24,82	17,68	11,40	82,12	5,63	4,69
Produktionsindex 1936 = 100											
1948	63,0	62,6	59,5	81,1	56,6	51,3	53,6	79,6	57,5	112,3	•
1949	89,8	89,9	87,0	96,4	84,1	82,7	85,9	98,8	86,1	136,0	88,3
1950	113,7	113,8	111,2	106,7	107,6	114,5	113,1	113,2	111,7	155,2	110,1
1951	136,0	136,3	133,5	118,5	127,3	152,5	131,9	119,7	134,9	181,8	129,3
1948	Januar	49,4	49,1	45,0	72,9	40,0	35,5	39,3	68,5	42,5	113,2
	Februar	53,9	53,7	50,1	75,6	44,8	42,2	45,3	70,9	47,7	111,1
	März	54,7	54,3	50,8	80,0	45,7	43,2	45,7	68,3	48,1	110,4
	April	55,7	55,3	52,0	76,8	48,7	43,0	46,1	72,9	49,8	107,6
	Mai	57,4	56,5	53,5	77,6	48,9	44,3	47,7	77,7	51,2	105,7
	Juni	53,5	53,2	50,2	79,9	47,9	40,3	43,6	68,0	47,4	100,7
	Juli	60,0	59,5	56,8	81,1	57,3	47,0	51,5	69,2	54,6	102,1
	August	64,7	64,2	61,6	82,1	63,1	53,3	56,8	69,6	59,7	106,5
	September	71,1	70,7	67,8	83,6	67,6	59,8	62,6	83,6	66,4	116,5
	Oktober	75,7	75,4	72,5	86,6	69,7	63,2	65,6	101,2	71,2	121,5
	November	81,0	80,8	77,9	88,0	73,5	71,5	68,8	110,2	77,0	125,8
	Dezember	78,9	79,0	76,0	89,0	72,2	72,2	69,8	94,8	74,8	126,6
1949	Januar	80,6	81,0	77,7	93,2	75,5	76,5	72,7	83,6	76,3	133,2
	Februar	83,9	84,6	81,5	93,3	79,9	81,0	75,8	87,6	80,4	133,5
	März	83,0	83,8	80,7	93,4	80,3	79,2	77,0	82,1	79,5	133,8
	April	84,6	84,9	82,0	93,7	82,0	80,5	79,2	82,0	81,0	130,5
	Mai	87,4	87,5	84,8	95,3	84,4	81,2	83,6	88,5	83,8	130,6
	Juni	88,2	88,0	85,5	94,7	84,5	81,8	83,1	93,9	84,7	127,7
	Juli	86,8	86,4	83,8	96,5	84,1	76,8	77,3	99,8	82,6	128,1

	August	89,4	89,0	86,3	96,1	85,8	76,4	81,8	109,6	85,4	132,8	97,4
	September	94,4	93,9	91,2	96,9	86,6	84,4	94,2	108,9	90,7	137,1	103,4
	Oktober	97,4	97,1	94,3	99,2	87,7	88,2	98,5	114,6	93,9	141,7	102,8
	November	103,9	103,9	101,1	103,4	91,2	95,0	106,2	129,2	100,8	149,3	103,3
	Dezember	98,0	98,4	94,9	100,6	87,4	91,9	101,5	105,8	94,3	153,8	91,7
1950	Januar	93,3	94,4	90,8	102,4	87,4	87,6	98,1	87,0	89,7	152,0	70,5
	Februar	96,2	97,6	94,4	104,1	90,4	93,3	102,5	87,7	93,5	148,2	68,5
	März	98,8	99,7	96,7	104,6	95,8	96,2	103,5	84,1	96,0	147,0	80,6
	April	103,4	103,4	100,7	105,3	98,6	102,6	100,2	99,4	100,3	146,1	102,8
	Mai	108,9	108,8	106,7	103,9	103,4	107,4	107,4	113,9	106,9	142,4	112,3
	Juni	109,6	109,4	107,4	101,8	106,5	109,6	102,5	115,8	107,9	141,5	114,9
	Juli	110,8	110,2	108,2	103,6	108,5	108,6	99,2	123,5	108,6	142,8	122,6
	August	116,7	116,1	113,9	104,2	116,2	115,1	109,6	118,9	114,8	150,6	127,9
	September	125,5	125,0	122,8	106,2	123,3	129,0	124,6	116,5	124,4	160,3	133,8
	Oktober	132,1	131,8	129,5	109,5	123,3	136,3	133,9	136,5	131,3	168,8	138,6
	November	137,6	137,7	135,0	117,1	124,2	145,5	141,6	140,4	136,7	179,6	137,0
	Dezember	131,0	131,9	128,7	117,2	114,0	142,9	133,6	134,5	129,8	183,2	111,8
1951	Januar	124,3	126,3	122,9	115,1	114,5	137,2	130,5	106,0	123,7	180,4	83,1
	Februar	130,1	131,5	128,5	117,0	121,0	146,5	136,5	103,3	129,6	178,2	102,4
	März	132,5	133,5	130,7	118,5	124,9	149,5	136,6	102,8	131,8	178,4	113,2
	April	136,5	136,9	134,3	118,9	132,1	153,8	137,0	103,1	135,7	179,2	127,7
	Mai	138,2	137,9	135,7	117,1	132,2	156,1	133,4	115,7	137,4	173,6	144,0
	Juni	135,6	135,6	133,5	116,2	132,0	156,2	125,4	111,7	135,1	169,7	135,1
	Juli	131,4	130,9	128,4	115,1	127,9	149,8	117,2	109,0	129,6	170,9	142,5
	August	130,1	129,5	126,7	114,8	125,3	142,4	119,3	115,2	127,8	174,6	141,9
	September	136,8	136,2	133,3	116,3	129,0	152,1	130,0	119,6	134,9	182,5	148,8
	Oktober	144,1	144,0	141,1	119,5	131,0	157,9	137,3	149,6	143,1	191,3	144,6
	November	152,8	153,1	150,2	129,3	135,3	169,6	149,3	159,9	152,1	200,0	145,8
	Dezember	139,6	140,5	136,5	124,7	122,3	158,7	130,5	140,5	137,6	203,3	122,5
1952	Januar	135,2	137,2	133,0	125,1	125,7	159,1	130,2	103,9	133,7	204,2	93,8
	Februar ²	134,5	137,1	133,0	125,2	123,9	163,3	127,2	103,6	133,7	202,4	82,0
	März ²	137,2	138,3	134,6	126,4	126,8	166,8	122,4	•	135,3	198,2	113,8

¹ Ohne Nahrungs- und Genussmittelindustrien. ² Vorläufige Zahlen. Quelle: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik 1952.

Die Finanzierung der Neuinvestitionen

(Beträge in Mill. D-Mark)

	I. Hj. 1950		II. Hj. 1950		I. Hj. 195 1		II. Hj. 195 1		I. Hj. 19 52	
	Betrag	%	Betrag	%	Betrag	%	Betrag	%	Betrag	%
1. öffentl. Haushaltsmittel	1 411	28,0	1 459	19,3	2 105	29,1	2 760	34,0	2 790	37,0
2. Langfrist. Bankkredite	551	10,9	744	9,8	846	11,7	458	5,6	289	3,8
3. Bausparkassen	180	3,6	286	3,8	201	2,8	167	2,1	216	2,9
4. Wertpapiere (ohne Unterbringung bei Grosszeichnern u. Versicherungen)	147	2,9	220	2,9	113	1,5	211	2,6	202	2,7
5. Lebens- u. Sachversicherungen	171	3,4	243	3,2	220	3,0	260	3,2	260	3,4
6. Sozialversicherungen	78	1,6	176	2,3	210	2,9	475	5,8	485	6,4
7. Weitergeleitete Gegenwertfonds	862	17,1	913	12,0	364	5,0	456	5,6	252	3,3
<i>Mittel- und langfristige Fremdfinanzierung insgesamt</i>	<i>3 400</i>	<i>67,5</i>	<i>4 041</i>	<i>53,3</i>	<i>4 059</i>	<i>56,0</i>	<i>4 787</i>	<i>58,9</i>	<i>4 494</i>	<i>59,5</i>
8. Vorfinanzierung des Zentralbanksystems	220	4,4	366	4,8	86	1,2	58	0,7	—	—
9. Selbstfinanzierung, Kurzfristige Bankkredite, Privatkredite	1 421	28,1	3 178	41,9	3 105	42,8	3 280	40,4	3 056	40,5
<i>Sämtliche Netto-Investitionen</i>	<i>5 041</i>	<i>700,0</i>	<i>7 585</i>	<i>700,0</i>	<i>7 250</i>	<i>700,0</i>	<i>8 125</i>	<i>700,0</i>	<i>7 550</i>	<i>700,0</i>
Reinvestierte Abschreibungen	3 169		3 335		3 650		3 925		4 250	
Brutto-Investitionen (ohne Vorratsveränderungen)	8210		10 920		10 900		12 050		11 800	

zierung der Neuinvestitionen während der zweieinhalb Jahre 1950 bis 1. Halbjahr 1952 zu analysieren. Die Autoren stützen sich im Wesentlichen auf Angaben der Bank Deutscher Länder, deren Exaktheit freilich nicht unbestritten ist. Immerhin erhält man wenigstens eine ungefähre Vorstellung der Vorgänge, die damals von Bedeutung waren. Man sieht zum Beispiel, dass und wie sehr die öffentlichen Haushaltsmittel Bedeutung für die Investitionsfinanzierung gewannen, während die Gegenwertmittel der amerikanischen Hilfeleistung schnell an Gewicht verloren. Man bemerkt andererseits aber auch, dass die Wirtschaft – getragen von der Koreakonjunktur – sich anschickte, die Aufgabe der Investitionsfinanzierung mehr und mehr auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Unterstellt man die Schätzung der Zentralbank als richtig, dass die Position «Selbstfinanzierung, Kurzfristige Bankkredite, Privatkredite» zu zwei Dritteln aus Mitteln der Selbstfinanzierung besteht, und rechnet man diesen die reinvestierten Abschreibungen hinzu, so kann man ungefähr ausmachen, was die Wirtschaft aus eigener Kraft zur Deckung des gesamten Anlagebedarfs beizusteuern vermochte.

Man kommt, wenn man so verfährt, zu der Feststellung, dass der Anteil der Selbstfinanzierung am Betrag der Nettoinvestitionen im ersten Halbjahr 1950 erst gegen 19 Prozent, in den vier folgenden Semestern aber 27 bis 29 Prozent betragen habe; zum zweiten, dass Selbstfinanzierung plus reinvestierte Abschreibungen in den fünf Halbjahren von Anfang 1950 bis Mitte 1952 etwa die Hälfte der Bruttoinvestitionen aufgebracht hätten.

Das kann ungefähr zutreffen. Doch ist zu bedenken, dass unsere Berechnungen und Schätzungen nicht nur die Anlagetätigkeit der Industrie erfassen – die höchstens ein Viertel bis ein Drittel aller Investitionen auf sich vereinigte –, sondern auch die Investitionen des Handwerks, der Landwirtschaft, des Gross- und Einzelhandels, der öffentlichen Hand und solcher Unternehmen, die sich unter keine dieser Kategorien subsumieren lassen.

Jedenfalls, der Anteil der Eigenfinanzierung am Gesamtbetrag der Investitionen war bedeutend; so überraschend gross, dass sich die brennende Frage erhebt, wie die Wirtschaft diese Leistung zuwege brachte.

Die Antwort ist einfach, aber ziemlich vielschichtig.

Zum ersten waren da die Erträge aus der Auflösung der Horte, die in vielen Jahren angelegt worden waren. Diese Verkäufe, die sich bis ins Jahr 1949 erstreckten, erfolgten gleichsam «aus der Sparkasse». Man konnte die Erlöse, die sie brachten, zur Investition verwenden, ohne sie um Lohn- und Materialzahlungen zu dezimieren. Was man an Kosten während der Zeit der gestauten Inflation vorgeleistet hatte, war längst verschmerzt und vergessen.

Zum zweiten stiegen die Preise recht beträchtlich. Vom Juni 1948 bis zum Dezember 1951 erhöhte sich der Preisindex der Nahrungsmittelrohstoffe um 74,8, derjenige der Industriestoffe um 70,9 Prozent. Freilich wurden die Preis-

steigerungen nicht immer weitergegeben, sondern zum Teil von der Industrie aufgefangen; aber auch hier waren sie keineswegs unbedeutend. Beispielsweise stiegen – immer nach Angaben des Statistischen Bundesamtes – die Erzeugerpreise in der Sparte Bergbau, Mineralöle, Steine und Erden während unserer Beobachtungszeit um 44,2 Prozent, in der Eisen- und Stahlindustrie,

Index der Grundstoffpreise

(1938 = 100)

	Juni 1948	Dez. 1948	Dez. 1949	Dez. 1950	Dez. 1951	1949	^o 1950	1951
Nahrungsmittel	123	154	181	177	215	172	173	200
Industriestoffe	172	217	204	265	294	204	230	284
Grundstoffe insgesamt	152	192	195	230	262	191	207	250

der NE-Metallindustrie und der Giesserei um 68,8 Prozent, im Maschinen- und Fahrzeugbau und in der Eisen-, Stahl-, Blech- und Metallwarenindustrie freilich nur um 16,0 Prozent, in der chemischen und in der Gummiindustrie um 33,3 Prozent, in der Holz- und Papierindustrie um 48,7 Prozent, in der Leder- und Schuhindustrie um 60 Prozent, in der Textil- und Bekleidungsindustrie endlich um 46,3 Prozent.

Diese Preissteigerungen wurden freilich nicht oder nur indirekt an den Handel weitergegeben: indirekt insofern, als der Handel, der mit überhöhten Preisen in die D-Mark-Aera eingetreten war, sich nicht in der Lage sah, die Preise zu senken. Im Gegenteil, auch die Einzelhandelspreise stiegen – nicht so stark allerdings wie die Erzeugerpreise –, so dass es am Ende doch wieder der Endverbraucher war, der die Zeche bezahlte.

Voraussetzung dafür, dass die Preisbewegung nachhaltig zum Flor der Wirtschaft beitrug, war freilich, dass mehr und billig produziert wurde, das heisst, dass die Zahl der Arbeiter und die Ergiebigkeit ihrer Arbeit zunahm, die Löhne aber hinter der Preisentwicklung zurückblieben und ein gut Stück unter denen der vergleichbaren Industrienationen lagen.

Nun, was das betraf, waren die Konjunkturbedingungen in der Bundesrepublik nicht eben schlecht. Es war kein Problem, Arbeitskräfte zu mobilisieren. Anders als zur Zeit der zurückgestauten Inflation war die industrielle Reservearmee lange Zeit gross genug, um jeder Nachfrage ein Angebot gegenüberzustellen, das diese um ein Vielfaches übertraf.

Wie es zu Reichsmarkzeiten zugegangen war, lassen uns noch die Zahlen für den Juni des Jahres 1948 erkennen: Damals wurden im Bundesgebiet nur 451'100 Arbeitslose, dagegen 677'100 offene Stellen gezählt; man hätte höchstens die Hälfte der angebotenen Stellen besetzen können, da die offiziell Erwerbslosen zum guten Teil aus Kranken und überalterten Arbeitnehmern bestanden, die nicht in der Lage waren, die parasitäre Existenz als Mittler am

Schwarzmarkt zu führen, in die eine Million ihrer Schicksalsgenossen sich eingelebt hatten.

Die Situation änderte sich schlagartig nach der Währungsreform. Schon im Juli standen 665'000 Arbeitslosen nurmehr 285'100 offene Stellen gegenüber. Nur wenige «arbeitslose» Schwarzhändler hatten das Glück, über gehortete Bestände zu verfügen, aus denen sich noch einige Zeit leben liess. Die anderen krochen allmählich hervor, Monat für Monat mehr, die den Glanz der D-Mark höher schätzten als die gering und immer geringer werdende Chance, wieder ins Schwarzmarktgeschäft einzusteigen. Die Zahl der Arbeitenden nahm nur

Arbeitsmarkt

Bundesgebiet in 1'000

Zeit	Beschäftigte	Arbeitslose	Offene Stellen
Juni 1948	13 468,1	451,1	677,1
Dezember 1948	13 702,8	759,6	225,8
Juni 1949	13 488,7	1 283,3	144,6
Dezember 1949	13 556,2	1 123,1	75,4
Juni 1950	13 845,6	1 538,1	124,3
Dezember 1950	14 163,1	1 690,0	71,9
Juni 1951	14 720,6	1 325,7	125,9
Dezember 1951	14 583,3	1 653,6	66,0

Quelle: Bank Deutscher Länder

in schleppendem Tempo zu; erst im Dezember 1950 war sie um knapp 700'000, im darauffolgenden Juni um etwa 1,25 Millionen grösser als im Juni 1948. Dagegen hielt der tendenzielle Abfall der offenen Stellen an. Im Juni 1948 waren auf 1'000 offene Stellen 666 Arbeitslose entfallen; im Dezember 1948 standen zur Besetzung von 1'000 Stellen 3'364 Arbeitslose zur Verfügung; im Dezember 1949 drängten sich 14'895 Arbeitslose um die Besetzung von 1'000 offenen Stellen; im Dezember 1950 und 1951 wurde das Angebot von 1'000 offenen Stellen von 23'305 bzw. 25'055 Arbeitslosen umkämpft.

Das also war die Struktur des Arbeitsmarkts in den dreieinhalb Jahren des heraufscheinenden Wirtschaftswunders: die Zahl der Arbeitsplätze wuchs langsam, unbeständig und stärker erst seit dem Koreaboom; das Heer der Arbeitslosen – gespeist von den Veteranen des Schwarzmarkts und dem Zustrom der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen – nahm sprunghaft zu; das Stellenangebot schwand zusehends dahin. Bis endlich eine industrielle Reservarmee entstanden war – 25-mal so stark wie die Zahl der neu hinzukommenden Arbeitsplätze –, die jede offene Stelle heiss und begierig, demütig und in ihr Schicksal ergeben umkämpfte.

Auf diesem Boden konnte die blaue Blume der Marktwirtschaft sich kräftig entfalten. Die Arbeiterschaft hatte alle wünschenswerte Freiheit: Die Beschäftigten hatten die Freiheit, bescheiden in ihren Lohnwünschen zu bleiben, erhielten sie doch ein Geld von echter Kaufkraft, das von Berechtigungsscheinen, Marken etc. schnell und wirkungsvoll befreit wurde; es war ihnen anheimgestellt, ihre Arbeitszeit zu steigern, und sie konnten, um sich an ihren Arbeitsplätzen zu behaupten, die Produktivität ihrer Leistung steigern. Den Arbeitslosen wurde die Chance zugestanden, im freien Wettbewerb um die offenen Stellen zu konkurrieren. Neue Arbeitsplätze waren allerdings knapp; aber es gab sie doch immer wieder, und sie fielen den Tüchtigen zu, die sich mit hinreichender Ellbogenkraft um sie bewarben.

Freilich, schon damals bangte man um die D-Mark, die der Gefährdung durch die Lohn-Preis-Spirale auf die Dauer nicht standhalten werde. Dass die industriellen Erzeugerpreise scharf angezogen hatten, wurde freilich be-

Zeit	Wochenarbeitszeit in Stunden			Bruttostundenlohn in RPf/DPf		
	M ¹	W ²	M+W	M	W	M+W
1947	39,8	36,1	39,1	100,8	60,7	94,1
1948	43,0	40,0	42,4	112,3	69,0	104,5
1949	47,3	43,8	46,5	130,2	82,7	119,6
1950	49,1	45,5	48,2	139,4	89,2	127,5
1951 ³	48,7	44,4	47,6	159,7	102,5	146,0

Quelle: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1952

grüsst; dass die Kosten der Lebenshaltung stiegen, nahm man hin. Schliesslich hatte, zwar nicht Professor Erhard, sondern die Besatzungsmacht dem deutschen Volk das Geschenk der Marktfreiheit gebracht, unter deren Regime die Preise sich frei, nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, zu regeln hatten. Die Preissteigerungen also waren in Ordnung; zumal die Erträge ja nicht vom Unternehmer verjubelt, sondern zum grossen Teil und zum Besten des deutschen Volkes reinvestiert wurden.

Wie aber stand's mit dem Arbeiter? Fünfzehn Jahre hatte er stillgehalten, war er vernünftig genug gewesen, keine Lohnforderungen zu stellen, und in den letzten Jahren hatte er praktisch umsonst gearbeitet. Denn die 33 bis 35 Reichsmark, die er in der Lohntüte heimbrachte, reichten kaum hin, die Miete zu zahlen und die täglichen 1'000 Kalorien je Kopf der Familie einzukaufen, die die Rationierung ihm zuwies. Kleider und Schuhe für die Kinder, schwarze Zigaretten, Schnaps, Fett und Kaffee konnte sich nur der Arbeiter

¹ M = Männliche Arbeiter.

² W = Weibliche Arbeiter.

³ Durchschnitt März, Juni, September.

leisten, der einen Teil seines Lohns in Sachwerten erhielt oder der Bergmannspunkte in Tausch geben konnte.

«Nach der Währung» erhielt der Arbeiter seinen Lohn in harter D-Mark. Das sollte doch wohl genug sein, und zunächst hielt die Arbeitnehmerseite sich auch so strikt zurück, dass ihr das Lob der höchsten Instanzen zuteil wurde. Aber dann schien es, dass die Gewerkschaften die alte Tugend der Bescheidenheit vergassen. Die Arbeiterorganisationen stellten Lohnforderungen und erzielten Zugeständnisse, die auf die Dauer ruinös wirken mussten: setzte man das durchschnittliche Lohnniveau des Jahres 1948 gleich 100, so stieg der Lohnindex in den nächsten Jahren auf 114,4 bzw. 122,0 und 139,7. Es war schwer, das Anziehen der Lohnschraube hinzunehmen, das der Situation am Arbeitsmarkt gar nicht entsprach.

In der Tat spiegelte der Druck der anschwellenden Reservearmee auf den Arbeitsmarkt, der stille Kampf um den Arbeitsplatz sich weniger in der Lohnbewegung wider als in der Entwicklung der wöchentlichen Arbeitszeit und der Produktivität der Arbeiterstunde. Von 1950 bis 1956 wurden rund 48 bis 49 Stunden in der Woche gearbeitet. Der Fleiss des deutschen Arbeiters blieb sprichwörtlich wie eh und je. Erst 1957 setzte eine Entwicklung ein, die dazu führte, dass der «Verfall der Arbeitsmoral» Schlagzeilen machte.

Nicht weniger wichtig, eher vielleicht von grösserer Bedeutung war der Anstieg der Arbeitsproduktivität. Normalerweise nimmt die Ergiebigkeit der

Index des Produktionsergebnisses je Arbeiterstunde

(1936 = 100)

	1949		1950		1951	
	I. Hj.	II. Hj.	I. Hj.	II. Hj.	I. Hj.	II. Hj.
Gesamte Industrie ohne Bau u. ohne Energieerzeugung	78,9	85,8	87,8	97,9	100,7	104,4
darunter Bergbau	65,0	67,1	69,7	72,0	74,8	75,9
Verarb. Industrie	81,3	88,8	90,6	101,2	104,0	108,0
darunter Grundstoff- und Produktionsgüter-Industrie	84,7	90,2	95,5	105,0	108,6	108,4
Investitionsgüter-Industrien	76,7	81,8	87,3	101,2	108,5	112,0
Verbrauchsgüter-Industrien	78,3	86,0	87,1	94,2	98,3	100,8

Arbeit mit der Rationalisierung, Mechanisierung und Automatisierung des Produktionsprozesses zu, die hohe Investitionen voraussetzen. Ob Mittel dieser Grössenordnung damals vorhanden waren und ob ihnen ein quantitativ und qualitativ entsprechendes Angebot an Investitionsgütern gegenüberstand, kann

füglich bezweifelt werden. Wahrscheinlicher ist, dass ein Arbeiter, der sich nach langer Hungerzeit wieder satt essen kann, leistungsfähiger ist als der Darbende und dass der Arbeitnehmer, der an heiss umstrittenem Arbeitsplatz steht oder zu stehen glaubt, alles daransetzen wird, seine Stelle durch höhere Leistung zu behaupten. Mindestens ist das menschliche Moment in den ersten Jahren nach der Währungsreform hoch einzuschätzen, wenn es nicht gar entscheidend für die Steigerung der Arbeitsproduktivität war.

Die Zunahme der Produktivität war in der Tat erstaunlich. Vom 1. Halbjahr 1949 bis zum 2. Halbjahr 1951 wuchs die Ergiebigkeit der Arbeit in der gesamten Industrie (ohne Bau und Energieerzeugung) um rund ein Drittel (+ 32,3 Prozent); doch bestand ein tiefer Unterschied zwischen Industrie im engeren Sinne und Bergbau: Während die verarbeitende Industrie einen Produktivitätszuwachs je Arbeiterstunde von 32,8 Prozent aufwies, musste der Bergbau sich mit einem Wachstum der Arbeitsproduktivität um 16,7, der Kohlenbergbau mit einem solchen um 11,3 Prozent und der Steinkohlenbergbau mit einem noch geringeren Zuwachs zufriedengeben.

Natürlich waren auch in der eigentlichen Industrie die Zuwachsraten der Produktivität unterschiedlich. In zwei Sparten, den Grundstoff- und Produktionsgüter-Industrien einerseits, den Verbrauchsgüter-Industrien andererseits, konnte die Ergiebigkeit der Arbeit fast um den gleichen Satz – um 28,0 bzw. 28,7 Prozent – gesteigert werden. In der Sparte der Investitionsgüter-Industrien dagegen stieg die Arbeitsproduktivität um 46,0 Prozent; wesentlich deshalb, weil der Fahrzeugbau (+ 112,8%) mächtig aufgeholt hatte und in den Serienbau Mittel zu investieren vermochte, die natürlich der Rationalisierung dienten. Nur dort also tat die Ergiebigkeit der Arbeit einen mächtigen Sprung nach vorn, wo neben die Bemühungen der arbeitenden Menschen die Hilfe der Rationalisierungsinvestitionen getreten war.

Alles in allem aber war die Arbeitsmarktsituation – das Nebeneinander eines gewaltigen Arbeitslosenheeres und eines sehr geringen Angebotes offener Stellen – so günstig wie möglich für die Konsolidierung der Konjunktur. Der deutsche Arbeiter hatte seinen Ruf, der fleissigste der Welt zu sein, glänzend bestätigt. Und was die Gefahr der Lohn-Preis-Spirale anging, so hatten sich auch in diesem Punkt die Gemüter schliesslich beruhigt. «Vom dritten Vierteljahr 1951 ab», lesen wir im Geschäftsbericht der Bank Deutscher Länder für das Jahr 1951, «sind... die Löhne nur noch wenig gestiegen. Diese Entwicklung förderte ihrerseits dann wieder die Preisberuhigung, so dass statt der zeitweilig drohenden Lohn-Preis-Spirale Löhne und Preise sich schliesslich gemeinsam in den Stabilisierungsprozess einfügten.»

Die junge D-Mark-Konjunktur, deren Basis die Disziplin der Lohnempfänger und der Gewerkschaften bildete, griff unwiderstehlich aus: Noch gab es freilich die klirrenden Produktionsverbote und -beschränkungen der Alliierten, die erst nach dem Inkrafttreten des Schuman-Plans – praktisch im Sommer 1952 – aufgehoben werden sollten. Aber es scheint, dass sich niemand

ernsthaft darum kümmerte. Im Jahre 1949 war der Bundesrepublik eine Stahlerzeugung von 11,1 Millionen Tonnen zugestanden und im April 1951 diese Auflage bestätigt worden. Was aber geschah? Im Jahre 1949 wurden 9,156 Millionen t Rohstahl erzeugt, etwa ebensoviel wie die Franzosen hervorbrachten (9,152 Mill. t); 1950 stieg die Erzeugung auf 12,121 Millionen t (Frankreich: 8,652 Mill. t), 1951 sogar auf 13,506 Millionen t (Frankreich: 9,831 Mill. t). Die Alliierten sahen und übersahen die Nichtachtung ihrer Anordnungen. Amerika brauchte Eisen und Stahl für seine Rüstungsproduktion; das Land kaufte Walzwerkserzeugnisse, wo es sie aufbringen konnte, gleichgültig, ob sie erlaubter oder verbotener Produktion entstammten.

Anders verhielt es sich mit der Kohle. Die Internationale Ruhrbehörde beharrte bis zum Sommer 1952 eisern auf ihrem Recht, dem deutschen Steinkohlenbergbau Exportquoten von unzumutbarer Höhe aufzuzwingen. So wurden im Jahre 1950 15,988 Millionen t Stein- und Presskohle im Wert von 799,2 Millionen D-Mark exportiert und 4,067 Millionen t im Wert von 145,1 Millionen D-Mark importiert; im Jahre 1951 betrug die Ausfuhrmenge 13,665 Millionen t, der Ausfuhrwert 842,5 Millionen D-Mark, die Einfuhr dagegen war auf 9,651 Millionen t bzw. 702,7 Millionen D-Mark gestiegen. In beiden Jahren hatte das Saargebiet etwas mehr als drei Millionen Tonnen geliefert; das hatte 1950 etwa drei Viertel des deutschen Zuschussbedarfs ausgemacht, 1951 aber nur noch ein knappes Drittel der westdeutschen Nachfrage zu decken vermocht. Die deutsche Hüttenproduktion drohte zu stocken; wer Walzwerkserzeugnisse im Grossen zu kaufen versuchte, musste die Kohle mitbringen, und da Willy Schlieker – ein grossartiger Kaufmann alles in allem, aber ein problematischer Produzent – just damals bedeutende Lieferungsverträge über vielerlei Stahlerzeugnisse in den Staaten abgeschlossen hatte, kam er auf die gloriose Idee, die Kohle in den USA zu kaufen, gewissermassen deutschen Stahl gegen amerikanische Kohle zu tauschen.

Das kühne Projekt – auf einer Fahrt zu einem deutschen Hüttenwerk eronnen – liess sich alsbald realisieren: Im Jahre 1951 lieferten die Vereinigten Staaten der Bundesrepublik 5,805 Millionen t Kohle – drei Fünftel ihres Einfuhrbedarfs – im Wert von 546,9 Millionen D-Mark.

Die deutsche Stahlkonjunktur war gerettet. Aber um welchen Preis war das geschehen!

Im Jahre 1950 hatte die Kohlenausfuhr einen Tonnenpreis von 49,99 D-Mark erbracht, die Einfuhr 35,68 D-Mark je Tonne gekostet.

Im Jahre 1951 erhielten die deutschen Zechen 61,65 D-Mark je Tonne vom Ausland, aber sie zahlten 72,81 D-Mark für die Tonne importierter Kohle ans Ausland, mehr als doppelt so viel wie im Jahre zuvor. Einzig, weil die amerikanische Kohle, die den weiten Weg vom pennsylvanischen Bergwerk zum Hafen, über den Atlantik hinweg und von Hamburg ins Ruhrgebiet zurückzulegen hatte, überteuert war: sie kostete 94,21 D-Mark, alle andere Auslandskohle aber nur 40,51 D-Mark je Tonne.

Schliekers Idee war gut, aber reichlich teuer gewesen. Sie rettete die Stahlindustrie; aber nicht die Hüttenwerke, sondern ihre Kunden zahlten die Kosten der Rettungsaktion: Die Stahlproduzenten erhöhten die Preise. Das

Inlandpreise für Stabstahl

(RM/DM je 1'000 kg)

Juni	Bundesrepublik	Belgien	Frankreich	Gross-Britannien	USA
1948	212,50	231,90	230,89	267,70	209,89
1949	212,50	231,90	254,05	294,80	246,00
1950	225,00	266,70	248,80	258,10	319,50
1951	252,75	352,80	295,80	318,90	342,70
1952	390,50	352,80	360,80	367,80	342,70

Quelle: Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Düsseldorf

Jahr 1947 hindurch hatte der Stabstahl (Frachtbasis Oberhausen) 115,-R-Mark je Tonne gekostet, am 1.4.1948 wurde der Preis auf 212,50 R-Mark erhöht und nach der Währungsreform auch in D-Mark gezahlt, am 1.12.1949 erfolgte eine Steigerung auf 225,- D-Mark, am 1.12.1950 wurde der Preis auf 252,75 D-Mark, am 25.7.1951 auf 300,25 D-Mark, am 1.11.1951 auf 336,25 und am 10.4.1952 auf 390,50 D-Mark heraufgesetzt.

Vom Tage der Währungsreform bis zum 1. November 1951 stiegen die Preise von

Formstahl (Basis Oberhausen)	um 55,84 %
Stabstahl (Basis Oberhausen)	um 58,24 %
Bandstahl (Basis Oberhausen)	um 43,81 %
Walzdraht (Basis Oberhausen)	um 55,84 %
Grobblechen (Basis Essen)	um 49,08 %
Mittelblechen (Basis Essen)	um 44,40 %
Feinblechen (Basis Siegen)	um 42,18 %

Das Geld floss der Stahlindustrie in schwellendem Strom zu – zu einer Zeit, da erst wenige der «Einheitsgesellschaften» gegründet waren, in die sich die Industrie künftig gliedern sollte. Die Konjunktur war über Westdeutschland gekommen wie der Dieb in der Nacht, während noch viele Probleme von grösster Bedeutung – das Mitbestimmungsrecht, der Lastenausgleich, die grosse Steuerreform, die restlose Beseitigung der Zwangswirtschaft, die Regelung der deutschen Auslandsverschuldung und die Frage des deutschen Rüstungsbeitrags – der Erledigung harhten.

«All diese ungelösten Probleme», schrieb das «Börsen- und Wirtschaftshandbuch» in seinem Rückblick auf das Jahr 1951, «sind hinter dem Zahlengitter zu sehen, in dem der Ausblick auf das neue Jahr mit dem Anstieg der Rüstungen grössere Beklemmung in Aussicht stellt als das Jahr 1951 mit seinen

Produktionsrekorden auf der Hochebene einer Konjunktur, wenn dieser Begriff überhaupt noch angebracht ist, auf einer Höhe der Produktion und des Verbrauchs, die alle frühere Statistik wie aus einem tiefen Tal zu uns heraufblicken lässt. Es gibt keine Periode in der Wirtschaftsgeschichte, die in wenigen Jahren einen so rapiden Aufschwung erlebt hätte. Es gibt aber auch wenige Zeitabschnitte, Kriege ausgenommen, die sich mehr beengt und bedrängt fühlten wie an dieser Jahreswende die Ökonomie und die Menschen.»

Zugegeben, feinfühligere Naturen wie der Autor dieses Rückblicks fühlten sich «beengt und bedrängt» im Angesicht einer Konjunktur, die ihnen umstrahlt von der Aura weltweiten Wetttrüstens erschien. Lassen wir's dahingestellt bleiben, ob diese Aura nicht überhaupt eine Sinnestäuschung war. Jedenfalls wird die Wirtschaft gemeinhin nicht von feinnervigen Skeptikern betrieben, sondern von robusten Gegenwartsmenschen, die eher auf das Fortschreiten der Konjunktur über jeden bisher erlebten Gipfel hinaus vertrauen, als dass sie den Zusammenbruch des Aufstiegs in der Wirrnis sozialpolitischer Problematik oder unter den Atombomben eines neuen Weltkriegs fürchten. Nüchtere Burschen dieser Art, deren Interesse sich darin erschöpft, mehr und immer mehr zu verdienen, geben dem ökonomischen Prozess den notwendigen Rückhalt. Nicht etwa so, als ob sie blindlings dem Wahlspruch folgen: Wer wagt, gewinnt. Sie können, wenn's nottut, härter sparen als jeder andere – zuerst auf Kosten anderer, zuletzt an sich selbst. Sie sind aber auch bereit, das Glück beim Zipfel zu fassen, wenn es an ihnen vorbeiflattert, und ihren Einsatz in die Chance des Aufstiegs zu wagen. Im festen Vertrauen, dass das Schicksal ihnen wohlwill und sie nicht zur Schar der Verlierer versammelt wird.

Als in den Jahren 1950 bis 1952 ein grosser Teil der AG-Bilanzen auf D-Mark umgestellt wurden, liess sich die Unterschiedlichkeit der Chancen und der unternehmerischen Temperamente gut beobachten. 1950 konnten insgesamt 835, 1951 erheblich weniger: 292 und 1952 nur noch 38 Umstellungen festgestellt werden. Sie waren von sehr verschiedener Art. Im Jahre 1950 überwogen bei weitem die konservativen Managements, die glaubten, es bei einer Umstellung im Verhältnis 1 : 1 bewenden lassen zu können. Auf diese Gruppe, die ihren Kapitalbedarf in D-Mark nicht höher veranschlagte, als er in R-Mark gewesen war, entfielen 489 Gesellschaften (= 58,56%). Die Vorsichtigen oder Ängstlichen unter den Geschäftsleuten, die ihr D-Mark-Kapital niedriger als das R-Mark-Kapital ansetzten, stellten 241 Verwaltungen (= 28,86%). Die Wagemutigen, die Grund hatten oder zu haben glaubten, auf die Zukunft zu vertrauen und folglich ihr Kapital heraufzusetzen, waren durch 105 Gesellschaften (= 12,58%) vertreten.

Anders war das Bild im Jahre 1951. Auf die «Konservativen» entfielen nur noch 119 (= 40,75%), auf die «Pessimisten» 139 (= 47,60%) und auf die «Optimisten» 34 (= 11,65%) AG-Verwaltungen. Und wieder anders stellte die Struktur des Umstellungsvorgangs sich 1952 dar. Die «Schwarzseher» brachten es auf 27 (= 71,05%) Exempel, die ehrbaren und vielleicht auch

phantasielosen Kaufleute, die 1 : 1 umstellten, wurden durch 6 (= 15,79%), die Zuversichtlichen, ausnahmslos Unternehmen der Schwerindustrie, durch 5 (= 13,16%) Gesellschaften repräsentiert.

Um einen Einblick in den Charakter der Gruppe zu geben, die wir «die Wagemutigen», «die Zuversichtlichen», «die Optimisten» genannt haben, wurden die «Kapitalumstellungen nach oben» zu einer Tabelle zusammengefasst.

Wer sich die Mühe nimmt, unsere Zusammenfassung zu studieren, wird auf einige Strukturmerkmale stossen, die es verdienen, bedacht zu werden. Im ersten Jahr unserer Beobachtungsperiode waren in der Gruppe der Optimisten

Kapitalumstellung nach oben

<i>1950</i>	Umstellungs- verhältnis	Kapital in Mill. DM
Abshagen & Co AG, Hamburg (Chem. Werke; Lacke, Firnisse etc.).....	3:5	0,25
Ahlstedt-Schellerter Zuckerfabrik AG, Schellerten	4 : 5	0,55
Aktien-Färberei Münchberg (Bay.).....	4 :5	2,50
AG für Zink-Industrie vorm. Wilh. Grillo, Duisburg-Hamb.	4:5	4,75
AG A. Hering, Nürnberg (Maschinen- u. Apparatebau) .	1 :2	0,60
Aktienspinnerei Aachen, Aachen.....	1 :2	1,40
Aktien-Zuckerfabrik Munzel-Holtensen.....	3 : 4	0,81
Aktien-Zuckerfabrik Terülpstedt, Terülpstedt	2:3	0,75
Andreae-Noris-Zahn AG, Frankfurt a. M. (Chemikalienhandel; innerhalb des Konzerns Produktion)	5 : 6	5,40
C. F. Asche & Co AG, Hamburg (Herstellung und Verkauf chemischer Produkte).....	1 :2	0,48
Augsburger Buntweberei Riedinger, Augsburg	7 : 10	8,00
Automobil AG, Köln (Automobilhandel u. -reparatur) .	1 :5	0,50
Baugesellschaft für elektrische Anlagen AG, Aachen .	1 : 4	0,40
Bayerische Pflugfabrik AG, Landsberg/Lech	5 : 9	1,80
Bayerisches Kabelwerk Riffelmacher & Engelhardt AG, Roth b. Nbg.....	2,5 : 3,76	2,76
A. Berger & Co AG, Grefrath b. Krefeld (Leinen- u. Baumwollweberei)	1 : 2	0,30
Wilhelm Böhmer AG für Elektrobedarf, Dortmund .	1 : 2	0,20
Brohltal AG für Stein- und Tonindustrie, Burgbrohl .	7 : 12	6,00
Chemische Fabrik Kossack AG, Düsseldorf	5:9	0,45
Clauener Aktien-Zuckerfabrik, Clauen.....	9 : 10	0,58
Dachziegelwerk Möding AG, Möding b. L. (Isar)	1 : 2	0,40
Deutsche Blaufriesveem Transport u. Lagerhaus AG, Hambg.	1 : 2	0,20
Deutsche Gerätebau AG, Geisweid	1 : 25	3,00
Dorstener Glashütte AG, Dorsten	5 : 7	0,14
Drahtseilerei Gustav Kodes AG, Mülheim (Ruhr)-Broich .	3 : 5	1,20
Dyckerhoff Portland-Zementwerke AG, Wiesb.-Amöneburg	10 : 11	26,40
Garbe, Lahmeyer & Co AG, Aachen (Elektr. Maschinen u. Apparate).....	1 : 1,5	4,50
Gebr. Dichmann AG, Kelkheim/Taunus (Möbelfabrik) .	5 : 6	1,10
C. Grossmann, Eisen- & Stahlwerk AG, Solingen-Wald .	3 : 4	2,00

<i>1950</i>	Umstellungs- verhältnis	Kapital in Mill. DM
Heinrich Habig AG, Stoffdruckerei, Herdecke/Ruhr .	1 : 2	6,00
Haendler & Natcrmann AG, Hann.-Münden (Fabrikation technischer Blei- und Zinnwaren)	2 : 5	0,75
A. Hagedorn & Co AG, Osnabrück (Nitrozellulose, Zelluloid, Kunststoffe)	1 : 2	1,00
Hannoversche Papierfabriken Alfred Gronau, vormals Gebr. Woge, Alfeld/Leine.....	5 : 6	2,40
Hansella-Werk Albert Henkel AG, Viersen (Maschinenfabr.)	5 : 6	0,60
Haunstetter Spinnerei u. Weberei AG, Augsburg	3:5	3,50
Herdfabrik Delligsen AG, Delligsen	2:3	0,30
Fr. Hesser Maschinenfabrik AG, Stuttgart-B. Cannstatt .	5 : 7	2,10
Dr. Hillers AG, Solingen (Nähr- u. Heilmittelwerk) .	1 : 2	0,66
A. Himmelreich AG, Porz a. Rh. (Kolonialwarengrosshandel, Kaffeerösterei, Essigfabrikat.).....	5 : 7	0,70
Himmelwerk-AG, Tübingen (Elektr. Masch. u. Arbeitsmasch.)	2 : 3	3,60
Hotelbedarf AG, Wiesbaden	4,8 : 5	0,05
Industriegas-AG, Grevenbroich	5 : 6	3,80
«Keramag» Keram. Werke AG, Ratingen.....	2:3	8,00
Keramische Hütte AG, Sehnde	2 : 5	0,25
Kollnauer Baumwollspinnerei und Weberei, Kollnau .	2:3	1,80
Kulmbacher Spinnerei, Kulmbach (nach Einziehung von RM 740'000 eigner Aktien).....	10 : 11	9,00
Lippische Eisenindustrie AG, Remmighausen/Lippe .	1 : 5	1,40
Lippische Zuckerfabrik AG, Lage/Lippe	1 : 2	0,89
Malzfabrik Mellrichstadt AG, Mellrichstadt.....	2:3	0,30
Marswerke AG, Nürnberg (Werkzeugmaschinen, Fahr- und Motorräder).....	10 : 14	0,49
Maschinenfabrik Lorenz AG, Ettlingen	5 : 8	2,00
Mechanische Baumwoll-Spinnerei u. Weberei in Kaufbeuren, Kaufbeuren	1 : 2	4,50
Albert Menger AG, Stoffelmühle (Herstellung u. Verarbei- tung von Holz u. Metall, Steinen u. Erden, Kunststoffen aller Art)	5 : 8	0,80
Mohr & Co AG, Bad Neustadt a. S. (Sägewerk u. Holzhandel)	5 : 7	0,17
Nordbayerische Holzindustrie AG, Unsleben/Unterfranken	1 : 3	0,30
Norddeutsche Zündholz-AG, Berlin/Neu Isenburg	8 : 15	1,50
Oberkasseler Brauerei AG, Oberkassel/Siegbkreis	5 : 8	0,28
Oberwiehler Kunstwollfabrik Carl Hans & Co AG, Oberwiehl	3:5	0,50
Johs. Oswaldowski AG, Hamburg-Altona (Essig-Fabrikation und -Vertrieb)	1 : 2	0,40
Papierfabrik Baienfurt AG, Baienfurt/Wttbg	4:5	5,00
Claudius Peters AG, Hamburg (Maschinenhandel) .	2:3	0,45
Phönix Nähmaschinen AG, Baer u. Rempel, Bielefeld	5 : 6	3,60
Pino AG Chemische Fabrik, Freudenstadt	2:3	0,20
Pongs & Zahn Textilwerke AG, Viersen	5 : 6	6,40
Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebr. Spohn AG, Blau- beuren	5 : 7	3,50
Porzellanfabriken Creidnitz AG, Creidnitz b. Coburg .	1 : 2	0,24
Potthoff & Flume AG, Lünen/Lippe (Armaturen, Öfen) .	5 : 8,4	0,42

	Umstellungs- verhältnis	Kapital in Mill. DM
<i>1950</i>		
Ratinger Maschinenfabrik u. Eisengiesserei AG, Ratingen .	2 : 5	0,15
Rexroth-Lynen AG, Michelstadt/Odew. (Sägewerk, Holzwaren)	5 : 7	0,525
Rheinische Strohzellstoff AG, Rheindürkheim/Kr. Worms	2 : 3	2,40
Rösler Draht AG, Amern	10 : 13	4,80
Röhrenlager Mannheim AG, Mannheim.....	2 : 3	1,50
Rohtabakvergärungs AG, Karlsruhe	5 : 8	0,80
Roto-Werke AG, Königslutter (Vervielfältiger)	7 : 10	0,80
Sauerstoffwerk Westfalen AG, Münster i. W. .	1 : 3	0,61
Joh. Wilh. Scheidt AG, Kettwig/Ruhr	2:3	6,00
Schmacke & Kumpmann AG, Hagen (Elektro- u. Präzisions- Stahlrohren; Vertrieb v. elektr. Leitungen).....	3 : 4	1,00
J. A. Schmalbach Blechwarenwerke AG, Braunschweig .	5 : 8	8,00
Schnellpressenfabrik AG, Heidelberg.....	4 : 5	5,00
Schuhfabrik Manz AG, Bamberg.....	3 : 5	0,65
Sichel-Werke AG, Hannover-Limmer (Leimer, Ladestoffe etc.)	5 : 6	1,20
Spinnerei u. Weberei Kottern	5 : 6	5,40
Stuttgarter Gipsgeschäft AG, Stuttgart-Untertürkheim .	5 : 7	0,42
Taunus Lederwerke Niedernhausen AG, Niedernhausen .	5 : 8	0,40
Textilausrüstung u. Druckerei Prinz AG, Augsburg .	1 : 1,26	4,00
Trierer Vache-Lederwerke AG, Trier	2:5	0,25
Überlandwerk Fulda AG, Fulda.....	2 : 3	6,00
Vereinigte Grossalmeroder Thonwerke, Grossalmerode .	3 : 4	2,70
Vereinigte Kesselwerke AG, Düsseldorf	1 : 2	4,20
Vereinigte Trikotwerke (R. Vollmoeller) AG, Stuttgart .	2:3	2,70
Voigt & Haeffner AG, Frankfurt a. M. (Elektrogeräte) .	1 : 1,3	5,90
Vollmer-Werke Maschinenfabrik AG, Biberach .	1 : 2	0,42
Westdeutsche Handelsgesellschaft AG, Köln	5 : 6	4,80
WestfaliaDinnendahl Groppe AG, Bodium (Maschinenfabr.)	4 : 5	6,50
Westfalia Separator AG, Oelde i. W.....	5 : 7	7,90
Wichelhaus P. Sohn AG, Wuppertal (Bankhaus)	1 : 1,5	2,24
Wickmann-Werke AG, Witten-Annen (Elektrogeräte)	4 : 9	1,35
Wolldeckenfabrik Weil der Stadt AG, Weil der Stadt/Wttbg.	1 : 2	0,90
Württembergische Cattunmanufaktur, Heidenheim .	2 : 3	6,70
Zahnradfabrik Zuffenhausen Gebr. Metzger AG, Stuttg.-Z.	31 : 45	0,45
A. Ziemann AG, Stuttg.-Feuerbach (Maschinen, besonders Brauereimaschinen).....	1 : 2	0,75
Zuckerfabrik Harsum AG, Harsum.....	1 : 2	0,4501
Zuckerfabrik Königslutter AG, Königslutter	5 : 6	0,54
Zuckerfabrik Warburg AG, Warburg.....	1 : 2	1,50
Zwirnerei u. Nähfadenfabrik Rhenania AG, Dülken .	7 : 9	0,90
<i>Insgesamt</i>		255,30
<i>1951</i>		
Amag-Hilpert-Pegnitzhütte AG, Nürnberg (Maschinen, Pum- pen, Armaturen)	2 : 3	3,457
Annawerk AG, Oeslau b. Coburg, (Chamotte- u. Tonfabrik)	5 : 6	3,12
Baumwollindustrie Erlangen-Bamberg AG, Erlangen	4 : 5	22,50

* Gleichzeitig erhöht auf 0,525.

<i>1951</i>	Umstellungs- verhältnis	Kapital in Mill. DM
Bleicherei, Färberei u. Appreturanstalt Uhingen AG	4 : 5	1,30
Bochum-Gelsenkirchener Strassenbahnen AG, Bochum	7 : 10	10,00
Braunschweigische Kohlen-Bergwerke, Helmstedt	2 : 3	66,00
Braunschweigische Maschinenbau-Anstalt, Braunschweig	5 : 8	0,48
Bremer Papier- und Wellpappenfabrik AG, Bremen	5:6	0,96
Concordia Bergbau AG, Oberhausen.....	5 : 6	21,00
Concordia Elektrizitäts AG, Dortmund.....	2 : 3	6,00
Dinglerwerke AG, Zweibrücken (Eisen-, Stahl-, Metall- zeugnisse)	5 : 8	4,00
Dampfschiffahrts-Ges. f. d. Nieder- u. Mittelrhein, Düssel- dorf/Köln.....	1,19 : 2	2,00
Eschweiler Bergwerks-Verein, Kohlscheid.....	5 : 6	60,00
Faber & Schleicher AG, Offenbach (Eisengießerei u. Maschinenfabrik)	2 : 3	2,10
Haunstetter Spinnerei u. Weberei, Augsburg	3 : 5	3,50
Holzwerkzeugfabrik Laupheim AG, Laupheim/Wttbg. .	5 : 6	0,60
Kammgarn-Spinnerei Bietigheim, Bietigheim	2 : 3	3,78
Klein, Schanzlin & Becker AG, Frankenthal (Masch.-Fabr.)	2 : 3	5,55
Maschinenfabrik Hartmann AG, Offenbach	4:5	1,50
Motorenwerk Mannheim AG, Mannheim.....	2 : 3	4,86
Neue Augsburger Kattunfabrik, Augsburg.....	2:3	7,20
Nordd. Wollkämmerei u. Kammgarnspinnerei AG, Bremen	5 : 6	14,40
Nordwestdeutsche Kraftwerke AG, Hamburg.....	2 : 3	27,00
Preussisch-Rheinische Dampfschiffahrts-Ges., Köln	7 : 10	2,00
Rheinische Textilfabriken AG, Wuppertal-Elberfeld .	5 : 6	2,94
Schwäbische Zellstoff AG, Ehingen/Donau.....	2 : 3	4,80
Stuttgarter Vereinsdruckerei AG, Stuttgart.....	1 : 2	0,27
Süddeutsche Baumwolle-Industrie AG, Kuchen	10 : 16,5	4,95
Triumph Werke AG, Nürnberg (Maschinen, Büromaschinen, Fahrräder).....	5 : 8	6,40
Tuchfabrik Aachen AG, Aachen.....	5 : 6	1,80
Veith-Gummiwerke AG, Sandbach/Höchst.....	1 : 2	6,00
Württembergische Baumwoll-Spinnerei und -Weberei bei Esslingen, Esslingen	5 : 9	4,50
Württembergische Leinen-Industrie, Blaubeuren	5 : 7	0,60
Zschokke-Werke AG, Karlsruhe (Säge- u. Holzwerke) .	1 : 2	0,90
<i>Insgesamt</i>		<i>306,47</i>
<i>1952</i>		
Eisenwerke Weserhütte AG, B. Oeynhausn	3 : 4	4,40
Harpener Bergbau AG, Dortmund ¹	1 : 3,7	154 + 108
Ilseeder Hütte, Peine ¹	1 : 1,75	119,28
Mülheimer Bergwerks Verein, Essen.....	7 : 10	28,57
Niederrheinische Bergwerks AG, Neunkirchen	1 : 1,5	14,70
<i>Insgesamt</i>		<i>428,95</i>

¹ Die mitgeteilten Zahlen sind nicht endgültig.

am stärksten die Investitionsgüter-Industrien vertreten. Sie vereinigten nahezu die Hälfte der Fälle auf sich, in denen eine Kapitalumstellung nach oben stattgefunden hatte. Das entsprach dem Trend, der aus der Produktionsstatistik abzulesen war: Sowohl die Erzeugung als auch die Ergiebigkeit der Arbeit war in der Sparte der Investitionsgüter-Industrien stärker als in allen anderen Industriezweigen gestiegen. Umstände, aus denen der kluge Mann – doch gab es freilich nur wenige kluge Leute – schon frühzeitig seine Folgerungen ziehen konnte. Die nämlich, dass die Investitionsgütererzeugung ihre Spitzenstellung behaupten würde. Nebenbei: Friedrich Flick gehörte zu der Spezies, die den richtigen Riecher hatte. Das ist das Geheimnis seines Erfolges.

An zweiter Stelle rangierte in der Optimistengruppe die Textilindustrie. Sie liess sich von der Welle des Nachholbedarfs tragen, die freilich einmal abebben würde – eher über lang als über kurz –, eine Zeitlang aber gute Erträge bringen würde.

Die chemische Industrie – eigentlich der Sparte der Produktionsgüter-Industrien angehörig – mischte sich gleich zu Anfang schon kräftig in den Chor der Zuversichtlichen. Doch war noch nicht abzusehen, wie schnell sie die Stufenleiter des Aufstiegs emporsteigen würde, zumal die Chemiefasererzeugung erst relativ spät (1958) die allgemeine Chemieproduktion einholen sollte.

Etwa in gleicher Zahl wie die Chemie war die Zuckerfabrikation unter den Wagemutigen vertreten. Die Fresswelle begann freilich schon abzuebben oder sich der steigenden Flut der Standarderhöhung einzuordnen. Aber die «Schleckerwelle» – die sich allmählich von der Zuckerindustrie auf andere Gewerbezweige verlagern sollte – rollte weiter. Schokolade, Kekse, Buttercreme: Süssigkeiten aller Art gingen in den täglichen Speisezettel ein – Schritt für Schritt natürlich –, die Ausnahme wurde zur Regel. Wer das voraussah, tippte nicht falsch.

An letzter Stelle stand 1950 noch die Holz- und Möbelindustrie. Aber vielleicht nur, weil diese Gewerbezweige zum geringsten Teil von unserer Statistik erfasst werden. Sie sind eher die Sache des Klein- und Mittelbetriebs, der andere Gesellschaftsformen als die Aktiengesellschaft bevorzugt.

Im nächsten Jahr – 1951 – waren die Investitionsgüter-Industrien und die Textilunternehmen mit ungefähr je einem Drittel an der Zahl der Optimisten beteiligt; die Holz- und Möbelindustrie brachte es auf zwei, die chemische Industrie auf ein Exempel der Umstellung nach oben. Die Zuckerindustrie fehlte ganz. 1952 finden wir nur noch eine Handvoll Vertreter der Schwerindustrie – drei Bergbauunternehmen, einen Hüttenkonzern und eine Maschinenbauanstalt, Glied eines grossen Montankonzerns – unter den Wagemutigen. Eine neue Epoche scheint sich abzuzeichnen. Die alten Träger gewaltiger Wirtschaftsmacht pochen an die Tore der Marktwirtschaft. Noch weiss man nicht, ob ihnen aufgetan und wohin der Weg sich wenden wird. Nur wer sehr scharf hinsieht, vermag jetzt schon zu ahnen, welchen Zielen die Entwicklung mit schnellen und immer beschwingteren Schritten entgegeneilen wird.

DER MECHANISMUS DES WUNDERS

Gut macht viel Freunde; aber der Arme wird
von seinen Freunden verlassen.

Sprüche Salomonis, Kap. 19, Vers 4

DER TAU VON BLUT UND TRÄNEN

Ist der Krieg der Vater aller Dinge?

Nicht nur die Griechen behaupteten das, man hat die These auch in jüngerer Zeit gern wiederholt, und man hat viele Gründe zu ihren Gunsten anführen können. Wir wollen diese Gründe nicht im Einzelnen diskutieren; aber das steht wohl fest, der Krieg hat Forschung und Technik so stark angeregt, wie es der Frieden nicht zu tun vermocht hätte. Die grossen Gebiete der Luftfahrt, der synthetischen Fertigung, der nuklearen Physik und ihrer technischen Nutzung - um nur diese zu nennen - haben im Krieg und durch den Krieg so viel profitiert, dass den beiden Aggregatzuständen der politischen Beziehungen - dem Krieg und dem Frieden - ein Artunterschied zugestanden werden musste, der sehr zugunsten des Krieges sprach.

Gewiss, der Krieg hatte Verluste und Zerstörungen im Gefolge, von deren Ausmassen sich der friedliche Mensch keine Vorstellungen hatte machen können: Millionen Menschen, Soldaten und Zivilisten, starben im feindlichen Feuer, Städte und Industriegebiete wurden verwüstet, Provinzen und ganze Länder aufgegeben, Volksteile, die wieder nach Millionen zählten, aus der Heimat vertrieben und grosse Völker über den Waffenstillstand hinaus diffamiert, dem Hunger, der politischen Auflösung, der Arbeitslosigkeit, der Vernichtung und Ausraubung ihrer Arbeitsmittel überantwortet. Der Krieg hatte durchaus seine negativen Seiten. Aber aus dem Boden, den er, gedüngt mit dem Blut der Bürger und der Asche der Städte, den Überlebenden zurückliess, erhob sich umso strahlender der Wiederaufbau. Und gerade die Rekonstruktion der Produktionsstätten hatte das grosse Erfahrungswissen, das der Krieg hinterlassen hatte, aufs Beste nutzen können.

Nicht als ob die öffentliche Meinung Hinweise dieser Art - Erinnerungen an die schöpferische Kraft des Krieges - gelassen hingenommen hätte. Viele Publizisten schätzten die Zerstörung von Menschenleben, Wohn- und Arbeitsstätten, von staatsbürgerlichen Tugenden, von Kulturgut und von schöpferischen Geistern, die das geistige und künstlerische Erbe der Väter bewahren und weiter entwickeln konnten, als schwerer wiegend ein denn den materiellen Gewinn, den der Krieg - vielleicht - hinterlassen hatte. Die Auffassung überwog, es sei doch eigentlich schrecklich, dass man den materiellen Progress um den Preis des Bluts von Millionen Menschen erkaufen könne; dass man

dem Krieg, ob man wollte oder nicht, auch seine guten Seiten zugestehen müsse.

Das etwa war die Stimmung, die zu Beginn der fünfziger Jahre durch die deutschen Konjunkturanalysen geisterte; denn jede Wirtschaftsanalyse wird ebenso stark von emotionalen wie von rationalen Momenten getragen. Und eben damals war das Missbehagen im Angesicht des Aufstiegs so stark wie nur möglich.

Der Chronist, der auf das Jahr 1951, das «Koreajahr», zurückgeblickt hatte, hatte gemeint, Westdeutschland sei von einer Konjunktur getragen worden, wie sie in der Wirtschaftsgeschichte noch nie aufgetreten war. Besorgt hatte er festgestellt, dass dieser Aufschwung ein Deviat des allgemeinen Wettrüstens war, in das die Bundesrepublik mindestens in der Form hineingezogen werden könnte, dass ihr Beitrag zu den Besatzungskosten steigen würde. Mit einem Seufzer eher der Sorge als der Erleichterung hatte er konstatiert, dass die westdeutsche Einfuhr nur um 29, die Ausfuhr dagegen um 75 Prozent gestiegen sei; denn das war so aussergewöhnlich, so ausschliesslich auf die Situation des heissen Krieges im Fernen Osten gegründet, dass man auf die Fortdauer oder Besserung nicht rechnen durfte. Stirnrunzelnd hatte er auf die Gefahr der «permanenten Inflation» hingewiesen, die hüben und drüben des Ozeans durch Presse-, Geschäfts- und Börsenberichte geisterte. Und bedrückten Herzens hatte er vermerkt, dass die Begehrlichkeit der Arbeitnehmer, sei es in Lohnfragen, sei es im Hinblick auf die Mitbestimmung im Betrieb, Probleme aufgeworfen habe, die unter den Bedingungen des zu erwartenden Abschwungs kaum gelöst werden könnten.

Nun, es kam nicht dazu; die Krise, der Abschwung, selbst die «recession» blieben aus.

Ein Jahr später, Anfang 1953, musste auch der herbste Wirtschaftskritiker zugeben, dass die Konjunktur ihren eigenwilligen Weg fortgesetzt habe. Man traute ihr freilich nicht, dieser «unnatürlichen Konjunktur». Sie widersprach so offensichtlich den traditionellen Regeln des zyklischen Wirtschaftsablaufs, dass man zu der Ansicht gelangte, sie sei «politisch bedingt», ein Geschöpf des fortdauernden Wettrüstens, dessen Kosten allein in Westeuropa von sechs Millionen Dollar im Jahre 1948 auf zwölf Millionen im Jahre 1952 gestiegen waren. Ob das nun zutraf oder nicht, ob der Wettlauf des Rüstens der Produktion zugute kam oder die Entwicklung der Produktionskräfte grössere Rüstungen erlaubte: wie der Zusammenhang auch war, das Misstrauen blieb, und man sah nur mit Unbehagen zu, wie die Kurve der industriellen Produktion unwiderstehlich nach oben strebte.

Das umso mehr, als die Marktsituation sich grundlegend gewandelt hatte. Im Jahre des Koreabooms waren die Grundstoffe knapp gewesen und hatten teilweise Preise von schwindelnder Höhe erreicht. Der Verkäufer beherrschte den Markt; der Käufer musste froh sein, sein Geld an den Mann zu bringen, und war beglückt über jede Gelegenheit, überteuerte Rohstoffe zu horten.

Im Jahre nach dem Koreakonflikt – 1952 – schlug die Situation in ihr Gegenteil um. Kohle und Stahl, eben noch die am heissesten umkämpften Rohstoffe, wurden in Hülle und Fülle auf dem Weltmarkt angeboten. Der Kohlemarkt war «gesättigt», hiess es, der Stahlmarkt «ausgeglichen». Im Handumdrehen hatte sich aus dem Verkäufermarkt des Koreabooms ein Käufermarkt entwickelt, um den die Produzenten mit den erweiterten Kapazitäten konkurrierten, die sie im Koreajahr aufgebaut hatten. Namentlich die deutsche Hüttenindustrie bekam den Konkurrenzkampf zu spüren. Die Stahlproduktion hatte zum ersten Mal das Niveau des Normaljahres 1936 überschritten: sie lag um annähernd zehn Prozent, die Erzeugung der Eisen-, Stahl- und Tempergiesserei um beinahe 20 Prozent höher als in jenem Basisjahr des statistischen Vergleichs. Die Sorgen um den Wiederaufbau der durch Bomben, Granaten und Pressluftschlämmer der Demontagetrupps zerstörten Werke, um Restitutions- und Produktionspermits waren längst vergessen. Man machte sich jetzt um andere Dinge den Kopf heiss: um die Aufgaben der Mechanisierung, Rationalisierung und Modernisierung der Betriebe, deren Lösung der deutschen Industrie nach den sieben mageren Jahren die Chance öffnete, die ausländische Konkurrenz in sieben fetten Jahren abzuhängen. Und schliesslich gab es da noch das Problem der Preisgestaltung zu bewältigen, da am 1. August 1952 die Bindung der deutschen Stahlpreise aufgehoben worden war und diese künftig zwischen den Vertretern der eisenschaffenden und der eisenverarbeitenden Industrie ausgehandelt werden sollten.

Sicherlich hätte der Wandel der Marktsituation leicht zu fühlbaren Rückschlägen führen können. Dass sie dennoch nicht eintraten, der arbeitstägliche Index der industriellen Nettoproduktion (1936 = 100) vielmehr von 131,2 auf 139,6 ansteigen konnte, wurde – wir sagten es schon – im Allgemeinen auf die Fortdauer des Wettrüstens zurückgeführt. Die These von der schöpferischen Kraft des Krieges – sei es auch, dass Krieg und Kriegsvorbereitung, Kampf und Beschaffung der Kampfmittel gleichgesetzt wurden – war schon so stereotyp geworden, dass sie in keiner Konjunkturanalyse von Gewicht fehlte. Das tiefe Unbehagen an dem so offen zutage liegenden Zusammenhang zwischen Zerstörung und Aufbau musste sich Luft machen. Und wenn es nur in der bange Frage geschah, was soll denn um Himmels willen werden, wenn Krieg und Kriegsrüstung die Konjunktur nicht mehr stützen?

Ist diese These von der konjunkturtragenden und -stützenden Kraft des Krieges zu verifizieren? Ist sie wenigstens für den statistisch so klar übersehbaren heissen und kalten Krieg im Fernen Osten mit Zahlen zu belegen?

Wir fürchten: nein oder nur sehr beschränkt.

Man muss freilich zugeben, dass das Volkseinkommen und das Bruttoeinkommen aus unselbständiger Arbeit 1951 gegenüber dem Vorjahr einen Sprung tat wie niemals zuvor und nachher. Das Volkseinkommen (= Netto-sozialprodukt zu Faktorkosten) stieg von 74,5 Milliarden D-Mark im Jahre 1950 auf 90,3 Milliarden im Jahre 1951 (+ 21,2%), das Volkseinkommen je

Einwohner wuchs von 1'588 auf 1'905 D-Mark (+ 20,0%), das Volkseinkommen je Erwerbstätigen erhöhte sich von 3'726 auf 4'401 D-Mark (+ 18,1%).

Das Bruttoeinkommen aus unselbständiger Arbeit nahm insgesamt von 44,1 auf 53,4 Milliarden (+ 21,2%) und je beschäftigten Arbeitnehmer von 3'223 auf 3'739 D-Mark (+ 16,0%) zu.

Steigerungssätze dieser Grösse hat es später nicht mehr gegeben. Sie waren das Charakteristikum des Koreajahres – eben des Jahres, das die These von der schöpferischen Kraft des Krieges so trefflich zu illustrieren schien.

Dennoch muss man der These nach wie vor skeptisch gegenüberstehen. Allerdings – der Krieg hatte sein Gutes gehabt für die Bundesrepublik: er hatte der westdeutschen Wirtschaft das Tor zur Weltwirtschaft wieder geöffnet, er hatte dazu beigetragen, dass die so lange durch Verbote und Auflagen aller Art geknebelte Industrie endlich Anschluss an das Wirtschaftsgeschehen in aller Welt gewann.

Die industrielle Tätigkeit der westlichen Welt war seit dem Kriegsende stark gewachsen. Nach Angaben des Statistischen Amtes der Vereinten Nationen hatte sie im Zeitraum 1946 bis 1950 um etwa 40 Prozent zugenommen und lag 1950 um 60,6 Prozent über dem Niveau des vielberufenen Basisjahrs 1936. Anders die Industrie im deutschen Bundesgebiet: ihr Ausstoss war 1950 erst um elf Prozent grösser, als er 1936 gewesen war.

Das also – den Vorsprung der ausserdeutschen vor der deutschen Industrie – muss man berücksichtigen, wenn man die industriellen Fortschritte der Bundesrepublik am internationalen Massstab misst. Die Festlegung des Jahres 1950 als Basisjahr des statistischen Vergleichs bedeutet hüben und drüben der Grenze etwas ganz anderes. Hüben verzeichnete man 1950 einen gelinden, drüben einen sehr starken Fortschritt gegenüber der Vorkriegszeit. Die Unterschiedlichkeit wird nur *scheinbar* aufgehoben, indem man das Jahr 1950 (1950 = 100) als Basisjahr für das deutsche Wirtschaftsgebiet und das Gebiet der westlichen Weltwirtschaft nimmt; dort und hier bedeutet die Ziffer 100 etwas ganz anderes.

Produktionsindizes	Bergbau		Verarbeitende Industrien		Industrie insgesamt	
	Weit ¹	BRD	Welt ¹	BRD	Weit ¹	BRD
1950	100	100	100	100	100	100
1951	108	112	110	119	108	118
1952	111	120	112	127	111	126
1953	114	123	120	141	119	139
1954	115	128	120	158	119	155
1955	124	136	133	183	131	178

Quellen: Statistical Yearbooks of the United Nations
 Statistische Jahrbücher für die Bundesrepublik Deutschland

¹ Westliche Welt.

Liest man die Reihe der Produktionsindizes mit diesen Vorbehalten, so verliert das deutsche Wunder schon etwas von seinem Glanz. Wieweit es sich überhaupt um ein Wunder, wie weit es sich nur darum handelte, dass die industrielle Entwicklung der Bundesrepublik sich in den Rhythmus des weltwirtschaftlichen Prozesses wieder einordnete, ist aus den Zahlen freilich nicht abzulesen. Man ahnt die Wirklichkeit mehr, als dass man sie klar erkennt. Aber die Ahnung genügt durchaus, die Überschätzung zu dämpfen, zu der der schwungvolle Aufstieg der deutschen Produktionsziffern verführte.

Man kommt der Wirklichkeit etwas näher, wenn man als Basisjahr der internationalen und der deutschen Entwicklung das Jahr 1936 nimmt. Freilich, auch dieses Verfahren hat seine Schönheitsfehler: Im Dritten Reich hatte die Rüstungskonjunktur den ersten Höhepunkt erreicht, das Land dampfte vor Aktivität, an der auch noch die jüdischen Firmen partizipierten, man näherte sich der Vollbeschäftigung; jenseits der Grenzen jedoch dominierten Abschwung und Krise, die mit harter Hand das tägliche Leben der Bauern und Arbeiter beherrschten.

Als Basisjahr des statistischen Vergleichs war das Jahr 1936 nicht viel besser geeignet als das Jahr 1950. Immerhin lässt sich die Dynamik der Nachkriegsjahre, die den industriellen Auf- und Ausbau diesseits und jenseits unserer Grenzen kennzeichnet, doch wohl besser ermitteln, wenn man von der Basis 1936 ausgeht. Man kann das Stück Willkür, das auch in diesem Verfah-

Industrielle Produktionsindizes (1936= 100)

	1950	1951	1952	1953	1954	1955
<i>Westliche Welt</i>	141	152	156	168	168	185
Bundesrepublik	111	131	140	154	172	198
<i>Deutscher Index</i>						
<i>in % d. Weltindex</i>	78,7	86,2	89,7	91,7	102,4	107,0

Quellen: Umgerechnet nach Statistical Yearbooks of the United Nations und den Statistischen Jahrbüchern für die BRD

ren steckt, getrost ignorieren, es bleibt dennoch genug, um zu sehen, auf was es ankommt: 1950 lag die industrielle Produktion der Bundesrepublik noch weit hinter der Aktivität der westlichen Welt zurück; 1951 holte sie mit einem grossen Sprung auf; 1952 und 1953 arbeitete sie sich Schritt für Schritt an die immer noch vorausseilende Entwicklung der westlichen Welt heran, ohne sie ganz einzuholen. Das geschah erst 1954: mit einem Riesensprung – grösser als der im Koreajahr 1951 – überholte sie die Industrie der westlichen Welt. Das deutsche Wunder war in die Wirklichkeit eingebrochen und hat seither nichts vom Glanz des ephemeren Wirtschaftsvorganges verloren.

So etwa lassen sich unsere Indexreihen deuten, die – wie gesagt – keinen

Anspruch auf Exaktheit erheben, sondern nur die Tendenz und das Tempo einer Bewegung abbilden können: eines Prozesses allerdings, dessen Realität über jeden Zweifel erhaben ist.

Die Frage ist nur, was der heisse Krieg in Fernost und das Wettrüsten der Grossmächte mit dieser Entwicklung zu tun haben.

Die Chronisten der Jahre 1951 und 1952, gelegentlich auch noch der Mann, der auf das Jahr 1953 zurückblickte, hatten mit einem gewissen Gruseln davon gesprochen, dass und wie stark das Moment des Wettrüstens zugunsten der deutschen Konjunktur eingegriffen habe. Das Wunder des industriellen Aufschwungs, das sich in der besiegten, zerstörten und noch nach dem Krieg durch Demontagetrupps verwüsteten Bundesrepublik ereignete, schien geradezu ein Geschöpf des Krieges im fernen Asien zu sein.

Wenn dem so war, so konnte es gar nicht anders zugegangen sein, als dass die Bundesrepublik ihre Lieferungen an den grössten der westlichen Kombattanten, die Vereinigten Staaten, gewaltig gesteigert hatte. Wie sollte sonst der Krieg entscheidenden Einfluss auf die westdeutsche Industriekonjunktur gewonnen haben, als dadurch, dass die Bundesrepublik mit Rüstungsaufträgen überhäuft wurde.

In den acht Jahren 1950 bis 1957 exportierte die Bundesrepublik Waren im Gesamtbetrag von 172'954,4 Millionen D-Mark, davon gingen Güter im Wert von 11'199,1 Millionen oder 6,48 Prozent der gesamten Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten. Importiert wurde in unserer Referenzperiode erheblich weniger. Die gesamte Einfuhr kostete uns 161'783,0 Millionen; aber davon gingen 23'813,7 Millionen D-Mark, 14,72 Prozent des Einfuhrwerts, an die Vereinigten Staaten. Unsere Handelsbilanz war, aufs Ganze gesehen, aktiv; gegenüber den Vereinigten Staaten aber war und blieb sie bis zum heutigen Tage passiv.

Das ist die Grundsituation.

Im Einzelnen entwickelten die Dinge sich folgendermassen: In den Jahren 1950 und 1951, in die der Koreaboom fiel, blieb unsere Handelsbilanz noch passiv. Erst dann, als die Waffen schon schwiegen, trat der Umschwung ein. Zunächst zögernd, dann schärfer akzentuiert, mit einem gewissen Rückschlag im Jahre 1955, erbrachte die Ausfuhr Überschüsse über die Einfuhr. Die deutsche Ware hatte ihren Siegeszug durch die Welt angetreten. Dank des vergleichsweise niedrigen Lohnniveaus, bedeutender Investitionen in die Rationalisierung der Produktion, schnell steigender Erträge der industriellen Arbeit usw. hatte die Bundesrepublik eine Exportoffensive zu starten vermocht, die ihresgleichen suchte.

Die Vereinigten Staaten spielten in diesem Zusammenhang eine ziemlich bescheidene Rolle. Zugegeben, die Ausfuhr nach den USA war 1951 mehr als doppelt so gross wie im Jahre zuvor. Sie hatte 1950 rund 433,0 Millionen eingebracht; 1951 wurden 991,9 Millionen D-Mark Erlöst; das heisst der Amerika-Anteil am deutschen Export war von 5,18 auf 6,80 Prozent gestiegen. Das war

Aussenhandel der Bundesrepublik (in Mill. D-Mark)

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957
Einfuhr insgesamt	11 373,9	14 725,5	16 202,9	16 010,4	19 337,1	24 472,4	27 963,9	31 696,9
davon aus den USA	1 811,2	2 721,8	2 506,8	1 658,0	2 236,8	3 209,6	3 997,9	5 671,6
<i>dgl. i. % d. Gesamteinfuhr</i>	<i>15,92</i>	<i>18,48</i>	<i>15,47</i>	<i>70,86</i>	<i>11,57</i>	<i>73,72</i>	<i>14,30</i>	<i>17,89</i>
Ausfuhr insgesamt	8 362,2	14 576,8	16 908,8	18,525,6	22 035,2	25 716,8	30 861,0	35 968,0
davon nach den USA	433,0	991,9	1 049,0	1 248,9	1 236,8	1 625,7	2 090,7	2 523,1
<i>dgl. i. % d. Gesamtausfuhr</i>	<i>5,78</i>	<i>6,80</i>	<i>6,20</i>	<i>6,74</i>	<i>5,67</i>	<i>6,32</i>	<i>6,77</i>	<i>7,07</i>

schon etwas, aber es war doch nicht genug, dem Zuschussbedarf des Kombattanten Amerika die Rolle des konjunkturauslösenden und -tragenden Elements zuzuerkennen. Zumal der Exportsteigerung eine wesentlich grössere Importsteigerung gegenüberstand: Die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten erhöhte sich von 1'811,2 Millionen D-Mark im Jahre 1950 auf 2'721,8 Millionen im Jahre 1951; sie wuchs um 910,6, die Ausfuhr nur um 558,9 Millionen D-Mark. Amerika hatte seine Position in der deutschen Einfuhr von 15,92 auf 18,48 Prozent verbessert. Nicht die Bundesrepublik, sondern die Vereinigten Staaten hatten den grösseren Gewinn aus dem engeren Zusammenrücken der beiden Nationen, das das Kriegsjahr 1951 tatsächlich zuwege gebracht hatte.

Die Einschätzung des Krieges als des «Vaters aller Dinge», zu der die deutschen Konjunkturchronisten sich verstanden, um nicht zu sagen: verstiegen hatten, erklärt sich aus einer eigenartigen Verengung ihres Blickwinkels. Sie hatten das grosse Ganze ausser Acht gelassen und wie gebannt nur auf die Ausfuhr der Eisen- und eisenverarbeitenden Industrie geblickt. Ganz verständlich, wenn man berücksichtigt, welche Rolle den Produktions- und Investitionsgüter-Industrien im zyklischen Geschehen zufällt.

Was sie da sahen, musste allerdings ihr Interesse erregen, ja, an Instinkt und Gefühl appellieren: Die Amerika-Ausfuhr dieser Erzeugnisse, deren Schlüsselposition im Kreislauf der Konjunktur nicht zu bestreiten ist, war 1951 in einem Masse gestiegen, das ihnen den Atem verschlug. Der deutsche Gesamtexport nach den USA hatte sich 1951 im Vergleich zum Vorjahr nur reichlich verdoppelt. Dagegen war die Ausfuhr der Güter, die unter der Sammelposition «Eisenvorerzeugnisse», richtiger: «Walzwerkprodukte» (Stahlrohren, Stab- und Formeisen, Bleche und Draht), zusammengefasst werden, dem Wert nach von 63,4 auf 269,9 Millionen D-Mark gestiegen. Sie hatte sich vom einen zum anderen Jahr mehr als vervierfacht: eine Konsequenz des deutschamerikanischen Eisen-Kohle-Geschäfts, das freilich das einzige seiner Art blieb. Der Export von Walzwerkprodukten nach den USA ist niemals mehr auf die Höhe gestiegen, die er im Jahre 1951 erreicht hatte. Er blieb das Mahnmal des Koreajahres; aufs Beste geeignet, das Gemüt des Chronisten zu verstören, der aus dem ephemeren Ereignis die These herleitete, der Krieg im Fernen Osten habe der deutschen Konjunktur Anregung und Stütze gegeben.

Anders verhielt es sich mit der Ausfuhr von Eisenwaren. Sie verdoppelte sich 1951 gegenüber dem Vorjahr, verhielt sich dann aber höchst launhaft: sie stieg von 55,7 Millionen D-Mark im Jahre 1951, nach einem leichten Rückschlag, auf 92,9 Millionen im Jahre 1954, stürzte dann auf 16,4 Millionen ab, erhob sich 1956 mit 133,0 Millionen auf ihr zweites Maximum und fiel 1957 wieder auf 17,5 Millionen ab. Im Gegensatz zur Maschinenausfuhr, die auch das ihre zur Exportkonjunktur des Koreajahres beitrug, dann aber erst richtig in Schwung kam und seither kontinuierlich gestiegen ist: dergestalt, dass sie den Export der Eisenvorerzeugnisse 1953 überholte und ihn dann weit und immer weiter hinter sich liess.

Deutsche Ausfuhr von Eisen, Eisenwaren und Maschinen nach den Vereinigten Staaten

Erzeugungen	1950		1951		1952		1953		1954		1955		1956		1957	
	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark	t	Mill. D-Mark
Stahlrohren	30 388	17,5	81 028	61,6	114 939	113,8	84 598	79,8	83 324	58,8	23 744	21,6	54 857	45,3	74 506	68,8
Stab- u. Formeisen	27 089	9,9	110 974	63,5	21 485	14,5	8 424	5,7	•	•	•	•	47 626	29,7	27 678	21,2
Blech	56 600	20,3	196 995	120,6	40 748	28,1	16 306	8,9	•	•	•	•	32 208	21,0	69 582	68,3
Draht	51 847	15,7	54 158	24,2	14 902	7,7	17 591	6,9	•	•	•	•	•	•	•	•
Eisenvorerzeugnisse	165 9241	63,4 ¹	443 1551	269,9 ¹	192 394	164,7	127 243	101,5	114 987	72,8	34 767	27,5	150 449	105,7	72 545	73,3
Eisenwaren	31 160	27,7	32 875	55,7	20 320	50,8	24 757	63,4	50 743	92,9	3 122	16,4	67 821	133,0	3011	17,5
Maschinen (ohne elektr.)	2 759	21,9	10 393	59,4	17 787	140,6	17 274	146,3	19 205	161,0	24 497	142,3	27 057	271,4	21 668	246,2
Zusammen (Mill. D-Mark)	113,0		385,0		356,1		311,2		326,7		186,2		510,1		337,0	
<i>dgl. i. % der ges. Ausfuhr nach d. USA</i>	26,10		38,81		33,95		24,92		26,41		11,45		24,40		13,36	

¹ Summe der vier obenstehenden Positionen.

Das also bleibt übrig von der frech-melancholischen These, der Krieg sei der Vater aller Dinge, die die Chronisten der deutschen Konjunktur von 1953 zu düsteren Betrachtungen und makabren Prophezeiungen animiert hatte. Sie stimmte nicht. Das Emporschnellen des Amerika-Exports deutscher Eisenvorserzeugnisse war die Schwalbe, die noch keinen Sommer macht. Sie zog geschwind am deutschen Horizont vorbei und entflog, ohne den Schwarm der Zugvögel anzuführen, den man erwartet hatte. Ein Geschöpf sowohl des amerikanischen Stahlmangels als auch der deutschen Kohlennot, das die magische Formel eines genialen Händlers ins Leben gerufen hatte: Wäre nicht Willy Schlieker gewesen, so wären Mangel und Not latent geblieben. Erst auf sein Wort hob der Vogel sich in die Luft, um so schnell zu verschwinden, wie er gekommen war. Sicherlich bezeichnet das Koreajahr einen Wendepunkt der deutschen Wirtschaftsentwicklung, und gewiss hat die Steigerung des Exports (um 74,3% im Jahre 1951) zur Konjunkturbelebung wesentlich beigetragen. Der exakte Nachweis jedoch, dass das deutsche Wirtschaftswachstum eine Konsequenz des Krieges und des Wettrüstens gewesen wäre, steht immer noch aus.

Aber man braucht das Argument des Krieges ja auch gar nicht, um die deutsche Konjunktur zu erklären. Das neue Geld, das die Besatzungsmächte den Westzonen aufgenötigt hatten, die Befreiung von den Fesseln der Zwangswirtschaft, zu der gleichfalls die Alliierten die Initiative gegeben hatten, die Zurückhaltung der Arbeitnehmer und ihrer Organisationen in ihren Lohnforderungen, die Bereitschaft der Konsumenten, überhöhte Preise zu zahlen, die Umsicht der Unternehmer, die über den Preis erzielten Erträge grossenteils zu investieren, die Zunahme des Beschäftigungsvolumens und der Produktivität der Arbeit, die schier unbegreifliche Sparwilligkeit des deutschen Volks, das, ein gebranntes Kind, das Feuer nicht scheute, u.a.m. genügen vollauf, dem «Wirtschaftswunder» auf den Grund zu kommen.

Das alles liegt klar zutage; womit nicht gesagt sein soll, dass das Ineingreifen der Räder nicht mehr der verfeinernden Darstellung bedarf. Schon deshalb, weil das Übersetzungsverhältnis, in dem die Getriebeteile zueinander stehen, sich ständig ändert und das gleiche Rad einmal stärker, einmal weniger stark zum Fortschreiten der Konjunktur beitragen wird.

VOM SEGEN DER ABSCHREIBUNGEN

So fesselnd es ist, sich in diese Vorgänge zu vertiefen – wir werden noch oft genug auf sie zurückkommen –, wird unsere Aufmerksamkeit jetzt von einem tiefer verborgenen Phänomen in Anspruch genommen. Es handelt sich darum, den «Vermachtungsprozess» aufzuspüren, der mit dem Aufstieg Deutschlands zur wirtschaftlichen Führungsmacht stattfand: den Vorgang der Machtsteigerung jener natürlichen und juristischen Personen, die die Gruppe der wirtschaftlichen Machttäger, der Männer und Institutionen von grossem politischem Einfluss und von geradezu überbordendem sozialen Prestigebedürfnis formieren.

Einen ersten offiziellen Hinweis auf das Problem erhielt man erst spät und in einer Form, die die Tragweite der Frage nicht annähernd ahnen liess. In ihrem Monatsbericht für den Dezember 1955 schrieb die Bank Deutscher Länder: «Dass ... der hohe Umfang der Investitionstätigkeit in erheblichem Mass durch die erstmals für das Jahr 1952 steuerrechtlich generell zugelassene degressive Abschreibung auf Anlagegüter mit einer Lebensdauer von zehn und mehr Jahren gefördert wird, steht ausser Frage. Bei dieser Abschreibungsmethode lassen sich in den ersten Jahren höhere Beträge abschreiben als nach der linearen Methode, während in den weitaus meisten Fällen vom vierten Jahr ab die Absetzungen kleinere Summen ergeben. Da nun geringere Abschreibungen den zu versteuernden Gewinn erhöhen, besteht für den grossen Kreis von Unternehmen, die diese Methode anwenden, ein Anreiz, zur Erhöhung ihrer Abschreibungsmöglichkeiten ihre Investitionstätigkeit weiter auszuweiten.»

Man muss die Bemerkung, die die Zentralbank über den Zusammenhang zwischen Investitionstätigkeit und Abschreibung machte, genau durchdenken, um sie zu verstehen.

Es versteht sich von selbst, dass jeder Geschäftsmann die Abnutzung und Überalterung seiner «beweglichen Wirtschaftsgüter», etwa seiner Maschinen, berücksichtigen muss, ehe er seinen Gewinn ermittelt. Ein Automobil, das er eben gekauft hat, ist im Augenblick, da es in sein Eigentum übergeht, schon weniger wert als es im Laden des Fahrzeughändlers war. So geht es auch mit der Maschine. Er braucht sie gar nicht oder kaum benutzt zu haben: wenn am Tage des Kaufs oder eine Woche nachher ein neues, besseres Modell auf dem Markt kommt, erleidet seine Maschine eine beträchtliche Wertminderung. Und diese Wertminderung wächst natürlich in dem Masse, in dem das Wirtschaftsgut benutzt, vielleicht sogar in zwei oder drei Schichten eingesetzt wird.

Um diesem natürlichen Wertverlust Rechnung zu tragen, muss der Geschäftsmann «Abschreibungen» machen – sie werden unter den «Aufwendungen» in der Gewinn- und Verlustrechnung verbucht –, die ihn in die Lage setzen, die in fortgesetzter Nutzung verbrauchten Wirtschaftsgüter zu ersetzen. Angenommen, es handelt sich um ein Wirtschaftsgut – sagen wir: eine Maschinenanlage –, das zehn Jahre genutzt werden kann, ehe es schrottreif wird: dann wird er sich normalerweise für die «lineare» Abschreibung entscheiden. Vom Ausgangswert, eben den 100'000 Mark, die der Geschäftsmann für die Anlage gezahlt hat, wird Jahr für Jahr 10'000 Mark oder 10 Prozent abgeschrieben, bis sie am Ende des zehnten Jahres mit Null Mark zu Buch steht. Sie kann dann aus dem Betrag der Abschreibungen ersetzt werden.

Angenommen aber, es handelt sich um eine Anlage, die schneller als normal veraltet, so kann der Geschäftsmann eine andere, die «degressive» Abschreibungsmethode wählen. Die Methode sieht einen festen Satz vor, um den der jeweilige Buchwert der Anlage gemindert wird. Im Jahre 1931, als die degressive Abschreibung zum ersten Mal eingeführt wurde, hatte die Finanz-

behörde bei zehnjähriger Nutzungsdauer des Anlageguts die unveränderliche Quote mit 30 Prozent festgesetzt: Hatte der Kaufmann das Wirtschaftsgut, für das ihm die degressive Abschreibung zugestanden worden war, für 100'000 R-Mark erworben, so konnte er am Ende des ersten Jahres 30'000 R-Mark, am Ende des zweiten Jahres 30 Prozent von 70'000 R-Mark oder 21'000 R-Mark, am Ende des dritten Jahres 30 Prozent von 49'000 R-Mark oder 14'700 R-Mark und so fort von immer kleiner werdenden Beträgen stets den gleichen Prozentsatz absetzen, bis ihm nach Ablauf von zehn Jahren ein Schrottwert von 2'824 R-Mark übrigblieb.

Nach dem Krieg glaubte man, auf die Methode der degressiven Abschreibung verzichten zu können. Im Jahre 1950 wurde ausdrücklich festgestellt, dass die in der D-Mark-Eröffnungsbilanz ausgewiesenen Wirtschaftsgüter degressiv nicht abgeschrieben werden dürfen. Der Gesetzgeber konnte indessen dem Druck der Interessenten nicht widerstehen, die ungestüm auf die Wiedereinführung der für die Unternehmer ungemein lohnenden Abschreibungsdegression drängten. So wurde denn für das Jahr 1952 die degressive Abschreibung wieder zugelassen, die bei zehnjähriger Nutzungsdauer des Wirtschaftsgutes einen festen Abschreibungssatz von 22,5 Prozent vorsah. Für die Jahre 1953 bis einschliesslich 1957 wurde die fixe Quote auf 28,31 Prozent erhöht. Während der Jahre 1958 bis Anfang 1960 galt für die vier- bis zehnjährige Nutzung eine Abschreibungsquote von 25 Prozent. Endlich senkte das Steueränderungsgesetz 1960, das kurz vor der parlamentarischen Sommerpause beschlossen wurde, den Abschreibungssatz für Wirtschaftsgüter, die nach dem 8. März 1960 angeschafft oder hergestellt worden sind, bei vier- bis zehnjähriger Nutzungsdauer auf 20 Prozent.

Wie die Degression sich auswirkte, ist aus unserer Tabelle abzulesen.

Während der ersten vier Jahre lagen die Abschreibungssätze regelmässig über den Quoten der linearen Abschreibung. Wie hoch sie tatsächlich waren, ergibt sich, wenn man sie addiert: Bei einem Satz von 30 Prozent errechnet man für die Vierjahres-Periode eine Abschreibung von 75'990 R-Mark, bei einer fixen Quote von 22,5 Prozent kommt man auf 63'925 D-Mark, bei 28,31 Prozent auf 73'586 D-Mark, bei 25 Prozent auf 68'360 und bei 20 Prozent immerhin auf 59'040 D-Mark je 100'000 R-Mark/D-Mark. Das waren Beträge, die sich lohnten; sie gingen vom versteuerbaren Gewinn ab, der als Überschuss der Aktiven über die Passiven errechnet wird. Und um das Geschäft zu perpetuieren, das den Unternehmen stille Reserven in beträchtlicher Höhe abwarf – Reserven, die dem Einblick und dem Zugriff der Aktionäre entzogen blieben –, brauchte man bloss Investitionen nachzuschieben: Jahr für Jahr, so dass man für einen Teil der Anlagen ständig die Wohltat der höchsten Abschreibungen in Anspruch nehmen konnte.

So stellte sich denn jener *circulus her*, auf den die Zentralbank anspielte – kein *circulus vitiosus*, sondern ein *circulus salutaris*: je mehr und je beständiger man investierte, desto höher wurden die Abschreibungen, und je höher

Degressive Abschreibung bei 10jähriger Nutzungsdauer

(Beträge in D-Mark)

Abschreibungs- satz	30%		22.5%		28,31%		25%		20%	
	Buchwert	Abschreibung	Buchwert	Abschreibung	Buchwert	Abschreibung	Buchwert	Abschreibung	Buchwert	Abschreibung
1. Jahr	100 000	-30 000	100 000	- 22 500	100 000	-28310	100 000	- 25 000	100 000	- 20 000
2. Jahr	70 000	-21 000	77 500	- 17 438	71 690	- 20 295	75 000	- 18 750	80 000	-16 000
3. Jahr	49 000	- 14 700	60 062	-13 514	51 395	- 14 550	56 250	14 063	64 000	-12 800
4. Jahr	34 300	- 10 290	46 548	- 10 473	36 845	- 10 431	42 187	- 10 547	51 200	- 10 240
5. Jahr	24 010	- 7 203	36 075	- 8 117	26414	- 7 478	31 640	- 7 910	40 960	- 8 192
6. Jahr	16 807	- 5 042	27 958	- 6 291	18 936	- 5 361	23 730	- 5 933	32 768	- 6 554
7. Jahr	11 765	- 3 530	21 667	- 4 875	13 575	- 3 843	17 797	- 4 449	26 214	- 5 243
8. Jahr	8 235	- 2 471	16 792	- 3 795	9 732	- 2 755	13 348	- 3 337	20 971	- 4 194
9. Jahr	5 764	- 1 729	12 997	- 2 924	6 977	- 1 975	10011	- 2 503	16 777	- 3 355
10. Jahr	4 035	- 1 211	10 073	- 2 266	5 002	- 1 416	7 508	- 1 877	13 422	- 2 684
Restwert	2 824		7 807		3 586		5 631		10 774	

die Abschreibungen wurden, desto mehr konnte man investieren. Das Risiko war und ist gering. Sobald die Sätze der Degression die linearen Abschreibungssätze fühlbar unterschritten, konnte man den Restwert nach der linearen Methode abschreiben.

Die Möglichkeiten der Machtsteigerung, die sich aus diesem Sachverhalt für das Unternehmen und sein Management öffneten, lassen sich nur erahnen. Beispielsweise wenn man berücksichtigt, wie leicht und erfolgreich sich die Gewinne eines Unternehmens manipulieren und, wenn man will, sogar in «Verluste» verkehren lassen, je nachdem, ob und wieviel man abschreibt und reinvestiert. Die Verwaltung ist dabei stets «gedeckt», wie man beim Kommiss zu sagen pflegte. Die stillen Reserven – die Endsumme eines höchst komplizierten Rechenwerks, über das keine Auskunft gegeben wird – können auch «rote Zahlen», Verluste, tragbar machen, die eben im *circulus salutaris* von Abschreibung und Investition entstanden sind.

STEUERPOLITIK FÜR INTERESSENTEN

Die degressive Abschreibung war übrigens nicht die einzige Steuerwohlthat, die in die Richtung der Investitionssteigerung drängte. Es gab noch andere Benefizien, die – der Allgemeinheit unbekannt oder längst von ihr vergessen – nur im Gedächtnis älterer Steuerspezialisten weiterleben, obwohl es viele Leute gibt, die ihrer in Dankbarkeit gedenken sollten. Haben sie doch ihr gerüteltes Mass dazu beigetragen – auf Kosten der Steuer- und der Geschäftsmoral –, dem Wirtschaftswunder auf die Beine zu helfen.

«Die in der Bundesrepublik nach 1948 zulässigen Sonderabschreibungsmöglichkeiten», bemerkt das «Enzyklopädische Lexikon für das Geld-, Bank- und Börsenwesen» summarisch zu diesem Thema, «bezweck(t)en primär die Kapitallenkung in bestimmte Wirtschaftszweige (Grundstoffindustrie, Bauwirtschaft, Schiffsbau), ferner Investitionsanreize, Finanzierungserleichterungen und Flüchtlingshilfen. Sie regelten sich im Einzelnen nach § 7 a-e EStG und § 36 IHG.» Was damals aber wirklich geschah, was alles und wie es auf dem Wege der Sonderabschreibung erreicht werden konnte, wäre wert, von einem deutschen Balzac geschildert zu werden: von einem Romancier, der wirklich die Hand am Puls der gesellschaftlichen Wirklichkeit hat.

§ 7a des Einkommensteuergesetzes (= EStG), um gleich in *médias res* zu gehen, betraf die Bewertungsfreiheit beweglicher Wirtschaftsgüter, die seit dem 1. Januar 1939 nicht nur durch Kriegseinwirkungen, sondern auch infolge von Überalterung, Abnutzung, Verschrottung usw. aus dem Betriebsvermögen ausgeschieden waren und später ersetzt wurden. Die ausgeschiedenen Anlagen mussten vor dem Währungsstichtag (21. Juni 1948), die sie ersetzenden Wirtschaftsgüter zwischen dem 1. Januar 1949 und dem 31. Dezember 1952 angeschafft oder hergestellt worden sein. Die Bewertungsfreiheit bestand darin, dass neben den normalen Abschreibungen, sofort oder auf zwei Jahre verteilt, 50 Prozent der Anschaffungskosten, jedoch nicht mehr als 100'000 D-Mark je

Betrieb, oder dass – allerdings nur in der Zeit von 1949 bis 1951 – in den ersten zwei Jahren 15 Prozent ohne Höchstbegrenzung abgeschrieben werden konnten. Das Steuerprivileg, das in erster Linie dem Wiederaufbau des zerstörten oder zugrunde gewirtschafteten Erzeugungsapparats dienen, in zweiter Linie die Investitionsgüterproduktion ankurbeln sollte, konnte bis zum 30. Juni 1951 von allen Steuerpflichtigen in Anspruch genommen werden, die ihren «Gewinn auf Grund ordnungsgemässer Buchführung» ermittelten. Seither gilt es nur noch für Flüchtlinge, Vertriebene und rassistisch oder politisch Verfolgte, hat seine Bedeutung aber schon dadurch verloren, dass seit Anfang 1952 nur noch maximal 100'000 D-Mark je Betrieb abgeschrieben werden dürfen und dass die Bewertungsfreiheit auf diejenigen Güter beschränkt ist, die bis zum 31. Dezember 1958 angeschafft oder hergestellt worden sind. In der Zeit jedoch, als der § 7a im Flor stand, hat er wesentlich dazu beigetragen, kleinen und grossen Unternehmen zur Heilung ihrer Kriegs- und Kriegsfolgeschäden zu verhelfen und die Investitionsgüter-Industrien in lohnende Arbeit zu bringen.

§ 7b EStG betraf und betrifft erhöhte Absetzungen für Wohngebäude. Bei Gebäuden, die nach dem 31. Dezember 1948 errichtet wurden – lautete zunächst die Bestimmung – und die zu mehr als 80 Prozent (seit 1. Januar 1953 zu mehr als $66\frac{2}{3}\%$) Wohnzwecken dienten, konnten in den ersten beiden Jahren je 10 Prozent, in den nächsten zehn Jahren je 3 Prozent abgeschrieben werden, so dass ein Wohnhaus nach zwölf Jahren nur noch mit 50 Prozent seines Werts zu Buch stand. Das war natürlich eine wunderbare Hilfe sowohl für die Bauherren und Baulöwen, die die notwendigen Bargelder mobilisieren konnten, als auch für die Bauwirtschaft, in der Tausende kleiner und grosser Unternehmen auf Arbeit warteten. Seitdem die Baukonjunktur Jahr für Jahr hitziger wurde, sind die liberalen Bedingungen, die das Gesetz zugunsten der Bauwilligen und der Bauwirtschaft schuf, natürlich stark reduziert worden.

Und nun der berühmt-berüchtigte § 7c, der in der Fassung von 1949 folgenden Wortlaut hatte: «Steuerpflichtige, die den Gewinn auf Grund ordnungsmässiger Buchführung ermitteln, können Zuschüsse oder unverzinsliche Darlehen zur Förderung des Wohnungsbaus im Jahr der Hingabe als Betriebsausgabe absetzen, wenn die Zuschüsse oder Darlehen gegeben werden an

- a) gemeinnützige Wohnungsunternehmen,
- b) Organe der staatlichen Wohnungspolitik,
- c) gemeinnützige Siedlungsunternehmen,
- d) zur Ausgabe von Heimstätten zugelassene Unternehmen,
- e) sonstige Wohnungs- und Siedlungsunternehmen und private Bauherren, soweit durch Zuschüsse oder unverzinsliche Darlehen der Bau von Wohnungen gefördert wird, die hinsichtlich der Grösse, Ausstattung und Miete (Mietwert) den Vorschriften entsprechen, die für die unter den Buchstaben a bis d genannten Unternehmen gelten. Der Nachweis hierfür wird durch eine Bescheinigung der für das Wohnungswesen zuständigen mittleren Verwaltungsbehörden erbracht.»

Ein harmloser Paragraph, scheint's auf den ersten Blick, ein Konfirmande schier unter den scharfzüngigen Steuerbestimmungen: schlicht und auf das Gemeinwohl bedacht, männlich und wortkarg, gerecht und von verhaltener Güte, beseelt von dem Willen, den Ärmsten der Armen zu helfen, die kein Dach über dem Kopf haben, und denen natürlich, die bereit sind, ihnen eine bescheidene Heimstatt zu bauen.

Die Praktiker freilich wussten es anders; sie sahen dem Jungen an, dass man mit ihm «Pferde stehlen» könnte, was hierzulande zwar ein Kavaliersdelikt ist, jenseits des Ozeans aber als ein todwürdiges Verbrechen gilt.

So hat denn auch der Münchner Steuerrechtslehrer Professor Dr. Ottmar Bühler – ein furchtloser Mann von aufrechter Gesinnung – einen denkwürdigen «Nachruf auf den früheren § 7c» verfasst. «Dieser frühere § 7c», lesen wir in seinem Kommentar zum Einkommen- und Körperschaftssteuergesetz, «verdient schon einen besonderen Nachruf, denn er lebt gar nicht mehr... Was an seine Stelle getreten ist, muss als ein ganz anderes Gebilde bezeichnet werden, und es ist wie wenn ein wilder, zu allem fähiger Bursche ab – und an seine Stelle ein sanftes Jüngelchen getreten wäre, das kein Steuerwässerchen trüben wird. Der alte § 7c hatte wirklich allerlei steuerliche Wässerchen getrübt und aufgewirbelt. Wie er das zuwege brachte, das soll hier wenigstens kurz geschildert werden.

Der Weg, den der 1949 geschaffene § 7c für die Wirtschaft eröffnete, um die damals noch nicht möglich gewesene Senkung der überhöhten Einkommensteuer im Falle der Förderung des Wohnungsbaus in etwa auszugleichen, war sowohl darin neu, dass er (ebenso wie dann der ein Jahr später geschaffene § 7d II) offensichtliche Arten der Einkommensverwendung künstlich als Einkommensminderungen behandelte, wie darin, dass er für buchführungspflichtige Gewerbetreibende dabei Zuschüsse und unverzinsliche Darlehen im Jahr der Hingabe in Wahl stellte. Bei unverzinslichen Darlehen bedingte das die Ausschaltung der Aktivierung der Darlehensforderung (durch einen Passivposten), weil sich nur so der *Rückfluss der Darlehen als Betriebseinnahme* auswirken konnte. Eine gewichtige Nebenfolge der Wohnungsbauzuschüsse war dabei auch noch, dass die Anschaffungs- und Herstellungskosten der mit ihrer Hilfe erstellten Gebäude sich um den Betrag dieser Zuschüsse minderten; das war im Gesetz selbst nicht angedeutet, sondern nur aus der DurchfVO (§ 11) zu ersehen.

Im Fall der Zuschüsse hielt sich der Fiskus also für die ihm bei den Zuschussgebern entgehende Steuer durch Minderung der Abschreibungsmöglichkeiten beim Hauseigentümer z.T. schadlos. Die Begünstigung der Darlehen wirkt darin durchaus wie eine ausserordentliche Abschreibungsmöglichkeit, dass sie nur eine *Gewinnverlagerung* auf spätere Jahre darstellte, die aber damals, da wir im Zeichen der Finanzierungsbilanzen standen, doch von grosser Bedeutung sein konnte.

Der Wortlaut des § 7c I machte im Übrigen mit der Voranstellung von fünf

Arten gemeinnütziger Wohnungsunternehmen, denen die Zuschüsse und Darlehen in erster Linie zukommen sollten, zunächst einen sozusagen biederen Eindruck: als ob es sich in der Hauptsache nur um die Förderung gemeinnütziger Wohnungsbaugesellschaften gehandelt hätte. Erst an sechster Stelle wurden dann doch auch für ‚sonstige Wohnungs- und Siedlungsunternehmen und *private Bauherren*‘ dieselben steuerlichen Vergünstigungsmöglichkeiten eingeräumt, wenn von ihnen die Normen für den sozialen Wohnungsbau eingehalten wurden. Dieser private, nicht gemeinnützige Wohnungsbausektor wurde aber in der Praxis dann doch ein Hauptanwendungsgebiet, und ungeahnte Möglichkeiten entwickelten sich aus diesem sechsten Fall vor allem deshalb, weil zwei Gestaltungsmöglichkeiten dabei zunächst ganz ungehindert nutzbar gemacht werden konnten, an die der harmlose Gesetzgeber anscheinend nicht gedacht hatte: die durch Kreditaufnahme und die Zuwendung der Zuschüsse oder Darlehen an ein abhängiges Unternehmen.

Das letztere konnte bewirken, dass der scheinbar hervorragend uneigennützig verlorene Zuschuss wirtschaftlich für den Geber doch nicht viel anders als eine Übertragung von einer Tasche in die andere bedeutete unter Verbleib des Geldes in seinem wirtschaftlichen Herrschaftsbereich. Das war ebenso wenig ausgeschlossen wie dass der – ach so unterstützungsbedürftige! – Empfänger der Darlehen selbst dem Geber die Mittel zu seiner wohlthätigen Hilfsaktion lieh, also im Effekt gar nichts von ihm erhielt – ein Weg, den erst die Fassung des § 7c von 1953 verlegte.

Was sich angesichts dessen aus dem § 7c in der Praxis ergeben hat, kann man ruhig eine romanhafte Entwicklung nennen, von der z.B. das ‚7c-Handbuch‘ des Forkel-Verlags für den Kenner eine Vorstellung vermittelte. Aber auch die mit dem EStG 1951 und erneut mit dem EStG 1953 gekommene Fassung des § 7c, weiter die EinkStRichtl. 1951 Nr. 74 (wo u.a. bestätigt wird, dass die Hingabe des Zuschusses an eine Kapitalgesellschaft, an der der Zuschussgeber beteiligt ist, auch anzuerkennen sei – ohne dass auch nur die Einmanngesellschaft ausgenommen wäre) und die ErgRichtl. 1952 Nr. 12 (die es u.a. für unzulässig erklären müssen, dass der Empfänger, mit den Zuschüssen oder Darlehen zunächst Wertpapiere erwirbt und erst den Erlös aus der Veräusserung dieser Wertpapiere zur Förderung des Wohnungsbaus verwendet⁴) lassen erkennen oder doch ahnen, zu welch hübschen Finanzierungsmanövern dieser § 7c diene.

Sicher hat der § 7c am Bau der 400'000 Wohnungen in jedem der Jahre seit 1950 einen beträchtlichen Anteil, aber dieser Nutzen ist teuer und nicht ohne Einbruch in die Steuermoral erkaufte. Dabei wirkte besonders fatal Folgendes: Je grösser eine Unternehmung oder eine Gesellschaft war, je mehr andere Unternehmen oder Gesellschaften sie irgendwie beherrschte und je mehr Kredit ein solcher Unternehmer daher fand, desto grössere Summen konnte er unter Kombination der beiden Wege des § 7c aus der Steuer herausbringen.

Man wird daher nicht zum wenigsten auf diesen § 7c hinweisen müssen,

will man eine Erklärung für die in der politischen Agitation immer wieder auftauchende Behauptung finden, unsere Steuergesetze prallten trotz ihrer hohen Progression offenbar an finanzkräftigen Steuerzahlern ganz einfach ab. Es war deshalb schon ganz gut, dass nach Auslaufen dieses alten § 7c mit 31. 12. 1954 an seine Stelle eine sehr viel harmlosere Regelung trat.»

Er war kein Musterknabe, der alte § 7c; aber er hat viel dazu getan, die Macht der Mächtigen zu stärken, den Flor der Bauwirtschaft wetterbeständig zu machen und der Aktivität der Investitionsgüter-Industrien fühlbare Impulse zu vermitteln. Er hat sich deshalb im besten Gedenken erhalten – nach dem Motto: Das waren Zeiten, als der gute alte 7c noch galt. Wie wäre denn sonst das Wirtschaftswunder zustande gekommen?

Das nämliche gilt von dem § 7d, den der Gesetzgeber etwas irreführend unter den Titel «Bewertungsfreiheit für Schiffe» gestellt hatte, während es tatsächlich um Sonderabschreibungen ging, die neben den normalen Absetzungen für Abnutzung zugelassen waren. In der Fassung des Einkommensteuergesetzes vom 29. April 1950 lautete der Paragraph:

«(1) Bei Schiffen, die nach dem 31. Dezember 1948 angeschafft oder hergestellt worden sind, können neben der nach § 7 von den Anschaffungs- oder Herstellungskosten zu bemessenden Absetzung für Abnutzung im Jahr der Anschaffung oder Herstellung und in dem darauf folgenden Jahr bis zu je 15 vom Hundert der Anschaffungs- oder Herstellungskosten abgesetzt werden. Die Absetzung für Abnutzung in den folgenden Jahren bemisst sich nach dem dann noch vorhandenen Restwert und der Restnutzungsdauer des Schiffes. Den Anschaffungs- oder Herstellungskosten eines Schiffes werden die Aufwendungen gleichgestellt, die nach dem 31. Dezember 1948 zur Wiederherstellung eines durch Kriegseinwirkung ganz oder teilweise zerstörten Schiffes gemacht werden.

(2) Steuerpflichtige, die den Gewinn auf Grund ordnungsmässiger Buchführung ermitteln, können Zuschüsse oder unverzinsliche Darlehen zur Förderung des Schiffbaues, sonstige Steuerpflichtige können Zuschüsse zur Förderung des Schiffbaues im Jahr der Hingabe als Betriebsausgabe oder Werbungskosten absetzen, wenn die Zuschüsse oder Darlehen einem Unternehmer für den Bau eines von ihm bei einer Werft im Bundesgebiet in Auftrag gegebenen, zum Erwerb durch die Schifffahrt dienenden Schiffes gegeben werden und dieses Schiff nach Fertigstellung in sein Eigentum übergeht.»

Auch dieser Zusatzparagraph zeichnete sich wie der alte § 7c durch schlichte Einfachheit, männlichen Ernst und menschliche Güte aus. Wer wollte den Gesetzgeber tadeln, der durch einen gewissen Steuerverzicht dazu beitrug, die durch Kriegs-, Reparations- und Demontageverluste dezimierte deutsche Handelsflotte wiederherzustellen. Wer konnte etwas dagegen sagen, dass derjenige, der sein gutes Geld zuschussweise oder als unverzinsliches Darlehen an den Schiffbau gewendet hatte, wenigstens so lange steuerfrei blieb, bis ihm die hergegebenen Summen wieder zuflossen? Das wäre ja beinahe Landesverrat, jedenfalls Verrat an den heiligsten Gütern der Nation gewesen.

Nun, Professor Bühler wagte das Sakrileg. In seinem Kommentar schrieb er: «§ 7d war in der Zeit von 1951 (richtig: 1950)¹ bis 1954 berühmt vor allem durch seinen Absatz 2, der eine weitgehende Parallele zum damaligen § 7c darstellte, nämlich auch für zinslose Darlehen und für Zuschüsse die Abzugsfähigkeit des ganzen Betrags unter denselben Bedingungen (namentlich auch Steuerpflicht der zurückfliessenden Darlehensbeträge) brachte. Die Nutzbarmachung dieser Bestimmung für grosse Unternehmungen nahm hier oft noch grössere Dimensionen als bei § 7c an, da z.B. eine Tankerflottille auf dem Rhein, zu deren Anschaffung mittels beherrschter Tochtergesellschaften dieser § 7d II verhalf, in noch höherem Mass eigenen Machtzuwachs darstellen konnte als erstellte Wohnungen.

Die Hingabe war von Anerkennung der Förderungswürdigkeit seitens des Verkehrsministeriums abhängig, weil Konzentration des Schiffbaus auf gewisse Typen wünschenswert erschien und sie auf diese Weise erreicht werden konnte. So hat der § 7d II an dem Neuaufbau der Handelsflotte – und dem Aufschwung der deutschen Werften! – auch wirklich redlichen Anteil bekommen. Da aber die steuerpolitischen Bedenken gegen diesen Weg nicht geringer sind als hinsichtlich des § 7c, so war es schon richtig, auch diesen § 7d II nach Ablauf der für seine Wirksamkeit seit 1953 in Aussicht genommenen Zeit, nämlich bis 31.12.1954, nicht zu verlängern. Nunmehr ist die Abschreibungsfreiheit des Abs. 1 wieder der einzige Inhalt des § 7d, wie er das vor 1951 auch gewesen war.»

Bühler hätte – zwischen den Zeilen – nicht nur auf Handels- und Reederei-Konzerne von der Art der Haniel & Cie GmbH und der Firma Klöckner & Co verweisen können, sondern auch darauf hinweisen können, dass die «Backpulverflotte» des Hauses Oetker, die eine Zeitlang die grösste Flotte in westdeutscher Privathand war, ihr Entstehen dem § 7d verdankte. Nun sagt man zwar «de mortuis nil nisi bene» – man soll nichts Schlechtes über die Toten sprechen –, denn in der Tat wurde der Paragraph durch ein Gesetz vom 18. Juli 1958 gestrichen (BGBl. I, S. 473). Aber es ist doch notwendig, sich des skurrilen Produkts der Gesetzgebungsmaschine zu erinnern, dem nicht nur die Wirtschaft als Ganze, sondern namentlich die Mächtigen der Wirtschaft in der Aera des Wiederaufbaus soviel zu verdanken hatten.

§ 7e, der dem Einkommensteuergesetz mit Wirkung vom 1. Januar 1949 eingefügt wurde und bis zum 31. Dezember 1951 für alle buchführenden Gewerbetreibenden galt, gab den Unternehmen die willkommene Chance, wiederhergestellte und neuerrichtete Betriebsgebäude ausser nach den normalen Sätzen während der ersten zwei Jahre zusätzlich zu je 10 Prozent abzuschreiben. Sei's nun, dass diese Frist den Grossunternehmen genügte, ihre Kriegsschäden zu heilen, sei's, dass die Privilegierung der gewerblichen Wirtschaft als abträglich für die allgemeine Steuermoral empfunden wurde: der § 7e

¹ Anmerkung des Autors.

stand seit dem 1. Januar 1952 nur noch dem Kreis der Vertriebenen und Verfolgten zur Verfügung und soll, nachdem seine Geltungsdauer einige Male verlängert wurde, Anfang 1964 auslaufen. Jedenfalls haben die drei Jahre, während deren das Abschreibungsprivileg von jedem Gewerbetreibenden und Landwirt in Anspruch genommen werden konnte, vollkommen ausgereicht, das Baubedürfnis der Wirtschaft in quantitativer und qualitativer Hinsicht zu befriedigen. Die Rationalisierung, die damals steuerbegünstigt «eingebaut» werden konnte, hat der Investitionsgüter-Industrie starke Impulse vermittelt. Zu schweigen davon, dass sie den gewollten Effekt förderte: die Macht der Mächtigen zu steigern und zu konsolidieren.

DAS WUNDER DER SELBSTFINANZIERUNG

So mannigfaltig das Privilegierungsprogramm auch war, das zugunsten der gewerblichen Wirtschaft und der Landwirtschaft, der Reedereien und der Werften, des Wohnungsbaus und seiner Finanziers entwickelt worden war, es schien dem Gesetzgeber noch keineswegs lückenlos zu sein. Hatte man eigentlich – fragte man sich in Bonn – genug getan, um der Schwerindustrie, das heisst dem Kohlenbergbau, der eisenschaffenden Industrie und der Energiewirtschaft, bei der Überwindung ihrer besonderen Schwierigkeiten zu helfen? Freilich, diese Industrien waren keineswegs vom Genuss der Steuerwohltaten ausgeschlossen worden, die die Paragraphen 7a bis 7e der Wirtschaft gebracht hatten. Und es besteht kein Zweifel daran, dass sie wie alle andern Gewerbezweige die vielerlei Sonderabschreibungen und Bewertungsfreiheiten in Anspruch nahmen, die der Gesetzgeber den Unternehmern und Unternehmen in ihrer Gesamtheit konzidiert hatte. Aber war das wirklich genug; hatten die Montangesellschaften nicht viel schwerer unter Kriegseinwirkungen, Demontagen, Restitutionsen und Entflechtungsmassnahmen als alle andern gelitten, und war ihr Fortbestehen im Interesse des Volks und der Volkswirtschaft, der deutschen Produktions- und Exportkraft nicht von so einzigartiger Wichtigkeit, dass sie einer noch grösseren Hilfe bedurften, als die gewerbliche Wirtschaft im Allgemeinen erhalten hatte?

Die Frage stellen, hiess zugleich, sie beantworten. Montanindustrie und Energiewirtschaft brauchten eine zusätzliche Unterstützung, eine besondere Investitionshilfe, um wieder auf die Beine zu kommen. Darin waren sich alle Parteien einig, ausser den Kommunisten natürlich. Und so wurde denn schon im Sommer 1951 ein Gesetzentwurf fertiggestellt, den der Bundestag zur Weiterbearbeitung an sechs Parlamentsausschüsse überwies.

Endlich, am 22. November 1951, konnte der Entwurf in die zweite Lesung gehen. Er wurde mit 148 Stimmen – vorwiegend der Sozialdemokratie – gegen 134 Stimmen bei 4 Enthaltungen abgelehnt. Nicht freilich, weil die Linke fürchtete, der Schwerindustrie könnten zu grosse Mittel zugewendet werden. Im Gegenteil, weil sie der Auffassung war, die Montanindustrie könne nicht mit der einen Milliarde auskommen, die der Entwurf als Investitionshilfe vor-

gesehen hatte. Sie werde in den nächsten drei Jahren mindestens fünf Milliarden brauchen, argumentierten die Sozialdemokraten, da der Investitionsbedarf der Grundstoffindustrien mit sechs bis sieben Milliarden noch niedrig veranschlagt sei. Dennoch wurde das «Gesetz über die Investitionshilfe der gewerblichen Wirtschaft» am 13. Dezember 1951 mit den Stimmen der Regierungsparteien, der Bayernpartei und der Rechtsgruppen vom Bundestag verabschiedet und trat am 7. Januar 1952 in Kraft. Die Zechen, Hütten und Energiebetriebe – zusammenfassend kann man sagen: die grossen Unternehmen des Ruhrgebiets – erhielten eine Sonderbehandlung, die alle bisher an die gewerbliche Wirtschaft gegebenen Privilegien weit hinter sich liess.

Über die Motive, denen die Gesetzgeber gefolgt waren, hat uns in goldenen Worten Professor Helmut Meinhold, Ministerialrat im Bundeswirtschaftsministerium, berichtet. In seiner Einleitung zum Kommentar (von Dr. H.-W. Kötter, Herbert Ziemer und Dr. Scara) lesen wir: «Als in den Jahren nach dem Zusammenbruch von 1945 der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft durchgeführt wurde, musste von vornherein Klarheit für jeden Deutschen darin bestehen, dass es nicht das Ziel dieses Wiederaufbaues sein konnte, nur die Vorkriegsproduktion wieder zu erreichen. In sämtlichen Wirtschaftsbereichen, vor allem aber in der Industrie, musste der Vorkriegsstand vielmehr erheblich überschritten werden. Schon die im Bundesgebiet um ein Viertel grössere Bevölkerung macht das notwendig. Die Tatsache, dass die landwirtschaftliche Produktion auf der gegebenen Bodenfläche nicht beliebig vermehrbar ist, bedingt, dass das Schwergewicht der Produktionssteigerung bei der Industrie liegen muss, nicht nur, um die vergrösserte Bevölkerung zu beschäftigen, sondern auch, damit die Exportgüter erstellt werden, die zur Bezahlung des grösseren Importbedarfs vor allem an Nahrungsmitteln und Rohstoffen erforderlich sind. Der Wiederaufbau selbst sowie die Notwendigkeit, die meist ohne Sachgüter hereingeströmte zusätzliche Bevölkerung mit Arbeitsplätzen, Wohnraum und der persönlichen Einrichtung zu versehen, bedingt zusätzliche Anstrengungen. Bei alledem verlangt die mittlerweile im Ausland erreichte grössere Produktivität, dass auch in Deutschland die Produktion je Kopf grösser als vor dem Krieg sein muss, schon damit wir im Export konkurrenzfähig bleiben bzw. wieder werden.

Unter diesen Umständen erscheint selbst die bisherige Produktionsspitze der Industrie, die im November 1951 mit 141 Prozent von 1936 erreicht wurde, erst als ein Schritt auf dem Wege, so überraschend gross der Fortschritt auch im Vergleich zum Zeitpunkt der Währungsreform (50%) ist. Gerade weil dieser Fortschritt aber so schnell war, stösst er nunmehr verschärft an eine Grenze, die ihm vor allem durch den Mangel an Kohle, Energie, Stahl, einigen NE-Metallen und Grundchemikalien sowie an Eisenbahnwaggons gesetzt wird. Ohne vermehrte Produktion vor allem dieser Güter ist auch in den übrigen Wirtschaftsbereichen die insgesamt erforderliche Produktionssteigerung nicht zu erzielen.

Zum Teil, darüber kann kein Zweifel bestehen und daran können wir nichts ändern, ist diese Engpasssituation in den Grundstoffbereichen ein Zeitproblem: die Niederbringung eines neuen Kohlenschachts, der Aufbau eines modernen Elektrizitätswerks erfordern Jahre, während die Erweiterung der Produktionskapazitäten in den meisten übrigen Wirtschaftsbereichen, soweit erforderlich, sehr viel schneller vor sich gehen konnte. Insoweit handelt es sich bei den Engpässen daher um ein Wachstumsproblem unserer Wirtschaft, das erst die Zeit lösen kann. Umso wichtiger aber ist es, dass bald die Voraussetzung für den langfristigen Aufbau der Engpasszweige geschaffen werden und dass darüber hinaus alles getan wird, damit durch bessere Ausnützung und, wo möglich, durch Erweiterung der bestehenden Engpasskapazitäten alles Erdenkliche an Produktion aus ihnen herausgeholt wird. Die dazu notwendigen Produktionsmittel konnten bisher teilweise aus ERP-Gegenwertmitteln bereitgestellt werden, die aber nunmehr auslaufen, während Gelder aus der deutschen Wirtschaft nur in beschränktem und völlig unzureichendem Masse zur Verfügung standen.

Für diese Situation gibt es eine Reihe von Gründen. Demontage, alliierte Investitionskontrollen und Produktionsbegrenzung verengten den Kapazitätsspielraum vor allem bei Stahl und auch bei der Kohle, während ungeklärte Eigentumsverhältnisse in der Kohlen- und Stahlwirtschaft den Wiederaufbau schwer beeinträchtigten und die Aufnahme von Investitionsmitteln hier den Unternehmungen fast unmöglich machten. Die jeweils in die Hunderte von Millionen gehenden Beträge, die zum Aufbau eines Stahl- oder Elektrizitätswerkes, zum Niederbringen eines Kohlenschachts erforderlich sind, hätten selbst dann die in der übrigen Wirtschaft weitgehend mögliche überwiegende Finanzierung aus Eigenmitteln unmöglich gemacht, wenn die Selbstfinanzierung nicht gerade in diesen Bereichen durch die staatlichen Preisbindungen und die daher im Vergleich zu den übrigen Wirtschaftszweigen geringeren Erlöse erheblich erschwert worden wäre. Der Kapitalmarkt aber, auf den Rieseninvestitionen dieser Art von jeher angewiesen waren, besteht erst wieder in den Anfängen und steht bisher für die Grundstoffbereiche nur in Ausnahmefällen zur Verfügung.

Diese Ursachen für den unzureichenden Ausbau der Grundindustrie zeigen, wo die Massnahmen zur Behebung der Engpässe, soweit sie auf dem Gebiet der Investitionsfinanzierung liegen, angreifen müssen. Zum Teil liegen diese Massnahmen auf internationaler bzw. deutsch-alliiertes Ebene, soweit sie nämlich im Rahmen des Abschlusses der Verträge zur Ablösung des Besatzungsstatuts, des Schuman-Plans sowie der Neuordnung der unter Kontrolle nach Gesetz Nr. 27 der Alliierten Hohen Kommission stehenden Gesellschaften liegen. Zum Teil aber, was nämlich die verstärkte Finanzierung der Investitionen aus deutschen Quellen anlangt, bedarf es spezieller Massnahmen. Hier greift das Investitionshilfegesetz ein.»

Und zwar in doppelter Weise:

Zum ersten sollte die gewerbliche Wirtschaft zugunsten des Kohlen- und Eisenbergbaus, der Energie- und der Wasserwirtschaft eine Milliarde D-Mark oder $3\frac{1}{2}$ Prozent des steuerbaren Gewinns aufbringen, die der notleidenden Schwerindustrie als Darlehen zuflossen. Ausgenommen von der Aufbringungs-pflicht waren nur die öffentlichen und die Unternehmen mit wohlthätiger und religiöser Zweckbestimmung, die Fischerei- und Schiffahrtsbetriebe, die nicht bundeseigenen Eisenbahnen und die öffentlichen Verkehrsbetriebe. Alle anderen, namentlich also die Mittelstandsunternehmen, aber auch die Rundfunk-anstalten, mussten zahlen und erhielten als Gegenleistung ein verzinsliches Wertpapier.

Wie hart diese Massnahme auch war, wie ungern sie von den Wirtschafts-landschaften hingenommen wurde, die durch das Überwiegen kleiner und mittlerer Betriebe charakterisiert waren, wie erbittert sich der gewerbliche Mittelstand gegen sie wehrte – manche Unternehmen drohten, die schwarze Fahne des Widerstands aufzuziehen, wenn der Gerichtsvollzieher ihnen auf den Fabrikhof komme –, war die Investitionshilfe-Milliarde doch von ver-gleichsweise geringer Bedeutung. 35 der insgesamt 39 Paragraphen des Ge-setzes behandelten die Aufbringung, Verwaltung und Verwendung des zehnstelligen Investitionshilfekapitals, das nur etwa sieben bis siebeneinhalb Pro-zent des Bedarfs der begünstigten Industrien zu decken vermochte. Nur ein Paragraph, der einzige von mehr als symbolischer Bedeutung, beschäftigte sich in vollem Ernst mit der Frage, wie man das Schwungrad der schwerindustri-ellen Anlagetätigkeit anwerfen und gleich so in Schwung bringen könne, dass der Investitionsbedarf der Schlüsselindustrien wirklich gedeckt werde.

Dieser, der berühmte § 36 IHG, der den zweiten Teil des Hilfsprogramms zum Inhalt hatte, sagte in seiner endgültigen Fassung von 1954:

«(1) Unternehmen des Kohle- und Eisenerzbergbaus, der eisenschaffenden Industrie, der Energie- und Wasserwirtschaft ... können für diejenigen ab-nutzbaren Wirtschaftsgüter des Anlagevermögens, die in der Zeit vom 1. Ja-nuar 1952 bis zum 31. Dezember 1955 ganz oder zum Teil angeschafft oder hergestellt werden, im Wirtschaftsjahr der Anschaffung oder Herstellung und, soweit die Anschaffung oder Herstellung bis zum 31. Dezember 1954 erfolgt, in den beiden folgenden Wirtschaftsjahren und, soweit sie im Kalenderjahr 1955 erfolgt, in dem folgenden Wirtschaftsjahr *neben* den nach § 7 des Ein-kommensteuergesetzes zu bemessenden Absetzungen für Abnutzung Abschrei-bungen vornehmen

1. bei beweglichen Wirtschaftsgütern des Anlagevermögens bis zur Höhe von insgesamt fünfzig vom Hundert,
2. bei unbeweglichen Wirtschaftsgütern des Anlagevermögens bis zur Höhe von insgesamt dreissig vom Hundert

der Anschaffungs- oder Herstellungskosten. Voraussetzung ist, dass die Wirt-schaftsgüter vor dem 1. Januar 1955 bestellt worden sind oder dass von den Steuerpflichtigen vor diesem Zeitpunkt mit der Herstellung der Wirtschafts-

güter begonnen worden ist. Wird von den Abschreibungen nach den Sätzen 1 und 2 Gebrauch gemacht, so sind die Absetzungen nach § 7 des Einkommensteuergesetzes in gleichen Jahresbeträgen vorzunehmen.»

Man muss vielleicht Unternehmer sein, um die volle Tragweite des Abschreibungsprivilegs zu erfassen, das der Schwerindustrie in den Schoss geworfen wurde. Sie konnte ihre Anlagen wesentlich schneller abschreiben als die übrige gewerbliche Wirtschaft. Billigt man den beweglichen Wirtschaftsgütern eine zehnjährige, den unbeweglichen eine zwanzigjährige Nutzungsdauer zu – was in vielen Fällen schon allzu hoch gegriffen ist –, so wurden jene im ersten Jahr um $50 + 10 = 60$ Prozent, in jedem weiteren Jahr um 10 Prozent, diese im ersten Jahr um $30 + 5 = 35$ Prozent, in jedem folgenden um 5 Prozent abgeschrieben. Die ganze Abschreibungsprozedur erledigte sich bei den beweglichen Anlagegütern im Laufe von fünf Jahren, bei den unbeweglichen Wirtschaftsgütern – Werkshallen, Hochöfen, Walzenstrassen, Schachtanlagen usw. – im Laufe von 14 Jahren. Dagegen hätten die nicht zum Kreis der Begünstigten gehörenden Unternehmen im Normalfall – lineare Abschreibung vorausgesetzt – bei den beweglichen Anlagegütern zehn Jahre, bei den unbeweglichen Wirtschaftsgütern zwanzig Jahre gebraucht, um sie durch den Zerreißwolf der Abschreibung zu drehen.

Dazu kam, dass nach § 8 der 2. Durchführungsverordnung zum Investitionshilfegesetz (vom 23. August 1952) die Abschreibungsfreiheit schon für Teilerstellungskosten und Anzahlungen in Anspruch genommen werden konnte. «Mit der Zulassung von Abschreibungen auf noch nicht in Gebrauch genommene, ja noch gar nicht gelieferte Maschinen usw.», bemerkte Professor Bühler zur «Weiterentwicklung» des Gesetzes, «wird die heutige Hauptfunktion der Abschreibungen, steuerliche Erleichterungen für Finanzierungsmöglichkeiten zu schaffen, in interessanter Weise gesetzesamtlich bestätigt; von der Grundausgestaltung der Abschreibungen für Abnutzungen, wie sie § 7 EinkStG im Auge hat, hat man sich damit offensichtlich erheblich entfernt.»

Aber das ist ja gerade der Witz. Es ging dem Gesetzgeber *gar* nicht darum, die normale Abschreibungspraxis «auszugestalten»; es ging ihm darum, das Instrument der Abschreibung zum Werkzeug der theoretischen Gewinnminderung, der steuerfreien Selbstfinanzierung zu entwickeln. Die Dynamik der schnell aufeinander folgenden, sich steigernden und übersteigernden Investitionen sollte mit den Impulsen aufgeladen werden, welche befristete Privilegierungen von der Art vermittelten, die die Paragraphen 7a bis e und das Investitionshilfegesetz den Begünstigten in die Hand gaben.

Sicherlich litt die steuerliche Moral unter dieser Praxis, sicherlich zog nicht nur die Volkswirtschaft Nutzen aus ihr, sicherlich diente sie und sollte sie in erster Linie dem Macht- und Gewinnstreben derjenigen dienen, die den Produktionsapparat beherrschten. Aber wie sollte es auch anders sein? «Verfassungen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen», hatte Ferdinand Lassalle im Jahre 1862 vor einer Berliner Zuhörerschaft dargetan,

«die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den tatsächlichen realen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind.»

Das galt damals so gut wie heute, und das trifft nicht nur für die Staatsverfassung, sondern erst recht für die Steuerverfassung zu. Gott erhält die Mächtigen – und sei's mit den Mitteln der steuerlichen Privilegierung.

Nun, dieser Gott, der *deus ex machina legislatoris*, lässt sich nicht auf die Finger sehen. Man weiss wohl was, aber nie: wieviel er wirkt. Die Wohltaten, die er ausstreut, bleiben den Augen der Rechercheure verborgen: bis zu einem gewissen Grade selbst denen der Steuerbeamten, die Einblick in die Bücher der Wirtschaftsmächtigen haben; erst recht natürlich der Neugier der Aussenstehenden, die den trügerischen Augenschein als verbürgte Realität hinnehmen müssen. Was tatsächlich und nach welchen Gesichtspunkten abgeschrieben wird, wie sich die Summe der Abschreibungen errechnet und wie gross der Anteil der Abschreibungen an der Expansion des Anlagevermögens ist, weiss mit Sicherheit nur der, der die Bücher führt, die notwendigen Schätzungen anstellt, die errechneten Daten zusammenfasst, und natürlich die Verwaltung, in deren Auftrag die Arbeitsbienen – jede für sich – den Honig des Erfolgs in die Waben sammeln. Wirklich unterrichtet ist nur das Management der Unternehmen.

Anders liegen die Dinge, wenn man Abschreibungen, Finanzierungsmethoden, Ausweitung der industriellen Produktion, Produktivitätssteigerung der Arbeit u.a.m. als volkswirtschaftliche Phänomene nimmt. Für diese Betrachtungsweise liegt genug Material vor. Das Statistische Bundesamt errechnet nicht nur den industriellen Produktionsindex nach Gruppen und Untergruppen der Erzeugung, sondern sogar den Produktionswert der industriellen Tätigkeit; das Amt veröffentlicht Messzahlen, die das Produktionsergebnis je Beschäftigten, Arbeiter und Arbeiterstunde nennen; es legt, in besonderen Publikationen, Rechnung über die Zahl der Betriebe, ihrer Arbeiter und Angestellten, ihrer Löhne und Gehälter, über die In- und Auslandsumsätze und den Energieverbrauch der industriellen Betriebe. Es gibt schliesslich eine Statistik der Umsätze sowohl der industriellen als auch der anderen Unternehmen, die - gegliedert nach der Grösse der Unternehmen – einen Einblick in das wirtschaftliche Wachstum vermitteln. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung und das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften, die eng miteinander Zusammenarbeiten, errechnen Zahlen für die Brutto-Anlage-Investitionen, aus denen sich mancherlei Erkenntnisse, zum Beispiel über die Anlageintensität und über den «Kapitalkoeffizienten» der Industrien, ableiten lassen. Und schliesslich werden vom Bundesamt und von den beiden Instituten auch Statistiken über die Finanzierungsmittel der Industrien geführt – getrennt nach Eigen- und Fremdmitteln –, die Antworten, generelle Antworten, auf viele der von uns angerührten Fragen geben können. Kurzum, sobald wir uns dem Bereich der gesamtwirtschaftlichen Untersuchung nähern, stehen uns

Index der industriellen Nettoproducti

(arbeitstäglich 1936 « 100)

Industriegruppe	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959
Bergbau	104	116	124	128	133	141	148	152	152	148
Kohlenbergbau	98	107	111	113	115	119	123	124	122	114
Eisenerzbergbau	141	167	197	187	171	203	217	234	229	231
Metallerzbergbau	108	118	124	140	148	147	146	152	135	123
Kali- und Steinsalzbergbau .	149	177	200	207	247	260	256	263	265	282
Erdöl- und Erdgasgewinnung	252	308	393	488	599	729	829	9271	026	180
Verarbeitende Industrie . . .	109	130	138	154	172	200	216	229	237	255
Grundstoff- u. Produktionsgüter- industrie.....	103	122	127	137	156	181	193	204	210	236
Industrie der Steine und Erden	100	114	123	137	148	168	177	177	180	204
Eisenschaffende Industrie . . .	80	94	110	101	113	142	155	162	148	164
Eisen-, Stahl- u. Tempergiesserei	88	113	119	107	123	149	152	147	136	144
Ziehcreien und Kaltwalzwerke	78	88	109	105	124	152	164	167	172	180
NE-Metallindustrie	101	121	114	131	162	179	181	189	194	210
NE-Metallgiesserei	120	156	147	161	210	266	278	285	299	332
Chemische Industrie ²	124	147	147	174	195	221	243	272	292	333
Chemiefasererzeugung	268	320	263	335	379	494	538	613	628	835
Mineralölverarbeitung	140	191	215	252	317	369	398	404	492	623
Kautschukverarbeitende Ind. . .	118	131	143	165	192	231	229	238	246	285
Flachglasindustrie	132	166	157	162	197	234	260	252	261	285
Sagwerke und holzbearb. Ind.	110	121	109	105	115	126	133	126	120	125
Zellstoff- und papiererzeug. Ind.	95	109	100	116	135	146	154	163	165	175
Investitionsgüterindustrien . . .	113	147	164	173	205	252	274	285	306	330
Stahlbau einschl. Waggonbau	58	64	70	81	84	96	107	109	108	101
Maschinenbau	116	155	180	177	198	243	265	274	277	286
Fahrzeugbau.....	143	183	215	231	301	396	430	454	543	633
Schiffbau.....	54	70	99	130	164	194	202	211	212	192
Elektrotechnische Industrie . .	200	274	291	319	396	493	543	581	667	735
Feinmechanische u. optische Ind.	123	161	184	205	235	275	293	298	294	317
Eisen-,Blech- u. Metallwarenind. ³	95	122	125	129	150	180	193	196	195	215

Industriegebietes 1950 bis 1959¹

(arbeitstäglich 1936 => 100)

Industriegruppe	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959
Verbrauchsgüterindustrien ⁴	113	129	130	152	166	184	199	211	209	222
Feinkeramische Industrie	97	124	125	131	160	183	190	192	193	198
Hohlglasindustrie.....	185	232	221	246	276	303	346	354	399	426
Holzverarbeitende Industrie	112	130	122	140	158	170	187	196	204	217
Papierverarbeitende Industrie	102	108	115	130	145	161	179	191	192	208
Druckerei u. Vervielfaltigs.-Ind.	112	118	126	148	163	175	186	202	221	232
Kunststoffverarbeitende Industrie	173	248	286	363	436	564	646	824	1013	1314
Ledererzeugende Industrie	70	71	75	79	78	86	87	95	91	93
Lederverarbeitende Industrie	83	86	101	118	134	162	172	189	183	190
Schuhindustrie.....	79	82	89	95	97	109	117	128	125	134
Textilindustrie.....	120	136	132	157	168	182	193	202	190	196
Bekleidungsindustrie	172	206	226	266	281	340	382	413	393	416
Nahrungs- und Genussmittelind.	108	122	132	154	162	178	191	210	219	224
Ernährungsindustrie	121	136	145	173	183	201	216	242	252	265
darunter Brauereien	61	81	92	116	121	137	149	173	182	197
Tabakverarbeitende Industrie	88	101	111	123	130	143	153	161	166	161
Energieversorgungsbetriebe	182	213	232	244	275	309	344	369	374	402
Elektrizitätserzeugung	207	243	264	281	320	360	401	436	446	485
Gaserzeugung.....	123	142	156	156	169	191	211	212	207	207
Bauhauptgewerbe.....	110	122	129	153	169	191	200	196	203	235
Gesamte Industrie.....	111	131	140	154	172	198	213	225	232	249
ohne Bauhauptgewerbe	111	131	140	154	172	198	213	226	233	250
ohne Bauhauptgewerbe u. ohne Energieversorgungsbetriebe	109	129	137	151	169	195	210	222	229	245

Quelle: Wirtschafts- und Sozialstatistisches Handbuch v. Prof. Dr. Bruno Gleitze

¹ Ohne Saarland und West-Berlin.

² Einschliesslich Kohlenwertstoffindustrie und einschliesslich Chemiefasererzeugung.

³ Einschliesslich Stahlverformung.

⁴ Ohne Nahrungs- und Genussmittelindustrien.

Auskunftsmittel in Hülle und Fülle zur Verfügung. Was indessen die einzelnen Unternehmen, kleine, grosse und Konzernunternehmen, angeht, sind uns die Türen verschlossen. Man kann nur versuchen – und das werden wir tun –, das eine oder das andere Tor einen Spalt breit zu öffnen.

KNICKE IN DER PRODUKTIONSKURVE

Der Verlauf der Produktionsentwicklung, den wir aus der Tabelle der industriellen Erzeugungsindizes ablesen, wird nicht durch eine ungebrochen aufsteigende Kurve bezeichnet. Es gab da Knicke in dieser Linie; ein jäher Aufschwung wird abgelöst von einem Abflachen der Entwicklung, dann wieder Aufstieg, Verzögerung und erneutes Emporschnellen der Produktionskurve folgen. Nur eins wird man vergeblich suchen: einen Rückschlag in der Gesamtentwicklung; es gibt kein Jahr seit der Währungsreform, in dem das industrielle Produktionsvolumen kleiner als im Vorjahr gewesen wäre.

Nun ist die Vorstellung der industriellen Gesamterzeugung freilich kein ursprünglich gegebener, sondern ein von der Statistik erzeugter, gleichsam in der Retorte produzierter Begriff. Man kann Schuhe, Salzsäure, Maschinen und Schokolade nicht einfach addieren; es sei denn, man fasst die Produktionswerte dieser Erzeugnisse zu einer Summe zusammen. Das aber will der Mengenindex der Produktionsentwicklung gerade vermeiden; er will loskommen vom Geldausdruck, um die Produktionsentwicklung, losgelöst von der Preisbewegung, möglichst rein darzustellen.

Nun, sagen wir es gleich: ganz gelingt das Kunststück den Statistischen Ämtern niemals. Sie müssen, um den Gesamtindex der industriellen Produktion zu errechnen, jeden Industriezweig «wägen», und sie gewinnen die «Gewichtungsziffer» der einzelnen Industrien daraus, dass sie ihren Beitrag zum Wert der Gesamtproduktion feststellen. So hat die Verarbeitende Industrie die Gewichtung 84,83, der Bergbau die Gewichtung 8,15, das Baugewerbe die Gewichtung 2,50, und die Energieversorgungsbetriebe haben die Gewichtung 4,52. Innerhalb dieser grossen Gruppen haben wieder die Untergruppen – wie Grundstoff-, Investitionsgüter-, Verbrauchsgüter-, Nahrungs- und Genussmittelindustrien – und innerhalb der Untergruppen die einzelnen Industrien, wie eisenschaffende Industrie, Maschinenindustrie, Schuhindustrie und Textilindustrie, ihre Gewichtung. Dergestalt, dass über das tertium comparationis des Geldes die unterschiedlichen Volumina der Produktion – wie schon gesagt Chemikalien, Schuhe und Eisen – zu einer Summenziffer zusammengefasst werden können. Ein Unterfangen, über dessen Problematik man sich klar sein muss; denn tatsächlich ändert sich ja in einem Jahrzehnt oder in fünfzehn Jahren der Stellenwert der einzelnen Produktionszweige recht erheblich.

Man muss die Indizes der Gesamt- und der Gruppenproduktion und selbst der Erzeugung einzelner Industrien also mit Vorbehalt lesen. Sie können nicht die volle Wahrheit sagen; doch was sie berichten, ist schon genug, unser Stauen zu wecken und unser Interesse zu fesseln.

Auffallend ist im Jahrzehnt 1950 bis 1959 zum Beispiel die starke Ausfächerung der Produktionskurven. Da gibt es einige, die überaus stark gestiegen sind: in der Gruppe Bergbau die Erdöl- und Erdgasgewinnung, in der Gruppe Grundstoff- und Produktionsgüter-Industrien die Chemiefasererzeugung und die Mineralölverarbeitung, unter den Investitionsgüter-Industrien die Elektrotechnische Industrie und der Fahrzeugbau, im Bereich der Verbrauchsgüter-Industrien die Kunststoffverarbeitung, die alle Rekorde schlug, in weitem Abstand gefolgt von der Hohlglas- und der Bekleidungsindustrie, am Ende dann noch die Elektrizitätserzeugung. Zum Teil waren es typische Nachkriegsindustrien (Mineralölförderung und -Verarbeitung, Chemiefasererzeugung, Kunststoffverarbeitung und Fahrzeugbau), zum andern Teil alte Berliner Industrien (Elektrotechnik und Bekleidungsindustrie); fast immer aber handelte es sich um Industrien von hoher Kapitalintensität – ausgenommen die Bekleidungsindustrie-, die am Nachkriegsboom besonders stark partizipierten.

Ihnen steht eine Reihe von Industrien gegenüber, die hinter dem allgemeinen Aufstieg mehr oder minder stark zurückblieben. Um nur einige zu nennen: der Kohlen- und Mineralerzbergbau, die eisenschaffende Industrie, der Stahl- und Wagonbau, die holzbearbeitende, die Zellstoff- und papiererzeugende Industrie, die ledererzeugende und -verarbeitende, die Schuh- und die Textilindustrie. Sie lassen sich unter keinerlei Rubrum vereinen; die einen gehören der Sphäre der Produktionsmittelerzeugung, die anderen dem Bereich der Konsumgüterproduktion an; die einen sind kapitalintensiv, die anderen nicht; gemeinsam ist ihnen allerdings, dass es sich durchweg um alte: um die klassischen Industrien der deutschen Wirtschaftsgeschichte handelt – die Montanindustrie, die Textil- und die holzbearbeitende Industrie, die Zellstofferzeugung und -Verarbeitung –, die hinter dem stärker aufstrebenden Trend der industriellen Gesamtentwicklung zurückblieben.

Unter den weniger aufstiegsfreudigen Industrien ist natürlich die Montanindustrie und innerhalb dieser Gruppe die eisenschaffende Industrie von besonderem Interesse. Sie ist eine Schlüsselindustrie ersten Ranges, in der sich ein hohes Mass wirtschaftlicher Macht vereinigt. Man braucht sich nur vorzustellen, die deutsche Rohstahlerzeugung würde stillgelegt: woher sollten dann die wichtigsten Industrien wie Fahrzeugbau, Maschinenbau, Elektrotechnik, Stahlbau, Bauindustrie und viele andere mehr – ihr Material beziehen? Sie müssten gleichfalls feiern; denn keine Industrie der Welt wäre in der Lage, den deutschen Stahlbedarf zu decken.

In der Tat, der Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung hat in der Bundesrepublik eine Höhe erreicht, die von kaum einem Land Überboten wird. Im Jahre 1960 war nur die für Schweden errechnete Zahl grösser, selbst der je-Kopf-Verbrauch der Vereinigten Staaten aber etwas kleiner als der deutsche; die Tschechoslowakei und Grossbritannien – beide sind Stahlkonsumenten von hohen Graden – lagen schon ziemlich weit hinter der Bundesrepublik zurück. Zu schweigen von Japan, das trotz der explosionsartigen Entwicklung seiner

Stahlindustrie je Kopf der Bevölkerung nur zwei Fünftel dessen in Anspruch nahm, was in der Bundesrepublik verbraucht wurde.

Man braucht nicht weit zu suchen, um dieses Phänomen aufzuklären. Deutschland ist, bei hohem Lebensstandard seiner Bevölkerung, ein an Rohstoffen und Lebensmitteln armes Land. Es muss exportieren, um arbeiten und leben, gut leben, zu können. Und da zu den klassischen Ausfuhrartikeln Eisen und Stahl gehören, roh, vergütet und zu Waren von hoher Verfeinerung verarbeitet, gehen ein Fünftel der deutschen Eisen- und Stahlproduktion, die Hälfte der in der Bundesrepublik gebauten Fahrzeuge, ein Drittel der Maschinenerzeugung und ein Fünftel der elektrotechnischen Fabrikation in alle Welt hinaus. Sie sind unsere wichtigsten Devisenbringer.

Das ist der eine Grund, die eisenschaffende Industrie als Schlüsselindustrie zu nennen. Der andere ist von ganz anderer Art: Etwa 90 bis 95 Prozent der deutschen Eisen-, Stahl- und Walzwerksproduktion werden von einem Dutzend mächtiger Konzerne beherrscht, die ohne fassbare Absprache Erzeugung und Preisbildung der Industrie beherrschen können. Ein Dutzend Verwaltungen oder – wenn man so will – ein Dutzend Männer verwalten die Schlüsselgewalt in der deutschen Wirtschaft, gegen deren Entscheidung auf die Dauer nichts und niemand aufkommen kann; auch wenn es so scheint, dass der Staat ihnen beispielsweise ein Embargo gegenüber dem Ostblock aufzwingen könne. Auf die Dauer werden sie ihren Willen stets durchsetzen können.

Diese Schlüsselindustrie par excellence erlitt 1953, inmitten des allgemeinen Aufstiegs, einen gewissen Produktionseinbruch: schwerer als die Holzbearbeitung und die Maschinenindustrie, die auch ein paar Federn liessen, ihn hinnehmen mussten.

Praktisch die ganze Erzeugung war betroffen. Es wurden weniger Roheisen und Rohstahl, weniger Walzwerks- und Giessereiprodukte erzeugt als im Vorjahr.

Eine dunkle Wetterwolke war am strahlenden Horizont der deutschen Konjunktur aufgezogen. Es bestand die Gefahr, dass sie sich in Böen und Hagelschossen entladen und Unheil über die Gesamtwirtschaft bringen würde.

Wie war es nur dazu gekommen?

Noch im ersten Quartal 1953 schien der Optimismus, der der Wirtschaftsentwicklung in ihrer Gesamtheit galt, auch für die eisenschaffende Industrie gerechtfertigt. Der Index der Produktion lag um reichlich zehn Prozent höher als die Vergleichszahl im Vorjahr. Im zweiten Vierteljahr begannen die Kennzahlen abzubrockeln; nicht besorgniserregend, sondern so, dass man sich sagen konnte, die kleine Beule im konjunkturellen Trend könne leicht ausgebügelt werden; dergleichen Rückläufigkeiten kämen immer mal vor, sie seien nicht eigentlich ernst zu nehmen. Im dritten und vierten Quartal aber nahm man sie ernst; denn inzwischen war es dahin gekommen, dass der Produktionsindex um 11,2 bzw. 14,4 Prozent hinter den Vierteljahreszahlen des Vorjahres zurückgeblieben war.

Eisen- und Stahlproduktion im Bundesgebiet^{1 u. 2}

(in 1'000 t)

Erzeugnis	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959
Roheisen einschl. Hochofenferrolegierungen	9 473	10 697	12 877	11 654	12 512	16 482	17 577	18 358	16 659	18 393
Stahlrohblöcke und -brammen ³	11 814	13 100	15 325	14 947	16 960	20 757	22 561	23 906	22 261	25 286
Walzstahlfertigerzeugnisse	8 166	9 356	10 698	10 200	11 467	14 207	15 621	16 446	15 220	16 850
davon										
Eisenbahnoberbaustoffe	545	464	534	540	464	664	637	683	621	706
Formstahl ⁴	844	843	1 013	960	1 064	1 318	1 369	1 432	1 262	1 353
Stabstahl (warmgewalzt)	2 227	2 565	2 968	2 843	2 983	3 699	4 205	4 094	3 613	4 068
Walzdraht (warmgewalzt)	900	973	1 011	855	1 133	1 336	1 438	1 466	1 467	1 692
Breitflachstahl	122	152	212	231	177	229	288	287	240	231
Warmbandstahl u. Röhrenstreifen	825	1 049	1 162	848	1 251	1 399	1 469	1 682	1 529	2 027
Grob-, Mittel-, Feinbleche . . .	2 147	2 660	2 994	3 095	3 494	4 513	5 102	5 628	5 475	5 645
Nahtlose Stahlrohren	556	649	805	829	902	1 049	1 112	1 172	1 010	1 128
Geschweisste Rohre ⁵	163	202	246	186	302	305	335	399	353	494
Bleche u. Bänder mit Oberflächenveredlg.	342	378	381	317	366	428	411	438	379	498
Rollendes Eisenbahnzeug	67	116	128	113	140	165	199	175	170	124
Geschmiedete Stäbe	96	150	208	125	138	216	252	212	178	201
Freiformschmiedestücke (über 125 kg)	104	153	197	178	178	243	272	263	218	198
Giessereierzeugnisse	2 156	2 765	2 922	2 605	3 012	3 639	3 720	3 563	3 306	3 510
davon										
Eisenguss	1 885	2 403	2 512	2 237	2 619	3 159	3 194	3 057	2 840	3 040
Stahlformguss	176	234	274	264	260	315	349	333	288	284
Temperguss	95	128	136	104	133	165	177	173	178	188

Quelle: Wirtschafts- und Sozialstatistisches Handbuch
hrsg. v. Prof. Dr. Bruno Gleitze

- ¹ Ohne Saarland und West-Berlin. Industriebetriebe mit 10 und mehr Beschäftigten.
- ² Einschliesslich der zur Weiterverarbeitung im gleichen Betrieb bestimmten Mengen.
- ³ Ohne Flüssigstahl.
- ⁴ Einschliesslich Breitflanschträger und Stahlspundwände.
- ⁵ Einschliesslich geschweisster Flammrohre, Trommeln, Behälter und Kessel.

Angefangen hatte es mit dem Eisenerzbergbau. Hier war die Erzeugung um 5 Prozent, der Versand an hüttenfertigen Erzen um 14 Prozent zurückgeblieben, wovon am stärksten die armen Erze des Salzgitterreviers betroffen waren. Da gleichzeitig die Erzkaufverträge mit dem Ausland weiterliefen und die Einfuhr stieg, stauten sich die Bestände bei den Hüttenwerken: die Vorräte an Auslandserzen nahmen von 2,1 auf 5,7 Millionen Tonnen zu.

Während so die Erzhalde wuchsen, mussten 18 der 99 Hochöfen gedämpft werden. Die Montanindustrie trat unter das Gesetz des Käufermarkts. Der Siemens-Martin-Stahl erlitt viel geringere Einbussen als der Thomasstahl; die Kundschaft hatte seit je den Siemens-Martin-Stahl bevorzugt und nahm die Gelegenheit wahr, die Befriedigung ihrer Wünsche zu erzwingen. Sie konnte das tun, da die Bestellbücher der Industrie leer blieben. Der Auftragseingang (Lieferungen 1954 = 100) war bei den Warmwalzwerken auf 63 gegen 103 zurückgegangen; ähnlich verhielt es sich bei den Giessereien, den Ziehereien und den Kaltwalzwerken. Erstaunlicherweise aber waren die Exportaufträge in allen Sparten der eisenschaffenden Industrie gestiegen; sodass das Argument, die recession habe ihren Grund im Nachlassen der Auslandsnachfrage bzw. im Abklingen des Kriegs- und Rüstungsbooms gehabt, wenig Wahrscheinlichkeit hat.

Viel mehr spricht dafür, dass die Industrie zu grosse Vorräte angelegt hatte und ihre Höfe und Hallen erst leeren musste, ehe sie die Produktion erneut ankurbelte. Das gilt übrigens auch für die Kundschaft. Nicht als ob 1953 weniger investiert worden wäre als 1952; im Gegenteil: der Gegenwert der Neuanlagen war 1953 um 11,4 Prozent grösser als im Jahr zuvor. Nur dass die Investitionen zum Teil auf die Bestände zurückgreifen konnten, die die Kundschaft aus Angst vor einer neuen Verknappung des Angebots, das heisst vor einer neuen Inflation, angehäuft hatte.

Im Grunde glaubte auch in der eisenschaffenden Industrie kein Mensch, dass die Situation kritisch geworden sei. Wäre es anders gewesen, so wäre es sicherlich zu einem fühlbaren Abbau der Arbeitnehmerschaft gekommen. In Wirklichkeit geschah das Gegenteil: die Kopfzahl der Belegschaft wuchs in der eigentlichen Hüttenindustrie von 195'300 im Jahre 1952 auf 204'000 im Jahre 1953, bei den Ziehereien aus Kaltwalzwerken von 52'700 auf 55'700. Nur bei den Eisen-, Stahl- und Tempergiessereien fand ein Abbau von 146'200 auf 138'800 statt, der im nächsten Jahr wieder aufgeholt wurde. Und nicht nur das, auch die Löhne stiegen um ein Geringes, so dass sich der Anteil der Lohnkosten (Löhne und Gehälter) an 1'000 D-Mark Umsatz in der eisenschaffenden Industrie von 119 (i. J. 1952) auf 135 D-Mark (i. J. 1953), bei den Giessereien von 245 auf 259 D-Mark und bei den Ziehereien und Kaltwalzwerken von 120 auf 139 D-Mark erhöhte.

Freilich war das nicht nur die Konsequenz der, wie gesagt, ziemlich geringen Lohnsteigerungen, sondern auch ein Ergebnis der Taktik, die recession hinzunehmen und zu überbrücken. Das klingt absurd; aber es ist so, und wenn

Kennzahlen der Eisen- und Stahlindustrie

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958
<i>Produktionsindex</i>									
(arb. täglich)									
Eisenschaffende Industrie (1950 = 100)	100	117	137	726	141	177	193	202	184
Eisenschaffende Industrie (1936 = 100)	80	94	110	101	113	142	155	162	148
<i>Produktionsergebn.</i>									
(= Produktivität)									
Eisenschaffende Industrie (1950 = 100)									
je Arbeiterstunde 100		108	119	105	119	138	142	149	141
je Beschäftigten	100	108	117	103	115	133	134	130	117
<i>Beschäftigte:</i>									
Eisensch. Ind. (1'000)	174,5	182,0	195,3	204,0	205,6	222,8	240,4	258,9	263,8
<i>Bruttostundenverdienste</i>									
Eisenschaffende Industrie:									
Arbeiter Pf.	J 55,0	179,9	203,5	212,8	220,6	237,9	259,2	284,0	291,9
<i>Lohnkosten</i>									
Eisenschaffende Ind.									
DM je 1'000 DM									
Umsatz	162	143	119	135	137	119	121	129	145
<i>Monatl. Umsatz</i>									
d. Eisenschaff. Ind.									
in Mill. D-Mark									
	363	505	738	682	748	989	1133	1210	1101
<i>Auftragseingang</i>									
Stahlwarmwalzwerke									
(Liefer. 1954 = 100)									
Inland			103	63	132	137	131	136	109
Ausland			55	88	148	138	221	186	198
<i>Giessereien</i>									
(Liefer. 1954 = 100)									
Inland			90	85	109	130	124	115	109
Ausland			84	84	112	130	146	126	100
<i>Ziehereien u. Kalt-</i>									
<i>walzwerke</i>									
(Umsatz 1954 = 100)									
Inland			73	64	120	145	128	147	150
Ausland			63	82	122	133	195	181	169

Quelle: WWI-Branchenkartei der Industrie-Statistik Westdeutschlands

man näher hinsieht, erweist sich das, was wie ein Opfergang der Montanindustrie anmutet, als wohlüberlegt und höchst plausibel: die eisenschaffende Industrie arbeitete 1953 nicht unter Einsatz aller Mittel der Produktions- und Produktivitätssteigerung, die ihr zu Gebote standen. Wozu auch, da sie die Nachfrage grossenteils vom Lager decken konnte. Sie beschäftigte ihre Arbeitnehmer nicht nur in der Produktion, sondern auch mit Reparatur-, Erneuerungs- und Erweiterungsarbeiten, um für die Zukunft gerüstet zu sein. Das heisst: sie fing die recession auf mit einer gezielten Minderung der Arbeitsproduktivität, was keineswegs heisst, dass sie ihren Arbeitnehmern eine Verschnaufpause gab. Sie mussten arbeiten wie zuvor und nachher. Nur nicht mit dem Ziel, möglichst viel Rohstahl zu erblasen und auszuwalzen, sondern im Dienst der ganz anderen Aufgabe, die Betriebe fit zu machen für die grösseren Leistungen, die die nahe Zukunft von ihnen erwartete.

Man muss, um es noch einmal zu sagen, das Steigen der Löhne und die Abnahme der Arbeitsproduktivität in Rechnung stellen, dann aber auch den Umsatzrückgang der eisenschaffenden Industrie berücksichtigen – der Umsatz fiel im Monatsdurchschnitt von 738 Millionen im Jahre 1952 auf 682 Millionen D-Mark im Jahre 1953 oder um 7,6 Prozent –, um zu begreifen, dass ausgerechnet im recession-Jahr das spezifische Gewicht der Lohnkosten so ungemein stark zunehmen konnte.

Von allen Momenten, die bisher erwähnt wurden, um den Geschäftsgang im Jahre 1953 zu kennzeichnen, gibt es nur eins, das der Manipulierung durch die Unternehmen der Hüttenindustrie entzogen blieb: der Umsatz der eisenschaffenden Industrie. Die anderen blieben in der Sphäre der unternehmerischen Willensbildung: das Beschäftigungsvolumen, die Produktivität der Arbeit, der Umfang der Produktion, die Entwicklung der Löhne und Gehälter, der Anteil der Lohnkosten am Umsatz und die Höhe der Investitionen waren von der Entscheidung der Unternehmensverwaltungen abhängig. Das ist zu bedenken, wenn man auf jene Jahre zurückblickt, die von den Männern, die an der Bildung der öffentlichen Meinung teilhatten, in den düstersten Farben gemalt wurden.

ENTFLECHTUNG UND RÜCKVERFLECHTUNG

Man erinnere sich, was damals alles geschrieben wurde. Man möchte am liebsten mit den Autoren mitweinen, die ihre Jeremiaden anscheinend nicht mit Tinte, sondern mit Tränen geschrieben hatten. Da ist von der Zerschlagung der Verbundwirtschaft die Rede: der Stahl beherrschte nicht mehr die Kohle, wie er zum Heil der beiden Industrien, der Hütten und der Zechen, tun musste. Welch ein Jammer, obwohl seit langem schon die Hütten die Verluste der Zechen finanzieren müssen. Da wird die Auflösung der Bindungen beklagt, die sich zwischen Grundstoffproduktion und Verarbeitung hergestellt hatten. Da wird die Diskriminierung einiger Grossaktionäre angeprangert: die Fälle Krupp, Haniel und Flick waren eben erst anhängig geworden, aber noch

nicht ausgestanden. Da lamentiert man über die Begrenzung des Beteiligungserwerbs, die den Stahlgesellschaften auferlegt worden war, über die Problematik des Mitbestimmungsrechts der Arbeitnehmer, über die Gefahren des Schuman-Plans und immer wieder über das Zurückbleiben der deutschen hinter den französischen Investitionen. Offenbar: der deutschen Montanindustrie sollte der Garaus gemacht werden und dem deutschen Volk, seiner Regierung, seiner Volksvertretung, seinen Industrieverbänden und Gewerkschaften blieb nichts übrig, als, die Hände in den Schoss gelegt, dem Untergang der wichtigsten Schlüsselindustrie zuzusehen.

Nun die Ereignisse des letzten Jahrzehnts haben alle, aber auch alle Argumente der Montanjournalistik vom Tisch gefegt, die zu Beginn der Periode geltend gemacht wurden. Das Blamable für die Presse ist nur, dass die Entwicklung damals schon vorauszusehen war und dass gerade die überlegene, die gelassen-souveräne Haltung, in der die eisenschaffende Industrie die Schwierigkeiten des Jahres 1953 meisterte, ein Beweis ihrer ungeheuren Kraft und ihres völlig ungebrochenen Machtgefühls war.

Die «Zerschlagung», lies: Entflechtung, der Ruhrkonzerne war am 26. Oktober 1951 mit der Errichtung der Deutsche Edelstahlwerke AG, Krefeld, in ihre letzte Phase eingetreten, die am 2. Mai 1953 mit der Konstituierung der August Thyssen-Hütte AG, Duisburg-Hamborn, ihren Abschluss fand. In diesem Entflechtungsprozess entstanden 23 «Einheitsgesellschaften», kleinere und grössere Konzerne, von denen 13 aus dem Verband der Vereinigten Stahlwerke herausgelöst worden waren. Die Entstehung des 24ten Grossunternehmens der eisenschaffenden Industrie, der Rheinischen Stahlwerke AG, erfolgte in einem Prozess sui generis, da Rheinstahl einerseits an den Vereinigten Stahlwerken beteiligt, andererseits aber durch wechselseitige Beteiligungen mit der I. G.-Farbenindustrie AG verbunden gewesen war.

Die Aktionäre der alten Konzernunternehmen kamen beim Umtausch ihrer Papiere recht gut weg. Für 1'000 R-Mark alter Aktien erhielten sie bei den Vereinigten Stahlwerken neue Effekten im Nennwert von 3'070 D-Mark, das Umtauschverhältnis betrug also 1 : 3,07. Bei Mannesmann wurde im Verhältnis 1 : 2, bei Hoesch im Verhältnis 1 : 2,866, bei Klöckner im Verhältnis 1 : 3,33, bei der Gutehoffnungshütte im Verhältnis 1 : 2,85, bei der Ilseder Hütte im Verhältnis 1 : 1,65 und bei der Eisen- und Hüttenwerke AG (Otto Wolff-Konzern) im Verhältnis 1 : 1,45 umgetauscht. Die Anteilseigner waren - im Gegensatz zu den Geldsparern - also gut über die Runden gekommen. Viele Kleinaktionäre beeilten sich, ihren Effektenbesitz bald zu Geld zu machen, zumal ihnen die Mittel fehlten, ihren Besitz an Bezugsrechten oder Liquidationsanteilscheinen durch hohe Zuzahlungen in Aktien umzuwandeln.

In jedem Fall zeigte sich, dass die neuen Einheitsgesellschaften gut genug mit Produktionsmitteln ausgestattet waren, um getrost in die Zukunft zu blicken. Es gab freilich auch solche, die sich beklagten, ihr Programm sei zu klein; sie könnten beispielsweise nur Halbzeug produzieren und seien deshalb

besonders krisenanfällig. Aber lebensfähig waren sie alle. Auch wenn ihnen, wie etwa dem Gussstahlwerk Witten, dem Gussstahlwerk Oberkassel, der Hüttenwerk Oberhausen AG, der Hahnsche Werke AG, der Ruhrstahl AG, der August Thyssen-Hütte AG u.a.m., weder die Verbindung zur Kohle noch namhafte Beteiligungen an der Verarbeitung zugestanden worden waren.

Die Börse beurteilte die Lebens- und Entwicklungsbedingungen der Einheitsgesellschaften jedenfalls gut. 1950 hatten die Aktien der eisenschaffenden Industrie noch an letzter Stelle gelegen; es gab keinen Wert, der so niedrig notierte wie diese Papiere; 1952 hatte der Abstand zwischen den Stahleffekten und den Industrieaktien in ihrer Gesamtheit sich bereits auf zehn, 1953 sogar auf zwei Prozent verringert. Viel wichtiger aber war, die recession von 1953 hatte die Stahlpapiere bei weitem nicht so schwer getroffen wie die anderen Aktien: die Industrie in ihrer Gesamtheit hatte einen Kursverlust von 10,9 Prozent, die Grundstoffindustrien einen solchen von 7,2 Prozent, die eisenschaffende Industrie aber nur einen Kursabbau um 3,3 Prozent hinnehmen müssen. Im nächsten Jahr, 1954, holten die Eisen- und Stahlaktien in einem Masse auf, dass sie nicht nur sämtliche Durchschnitte, sondern auch die

Index der Aktienkurse

(31.12.1953 = 100)

J	Industrie insgesamt	Grundstoffindustrien insgesamt	Eisen- und Stahlindustrie
1950	55	38	29
1951	81	61	48
1952	101	97	91
1953	90	90	88
1954	126	130	146

Quelle: Monatsberichte der Bank Deutscher Länder

späteren Stars am deutschen Aktienmarkt – die Papiere des Automobil- und des Maschinenbaus, der Warenhäuser und der Kreditbanken, der Bau- und der Brauereindustrie – überrunden konnten.

Das war nur für denjenigen merkwürdig, der zu gesetzestreu war, das Oberflächengeschehen im Bereich der Montanindustrie zu durchschauen. Die Entflechtungsprozedur war noch nicht beendet – erst am 9. Dezember 1954 hatten die Altaktionäre der Vereinigten Stahlwerke erfahren, dass ihnen je 10'000 R-Mark ihrer Aktien nominell 500 D-Mark Aktien der Erin Bergbau AG zugebilligt worden waren –, als das Gespräch über die Rückverflechtung, die Rekonzentration der alten Konzerne, immer neue Nahrung erhielt und immer weitere Kreise zog.

Mannesmann hatte damals bereits die Genehmigung der Hohen Montan-

behörde erhalten, die eben erst ausgegliederte Consolidation Bergbau AG und die Stahlindustrie und Maschinenbau AG (Stamag) wieder in seinen Konzern einzubauen. Nun war die Rede davon, dass die Hüttenwerk-Phoenix AG und die Rheinische Röhrenwerke AG fusionieren würden, einerseits, weil Phoenix einen (krisen)beständigen Abnehmer für sein Halbzeug, andererseits, weil Rheinrohr einen potenten Lieferanten eben jener Produkte brauchte, auf die Phoenix sich spezialisiert hatte. Es wurde offen behauptet, dass der Nordwestdeutsche Hütten- und Bergwerksverein alias die Klöckner-Werke AG sich die Bergwerke Königsborn-Werne in aller Form zurückholen würde, bei denen er bereits die Mehrheit besass. Hoesch sollte, so hiess es, die Altenessener Bergwerks AG und die Hüttenwerk Oberhausen AG (HOAG) die Bergbau AG Neue Hoffnung erhalten oder zurückerhalten. Selbst die August Thyssen-Hütte, der Dorn im Auge der Entflechter, wurde in die Kombinationen der Börse einbezogen: das grosse Unternehmen, das einmal die modernste Erzeugungstätte der europäischen Stahlindustrie gewesen war und sich offenbar anschickte, in seine Führungsposition zurückzukehren, werde die Kohlenbasis erwerben, die die Entflechter ihm vorenthalten hatten. Die Zechen der Hamborner Bergbau AG lagen so nahe, dass über den Gegenstand der «legitimen Bestrebungen» der Hütte kein Zweifel möglich war.

Daraus wurde dann freilich nichts. Aber die anderen Verbindungen, über die man 1954 schon nicht mehr unter der Hand geflüstert, sondern coram publico gesprochen hatte, stellten sich alsbald wieder her.

Die alten Herren der Ruhrindustrie kehrten in ihre Machtstellungen zurück: das hätte jeder vernünftige Mensch schon bald nach dem Zusammenbruch sagen können; 1954 war die Tatsache nicht mehr zu übersehen. Die Techniken, derer sie sich dabei bedienten, waren von verschiedener Art. Sie sollen hier nicht geschildert werden. Nur ein Vorgang, die Aufteilung der Vereinigten Stahlwerke, weist so kapriziöse Züge auf, dass er es verdient, in groben Umrissen dargestellt zu werden.

Am Aktienkapital des Mammutkonzerns der deutschen Montanindustrie (460 Mill. R-Mark) waren nach dem Zusammenbruch vier Grossaktionäre beteiligt: Die Rheinischen Stahlwerke besaßen reichlich 15,65 Prozent, auf die «Thyssen-Gruppe», Frau Amélie Thyssen, die Witwe, und Gräfin de Zichy, die Tochter des 1951 zu Buenos Aires verstorbenen Industriellen Fritz Thyssen, entfielen 20,74 Prozent, die Koninklijke Nederlandsche Hoogovens en Staalfabrieken NV hatten 4,45 Prozent der Stahlvereinsaktien im Tresor, ein kleinerer Anteil von 1,83 Prozent lag in den Händen der Opriba, die die Vermögensverwaltung der grossen Hugenberg-Gruppe besorgte. Insgesamt vertraten die Grossaktionäre 42,67 Prozent des Kapitals der Vereinigten Stahlwerke.

Nun war in zweijähriger Bemühung der sogenannte «Rheinstahl-Plan» mit den Entflechtern ausgehandelt worden, der im Wesentlichen besagte:

1. Jeder Hauptaktionär hat Anspruch auf die pro rata-Zuteilung von Aktien aller Nachfolgesellschaften (der Vereinigten Stahlwerke).

2. Er ist berechtigt, ohne jede Beschränkung Aktien nur einer Nachfolgegesellschaft zu erhalten, zu besitzen und hinzuzuerwerben (Konzentrationsobjekt).

3. Die Aktien von allen anderen Nachfolgegesellschaften sind innerhalb einer Frist zu veräußern, die zunächst auf fünf Jahre festgesetzt ist, aber verlängert werden kann.

Die Hauptaktionäre trafen mit Billigung der zuständigen deutschen und alliierten Stellen Absprachen, die Aktien der von ihnen als Konzentrationsobjekt gewählten Gesellschaften zu tauschen, dergestalt, dass jeder Hauptgesellschafter schon durch den Tausch auf einen Anteil von 42,67 Prozent an «seiner» Nachfolgegesellschaft kam. Und zwar wählte Frau Amélie Thyssen die Rheinische Röhrenwerke AG, die Gräfin de Zichy die Deutsche Edelstahlwerke AG als Konzentrationsobjekt; die Hoogovens entschieden sich für die Dortmund-Hörder Hüttenunion AG; die Opriba erwarb den Stahlvereinsanteil an der Stahlwerke Südwestfalen AG, der 59,5 Prozent betragen hatte, so dass sie fürs erste ein etwa fünfundzwanzigprozentiges Aktienpaket erhalten haben dürfte. Die Rheinischen Stahlwerke endlich «konzentrierten (sich) auf die Zusammenfassung der verarbeitenden Gesellschaften der VSt, die unter der Firma Rheinstahl-Union Maschinen- und Stahlbau AG am 29. Oktober 1952 mit einem Grundkapital von 55'200'000 D-Mark gegründet (worden war) und ihren Sitz in Düsseldorf genommen hatte». Die Rheinstahl-Union war ihrerseits ein veritabler Konzern, der damals folgende Organgesellschaften besass:

Hannoversche Maschinenbau-AG vormals Georg Egestorff (Hanomag),
 Hannover Linden,
 Eisenwerk Wanheim GmbH, Duisburg-Wanheim,
 Nordseewerke Emden GmbH, Emden,
 Dortmunder Union Brückenbau-AG, Dortmund,
 Wagner & Co Werkzeugmaschinenfabrik mbH, Dortmund,
 Siegener Eisenbahnbedarf AG, Dreis-Tiefenbach,
 Concordiahütte GmbH, Bendorf,
 Stahlbau Eggers GmbH, Hamburg

und überdies am Kapital der Bergische Stahl-Industrie KG, Remscheid, mit 55,5 Prozent beteiligt war. Da zahlreiche freie Aktionäre der Rheinstahl-Union auf das im Juli 1954 erfolgte Angebot der Rheinischen Stahlwerke eingingen, ihre Aktien gegen solche der I. G.-Farben-Nachfolger einzutauschen, über die der Rheinstahl-Konzern verfügte, stieg dessen Anteil an der Rheinstahl-Union alsbald auf 77 Prozent.

So weit, so gut.

Aber nun kommen wir zu dem Punkt, an dem die Entflechtungsprozedur in ihre Farce umschlägt.

«Um die Durchführung der im Rheinstahl-Plan angeordneten Veräußerungsaufgabe zu erleichtern», lesen wir im Geschäftsbericht für die Jahre 1948

bis 1953, «wurden wir ermächtigt, Aktien der folgenden Gesellschaften zu erwerben, die von uns nach Abstimmung mit der Thyssen-Gruppe als sogenannte *transitorische Konzentrationsobjekte* gewählt worden sind. Es sind dies die

Ruhrstahl AG,
Rheinisch-Westfälische Eisen- und Stahlwerke AG,
Gussstahlwerk Bochumer Verein AG.

Die Thyssen-Gruppe ihrerseits hat sich transitorisé auf die
Hüttenwerke Phoenix AG (Frau Amélie Thyssen¹) sowie die
Niederrheinische Hütte AG (Gräfin de Zichv¹)

konzentriert. Die beiden Hauptaktionäre haben ihre Anteile an den genannten Gesellschaften ebenfalls gegenseitig ausgetauscht.

Inzwischen haben wir den uns im Zuge der VSt-Entflechtung zugeflossenen Aktienbesitz an der Ruhrstahl-AG und der Rheinisch-Westfälische Eisen- und Stahlwerke AG auf über 50% verstärkt.

Dagegen sind in Durchführung des Rheinstahl-Plans unsere Beteiligungen an der

Hamborner Bergbau AG im Oktober 1953 (an die Joseph Thyssen-Erben¹)
Hüttenwerke Siegerland AG im Dezember 1953 (vermutlich an die Allianz-Versicherungs-AG^J)

Gussstahlwerk Bochumer Verein AG im Mai 1954 (an den von Krupp vorgeschobenen Schweden Wenner-Gren¹)

bereits veräußert worden.»

So gesetzesfromm war Rheinstahl also; aber so buchstabengläubig war das Management dem Gesetz nicht ergeben, dass die Gesellschaft die transitorischen Beteiligungen wieder herausgegeben hätte, auf die sie Wert legte: Sie behielt die Ruhrstahl AG (an der sie heute mit 96% beteiligt ist) mit der Gussstahlwerk Oberkassel AG und die Giessereigruppe der Vereinigten Stahlwerke – die Rheinisch-Westfälische Eisen- und Stahlwerke AG, Mülheim/Ruhr, mit der Eisenwerke Mülheim/Meiderich AG, Mülheim/Ruhr, der Eisenwerke Gelsenkirchen AG, Gelsenkirchen, der Gussstahlwerk Gelsenkirchen AG, Gelsenkirchen, der Eisenwerk Hilden AG, Hilden, und der Vereinigte Economiser-Werke GmbH, Hilden, aus der inzwischen die Gruppe der Organisationsgesellschaften Rheinstahl Eisenwerke Mülheim/Meiderich AG, Mülheim/Ruhr, Rheinstahl Eisenwerke Gelsenkirchen AG, Gelsenkirchen, Gussstahlwerk Gelsenkirchen AG, Gelsenkirchen, Rheinstahl Eisenwerk Hilden AG, Hilden, und Vereinigte Economiser-Werke GmbH, Hilden, hervorgegangen ist – fest in der Hand. Später kamen dazu noch eine reichlich 25-prozentige Beteiligung an der Handelsunion AG, zu der die Handelsgesellschaften der Vereinigten Stahlwerke zusammengefasst worden waren, und eine 30-prozentige Beteiligung an der Gussstahlwerk Witten AG. Die Handelsunion-Be-

¹ Anmerkung des Autors.

teilung wurde 1960 an die August Thyssen-Hütte verkauft; die Beteiligung an der Gussstahlwerk Witten AG 1959 auf 62 Prozent erhöht: Die Flick-Gruppe hatte rund 32 Prozent und eine Barabfindung in unbekannter Höhe hingegeben, um die Rheinstahl-Beteiligung an der Dynamit-Actien-Gesellschaft vorm. Alfred Nobel & Co, Troisdorf, (32% von 47 Mill. D-Mark) zu erwerben. Die Rheinischen Stahlwerke waren und sind ein grosser Konzern: schon Ende 1953 hatte das Gesamtunternehmen 71'157 Arbeitnehmer gezählt; Ende 1961 wurde eine Belegschaft von 84'077 Seelen verzeichnet.

Nun zu den Thyssen-Erbinnen.

Frau Amélie Thyssen hatte sich, wie erinnerlich, definitiv für die Rheinischen Röhrenwerke, transitorisch für die Hüttenwerke Phoenix AG entschieden. Im Jahre 1955 erfolgte – mindestens angeregt von der Wittib und ihren Beratern, gegen den Widerstand des Bremer Holzfabrikanten und Börsenspekulanten Krages – die Zusammenlegung der beiden Gesellschaften zur Phoenix-Rheinrohr AG Vereinigte Hütten- und Röhrenwerke, an der die alte Dame mit 52 Prozent – über die Fritz Thyssen Vermögensverwaltung AG mit 25, über die Fritz Thyssen-Stiftung mit 27 Prozent – beteiligt ist. Im Phoenix-Rheinrohr-Besitz ist noch eine Menge anderer Substanz der Vereinigten Stahlwerke seligen Angedenkens verblieben: 50 Prozent der Betriebsgesellschaft Friedrich Thyssen Bergbau AG, deren andere Hälfte Eigentum der Hamborner Bergbau AG (Joseph Thyssen-Erben) ist; 25,3 Prozent der Handelsunion AG, Düsseldorf, 32,5 Prozent der Rheinische Kalksteinwerke AG und 25 Prozent der Dolomitwerke GmbH, die beide in Wülfrath ansässig sind. Die Kohlengrundlage, 51 Prozent der Emscher-Lippe-Bergbau AG, Datteln, wurde, allerdings nur mittelbar – über die Bergwerksgesellschaft Hibernia –, von Krupp übernommen.

Die Gräfin de Zichy brachte die Deutschen Edelstahlwerke und ihr transitorisches Konzentrationsobjekt, die Niederrheinische Hütte, 1956 in die August Thyssen-Hütte AG ein. Gesetz hin, Gesetz her; sie verfuhr nach der allgemeinen Praxis und mit Billigung der Hohen Behörde in Luxemburg. Da auch ihre Mutter Anteile der August Thyssen-Hütte besass, geriet der Besitz der Erbinnen manchmal in die Nähe der Majorität. Die Gefahr der Majorisierung – wenn überhaupt der massive Begriff gebraucht werden kann – wurde aber immer wieder durch Kapitalerhöhungen gebannt, die von den Damen offenbar nicht voll ausgenutzt wurden. Dennoch besitzen sie gegenwärtig mit ca. 38 Prozent – von denen 34 auf die Tochter, 4 Prozent auf die Witwe Fritz Thyssens entfallen – den Einfluss auf das Geschick der Hütte, den die Hauptversammlungsmehrheit zu verleihen pflegt. Sollten die Bemühungen zum Ziel führen, die Phoenix-Rheinrohr der August Thyssen-Hütte anzugliedern, so werden die Mehrheitsverhältnisse sich danach gestalten, ob die August Thyssen-Hütte nur die Mehrheit der Thyssen-Witwe an der Phoenix-Rheinrohr oder die ganze Gesellschaft aufnimmt. Im ersten Fall würde Frau Amélie Thyssen so viel junge ATH-Aktien erhalten, dass Mutter und Tochter zusam-

men mit ca. 52 Prozent beteiligt wären; würden aber alle Phoenix-Rheinrohr-Aktionäre ihre Anteile gegen junge Aktien der August Thyssen-Hütte im Verhältnis 1 : 1 eintauschen können, so würde der Anteil der Erbinnen an dem neuen Mammutkonzern auf etwa 43 Prozent «reduziert» werden. Wie dem nun sei: die beiden Damen wurden von ihren Hausmeiern gut beraten. Sie verfahren so, wie es Friedrich Flick der staunenden Mitwelt in seinem erfolgreichen Leben oft genug vorexerziert hat. Sie brachten ihre Mehrheiten gegen junge Aktien eines aufnehmenden Unternehmens ein, an dem sie auf diese Weise mindestens in die Hauptversammlungsmehrheit kamen. So blieb ihnen im Effekt nicht nur das, was sie gekauft, sondern auch das, was sie gezahlt hatten: der bestimmende Einfluss auf die grosse Gesellschaft und mittelbar auch auf die aufgenommenen Gesellschaften, die von der Grossen geschluckt worden waren. Völlig legal, da die aufnehmende Gesellschaft mit jungen Aktien gezahlt hatte. Das deutsche Gesellschaftsrecht widerlegt das englische Sprichwort, dass man den Kuchen nicht essen und ihn unversehrt behalten könne. Man kann es: und gleichzeitig Gentleman oder Lady bleiben.

Sollte das Vorhaben gelingen – und es besteht eigentlich kein Grund, das Gegenteil anzunehmen –, so würde die August Thyssen-Hütte auf noch breiterer Front in das Erbe der Vereinigten Stahlwerke eintreten, als es bisher geschehen ist. Sie besitzt jetzt schon, ausser den eigenen Anlagen, die die modernsten ihrer Art sind, die Niederrheinische Hütte, die Deutschen Edelstahlwerke und 51,8 Prozent der Handelsunion – das heisst eine Reihe namhafter Konzerne –, ferner, wie die Phoenix-Rheinrohr AG, die über 25 Prozent der Handelsunion mitbringen würde, 32,5 Prozent der wertvollen Rheinischen Kalksteinwerke und 25 Prozent der Dolomitwerke. Der Phoenix – nicht die Phoenix-Rheinrohr AG –, der sich aus der Asche der Entflechtung erhoben hat, die August Thyssen-Hütte, würde an Spannweite und Schwungkraft der Flügel so viel gewinnen, dass er mit den anderen Grossen, sei's Mannesmann, sei es Rheinstahl, wetteifern könnte.

Um nun auf das Schicksal zurückzukommen, das der «Eisenseite» der Vereinigten Stahlwerke beschieden war, ist noch zu vermelden, dass die Koninklijke Nederlandsche Hoogovens an ihrem Konzentrationsprojekt, der Dortmund-Hörder Hüttenunion AG, nach wie vor mit etwa 43 Prozent beteiligt ist. Die Gesellschaft hat sich stufenweise in die Kontrolle der Hüttenwerke Siegerland AG eingekauft: zunächst war die Union zu 51, dann zu 86, schliesslich zu 100 Prozent an dem bedeutenden Unternehmen der Blechproduktion beteiligt; ausser ihm ist ihr aus der Hinterlassenschaft der Vereinigten Stahlwerke verblieben: die Schwerter Profileisenwalzwerk AG, Schwerte (100%), die Eisenwerk Rothe Erde GmbH, Dortmund (100%), die Kettenwerke Schlieper GmbH, Letmathe-Untergrüne (100%), 50 Prozent der Hansa Bergbau AG, Dortmund (die andere Hälfte liegt bei der Gelsenkirchener Bergbau AG), 46 Prozent der Rheinisch-Westfälische Kalkwerke AG, Dornap, und 25 Prozent der Dolomitwerke GmbH, Wülfrath.

Was die Stahlwerke Südwestfalen AG, Geisweid, angeht, die aus dem Stahlvereinserbe die Stahlwerke Brüninghaus GmbH, Westhofen, heimgebracht hat, so ist die Flick-Gruppe hier mit 40 bis 50 Prozent, das rührige Münchner Bankhaus Merck, Finck & Co, das ferner 30 Prozent der Gussstahlwerk Witten AG hält, mit 25 Prozent beteiligt.

Die Bochumer Verein für Gussstahlfabrikation AG, Bochum (früher Gussstahlwerk Bochumer Verein AG), der alte, heissumkämpfte Kruppkonkurrent, den Stinnes in den frühen zwanziger Jahren für die Rhein-Elbe-Union erwerben konnte, ist endlich zu Krupp gekommen: mehr als 75 Prozent ihrer Aktien liegen bei der zum Krupp-Konzern zählenden Hütten- und Bergwerke Rheinhäusen AG, und auch an den Bochumer Verein ist einiges aus der Erbschaft der Vereinigten Stahlwerke gelangt: die «Wurag» Eisen- und Stahlwerke AG, Hohenlimburg (100%), die Schmiedewerke Christine GmbH (früher: Gewerkschaft Christine), Essen-Kupferdreh, je 50 Prozent der Carolinenglück AG, Bochum, und der Graf Moltke Bergbau AG, Gelsenkirchen (die anderen 50% bei der GBAG), 34,03 Prozent der Silika- und Schamotte-Fabriken Martin & Pagenstecher AG, Köln-Mülheim, und 8,04 Prozent der Rheinisch-Westfälische Kalkwerke AG, Dornap.

Das also ist das Ergebnis der Entflechtung: Die Eisenseite der Vereinigten Stahlwerke, die viel zu gross, zu unübersichtlich, zu bürokratisch organisiert waren, um als Konzern zu florieren, ist ganz oder teilweise an eine Handvoll Konzerne gekommen: an Rhestahl, die Thyssen-Gruppe, die Koninklijke Nederlandsche Hoogovens, an den Flick- und den Krupp-Konzern. Der Prozess lief in der ersten Hälfte der goldenen Fünfziger an und dauert bis in die Gegenwart fort: ein Stück des gewaltigen Rekonzentrationsvorgangs in der Montanindustrie, von dem man sich ein zwar undeutliches, aber recht eindrucksvolles Bild machen kann, wenn man bedenkt, dass Krupp wieder mehr als 110'000, Rhestahl und Mannesmann je ca. 84'000, die Gutehoffnungshütte 79'000 und Hoesch annähernd 50'000 Arbeitnehmer beschäftigen.

Auf ein ähnliches Ergebnis wie die «Zerschlagung» der Vereinigten Stahlwerke war auch die Entflechtung der I. G.-Farbenindustrie AG herausgekommen. Die entflochtenen Unternehmer gerieten freilich nicht unter Konzernkontrolle, wie es beim Stahltrust geschehen konnte. Einfach, weil die corporatio der Aktionäre, der Aktionärskörper der I. G.-Farbenindustrie anders gegliedert war als derjenige der Vereinigten Stahlwerke. Die Alliierten haben da aufschlussreiche Ermittlungen angestellt, die sich auf 96,14 Prozent des alten I. G.-Farben-Kapitals (1'346 von 1'400 Mill. RM) erstreckten. Grossaktionäre im eigentlichen Sinne des Wortes gab es beim Farbentrust nicht. Es wurden zwar 73 Anteilseigner festgestellt, von denen jeder mehr als nominell eine Million besass; auf diese Gruppe entfielen aber nur 253 Millionen in I. G.-Farben-Papieren, das heisst im Durchschnitt besass jeder der grössten Aktionäre weniger als nominell dreieinhalb Millionen inl. G.-Farben-Aktien. Dieser Gruppe stand jedoch eine andere gegenüber, die mit 115'231 Personen

nominell 312 Millionen Aktien, das heisst je Aktionär etwa 2'700 R-Mark Anteile der I. G.-Farben besass. Auf's Ganze gesehen errechnet sich für die von den Alliierten ermittelten 137'513 I. G.-Aktionäre ein Durchschnittsbesitz von nom. 7'881,65 R-Mark, der in Anteilen des Farbentrusts angelegt war.

Von der jahrelangen Beschlagnahme und der mühseligen Entflechtung des Chemiekonzerns wurden also zahlreiche kleine Leute betroffen. Sie durften ihre Aktien nicht verkaufen – der Handel mit I. G.-Farben-Aktien war verboten und wurde, wenn er entdeckt wurde, bestraft –, höchstens, dass es ihnen gelang, ihre Papiere zu zehn Prozent des Nennwerts unter Freunden an den Mann zu bringen. Sie wussten nicht, wie das Geschick «ihrer» Gesellschaft sich künftig gestalten werde, ob sie einen Teil des bedeutenden Ostvermögens behalten würde, was sie produzieren und nicht produzieren dürfte, in welche Stücke sie aufgelöst werden und welchen Weg ihre 214 legitimen Töchter einschlagen würden. Sie wussten aber auch nicht, dass sie erst recht die Dummen sein würden, wenn sie ihre Aktien – gleichgültig, zu welchem Preis – verkauften.

Endlich, im Jahre 1951/1952, lichtete sich das Dunkel: Es wurden die vier mit einem Kapital von jeweils 100'000 D-Mark ausgestatteten Gesellschaften gegründet, die die Konzernnachfolge antreten sollten: am 7. Dezember 1951 die Farbwerke Hoechst AG, am 19. Dezember 1951 die Farbenfabriken Bayer AG, am 30. Januar 1952 die BASF Badische Anilin- & Soda-Fabrik AG und am 6. Mai 1952 die Cassella Farbwerke Mainkur AG.

Dann ging es schnell. Auf ausserordentlichen Hauptversammlungen wurde den Nachfolgegesellschaften ihr Anfangskapital bewilligt: Die Cassella erhielt am 19. Dezember 1952 34,1 Millionen D-Mark, Bayer am 24. März des nächsten Jahres 387,7 Millionen, Hoechst am 27. März 285,7 Millionen und die BASF am 28. März 340,1 Millionen D-Mark.

Für die Aktionäre errechnete sich, dass sie für eine 1'000 R-Mark-Aktie der I. G.-Farbenindustrie an neuen Papieren erhielten:

	25 D-Mark Cassella Farbwerke Mainkur
	285 D-Mark Farbenfabriken Bayer
	210 D-Mark Farbwerke Hoechst
	250 D-Mark Badische Anilin- & Soda-Fabrik
	65 D-Mark Chemische Werke Hüls
In Liquidations-	50 D-Mark Rheinstahl-Ausschüttungsansprüche
anteilscheinen	30 D-Mark Geschätzter Wert des Liquidations-
	anteilscheins

Das war eine Umstellung im Verhältnis 10 R-Mark: 9,25 D-Mark, also schon ein Geschenk des Schicksals, wenn man berücksichtigt, wie die Geldgläubiger aus der grossen Umstellung hervorgegangen waren. Tatsächlich aber kamen die treuen I. G.-Aktionäre viel besser weg, als die Umstellungsrelationen besagen; denn schon am 31.12.1953 war Cassella mit $146\frac{3}{4}$, Bayer mit

127½, Hoechst mit 129 und die BASF mit 125 an der Börse notiert. Das war erst der Anfang; die deutsche Chemie war in ein neues Zeitalter eingetreten; sie hatte sich vor den Triumphwagen der Kunststoffe gespannt, der nach immer neuen Siegen Erfolg über Erfolg heimbrachte und die Kurse der Chemiepapiere ins Fabulöse steigen liess.

Darin, in der Schaffung lebensstarker und expansionsfreudiger Konzerne aus der Substanz des entflochtenen Trusts, besteht die Ähnlichkeit mit den Vereinigten Stahlwerken und ihren Nachfolgegesellschaften. Die Zahlen sprechen da eine beredete Sprache: Vom Tage der Ausgründung bzw. der Errichtung der 100'000 D-Mark-Gesellschaften bis zum Ende des Geschäftsjahres 1962 konnten die drei Nachfolgekonzerne 8'525 Millionen D-Mark – BASF 2'740, Bayer 2'899, Hoechst 2'886 Millionen – in ihre Produktionsstätten investieren und den Betrag von 4'966 Millionen D-Mark – BASF 1'569, Bayer 1'771, Hoechst 1'626 Millionen – abschreiben. Die Bilanzsumme der Grossen Drei erreichte 1962 insgesamt 9'326,7 Millionen, während die R-Mark-Schlussbilanz der I. G.-Farbenindustrie AG zum 20. Juni 1948 einen Gesamtbetrag von 3'341,37 Millionen R-Mark ausgewiesen hatte. Mehr braucht nicht gesagt zu werden, um den Zustand strotzender Gesundheit und die Harmonie der Entwicklung zu kennzeichnen, deren die I. G.-Farben-Nachfolger sich erfreuten.

Natürlich wurde sowohl in der Stahl- als auch in der chemischen Industrie schon fleissig investiert, obwohl noch der Entflechtungsprozess auf hohen Touren lief und die Endlösung nicht abzusehen war. Das wurde von Professor Dr. Ing. Dr. rer. nat. h. c. Karl Winnacker, dem Vorstandsvorsitzenden der Farbwerke Hoechst AG, auf der ersten ausserordentlichen Hauptversammlung am 27. März 1953 offen eingestanden: «Im Rahmen der Beschlagnahme, das heisst unter alliierter Kontrolle», sagte er damals, «vollzog sich bis heute der Wiederaufbau der alten Fabrikationsstätten. Sie waren zum Teil durch Bomben schwer zerstört, ihre Organisationen waren durch Entlassungsmassnahmen vollständig in Unordnung geraten. Ihre Verbindungen mit den Schwesterwerken, auf die sie als Folge einer zwanzigjährigen Zusammenarbeit in allen Stufen ihrer Fabrikation angewiesen waren, wurden zerschnitten. Die zentrale Verkaufsorganisation bestand nicht mehr und musste in den einzelnen Werken provisorisch aufgezogen werden. Mit unermüdlicher Zähigkeit haben die Belegschaften unserer Fabriken unter ihren neuen Leitungen eine bewundernswerte Aufbauarbeit vollzogen.

Unser Dank gilt am heutigen Tage den Arbeitern und Angestellten, die dabei mithalfen und in unbeirrbarer Treue zu ihren Arbeitsstätten hielten. Er gilt auch besonders den Männern der Leitung, den Treuhändern, die es fertiggebracht haben, im Rahmen enger und schwerer Bestimmungen, welche die Kontrolle ihnen auferlegte, die Werke wieder zu ihrer vollen Produktion und Wettbewerbsfähigkeit zu bringen.»

Ein ähnliches Geständnis ist in den Reihen der Montanindustrie nie er-

folgt. Ihre publizistischen Vertrauensleute haben sich auf Zweckpessimismus spezialisiert und das Weinen bitterer Zähnen zur hohen Kunst perfektioniert.

Sehr zu Unrecht; denn in der eisenschaffenden Industrie fanden sich wie in der chemischen Industrie stets die Leute, die die Gunst der Stunde – das heisst die mancherlei Steuerprivilegien zu nutzen wussten, um hohe Abschreibungen zu machen und noch höhere Investitionen zu wagen.

Es wäre freilich verfehlt, zu sagen, die Woge der Investitionen sei 1949 von den beiden Produktionsgüter-Industrien – Eisen und Chemie – ausgelöst worden. Die Textilindustrie investierte 1949 mehr als jede der beiden grossen Industriezweige; 1950 ging der Maschinenbau in Führung; 1951 lag die chemische Industrie an der Spitze. Die Basis der stark und ständig vorandrängenden Anlagetätigkeit war die Euphorie der Wundergläubigkeit, die die Regierung mit massiven Steuererleichterungen und klug dosierten Abschreibungsprivilegien nährte, die Chance der Eigenfinanzierung, die die Käufer und Steuerzahler alimentierten, die Hochstimmung der aus jeglicher alliierter Kontrolle entlassenen Industrie, der Rausch der grossen Konzentrationserfolge, der, nach der Überwindung der Entflechtungspraxis, Gewerbe und Handel zu immer grösseren Sachanlagen vermochte. Dazu kamen die Sonderkonjunktureren – des Kraftfahrzeugbaus, der Kunststoffverarbeitung, der eisenschaffenden Industrie, der Chemiefasererzeugung, der Mineralölverarbeitung usw. –, die der Anlagetätigkeit Nahrung gaben.

Die Vielfalt der Motive, die einander durchdrangen und steigerten, ist schwer zu entwirren. Nur das Leitmotiv klingt immer wieder durch: die Aktion der öffentlichen Hand, die den Mächtigen Steuer- und Abschreibungsprivilegien, das Recht auf Umwandlung, die Sonderrechte der Organschaft, Subventionen und Aufträge – Aufträge nicht nur innerhalb der Bundesrepublik, sondern auch von Seiten der Entwicklungsländer – verschaffte. Eine bewusst geübte, undurchsichtige, hinter einem Schleier vielfältiger, niemals zutreffender Motivierung verborgene Politik, die in erster Linie den Grossen der Wirtschaft zugute kam und kommen sollte, aber auch die Taschen der arbeitenden Menschen füllte und sie in die konjunkturelle Euphorie der Wundergläubigkeit einbezog.

Sehen wir uns den Turmbau der industriellen Investitionen einmal näher an, der in den Jahren 1948 bis 1961 errichtet wurde, so werden wir manche Überraschung erleben. Da ist zunächst ihr Gesamtbetrag, der uns mit 140'600 Millionen – 1'740 Millionen wurden im 2. Halbjahr 1948, 75'100 Millionen im Zeitraum 1949 bis 1957, 63'760 Millionen in der Spanne 1958 bis 1961 in industrielle Anlagen gesteckt – gewaltig hoch erscheint. Stellt man den industriellen Anlagen – 135'030 Millionen D-Mark im Zeitraum 1950 bis 1961 – jedoch den Gesamtbetrag der gesamtwirtschaftlichen Investitionen – 514'300 Millionen in der gleichen Periode – gegenüber, so erscheinen die industriellen Investitionen relativ klein: sie vereinigen nur 26,26 Prozent der gesamtwirtschaftlichen Anlagen auf sich.

Brutto-Anlage-Investitionen (in Mill. D-Mark)

Industriezweig	1949	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960 a ¹	1960 b ²	1961
Bergbau (o. Kohlenwertst.-Ind.)	605	640	845	1 265	1 600	1 685	1 710	1 580	1 750	1 800	1 700	1 690	1 810	1 800
Kohlenbergbau (o. Kohlenw.)	470	480	600	980	1 300	1 345	1 330	1 175	1 345	1 390	1 270	1 260	1 380	1 330
Steinkohlenbergbau	360	380	485	790	970	985	945	875	1 025	1 020	930	900	1 020	1 000
Braunkohlenbergbau	110	100	115	190	330	360	385	300	320	370	340	360	360	330
Eisenerzbergbau	15	15	20	30	20	30	35	40	40	40	50	40	40	50
Kali- u. Steinsalzbergbau	40	50	95	95	90	90	100	100	100	100	100	100	100	100
Erdölgewinnung	70	85	115	145	170	200	220	240	240	250	260	270	270	300
Restlicher Bergbau	10	10	15	15	20	20	25	25	25	20	20	20	20	20
Verarbeitende Industrie	3 225	3 970	5 295	5 865	6 340	7 485	9 870	10 580	10 790	11 000	12 020	15 260	15 560	18 070
Grundstoff- und Produktions- güterindustrien	1 055	1 345	2 030	2 530	2 800	3 510	4 680	4 590	4 840	4 950	5 130	6 260	6 480	7 940
Industrie der Steine und Erden	130	190	240	285	315	360	460	480	470	440	650	870	880	1 070
Eisen- und Stahlindustrie	280	380	600	950	1 190	1 500	2 050	1 670	1 820	1 640	1 560	1 750	1 945	2 760
Eisenschaffende Industrie	180	250	400	700	900	1 135	1 570		1 420	1 270	1 170	1 300	1 475	2 190
Eisen-, Stahl- und Temper- giessereien	55	75	115	115	100	130	180	190	170	160	180	210	220	280
Ziehereien und Kaltwalzwerke	45	55	85	135	190	235	300	270	230	210	210	240	250	290
NE-Metallindustrie	40	50	85	120	135	130	190	270	215	225	225	315	315	380
Chemische Industrie	305	400	680	710	620	1 000	1 400	1 500	1 520	1 650	1 730	2 350	2 360	2 580
Mineralölverarbeitung	55	60	85	100	180	140	170	230	350	530	450	320	320	420
Kautschuk- u. Asbestverarbeitung	55	50	50	60	80	85	90	90	90	115	145	200	200	230
Sägewerke u. Holzbearbeitung	100	95	100	85	55	65	85	90	110	85	110	125	130	130
Zellstoff- und Papiererzeugung	90	120	190	220	225	230	235	260	265	265	260	330	330	370
Investitionsgüterindustrien	830	1 090	1 570	1 720	1 860	2 090	3 010	3 450	3 210	3 280	3 870	5 280	5 320	6 260
Stahlbau (einschl. Waggonbau)	40	45	60	80	100	90	105	140	160	130	110	135	140	210
Maschinenbau	280	435	610	670	610	710	980	1 110	1 000	950	1 030	1 500	1 520	1 870

Fahrzeugbau	140	190	290	330	410	470	760	805	700	780	1 210	1 700	1 700	1 900
Automobilindustrie	90	125	180	190	260	300	600	660	570	660	1 080	1 550	1 550	1 720
Sonstiger Fahrzeugbau	50	65	110	140	150	170	160	145	130	120	130	150	150	180
Schiffbau	20	25	40	55	80	70	100	95	125	165	130	85	85	80
Luftfahrzeugbau	-	-	-	-	-	-	-	5	10	20	50	70	70	100
Elektrotechnische Industrie	230	235	335	320	375	420	630	780	665	740	800	1 035	1 040	1 320
Feinmech.- u. Optische Industrie	25	30	50	55	60	65	105	135	140	115	130	155	155	160
ESBM-Industrie	95	130	185	210	225	265	330	380	410	380	410	600	610	620
Stahlverformung								150	160	130	150	205	210	210
EBM-Industrie								230	250	250	260	395	400	410
Verbrauchsgüterindustrie	765	885	1 025	920	980	1 130	1 340	1 570	1 670	1 625	1 830	2 340	2 360	2 440
Feinkeramische Industrie	30	33	62	45	50	75	85	85	90	80	90	100	105	135
Glasindustrie	33	33	50	45	50	60	70	70	81	90	110	140	145	190
Holzverarbeitende Industrie	120	125	110	95	90	120	130	150	160	154	185	235	240	250
Musikinstrumente- u. Spielwaren- industrie	5	7	12	10	13	15	19	21	22	25	25	26	26	33
Papierverarbeitung	30	35	40	50	55	65	85	105	116	140	155	185	185	210
Druck- u. Vervielfältigungsind.	60	80	80	100	130	155	180	185	185	200	260	315	320	260
Kunststoffverarbeitung	15	20	20	25	30	40	60	80	90	85	150	180	180	220
Lederindustrie	55	65	60	55	60	70	80	82	96	91	85	104	104	112
Ledererzeugende Industrie	25	20	18	17	16	18	21	17	22	23	27	37	37	30
Lederverarbeitende Industrie	10	8	7	6	9	12	16	15	18	15	10	12	12	12
Schuhindustrie	20	37	35	32	35	40	43	50	56	53	48	55	55	70
Textilindustrie	375	420	510	420	425	440	530	650	700	640	650	900	900	880
Bekleidungsindustrie	42	67	81	75	77	90	101	142	130	120	120	155	155	150
Nahrungs- u. Genussmittelind.	575	650	670	695	700	755	840	970	1 070	1 145	1 190	1 380	1 400	1 430
Mühlenindustrie	55	55	45	30	20	15	25	40	30	40	40	35	35	40
Ölmühlen- u. Margarine-Ind.	20	20	25	15	15	25	25	30	30	35	30	35	35	30
Zuckerindustrie	40	60	50	65	50	70	55	70	100	125	90	100	100	130
Brauereien und Mälzereien	90	120	135	175	170	200	240	280	325	320	390	465	475	500
Sonst. Nahrungs- u. Genussm.-Ind.	370	395	415	410	445	445	495	550	585	625	640	745	755	730
Industrie, insgesamt	3 830	4 610	6 140	7 130	7 940	9 170	11 580	2 160	12 540	12 800	13 720	16 950	17 370	19 870

¹ ohne Saarland; ² einschliesslich Saarland.

Allerdings gibt dieser Vergleich ein schiefes Bild; denn der Anteil der Bauten an den gesamtwirtschaftlichen Investitionen beansprucht fast die Hälfte, an den industriellen Investitionen weniger als ein Viertel des angelegten Kapitals. Rechnet man mit einigermaßen genauen Zahlen, das heisst: mit den Schätzungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (Industrie) und den Angaben des Statistischen Bundesamts (Gesamtwirtschaft), so entfielen auf die Bauten in der Industrie 31'830, in der Volkswirtschaft 249'800 Millionen D-Mark, auf die Ausrüstungen in der Industrie 103'200, in der Gesamtwirtschaft 264'500 Millionen. Mit anderen Worten: die Industrie vereinigte 12,74 Prozent der gesamtwirtschaftlichen Bauinvestitionen, dagegen 39,02 Prozent der volkswirtschaftlichen Ausrüstungsinvestitionen auf sich.

Wie sich die öffentliche und die private Hand in die Bauinvestitionen teilen, müsste in einer besonderen Studie ermittelt werden. Wahrscheinlich ist der Anteil von Bund, Ländern und kommunalen Instanzen an der Baukonjunktur, namentlich am Steigen der Grundstücks- und Baustoffpreise, nicht gering einzuschätzen. Auch die privaten Grossverdiener mögen einige Schuld an der Entwicklung des Baumarkts auf sich geladen haben. Die Industrie ist unmittelbar viel weniger am Emporschnellen aller im Bausektor verlangten und gezahlten Preise beteiligt, als es zunächst scheinen mag; wenngleich sie am Lauf der Dinge weidlich verdient haben dürfte.

Das nebenbei; wichtiger als das Problem der Bau- und Ausrüstungsinvestitionen scheint die Frage, wie die Struktur des industriellen Investitionsaufkommens oder die Zusammensetzung des Anlagevolumens nach Industriegruppen sich entwickelt hat.

INVESTITION AUF NEUEN PFADEN

Der erste Blick zeigt, dass sich seit der Währungsreform in der Tat ein tiefgreifender Strukturwandel vollzogen hat, der das Bild des industriellen Investitionsaufkommens grundlegend verändert hat.

Die Jahre 1948 bis 1950 standen noch ganz im Zeichen der Versorgungskonjunktur. Die «Fresswelle» rollte damals über die Bundesrepublik, gefolgt von der Welle der Hausrat- und Bekleidungsanschaffungen. Man lebte in bescheidenen Verhältnissen, eben der Zuchtrute der Bewirtschaftung entwachsen, verdiente wenig, aber gutes Geld, zitternd in der Furcht vor einer neuen Inflation, die – notabene! – vom Einzelhandel eher genährt als entkräftet wurde. So kaufte man denn, vielfach zu überhöhten Preisen, was man kriegen konnte – etwa nach dem Grundsatz: was man verzehrt hat, kann einem niemand mehr nehmen, und was man hat, das hat man. Das Sachwertdenken war mit dem Erscheinen des funktionsfähigen Geldes keineswegs überwunden.

Die über den Einzelhandel den Verbrauchsgüter-, Nahrungs- und Genussmittelindustrien zufließenden Beträge, relativ hohe Summen, wurden zum grossen Teil investiert. In den ersten zweieinhalb Jahren nach der Währungsreform waren diese Gewerbezweige mit 34,48 Prozent – die Verbrauchsgüter-

sparte mit 19,70, die Nahrungs- und Genussmittelindustrien mit 14,78 Prozent – am industriellen Investitionsvolumen beteiligt. Mit Sätzen also, die auf die Dauer nicht vertretbar waren.

Nun kann man diesen Zustand nicht einfach den Verbrauchern noch den Industrien zulasten, an die die Konsumenten sich hielten. Primitiv gesagt: das Geld war noch sehr knapp und suchte den Weg des geringsten Widerstands, um zur Investition zu gelangen. Widerständen, von den Alliierten errichteten Hindernissen aber begegnete der Strom der Anlagemittel, der sich den Pro-

Die Struktur der industriellen Brutto-Anlage-Investitionen¹

(insgesamt = 100)

	Bergbau	Grundstoff- u. Produktionsgüterindustrien	Investitionsgüterindustrien	Verbrauchsgüterindustrien	Nahrungs- und Genussmittelindustrien	Industrielle Investitionen insgesamt in Mill. D-Mark
2. Halbj. 1948	12,93	28,16	22,41	20,40	16,09	1 740
1949	15,80	27,55	21,67	19,97	15,01	3 830
1950	13,88	29,18	23,64	19,20	14,10	4 610
1951	13,76	33,06	25,57	16,69	10,91	6140
1952	17,74	35,48	24,12	12,90	9,75	7 130
1953	20,15	35,26	23,43	12,34	8,82	7 940
1954	18,38	38,28	22,79	12,32	8,23	9170
1955	14,77	40,41	25,99	11,57	7,25	11580
1956	12,99	37,75	28,37	12,91	7,98	12 160
1957	13,95	38,60	25,60	13,32	8,53	12 540
1958	14,06	38,67	25,63	12,70	8,94	12 800
1959	12,39	37,39	28,21	13,34	8,67	13 720
1960 ^{1 2 3}	10,42	37,30	30,63	13,59	8,06	173 703
1961 ²	9,06	39,96	31,50	12,28	7,20	19 870

duktions- und Investitionsgüter-Industrien zuzuwenden trachtete. Die Verbrauchsgüter-Industrien fanden eher das Wohlwollen der Besatzungsmächte. Textil- und Bekleidungsunternehmen, Brauereien und Keksfabriken, selbst elektrotechnische Betriebe, sofern sie sich auf die Fertigung von Verbrauchsgütern beschränkten, waren unverdächtig. Sie konnten keine Kanonen, Flugzeuge, Schlachtschiffe oder U-Boote bauen, kein Material für einen Atom- oder Giftkrieg herstellen. Sie konnten und sollten sich frei entfalten, so frei

¹ Errechnet auf Grund der zu jeweiligen Preisen ermittelten Werte. Sind diese Werte zu Preisen von 1950 ermittelt, so ergibt unsere Berechnung, bis auf geringfügige Abweichungen in der zweiten Dezimalstelle, das gleiche Bild.

² Einschliesslich Saarland.

³ ohne Saarland (nach Schätzungen der DIW. Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung Jg. 1961, H. 1 und Jg. 1962, H. 4.

wie nur möglich. Die anderen Industrien, mochten sie Stahl oder Leichtmetall, Werkzeugmaschinen oder Traktoren produzieren, galten grundsätzlich als gefährlich, ihre Investitionstätigkeit als verdächtig.

Das änderte sich erst, als mit dem Abbau der alliierten Kontrollen und dem Abschluss des Schuman-Vertrages die Wirtschaftszustände sich normalisierten. In den Jahren 1951/52 ging der Anteil der Konsumgüter-Industrien am Investitionsaufkommen ruckartig zurück, 1952/53 stellte der Normalzustand sich her: der Sphäre der Verbrauchsgüter-Industrie fließen seither nur noch 20 bis 21 Prozent der von der Industrie in Anspruch genommenen und grösstenteils von ihr aufgebrauchten Investitionsmittel zu. Die Orientierung an Verbrauch und Genuss, wie sie sich zunächst in der sachlichen Gliederung des Investitionsmittelaufkommens spiegelte, wurde schnell überwunden.

Es war allerdings nicht so, als ob die kontrollierten Industrien vom Segen der steuerlichen Privilegien ausgeschlossen gewesen wären, den die Regierung mit lockerer Hand über die Wirtschaft ausgestreut hatte. Sie nahmen nach besten Kräften am Boom der selbstfinanzierten Investitionen teil. Aber es ist eben doch etwas anderes, ob man zur Gruppe der freien oder der durch Produktionsbeschränkungen niedergehaltenen Industrien zählt. Jene brauchten nur dem eigenen ökonomischen Gewissen zu folgen; diese waren in ihrer Anlagetätigkeit immer durch die Rücksicht auf die ihnen gesetzte Produktionsgrenze oder durch die Überlegung beeinträchtigt, ob und in welcher Höhe sie eine Erhöhung des Erzeugungslimits oder das Wegfällen jeder Produktionsbeschränkung vorwegnehmen könnten.

Als dann das Investitionshilfegesetz ergangen und die Aufhebung aller Kontrollen einschliesslich des Ruhr-Statuts in greifbare Nähe gerückt war, änderte die Situation sich mit einem Schlage: die Montanindustrie nahm die ihr gewährten Hilfen, Kredite in Höhe von einer Milliarde, namentlich aber Abschreibungsprivilegien in unvorstellbarer Höhe, in Anspruch und begann mit Macht zu investieren. Der Anteil des Bergbaus an den Brutto-Anlage-Investitionen der gesamten Industrie stieg von 13,76 Prozent im Jahre 1951 auf 17,74 bzw. 20,15 Prozent in den Jahren 1952 und 1953. Damit hatte er – sub specie der Anlagetätigkeit – das Maximum seiner Bedeutung durchschritten. Seit 1953 haben die Investitionen namentlich des Steinkohlenbergbaus praktisch stagniert, so dass sein Anteil an der gesamtindustriellen Anlage-Investition beständig abnahm. Im Jahre 1953 war der gesamte Bergbau auf 20,15, der Steinkohlenbergbau auf 12,22 Prozent der industriellen Investitionen gekommen, im Jahre 1961 errechneten sich für die beiden Relationen 9,06 bzw. 5,03 Prozent. Die Strukturkrise des Kohlenbergbaus, verursacht durch das Sinken des spezifischen Energieverbrauchs der Industrie (von 100 i. J. 1954 auf 77,3 i. J. 1961) und verschärft durch das sprunghafte Ansteigen des Heizölverbrauchs (von 100,0 auf 471,4), hatte die Anlagetätigkeit der Zechen in Schranken gehalten.

Anders waren die Dinge im Bereich der Grundstoff- und Produktionsgüter-

Industrien verlaufen, in denen neben und nach der chemischen die Eisen- und Stahlindustrie die führende Rolle spielt. Hier hatte die Belebung der Investitionstätigkeit schon 1950 begonnen; 1952 und 1953 stagnierte ihr Anteil an der gesamtindustriellen Anlage-Investition bei etwas mehr als 35 Prozent, 1955 erreichte er mit 40,41 Prozent sein Maximum, pendelte dann fünf Jahre etwa 1% bis 2½ Prozent unterhalb der 40-Prozent-Grenze, die er 1961 dank dem starken Steigen der eisen- und stahlindustriellen Investitionen wieder erreichte.

Und wieder andere Verhältnisse walteten in der Investitionsgüter-Industrie, deren Rekordjahre 1951 (mit einem Anteil von 25,57% an der Summe aller industriellen Anlage-Investitionen), 1956 (28,37%) und 1961 (31,50%) waren.

Vor allem wollen wir festhalten, dass 1950 vom Bergbau 13,88, im Jahre 1961 nur noch 9,06 Prozent des industriellen Investitionsaufkommens angelegt wurden, dass der Anteil der Verbrauchsgüter-, Nahrungs- und Genussmittelindustrien an der industriellen Gesamtinvestition von 33,30 auf 19,48 Prozent absank, während der Anteil derjenigen Industrien, deren Erzeugung vorwiegend dem Auf- und Ausbau der gewerblichen Tätigkeit dient, der Grundstoff- und Produktionsgüter- sowie der Investitionsgüter-Industrien, 1950 erst 52,82, 1961 dagegen 71,76 Prozent aller industriellen Investitionen auf sich vereinigte. In diesen Gegenüberstellungen zeichnet sich der grundsätzliche Wandel der industriellen Investitionsstruktur ab, um es ganz primitiv zu sagen: die Abwendung vom krisenumwitterten Bergbau und den traditionellen Konsumgüter-Industrien und die Zuwendung zu den Gewerbezweigen, die dem Fortschreiten der Industrialisierung dienen.

Aber diese Erkenntnis genügt keineswegs, die komplexen Vorgänge aufzuheben, die sich im Zusammenhang mit dem strukturellen Wandel der Investitionstätigkeit abgespielt haben.

Unsere zweite Frage gilt dem Problem, in welchem Umfang die Jahr für Jahr getätigten Investitionen sich sichtbar im Wachstum des industriellen Anlagevermögens niedergeschlagen haben und ob auch dieses, das Anlagevermögen, einem ähnlichen Strukturwandel unterworfen war wie die Investitionen.

Man muss da einmal eine Denkpause einschalten.

Investitionen und Wachstum des Anlagevermögens sind beileibe nicht dasselbe. Vom Anlagevermögen werden alljährlich Abschreibungen gemacht, die kleiner, ebenso gross oder grösser sein können als der Zugang zu den Werksanlagen. Nur wenn die Abschreibungen kleiner sind als die Zugänge, wächst das Anlagevermögen. Aber der Zugang muss natürlich stets – sei es durch Eigenmittel, sei es durch Fremdmittel – voll finanziert werden. Mit anderen Worten: die Investitionen sind regelmässig grösser als das Wachstum des Anlagevermögens.

Die Berechnungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (in den Vierteljahresheften zur Wirtschaftsforschung, Jg. 1961 Heft 1, Jg. 1962

Struktur des Brutto-Anlage-Vermögens der Industrie

	1949	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	a	1960 ^b	1961
<i>Bergbau (o. Kohlenwertst.-Ind.)</i>	16,16	15,84	15,42	15,20	15,27	15,48	15,52	15,11	14,60	14,18	13,73	73,33	13,97	13,57
Kohlenbergbau (o. Kohlenw.)	13,85	13,48	13,00	12,69	12,68	12,80	12,76	12,32	11,81	11,39	10,94	10,52	11,24	10,84
Steinkohlenbergbau	11,55	11,22	10,83	10,61	10,60	10,62	10,49	10,10	9,70	9,37	8,97	8,56	9,33	8,97
Braunkohlenbergbau	2,31	2,26	2,17	2,08	2,08	2,18	2,27	2,22	2,11	2,02	1,97	1,96	1,91	1,87
Eisenerzbergbau	0,49	0,48	0,46	0,45	0,43	0,46	0,40	0,39	0,37	0,35	0,34	0,33	0,32	0,31
Kali- u. Steinsalzbergbau	0,90	0,90	0,92	0,95	0,97	0,98	0,97	0,95	0,92	0,90	0,87	0,85	0,83	0,80
Erdölgewinnung	0,60	0,67	0,74	0,83	0,92	1,03	1,13	1,21	1,27	1,33	1,38	1,43	1,39	1,43
Restlicher Bergbau	0,31	0,31	0,29	0,28	0,27	0,26	0,26	0,24	0,23	0,21	0,20	0,20	0,19	0,19
<i>Verarbeitende Industrie</i>	83,84	84,16	84,58	84,80	84,73	84,52	84,48	84,89	85,40	85,82	86,27	86,67	86,03	86,43
<i>Grundstoff- und Produktions-</i>														
<i>güterindustrien</i>	38,09	37,40	36,81	36,71	36,74	36,97	37,45	37,73	37,82	37,91	37,77	37,28	37,51	37,01
Industrie der Steine und Erden	3,07	3,08	3,11	3,17	3,24	3,31	3,39	3,45	3,48	3,48	3,53	3,64	3,58	3,71
Eisen- u. Stahlindustrie	15,48	15,02	14,59	14,41	14,45	14,66	15,00	15,13	15,07	14,96	14,64	14,05	14,82	14,27
Eisenschattende Industrie	11,75	11,36	10,97	10,80	10,83	11,00	11,27	11,37	11,33	11,28	11,04	10,58	11,30	10,89
Eisen-, Stahl- u. Tempergiessereien	1,73	1,73	1,74	1,74	1,73	1,71	1,70	1,69	1,67	1,64	1,61	1,55	1,58	1,52
Ziehereien und Kaltwalzwerke	1,99	1,93	1,88	1,86	1,89	1,95	2,03	2,07	2,07	2,04	1,99	1,92	1,94	1,86
NE-Metallindustrie	1,41	1,38	1,35	1,37	1,39	1,41	1,43	1,48	1,53	1,54	1,55	1,57	1,53	1,55
Chemische Industrie	12,33	12,07	11,88	11,83	11,64	11,54	11,62	11,73	11,80	11,89	11,92	11,90	11,60	11,57
Mineralölverarbeitung	0,63	0,68	0,73	0,79	0,88	0,98	1,04	1,11	1,24	1,45	1,65	1,75	1,70	1,79
Kautschuk- und Asbestverarbeitung	0,84	0,86	0,86	0,86	0,87	0,88	0,88	0,87	0,85	0,85	0,86	0,88	0,86	0,89
Sägewerke und Holzbearbeitung	1,37	1,40	1,40	1,39	1,34	1,28	1,23	1,17	1,12	1,07	1,03	1,00	1,00	0,96
Zellstoff- und Papiererzeugung	2,96	2,91	2,89	2,91	2,73	2,91	2,86	2,79	2,73	2,67	2,59	2,49	2,42	2,32
<i>Investitionsgüterindustrien</i>	20,49	20,78	21,17	21,46	20,11	21,71	21,99	22,67	23,34	23,83	24,48	25,34	24,87	25,82
Stahlbau (einschl. Waggonbau)	1,24	1,23	1,21	1,19	1,12	1,17	1,14	1,13	1,15	1,16	1,15	1,14	1,18	1,17
Maschinenbau	5,84	6,07	6,39	6,67	6,25	6,93	7,06	7,31	7,51	7,63	7,72	7,92	7,77	8,02
Fahrzeugbau	3,34	3,40	3,49	3,58	3,35	3,80	4,01	4,30	4,52	4,70	5,01	5,49	5,34	5,83
Automobilindustrie	1,75	1,82	1,90	1,97	1,84	2,15	2,36	2,68	2,93	3,14	3,48	3,99	3,88	4,40
Sonstiger Fahrzeugbau	1,59	1,58	1,59	1,61	1,51	1,65	1,65	1,62	1,59	1,56	1,53	1,50	1,46	1,43
Schiffbau	1,00	0,98	0,96	0,95	0,89	0,94	0,93	0,93	0,94	0,97	1,00	0,99	0,96	0,93
Luftfahrzeugbau	-	-	•	•	•				0,01	0,02	0,04	0,07	0,07	0,10

Elektrotechnische Industrie	3,65	3,80	3,93	4,02	3,77	4,12	4,21	4,42	4,62	4,75	4,92	5,09	4,98	5,19
Feinmech.- u. optische Industrie	0,64	0,65	0,66	0,67	0,63	0,69	0,70	0,74	0,79	0,82	0,84	0,86	0,84	0,85
ESBM-Industrie	4,77	4,65	4,52	4,37	4,10	4,07	3,93	3,84	3,81	3,78	3,77	3,78	3,73	3,73
Stahlverformung														
EBM-Industrie														
<i>Verbrauchsgüterindustrie</i>	<i>15,24</i>	<i>15,58</i>	<i>15,94</i>	<i>15,95</i>	<i>15,77</i>	<i>75,53</i>	<i>75,73</i>	<i>14,90</i>	<i>14,78</i>	<i>14,67</i>	<i>14,62</i>	<i>14,62</i>	<i>14,34</i>	<i>14,31</i>
Feinkeramische Industrie	0,72	0,73	0,75	0,76	0,75	0,75	0,75	0,75	0,75	0,74	0,74	0,74	0,78	0,78
Glasindustrie	1,09	1,07	1,06	1,04	1,01	0,98	0,94	0,90	0,87	0,86	0,85	0,85	0,84	0,84
Holzverarbeitende Industrie	1,49	1,59	1,66	1,67	1,64	1,62	1,58	1,55	1,52	1,51	1,50	1,50	1,47	1,47
Musikinstrumente- u. Spielwarenind.	0,14	0,14	0,15	0,15	0,15	0,15	0,15	0,15	0,16	0,16	0,16	0,16	0,16	0,16
Papierverarbeitung	0,70	0,71	0,72	0,72	0,72	0,72	0,72	0,73	0,75	0,77	0,81	0,84	0,82	0,85
Druck- u. Vervielfältigungsindustrie	1,48	1,49	1,51	1,51	1,52	1,54	1,55	1,55	1,55	1,55	1,57	1,61	1,58	1,60
Kunststoffverarbeitung	0,16	0,18	0,19	0,21	0,23	0,24	0,27	0,30	0,34	0,38	0,43	0,48	0,49	0,54
Lederindustrie	1,20	1,22	1,23	1,21	1,18	1,14	1,10	1,06	1,03	1,01	0,98	0,95	0,93	0,90
Ledererzeugende Industrie														
Lederverarbeitende Industrie														
Schuhindustrie														
Textilindustrie	7,77	7,90	8,06	8,03	7,87	7,66	7,36	7,12	6,98	6,84	6,72	6,80	6,42	6,30
Bekleidungsindustrie	0,50	0,55	0,62	0,67	0,71	0,73	0,76	0,79	0,83	0,85	0,86	0,88	0,86	0,87
<i>Nahrungs- u. Genussmittelindustrie</i>	<i>70,02</i>	<i>10,40</i>	<i>10,66</i>	<i>10,68</i>	<i>70,60</i>	<i>70,30</i>	<i>9,85</i>	<i>9,59</i>	<i>9,46</i>	<i>9,41</i>	<i>9,40</i>	<i>9,43</i>	<i>9,37</i>	<i>9,29</i>
Mühlenindustrie	1,15	1,17	1,16	1,12	1,05	0,96	0,86	0,80	0,74	0,69	0,65	0,62	0,62	0,58
Ölmühlen- u. Margarineindustrie	0,73	0,73	0,71	0,69	0,65	0,61	0,57	0,53	0,51	0,48	0,47	0,45	0,44	0,42
Zuckerindustrie	0,62	0,66	0,70	0,72	0,72	0,71	0,69	0,67	0,67	0,70	0,68	0,68	0,66	0,67
Brauereien und Mälzereien	1,53	1,61	1,69	1,75	1,80	1,82	1,82	1,86	1,92	1,98	2,06	2,16	2,15	2,23
Sonst. Nahrungs- u. Genussm.-Ind.	5,98	6,23	6,39	6,41	6,37	6,19	5,91	5,73	5,62	5,56	5,54	5,52	5,44	5,39
<i>Industrie insgesamt</i>	<i>100,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>	<i>700,00</i>
<i>Industrielles Anlagevermögen insges.</i>	<i>58 613</i>	<i>61017</i>	<i>64 146</i>	<i>68 139</i>	<i>72 709</i>	<i>78 246</i>	<i>85 467</i>	<i>93 123</i>	<i>100 483</i>	<i>107 856</i>	<i>115 134</i>	<i>123 352</i>	<i>126 942</i>	<i>136 690</i>
<i>Mill. D-Mark / Preise von 1950</i>														
<i>Reale Brutto-Anlage-Investitionen</i>														
<i>der Industrie</i>														
<i>Mill. D-Mark / Preise von 1950</i>	<i>3 609</i>	<i>4 610</i>	<i>5 268</i>	<i>5 640</i>	<i>6 405</i>	<i>7 556</i>	<i>9 278</i>	<i>9 431</i>	<i>9 376</i>	<i>9 393</i>	<i>10 012</i>	<i>11923</i>	<i>12 217</i>	<i>13 501</i>

Quelle: Vierteljahrsheft zur Wirtschaftsforschung

¹ a = ohne Saarland; b = einschliesslich Saarland.

Heft 4, Jg. 1963 Hefti) machen es möglich, die Probe aufs Exempel zu unternehmen: Im Zeitraum 1950 bis 1961 stieg das industrielle Anlagevermögen, berechnet zu Preisen von 1950: von 61'017 auf 136'690 Millionen D-Mark oder um 75'673 Millionen. Dagegen summierten sich die Investitionen, ebenfalls in Preisen von 1950, zu einem Betrag von 102'687 Millionen: Die Investitionen waren um 35,7 Prozent grösser als das Wachstum der Anlagen.

Wie die beiden Reihen – Investitionen und Wachstum des Anlagevermögens – im Einzelnen verliefen, müsste in einer besonderen Studie untersucht werden. Uns mag es hier genügen, den Wandel der industriellen Anlagevermögensstruktur festzustellen, der sich im letzten Jahrzehnt ergeben hat.

Wir sehen gleich, es besteht der Art, nicht der Grösse nach kein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Wandel der Investitionsstruktur. Die relative Bedeutung der Investitionen war heftigen Schwankungen nach oben und nach unten unterworfen. Die Abschreibungspraxis der Unternehmen hat das Übergreifen dieser Schwankungen auf die Entwicklung des Anlagevermögens zu mildern, teilweise fast auszugleichen vermocht. Der Anteil des Bergbaus am industriellen Anlagevermögen ist von 15,84 Prozent im Jahre 1950 auf 13,57 Prozent im Jahre 1961, der Anteil der Verbrauchsgüter-, Nahrungs- und Genussmittelindustrien von 25,98 auf 23,60 Prozent zurückgegangen. Die Grundstoff- und Produktionsgüter-Industrien haben sich in der ersten Hälfte unseres Beobachtungszeitraums knapp, in der zweiten Hälfte gut behauptet. Gestiegen ist einzig der Anteil der Investitionsgüter-Industrien: von 20,78 Prozent des industriellen Anlagevermögens im Jahre 1950 auf 25,82 Prozent im Jahre 1961.

Die Strukturwandlungen, das Auf und Nieder in der Hierarchie des Anlagevermögens vollzog sich also in sanften Kurven und kaum gekräuselten Wellenbewegungen. Die Investitionsstösse, die im Bereich der Grundstoff- und Investitionsgüter-Industrien auftraten, wurden durch die rigorose Abschreibungspolitik der hochprivilegierten Unternehmen abgefangen. Nur die Produktionsgüter-Industrien waren dazu nicht in der Lage; sie mussten nolens volens in der Hierarchie der Besitzer und Nutzer grosser Anlagevermögen ein paar Stufen hinaufsteigen.

Die zweite Frage ist, ob die industriellen Anlage-Investitionen, deren Gesamtbetrag zu jeweiligen Preisen im Zeitraum von der Währungsreform bis Ende 1961 den Betrag von 140'600 Millionen erreichte, wirtschaftlich gerechtfertigt waren. Alimentierten sie ein Anlagevermögen, das, für den deutschen Bedarf zu gross, wie ein zu weit geschnittenes Gewand am Körper unserer Industrie schlotterte; sass der Anzug der Anlagegüterausstattung dem deutschen Industriekörper zu knapp oder wie angemessen? Mit anderen Worten: Waren die industriellen Kapazitäten zu gross, zu klein oder gerade ausreichend?

Das ist die Frage, die in jedem Einzelfall untersucht werden müsste und auch bei bester Sachkenntnis schwer zu beantworten bliebe. Entschliessen wir

uns aber dazu, die Indexzahlen für richtig zu halten, die das DIW für die Ausnutzung des Brutto-Anlage-Vermögens der Industrie errechnet hat, so haben wir die Antwort vorliegen. Wir brauchen sie aus der Tabelle nur abzulesen.

Im Allgemeinen nimmt man an, dass eine Produktionsanlage voll ausgelastet ist, wenn sie zu 85 Prozent ausgenutzt wird. Rund 15 Prozent liegen regelmässig still, weil die Anlage ergänzt, repariert, modernisiert oder erweitert wird. Die Realität mag im Einzelfall von der Faustregel abweichen; im Grossen Ganzen trifft sie wahrscheinlich zu: besonders in einer Zeit wie der unsrigen, die unter dem Zwang zur ständigen Rationalisierung, zur schnellen Umsteuerung und zur aufmerksamsten Verfeinerung des Produktionsprozesses steht.

Nehmen wir also die 85-prozentige Inanspruchnahme des Anlagevermögens als Norm, so war die Ausnutzung der industriellen Kapazität in den Jahren 1949 und 1950 unternormal, in allen anderen Jahren bis 1961 aber übernormal gross. Freilich gab es da Unterschiede. Die Anlagen des Kohlenbergbaus waren schon 1949 voll ausgenutzt. Man konnte zwar noch die notwendigen Reparatur- und Rationalisierungsarbeiten verrichten, musste damit aber schon 1950 zurückstecken und kam im Jahre 1952 auf die theoretische Maximalbelastung, die 100-prozentige Ausnutzung der Erzeugungsanlagen, die jede partielle Stilllegung zum Zwecke der Rationalisierung ausschloss. Ein derartiger Ausnutzungsgrad ist nie mehr erreicht worden; im Gegenteil: er glitt jetzt Jahr um Jahr ab, bis er 1961 den Satz von 70,6 Prozent der Vollaussnutzung erreichte. Zu dieser Entwicklung bot die eisenschaffende Industrie nur im ersten Drittel der Beobachtungsperiode eine Parallele. Die Stahlkonverter und -Öfen hatten (in 1'000 t) 1950 eine Menge von 12'121 t Block- und Flüssigstahl, 1951 und 1952 insgesamt 13'506 bzw. 15'800 t Stahl ausgestossen. Das bedeutete, dass die Kapazität unserer Stahlwerke zu 77,5 bzw. 89,2 und 100 Prozent ausgenutzt worden oder dass die Ausnutzung der Anlagen bis zu dem Punkt gestiegen war, um selbst Erweiterungsbauten auszuschliessen. Denn der Theorie nach machen ja selbst derartige Arbeiten teil- und zeitweise Stilllegungen des Produktionsapparats notwendig. Doch Theorie hin, Theorie her: die deutschen Stahlerzeuger hatten Vorsorge getroffen, 1953 etwa 18 Millionen Tonnen zu erzeugen; tatsächlich produzierten sie (wie immer in 1'000 t) 15'420 t, womit – wie wir aus den Berechnungen des DIW erfahren – die Kapazität nur zu 85,9 Prozent ausgenutzt wurde. Die Praxis führte die Theorie ad absurdum.

Wie dem nun sei, seit 1953 trennten sich die Entwicklungslinien des Kohlenbergbaus und der eisenschaffenden Industrie. Während dort der Grad der Kapazitätsausnutzung zunächst nur zögernd, aber kontinuierlich abgebaut wurde, vollzog sich der Schwund hier ziemlich jäh. Ebenso schnell aber folgte die Erholung. 1955 und 1956 und wieder 1960 und 1961 konnte man von einer Vollaussnutzung der Anlagen sprechen.

Indexziffern der Ausnutzung des Brutto-Anlage-Vermögens der Industrie

Maximale Ausnutzung = 100

Industriezweig	1949	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960	1961	1962
<i>Bergbau (o. Kohlenwertst.-Ind.)</i>	84,0	89,6	97,4	99,2	94,9	90,7	88,0	86,8	85,0	81,6	77,3	76,6	76,4	74,8
Kohlenbergbau (o. Kohlenw.)	86,4	91,1	98,9	100,0	95,0	89,4	86,1	85,2	83,1	79,5	73,6	72,5	72,6	70,6
Steinkohlenbergbau														
Braunkohlenbergbau														
Eisenerzbergbau	64,1	75,0	87,8	100,0	92,7	81,8	91,9	93,6	97,0	92,9	91,1	91,9	91,9	87,6
Kali- u. Steinsalzbergbau	70,1	83,7	91,9	95,2	90,4	100,0	97,0	89,6	87,1	84,3	86,6	89,4	89,4	87,5
Erdölgewinnung	71,1	82,1	86,3	92,7	96,7	98,4	100,0	98,0	96,3	95,2	98,6	96,6	96,6	97,6
Restlicher Bergbau	74,1	80,6	92,5	96,8	100,0	99,0	93,5	88,9	90,4	78,3	70,9	71,2	71,3	66,7
<i>Verarbeitende Industrie</i>	63,4	75,6	86,6	86,7	88,0	92,4	98,5	96,9	93,8	88,7	87,9	92,2	92,2	88,9
<i>Grundstoff- und Produktions-</i>														
<i>güterindustrien</i>	63,3	76,0	89,8	90,3	88,7	93,0	98,5	96,6	93,8	87,7	88,0	95,8	95,9	93,3
Industrie der Steine und Erden	79,0	92,1	98,0	98,2	100,0	98,2	99,8	94,7	86,9	82,4	86,4	83,5	83,3	80,6
Eisen- u. Stahlindustrie	60,4	77,7	89,6	99,4	85,7	88,9	99,1	97,4	92,9	81,2	85,4	97,9	97,8	93,4
Eisenschaffende Industrie	59,6	77,5	89,2	100,0	85,9	88,2	98,8	98,0	94,6	80,9	86,1	99,7	99,6	94,3
Eisen-, Stahl- u. Tempergiessereien	65,8	81,6	99,0	98,0	82,8	90,0	100,0	94,2	84,5	74,4	75,8	83,6	83,4	80,9
Ziehereien und Kaltwalzwerke	60,6	75,8	83,3	97,6	87,2	92,3	100,0	96,6	90,7	88,4	89,3	99,2	99,3	97,8
NE-Metallindustrie	60,0	79,1	93,3	82,1	85,7	98,1	100,0	89,9	84,0	79,8	80,7	87,7	87,7	81,8
Chemische Industrie	58,1	64,6	84,4	80,1	89,7	94,8	97,5	97,5	100,0	99,2	92,9	100,0	100,0	99,1
Mineralölverarbeitung	46,1	81,2	98,1	96,8	94,2	99,6	100,0	92,7	78,3	76,0	79,0	85,4	85,4	93,9
Kautschuk- und Asbestverarbeitung	70,0	72,8	76,8	79,8	84,9	90,8	100,0	92,1	89,5	87,0	93,3	97,0	97,0	89,7
Sägewerke und Holzbearbeitung	95,9	95,7	100,0	85,5	79,6	85,0	89,0	90,7	82,4	76,9	77,9	82,6	82,8	79,6
Zellstoff- und Papiererzeugung	72,0	86,6	99,0	85,2	91,9	99,5	100,0	100,0	99,9	96,0	94,9	100,0	100,0	99,3
<i>Investitionsgüterindustrien</i>	54,1	66,6	81,2	84,5	82,4	89,8	99,7	96,2	89,4	86,6	85,4	89,2	89,1	85,4
Stahlbau (einschl. Waggonbau)	69,5	76,7	81,5	85,0	92,9	91,3	97,0	100,0	92,9	84,7	74,9	78,9	77,7	80,6
Maschinenbau	65,1	77,6	93,5	98,0	88,5	90,7	100,0	96,8	89,5	82,8	79,3	82,9	82,8	81,6

Automobilindustrie	35,9	60,8	69,3	71,9	74,2	90,8	100,0	93,8	86,8	94,7	94,2	93,3	93,3	80,4
Sonstiger Fahrzeugbau	54,0	62,4	77,6	89,4	79,0	84,2	100,0	86,9	76,5	72,5	78,4	91,4	91,1	86,1
Schiffbau	25,3	36,7	46,6	63,3	77,4	90,9		95,6	91,0			62,3	62,3	57,8
Luftfahrzeugbau							100,0			82,6	68,1			
Elektrotechnische Industrie	53,6	63,1	79,6	77,7	78,9	90,0	100,0	96,5	91,3	94,5	94,5	98,6	98,5	96,4
Feinmech.- u. optische Industrie	53,1	68,4	83,7	88,2	90,7	95,7	100,0	93,2	82,3	72,8	71,9	73,6	73,9	71,8
ESBM-Industrie	50,1	62,2	78,3	77,8	77,8	87,9	99,4	100,0	94,4	88,1	91,5	99,0	98,7	96,1
Stahlverformung														
EBM-Industrie														
<i>Verbrauchsgüterindustrie</i>	69,5	84,6	89,3	83,9	92,2	95,2	98,0	98,8	96,7	90,0	88,9	89,9	89,9	85,8
Feinkeramische Industrie	68,6	77,2	90,8	85,0	84,2	95,4	100,0	95,7	89,4	84,1	81,4	82,0	81,5	80,8
Glasindustrie	61,9	63,7	81,1	74,4	77,5	85,7	92,5	100,0	95,6	99,1	95,4	100,0	100,0	95,0
Holzverarbeitende Industrie	76,4	88,7	94,0	82,2	89,6	96,1	96,4	100,0	97,4	95,4	96,2	97,9	97,9	95,3
Musikinstrumente- u. Spielwarenind.	42,9	58,0	72,6	71,6	82,7	94,2	97,0	100,0	86,7	80,2	76,1	77,8	77,8	76,8
Papierverarbeitung	66,3	89,4	89,1	89,3	94,6	98,0	99,0	100,0	95,5	86,4	84,6	85,3	85,3	76,4
Druck- u. Vervielfältigungsind.	68,6	90,9	89,5	90,5	99,0	100,0	97,4	95,1	95,1	96,8	93,9	93,4	93,4	92,8
Kunststoffverarbeitung	58,7	60,2	80,8	81,8	90,2	93,2	99,6	93,0	96,3	100,0	99,2	100,0	100,0	90,5
Lederindustrie	76,4	84,5	81,7	85,9	89,0	88,7	95,6	96,4	100,0	92,5	93,7	93,0	93,0	92,2
Ledererzeugende Industrie														
Lederverarbeitende Industrie														
Schuhindustrie														
Textilindustrie	68,7	85,9	90,3	82,9	94,0	96,3	99,0	100,0	98,0	87,4	86,7	88,1	88,1	82,5
Bekleidungsindustrie	80,4	97,0	98,0	93,7	99,0	93,2	100,0	98,9	94,5	81,5	79,6	78,4	78,2	77,5
<i>Nahrungs- u. Genussmittel-Industrie</i>	73,8	78,2	82,1	83,1	90,7	91,6	96,1	97,0	99,6	96,2	92,8	89,6	89,3	85,9
Mühlenindustrie	86,0	80,3	80,7	80,8	77,8	83,7	92,0	94,6	100,0	96,4	96,3	95,4	95,1	93,0
Ölmühlen- u. Margarineindustrie	43,5	57,2	68,6	83,8	94,3	97,5	98,4	100,0	95,2	88,7	84,4	81,2	81,2	74,4
Zuckerindustrie	78,3	93,3	84,0	70,1	100,0	81,4	84,8	72,7	97,9	78,8	70,5	74,4	74,4	56,4
Brauereien und Mälzereien	59,9	69,7	83,6	86,7	99,2	95,6	98,7	96,8	100,0	94,9	92,5	87,2	87,0	83,6
Sonstige Nahrungs- u. Genussm.-Ind.	78,2	80,9	83,2	83,9	89,1	92,3	97,1	100,0	100,0	99,5	96,0	92,5	92,0	90,7
<i>Industrie, insgesamt</i>	66,8	77,8	88,3	88,6	89,0	92,1	96,8	95,4	92,5	87,7	86,5	90,2	90,0	87,0

Sieht man sich diese Jahre genauer an, so erkennt man, dass die deutsche Industrie zu keiner Zeit so stark unter dem Druck der Kapazitätsausnutzung stand wie 1955 und 1956. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung verzeichnete für 1955 einen gesamtindustriellen Ausnutzungsgrad von 96,8, für 1956 einen solchen von 95,4 Prozent der theoretischen Leistungsfähigkeit. Selbst wenn man damals über mehr Arbeitskräfte verfügt hätte, als man tatsächlich besass, selbst wenn es den Arbeitgebern gelungen wäre – gleichgültig mit welchen Mitteln –, den Arbeitnehmern längere Arbeitszeiten abzunötigen, als sie freiwillig hergaben, man hätte die Erzeugung nicht mehr zu steigern vermocht. Der relative Mangel an Sachkapital blockierte den besten Willen, die Mehrerzeugung ins Ungemessene zu steigern.

Im Einzelnen waren 1955 die Erdölgewinnung und die Mineralölverarbeitung, die Eisen-, Stahl- und Tempergiessereien, die Ziehereien und Kaltwalzwerke, die Betriebe der NE-Metallindustrie, der Kautschuk- und Asbestverarbeitung, der Zellstoff- und Papiererzeugung, der Maschinen-, Fahrzeug- und Schiffbau, die elektrotechnische, die feinmechanische und optische Industrie, die feinkeramische und die Bekleidungsindustrie zur 100-prozentigen Ausnutzung ihrer Anlagen gelangt. Im Jahre 1956 wiederholte die Zellstoff- und Papierverarbeitung ihren Rekord. Der Stahl- und Waggonbau, die ESBM (= Eisen, Stahl, Blech und Metall verarbeitende) Industrie, die Glas- und die Holzverarbeitende Industrie, die Musikinstrumente- und Spielwarenerzeugung, die Papierverarbeitung und die Textilindustrie, die Ölmühlen und Margarinewerke traten in die Reihen der 100-Prozentigen ein.

Die Euphorie der Vollbeschäftigung von Mensch und Maschine trug die Wirtschaft in gewaltiger Woge empor. Es wurde erzeugt und immer mehr erzeugt, und bei heissgelaufenen Maschinen wurden Summen investiert, die, ungeachtet der Abschreibungen, das Anlagevermögen der Industrie beträchtlich wachsen liessen.

In den beiden Jahren 1955/1956 nahm das industrielle Anlagevermögen gegenüber dem Vorjahr um 9,2 bzw. 9,0 Prozent zu. Das waren Rekordziffern, die erst 1960 von der deutschen einschliesslich der saarländischen Industrie überholt wurden, allerdings Durchschnittszahlen, die sich aus mehr oder minder grossen Erfolgswerten summiert hatten. Zu den Industrien, die ihr Anlagevermögen am stärksten gemehrt hatten, gehörten vornehmlich die «jungen Industrien»: die Erdölgewinnung, mit einem Wachstum ihres Anlagevermögens von 19,8 bzw. 16,4 Prozent, die Mineralölverarbeitung mit einem Zuwachs von 15,9 bzw. 16,8 Prozent, die Kunststoffverarbeitung mit einer Mehrung von 20,9 bzw. 22,9 Prozent. Aber auch ein paar gute alte Industrien gaben den jungen nichts nach. Die Automobilindustrie, rechnet man sie den klassischen Industrien zu, vermehrte ihr Anlagevermögen um 20,2 bzw. 23,5 Prozent und setzte sich damit an die Spitze der Bewegung. In der eisenschaffenden Industrie stieg es um 11,9 bzw. 9,9 Prozent, bei den Ziehereien und Kaltwalzwerken um 13,4 bzw. 11,2 Prozent, in der chemischen Industrie um je

zehn Prozent, in der Elektrotechnik um 11,8 bzw. 14,3 Prozent, und in der Bekleidungsindustrie, die zum ältesten Inventar der deutschen Industrie zählt, nahm das Anlagevermögen um 12,5 bzw. 13,6 Prozent zu.

Im Wechselspiel von Erzeugen und Investieren, Mehrerzeugen und Mehrinvestieren war eine goldene Zeit ausgebrochen, die kaum noch ein Verschnaufen zuliess. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung fragt nicht danach, welche Kraft die Bewegung ausgelöst hat und immer noch treibt. Die Forschungsanstalt begnügt sich mit der Darstellung des Wechselspiels unter so vielerlei Aspekten, dass die Publizistik ihr dankbar sein sollte: auch wenn sie der Kardinalfrage ausweicht, die selbst von den Berichten der Bundesbank angeschnitten und teilweise beantwortet wurde.

Also lassen wir das Problem auf sich beruhen. Es wurde bereits behandelt und wird zur gegebenen Zeit wieder aufgenommen werden.

Fragen wir lieber, wie die Entwicklung nach 1956 weiter verlief.

Zunächst sank der Ausnutzungsindex des industriellen Anlagevermögens von 95,4 im Jahre 1956 auf 92,5 im nächsten und weiter auf 86,1 im übernächsten Jahr. Die Investitionen blieben dadurch unberührt. Es wurde kräftig investiert, und entsprechend nahm das industrielle Anlagevermögen zu. Im Jahre 1959 trat eine Wende ein, der Ausnutzungsgrad der vorhandenen Kapazitäten begann wieder zu steigen, erst geringfügig auf 86,5, dann aber mit einem Sprung auf 90,0 (Bundesrepublik mit Saarland), um 1961 wieder auf 87,0 abzusinken. Die Träger des Auftriebs waren vornehmlich die chemische Industrie, die Glasindustrie, die Kunststoffverarbeitung und die eisenschaffende Industrie, deren Ausnutzungsgrad von 86,1 im Jahre 1959 auf 99,6 bzw. 94,3 in den beiden folgenden Jahren anstieg.

Die Eisen- und Stahlindustrie, die das mit Abstand grösste industrielle Anlagevermögen Westdeutschlands repräsentiert, und die eisenschaffende Industrie, die in diesem Punkt nur wenig hinter der chemischen Industrie zurücksteht, gelten der althergebrachten Betrachtungsweise als Kulturbarometer. Ob das mit Recht oder Unrecht geschieht, soll dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die erste Frage der landläufigen Konjunkturbeobachtung stets: Wie geht es den Hüttenwerken, um daraus weitreichende Folgerungen zu ziehen, was den Stand der Dinge im Bauwesen, im Maschinen-, Fahrzeug- und Schiffbau, in der ESBM-Industrie, selbst in der Elektrotechnik, ja, wenn man will, in der Konjunktur des Landes anlangt. Die eisenschaffende Industrie ist in der Tat eine Schlüsselindustrie, wenn auch vielleicht nicht *die* Schlüsselindustrie, als die sie gemeinhin gilt. Schon dadurch scheint das Unterfangen gerechtfertigt, sie noch einmal unter die Lupe zu nehmen – umso mehr, als sie zu den stark demontierten und kontrollierten Industrien gehörte, die theoretisch erst nach dem Inkrafttreten des Schuman-Plans ihre Freiheit zurückerhielten.

Erinnern wir uns: Im Washingtoner Abkommen vom April 1949 war die westdeutsche Stahlerzeugung auf 11,1 Millionen Tonnen beschränkt worden; das Abkommen der drei Hochkommissare über die industriellen Kontrollen

Eisenschaffende Industrie I

Kalenderjahr	Roheisenproduktion (1'000 t)		Rohstahlproduktion ¹ (1'000 t)		Rohstahlversorgung ²				je-Kopf-Versorgung der Montanunion	
	BRD	Saarland	BRD	Saarland	A 3 u. 4		B 5 u. 6		A (kg)	B (kg)
					Insgesamt (000 t)	je Kopf (kg)	Insgesamt (1000 t)	je Kopf (kg)		
1949	7 140	1 582	9 156	1 757	9 224	188	8 958	182	148	144
1950	9 473	1 682	12 121	1 898	11 512	230	10 880	218	160	154
1951	10 697	2 370	13 506	2 603	12 434	246	11 637	230	178	168
1952	12 877	2 550	15 806	2 823	15 578	306	14 816	291	208	199
1953	11 654	2 382	15 420	2 682	15 532	302	14 820	288	204	197
1954	12512	2 497	17 434	2 805	18 075	348	16 987	327	226	215
1955	16 482	2 879	21 336	3 166	22 880	437	21 722	415	268	256
1956	17 577	3017	23 189	3 374	23 476	443	22 026	416	282	268
1957	18 358	3 127	24 507	3 466	23 326	434	21 442	399	289	273
1958	16 659	3 083	22 785	3 485	22 732	418	21 145	389	280	265
1959	18 393	3 209	25 822	3 613	25 749	468	24 067	437	296	278
1960		25 740		34 101 ⁷	30 131	542	28 115	507	345	324
1961		25 430		33 458 ⁷	29 537	524	27 639	490	358	339
1962		24 252		32 562 ⁷	29 782	523	27 798	488	363	346

Quellen: Statist. Amt der Europäischen Gemeinschaften: Eisen und Stahl, 1963 Nr. 2
 Statistisches Jahrbuch f. d. Eisen- und Stahlindustrie (Wirtschaftsvereinigung f. d. Eisen- und Stahlindustrie)
 Statistisches Jahrbuch f. d. Bundesrepublik Deutschland
 Statistisches Bundesamt. Aussenstelle Düsseldorf: Eisen u. Stahl, Reihe 1.
 Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung: Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung, Jg. 1961-1963
 Statistisches Bundesamt: Industrie und Handwerk, Reihe 1.

¹ Blöcke plus Flüssigstahl.

² BRD einschliesslich Saarland.

³ Berechnet unter Beschränkung auf die unter den Montanvertrag fallenden Erzeugnisse.

⁴ Erzeugnisse des Vertrags: Rohblöcke 1,00; Halbzeug: 1,18; Flacherzeugnisse: 1,43; Oberbaumaterial: 1,30; sonstige dem Vertrag unterworfenen Erzeugnisse: 1,27.

⁵ Berechnet unter Einbeziehung der nicht unter den Vertrag fallenden Erzeugnisse in den Aussenhandel.

⁶ Nicht dem Vertrag unterworfen: Röhren, gezogener Draht, Kaltband u. Kaltbandprofile, blankgezogenes Material, Schmiedeerzeugnisse.

⁷ Davon entfielen nacheinander auf das Saargebiet (i. 1'000 t): 3'779, 3'917 bzw. 3'850.

Eisenschaffende Industrie II¹

Kalenderjahr	Roheisen Kapazität		Rohstahl Kapazität		Hödiöfen		Thomas-Konverter		SM-Öfen		Elektroöfen		Koks-einsatz je Tonne Roheisen (kg)
	1'000 t	Aus-nut-zung i. % d. Kap.	1000 t	Aus-nut-zung i. % d. Kap.	Vor-handen	In Betrieb	Vor-handen	In Betrieb	Vor-handen	In Betrieb	Vor-handen	In Betrieb	
1955					152	132	87	68	218	179	137	127	956
1956	21 200	97,1	27 165	97,8	153	137	87	72	220	183	151	136	956
1957	22 250	96,6	29 370	95,2	155	137	90	76	229	184	161	138	963
1958	23 175	85,1	31 380	83,7	152	118	92	76	229	148	163	135	922
1959	23 225	85,6	32 915	89,4	154	131	94	75	224	174	165	143	866
1960	27 130	94,9	35 335	96,5	156	129	88	72	224	170	169	150	834
1961	28 380	89,6	36 885	90,7	154	123	87	72	209	135	179	150	803
1962	29 900 ²	81,1	38 1202	85,4	153	118	87	69	202	113	182	145	753

¹ Bundesrepublik einschliesslich Saarland.

² Zu Beginn des Jahres ermittelte Vorausschätzung.

Eisenschaffende Industrie III

Kalender- jahr	Brutto-Anlage- Investit.		Brutto- Anlage- Ver- mögen zu Preisen von 1950 (Mill. D-Mark)	Ausnut- zung des Anlage- vermö- gens %	Umsatz (Mill. D-Mark)	Beschäf- tigte (1000)	Lohn-u. Gehalt- summe (Mill. D-Mark)	Arbeiter- stunden (Mill.)	Produktions- ergebnis je Arbeiter- stunde
	z. jeweiligen Preisen (Mill. D	zu Preisen v. 1950 -Mark)							
1949	180	170	6 889	59,6					
1950	250	250	6 932	77,5	4 693	193,5	760,2	406,3	100,0
1951	400	343	7 040	89,2	6 792	208,1	976,9	433,1	107,6
1952	700	554	7 357	100,0	9 776	221,4	1 158,1	460,9	117,3
1953	900	727	7 876	85,9	9 184	229,8	1 237,2	461,9	103,1
1954	1 135	935	8 606	88,2	9 883	231,2	1 311,0	471,0	114,9
1955	1 570	1 260	9 634	98,8	13011	251,2	1 544,0	510,0	132,9
1956	1 210	939	10 584	98,0	15 040	273,2	1 820,0	544,0	134,2
1957	1 420	1 064	11 380	94,6	15 892	294,0	2 023,0	535,0	149
1958	1 270	935	12 168	80,9	14 556	297,6	2 092,0	516,0	141
1959	1 170	853	12 712	86,1	15 370	296,4	2 161,0	508,0	160
1960 ¹	1 475	1 042	14 356	99,6	20 107	361,1	2 876,0	613,0	179
1961 ¹	2 190	1 501	14 882	94,3	19 468	365,9	3 195,0	619,0	173
1962 ¹					18 502	362,5	3 362,4	581,7	

hatte die Ziffer im April 1951 bestätigt. So stand es auf dem geduldigen Papier; die Wirklichkeit sah anders aus: Bereits 1950 wurde das alliierte Limit mit 12,121 Millionen t erheblich überschritten; 1951 wurden 13,506 Millionen t oder 21,7 Prozent mehr erzeugt, als die Hohen Kommissare der Bundesrepublik zugestanden hatten; 1952, im Jahr als der Schuman-Plan in Kraft trat, wurde die Produktion des Jahres 1936 überholt: vor dem Krieg waren im Bundesgebiet 12,581 Millionen t Roheisen und 14,468 Millionen t Rohstahl hergestellt worden, jetzt kam man auf 12,877 bzw. 15,806 Millionen t, was beim Rohstahl einem Mehr von immerhin 9,25 Prozent entsprach. Im nächsten Jahr gab es in der Bundesrepublik freilich einen Rückschlag, den – ausser den Niederlanden – auch die anderen Länder der Montanunion hinnehmen mussten, während die grossen Stahlproduzenten ausserhalb der Gemeinschaft – die USA, die Sowjetunion, Japan, Grossbritannien und Österreich – ihren Aufstieg fortzusetzen vermochten.

Doch dann ergriff das Wirtschaftswunder mit Vehemenz auch die Hüttenindustrie der Bundesrepublik. Abgesehen von 1958, dem Jahr der von Amerika ausgehenden recession, stieg die Stahlproduktion beinahe sprunghaft von Jahr zu Jahr. 1959 war eine Erzeugung von 25,822 Millionen t erreicht; 1960 wurden im Bundesgebiet ohne das Saarland 30,322 Millionen t, mehr als das Doppelte der Vorkriegsproduktion, mit dem Saargebiet sogar 34,101 Millionen t produziert. Damit war die Spitze der Entwicklung fürs erste durchschritten. Aber die Kapazitäten wuchsen weiter, und seit 1959 konnten die Hoch-

¹ Einschliesslich Saarland.

ofenwerke wärmewirtschaftliche Fortschritte verzeichnen, die schon fast einer Revolution gleichkommen. Freilich, in diesem Punkt sind uns die Italiener ein gutes Stück voraus, sie brauchten 1962 nur noch 664 kg, die deutschen Hochöfen 723 kg Koks je Tonne Roheisen, und auch die Holländer, die früher als die Ruhrgebietshöfen mit der wärmewirtschaftlichen Rationalisierung begannen, schneiden besser ab. Die Unterschiede, die zwischen den wärmewirtschaftlich fortschrittlichsten Industrien noch bestehen, werden sich aber von Jahr zu Jahr weiter abschleifen.

Bisher haben wir die Dinge immer sub specie der Produktion betrachtet; sehen wir sie jetzt einmal vom Gesichtspunkt des Verbrauchs an.

Die Bundesrepublik – der von den Statistikern der EWG immer das Saargebiet zugerechnet wird – ist unter den europäischen Staaten der grösste Stahlerzeuger und Stahlverbraucher. Das sagt noch nicht viel. Wenn ein sehr grosses und menschenreiches Land viel Stahl produziert und verbraucht, kann sein spezifischer Stahlkonsum doch gering sein. Die Ansprüche, die hundert oder Hunderte von Millionen Menschen an die Stahlindustrie stellen, sind in ihrer Gesamtheit gross, auf den einzelnen berechnet können sie äusserst gering sein. China zum Beispiel erzeugte 1960 der UNO-Statistik zufolge 19,205 Millionen t Stahl, konnte je Kopf der Bevölkerung aber nur 27 kg jährlich verbrauchen. Die Tschechoslowakei dagegen, die bloss 6,501 Millionen t produzierte, vermochte im gleichen Jahr einen je Kopf-Verbrauch von 476 kg zu decken. Der spezifische Stahlverbrauch war in China sehr dürftig, in der Tschechoslowakei üppig gedeckt.

Wir tun also gut daran, den je Kopf-Verbrauch einer Bevölkerung zu berechnen, wenn wir wissen wollen, ob der Stahlverbrauch eines Landes gross oder klein sei.

Nun ist es freilich nicht so, dass viel Stahl von Einzelnen unmittelbar ge- oder verbraucht wird. Otto Normalverbraucher kauft allenfalls ein halbes Pfund Nägel und eine Hand voll Werkzeug im Jahr, alle paar Jahre einen Spaten, einen Rasenmäher, eine Gartenschere, ein Auto und einen Kühlschrank, einmal im Leben eine Nähmaschine und, wenn's hochkommt, ein Haus. Seine unmittelbaren Ansprüche an die Stahlindustrie sind gering. Dagegen schafft er sich vielerlei Kleidungsstücke an, Anzüge, Hemden, Krawatten, Socken und Schuhe, und wird in diesen Bedürfnissen von seiner Frau noch übertroffen. Er wechselt gelegentlich die Wohnungseinrichtung, elektrifiziert seinen Haushalt, kauft allerlei Kunststoffartikel, Nahrungs- und Körperpflegemittel in Dosen und Tuben, Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die alle herrlich verpackt sein sollen; kurz, er entfaltet einen zivilisatorischen Bedarf, dessen Deckung, ob er's weiss oder nicht, die Verfügung über einen riesigen und beständig wachsenden Maschinenpark zur Voraussetzung hat.

Ob ein Stück Autobahn, eine Brücke, eine Bundesstrasse, ein Theater, eine Schwimmanstalt, ein Verwaltungsgebäude oder ein Haus gebaut werden, ob die Mieder- oder die Spielzeugfabrikation, die Auto- oder Konservenproduk-

tion verbreitert werden, ob neue Espresso-bars oder Frisiersalons eröffnet werden – alles kostet unmittelbar und mittelbar Stahl. Je höher die zivilisatorische Apparatur des Lebens gezüchtet wird und je weiter die Rüstung fortschreitet, desto grösser wird nicht nur der absolute, sondern auch der relative, der auf den Einwohner berechnete Stahlbedarf eines Landes. Die je Kopf-Zahl des Stahlverbrauchs ist ein untrüglicher Index wenn nicht des Wohlstands, so doch der zivilisatorischen Entwicklungshöhe eines Landes und kann dazu dienen, die ferneren Entwicklungschancen der Stahlindustrie abzuschätzen. Natürlich nur unter den Bedingungen der freien Marktwirtschaft. In totalitären Staaten diktiert das Regime die Höhe des Stahlverbrauchs und die Art der Stahlverwendung, die vorwiegend in den Dienst des schwer- und rüstungsindustriellen Aufbaus gestellt wird.

Es macht allerdings einen Unterschied aus, ob ein Staat regelmässig mehr Stahl produziert, als er verbrauchen kann – wie es in der Bundesrepublik, in Frankreich und namentlich der Belgisch-Luxemburgischen Wirtschaftsunion zu sein pflegt –, oder ob seine Erzeugung nicht hinreicht, den eigenen Bedarf zu decken, wie es in Italien und den Niederlanden der Fall ist. Die Anreize zur Produktionsausweitung, die von der Sphäre des Verbrauchs ausgehen, sind in den unterversorgten Ländern gemeinhin schärfer und wirksamer als in den Überschussgebieten. Doch sollte man auch aus dieser These kein Dogma machen; die Wirklichkeit lässt mancherlei Kombinationen zwischen Produktion, Export und Import zu, die nicht immer darauf angelegt sein müssen, zur Deckung des eigenen Bedarfs beizutragen. In letzter Instanz wird das Stahlgeschäft nicht vom nationalen, sondern vom Gewinninteresse der führenden Firmen bestimmt, die es lohnender finden können, ihre Produktion auszuführen, als sie im eigenen Markt zu verkaufen.

Wie man die Dinge aber auch ansieht, es zeigt sich, dass die westdeutsche Hüttenindustrie eine besonders bravouröse Nachkriegskarriere hinter sich gebracht hat. Schon 1950 war die Erzeugung grösser als der Verbrauch, gleichgültig, ob man das Saargebiet in beide Positionen einbezieht, und ebenfalls gleichgültig, ob man bei der Berechnung des Verbrauchs nur die unter den Montanvertrag fallenden Erzeugnisse berücksichtigt oder ob man die nicht unter den Vertrag fallenden Erzeugnisse in den Aussenhandel einbezieht.

Schwerer ins Gewicht fällt indessen die Entwicklung der industriellen Stahlverbrauchsquote.

Im Jahre 1949 waren der französische und der belgisch-luxemburgische, im Jahre 1950 der belgisch-luxemburgische je Kopf-Verbrauch noch grösser als der deutsche. Das war verständlich; denn die deutschen Industrien waren erst auf dem Wege zur vollen Kapazitätsausnutzung. Endlich, 1951, setzte die deutsche sich an die Spitze aller Quoten der Unionsländer. Der Abstand zu Belgien-Luxemburg betrug nur Bruchteile eines Prozents – als deutscher je Kopf-Verbrauch wurde 230, als belgisch-luxemburgischer 229 errechnet –, immerhin bestand er, und, was wichtiger ist, er begann zu wachsen.

Die erste Spitze der Entwicklung wurde 1955 erreicht. Im Jahre 1955 verzeichnete die Bundesrepublik – der, um es noch einmal zu sagen, von der EWG immer das Saargebiet zugerechnet wird – einen Stahlverbrauch von 415 kg je Kopf, während Frankreich auf 218, Italien auf 120, die Niederlande auf 241 und Belgien-Luxemburg auf 253 kg kamen. Das nächste Maximum wurde von der Kurve des Verbrauchs im Jahre 1960 durchschritten. Für die Bundesrepublik wurde eine je Kopf-Quote von 507 kg – mehr als jemals zuvor und nachher – errechnet; die gesamte Montanunion verzeichnete einen Verbrauch von

Relationen zwischen Stahlproduktion, Verbrauch und je Kopf-Verbrauch

Kalenderjahr	BRD ¹		Frankreich		Italien		Niederlande		Belg.-Luxemburg-Wirtschaftsunion		Montanunion	
	Verbrauch i. % der Produkt.	je Kopf- verbrauch = 100	Ver- brauch i. % der Produkt.	je Kopf- verbrauch i. % des deut- schen j. K.-V.	Ver- brauch i. % der Produkt.	je Kopf- verbrauch i. % des deut- schen j. K.-V.	Ver- brauch i. % der Produkt.	je Kopf- verbrauch i. % des deut- schen j. K.-V.	Ver- brauch i. % der Produkt.	je Kopf- verbrauch i. % des deut- schen j. K.-V.	Ver- brauch i. % der Produkt.	je Kopf- verbrauch i. % des deut- schen j. K.-V.
1952	79,53	100,00	83,10	73,20	115,22	29,55	263,06	60,14	26,24	81,44	76,11	68,38
1953	81,87	100,00	81,06	65,97	123,20	31,60	246,68	71,18	32,82	90,28	80,06	68,40
1954	83,93	100,00	81,95	62,08	119,04	31,80	234,79	63,30	30,11	70,64	79,85	65,75
1955	88,65	100,00	74,83	52,53	106,91	28,92	264,15	58,07	25,44	60,96	79,52	61,69
1956	82,92	100,00	82,94	61,30	100,05	29,33	259,18	60,10	23,99	61,54	77,77	64,42
1957	76,65	100,00	87,96	70,43	94,75	33,33	235,19	63,41	25,09	65,91	76,10	68,42
1958	80,49	100,00	86,15	72,75	101,64	33,68	167,50	55,27	21,47	55,27	76,81	68,12
1959	81,76	100,00	73,26	56,52	106,88	33,87	159,16	53,55	20,40	50,11	74,64	63,62
1960	82,45	100,00	75,99	57,00	112,15	36,88	160,25	53,45	16,85	39,45	76,25	63,91
1961	82,61	100,00	80,49	52,86	120,67	45,31	158,17	54,69	25,20	60,00	80,16	69,18
1962	85,37	100,00	87,03	65,78	129,25	50,20	142,79	51,84	22,02	53,69	83,26	70,90

324 kg je Kopf; aber die Zahl ist insofern irreführend, als sie noch den deutschen Verbrauch enthält. Für die Montanunion ohne die Bundesrepublik errechnet sich ein je Kopf-Verbrauch von 234 kg: und zwar vertraten Frankreich 289 kg, Italien 187, die Niederlande 271 und Belgien-Luxemburg – infolge des grossen belgischen Streiks – nur 200 kg je Kopf und Jahr. Während der beiden nächsten Jahre (1961/62) ging der deutsche Verbrauch um 3,35 bzw. 3,75 Prozent zurück; die Montanunion als Ganzes aber setzte ihren Aufstieg fort, so dass man annehmen kann, die Bundesrepublik werde bald wieder den Anschluss an die kleineuropäische Entwicklung finden, die durch die Wirtschaftsgemeinschaft vertreten wird. Um gerecht zu sein: die Bundesrepublik steht mit der Entwicklung ihrer Stahlindustrie – will sagen: der Stahlproduktion und des Stahlverbrauchs – unter den Ländern der Montanunion nicht allein da. Wenn man schon von «Wunder» sprechen will, kommt eher Italien als Deutschland das ornans epitheton zu: Von 1949 bis 1962 hat Italien seine Er-

¹ Einschliesslich Saarland.

zeugung auf mehr als das Viereinhalbfache, den Stahlverbrauch auf gut das Fünffache steigern können. Die Bundesrepublik blieb dahinter weit zurück: sie konnte die Stahlproduktion knapp, den Verbrauch reichlich verdreifachen. Ein wenig hinkt der Vergleich allerdings: Es ist etwas anderes, die Produktion von 2,055 auf 9,488 Millionen t zu bringen, sie also um 7,433 Millionen t zu steigern, oder sie um 21,649 Millionen von 10,913 auf 32,562 Millionen t zu erhöhen. Vergleiche müssen, wenn sie überzeugend wirken sollen, sich ungefähr im gleichen Dimensionsbereich halten: Es ist in der Regel einfacher, ein kleines Vermögen zu vervielfachen als ein grosses zu verdoppeln.

Damit soll nicht versucht werden, die grosse Leistung der Italiener zu verringern. Sie bleibt bedeutend, wenn auch das ausgeglichene Verhältnis zwischen Produktion und Verbrauch, das in den drei Jahren 1956 bis 1958 bestand, sich längst wieder zuungunsten der Erzeugung verschoben hat. Darüber aber sollte nicht vergessen werden, dass auch die Hüttenindustrie der Bundesrepublik so viel vor sich gebracht hat, dass dem Beobachter das schmückende Beiwort «einzigartig» auf die Lippen tritt. Sie erzeugte schon 1952 mehr als vor dem Krieg und kam – selbst wenn man das Saargebiet ausklammert – im Jahre 1960 auf etwa das Doppelte der Produktion von 1952. Und zwar vollzog sich dieser Wachstumsprozess in einer Grössenordnung, die hoch über der italienischen Industrie liegt.

Die Expansion der westdeutschen Hüttenindustrie, die auch die legendärsten Wachstumserscheinungen vor dem Krieg in den Schatten stellt und uns die ungeheure Machtsteigerung ahnen lässt, die den Konzernen in den Schoss fiel, kostete freilich bedeutende Mittel. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung hat errechnet, dass in den Jahren 1949 bis 1961 von der eisenschaffenden Industrie zu jeweiligen Preisen ein Betrag von 13,870 Milliarden in Sachanlagen investiert wurde. Umgerechnet auf Preise von 1950 erreichte die Summe der Anlage-Investitionen den immer noch fabulösen Betrag von 10,573 Milliarden; der Wert des Brutto-Anlage-Vermögens stieg in der gleichen Zeit um 7,993 Milliarden oder um mehr als 116 Prozent.

Man kann mit Sicherheit annehmen, dass das gesamte Investitionskapital, das der Steigerung des Anlage-Vermögens zugute kam, auf die Erweiterung des Produktionsapparats der Hüttenwerke verwendet wurde. Aber damit ist nur ein Aspekt der Sache erschöpft. Der andere bietet sich in der starken Rationalisierung der Produktionsprozesse dar, die sich noch schwerer in Zahlen erfassen lässt als die Expansion der Erzeugungsanlagen.

Immerhin wissen wir einiges von diesen Vorgängen. Bis 1957 zum Beispiel scheint man in Deutschland wenig Wert darauf gelegt zu haben, den Koks-einsatz bei der Roheisenerzeugung zu senken. Nach Angaben des Statistischen Amtes der Europäischen Gemeinschaften hielt der direkte Koks-einsatz im Hochofen in den Jahren 1945 bis 1957 sich nahe an der 1'000 kg-Grenze: er schwankte je Tonne Roheisen zwischen 955 und 963 kg. Ein Wandel setzte erst 1958 ein: der Koks-einsatz ging auf 922 kg zurück; in den nächsten Jahren

setzte der Rückgang sich fort, bis 1962 nur noch 723 kg Koks benötigt wurden, um eine Tonne Roheisen zu erblasen.

Gleichzeitig stieg die Durchschnittsleistung je Hochofen: die theoretische Leistung des einzelnen Hochofens erhöhte sich von 146'674 t im Jahre 1955 auf 167'305 t im Jahre 1958 und weiter auf 205'517 t im Jahre 1962. Die wirkliche Leistung wird allerdings bei den verschiedenen Erzeugungsstätten von der theoretischen Ziffer stark abweichen.

In der Stahlbereitung ging als Folge der Rationalisierung der Anteil der klassischen Verfahren – des Thomas- und des Siemens-Martin-Prozesses – fühlbar zurück. Während die absoluten Ausbringungszahlen wuchsen, sank ihr Anteil an der gesamten Produktion von 96 Prozent im Jahre 1953 auf 86,8 Prozent im Jahre 1962. Dagegen konnte das Elektrostahlverfahren seine Position wesentlich verstärken; daneben aber sind andere Verfahren in die Arena des Wettbewerbs eingetreten, denen nach Auffassung der EWG eine grosse Zukunft bevorsteht: Es handelt sich um jene Prozesse, die bei der Stahlbereitung erhitzten Sauerstoff einsetzen und unter dem Namen Sauerstoffblasverfahren, LD-, Rotor-, Lanzen- und Kaidoverfahren bekannt geworden sind. Sie arbeiten wirtschaftlicher als die klassischen Verfahren. «Nach amerikanischen Angaben», liest man in dem Sonderheft, das «Der Volkswirt» zum Eisenhüttentag 1962 herausgebracht hat, «sollen die Kosten der Stahlumwandlung im LD-Gefäss je Tonne zwischen 3 und 12 Dollar niedriger sein als im Siemens-Martin-Ofen. Bei vergleichbarer Grösse der Konverter ergibt sich nach dem neuen Verfahren z.B. eine stündliche Stahlerzeugung von fast 170 t statt von 30 bis 40 t bei bisherigen Verfahren.» Das mag zutreffen, und es ist nach den enthusiastischen Berichten, die die Einführung der LD- und ähnlicher Verfahren begleiten, keineswegs unwahrscheinlich, dass der Anteil dieser Prozesse an der gesamten Stahlbereitung von 3 bis 4 Prozent im Jahre 1962 – wie die EWG-Statistiker schätzen: – auf 24 Prozent im Jahre 1965 steigen wird. Man kann die Entwicklung nur abwarten. Bekannt und statistisch nachweisbar ist dagegen das Leistungswachstum, das die Konverter und Stahlföfen im vergangenen Jahrzehnt zu verzeichnen hatten: Der Thomaskonverter hatte 1954 eine tatsächliche Jahresleistung von durchschnittlich 127'271 t, 1962 eine solche von 191'464 t (+ 50,44%), der Siemens-Martin-Ofen stiess 1954 durchschnittlich 58'871 t, 1962 dagegen 133'142 t Rohstahl (+ 126,16%) aus, die Leistung des Elektroofens erhöhte sich von 6'203 auf 17'703 Jahrestonnen (+ 185,39%). Der Zug zur Kapazitätssteigerung der Produktionseinheit – des Konverters und des Stahlföfens – ist hier schon scharf ausgeprägt: die Folge einer Rationalisierung, die wahrhaft revolutionäre Wirkungen zeitigte. Die Kapazität der Hochofen, Konverter und Stahlföfen stieg sehr erheblich, der Kokseinsatz in der Roheisenerzeugung sank – allerdings erst seit 1958 – schon recht fühlbar, und die Produktivität der Arbeiterstunde wuchs seit 1950 um etwa vier Fünftel. Schon 1962 war die Roheisenkapazität auf nahezu 30, die Rohstahlkapazität auf mehr als 38 Millionen Tonnen gestiegen. Die Schätzung

der EWG-Statistiker – 43,3 Millionen Tonnen Rohstahl in der Bundesrepublik von 1965 – ist nicht einmal so illusionär, wie sie zunächst scheinen mochte: sowohl der Ausbau der gesamten schwerindustriellen Kapazität und die enorme Leistungssteigerung der einzelnen Erzeugungsanlage als auch die eindrucksvolle Erhöhung der Arbeitsproduktivität bürgen für die Möglichkeit ihrer Realisierung.

Der grösste Kunde der eisenschaffenden Industrie ist zweifellos der Maschinenbau, der etwa ein Viertel bis ein Fünftel des im deutschen Markt abgesetzten Materials abnehmen dürfte. Auch der Stahl-, Fahrzeug- und Schiffbau, die Bauwirtschaft, die Elektrotechnik und die Eisen, Blech und Metall verarbeitenden Industrien zählen zu den grossen Eisen- und Stahlkäufern; aber bei keiner anderen Industrie erreicht der Bedarf ein so hohes Volumen wie bei der Maschinenindustrie.

Aber sie verdient nicht nur deshalb oder: eigentlich nicht deshalb unser besonderes Interesse, obwohl sie als Mittlerin zwischen der eisenschaffenden Industrie und allen anderen Gewerben das Schwungrad der konjunkturellen Bewegung darstellt. Sie ist aus vielen anderen Gründen interessant: einmal, weil sie – gemessen an der Zahl ihrer Arbeitnehmer – die bei weitem grösste deutsche Industrie ist; zum zweiten, weil sie eine unverhältnismässig grosse Zahl von Betrieben und unter ihnen einen hohen Anteil kleiner und mittlerer Einheiten aufweist; zum dritten, weil sich ihre Arbeit je länger, desto deutlicher in der Richtung der Spezialisierung, der Individualisierung, der Anpassung an die Sonderwünsche ihrer Kundschaft – also weg von der Serienfertigung – entwickelt und weil sie, viertens, dennoch am industriellen Expansionsprozess in hervorragendem Masse beteiligt war.

Um einen Begriff von den Grössenordnungen zu geben, mit denen der Beobachter des deutschen Wirtschaftslebens zu rechnen hat, sei daran erinnert, dass die Bundesrepublik im Durchschnitt des Jahres 1961 insgesamt 25,880 Millionen Erwerbspersonen zählte, von denen nur 160'000 arbeitslos waren. Von der gewaltigen Millionenzahl arbeitender Menschen gehörten nur knapp die Hälfte – genau 12,560 Millionen – den «produzierenden Gewerben», Industrie und Handwerk, an. Auf die Industrie im eigentlichen Sinne entfielen durchschnittlich 8'001'984 und im Dezember des Jahres 7'977'399 Menschen, etwa 31 Prozent oder ein knappes Drittel der arbeitenden Bevölkerung.

Es ist gut, diese Hierarchie der Werte im Gedächtnis zu behalten, wenn man – wie wir es jetzt tun wollen – sich darauf beschränkt, nur von der Industrie zu sprechen. Sie stellt bloss einen Ausschnitt, wenn man will einen relativ bescheidenen Sektor, aus dem gesamtwirtschaftlichen Ganzen dar.

Nun also zur Industrie.

Von den 7'977'399 Menschen, die Ende 1961 an den Werkbänken und Reissbrettern der Fabriken standen oder hinter den Schreibtischen der industriellen Werke sassen, gehörten 992'154 oder 12,4 Prozent der Maschinenindustrie an; ein Jahr später war das Personal des Maschinenbaus auf 1'003'446

Häupter oder knapp 12,6 Prozent der industriellen Gesamtbelegschaft (7'994'457 Seelen) gewachsen.

Das besagt, dass die Maschinenindustrie die an Beschäftigten reichste unter den deutschen Industrien ist. Es folgen nach dem Stand von 1961: die Elektroindustrie (mit 9,7% der Beschäftigten), die Textilindustrie (7,5%), der Bergbau (7,2%), die Nahrungs- und Genussmittelindustrien (6,2%), die chemische Industrie (6,0%), der Fahrzeugbau (5,1%), die Eisen-, Blech- und Metallwarenindustrie (5,0%) usw.

Dem Umsatz nach aber steht der Maschinenbau keineswegs an der Spitze der Industrien. Hier dominieren die Nahrungs- und Genussmittelindustrien

Maschinenbau nach Betriebsgrößenklassen
(September)

Betrieb mit Beschäftigten	Betriebe				Beschäftigte			
	1952	1955	1959	1961 ¹	1952	1955	1959	1961 ¹
1-9	1 114	1 156	1 149	1 373	5 223	5 495	5 305	6 223
dav. 1	162	.	203	273	162	.	.	273
2-4	409	.	409	467	1 263	.	.	1 372
5-9	543	.	537	633	3 798	.	.	4 578
10-49	1 889	1 812	1 734	1 761	47 598	46 837	45 109	46 701
dav. 10-19	739	.	632	603	10 645	.	.	8 791
20-49	1 150	.	1 102	1 158	36 953	.	.	37 910
50-99	739	833	883	939	53 415	59 413	63 441	67 795
100-199	502	557	623	700	70 242	76 832	86 413	97 929
200-499	396	507	591	635	117 916	153 980	183 228	204 056
500-999	117	139	164	196	81 360	95 262	113 350	134 065
1 000 u. m.	105	134	154	186	237 992	322 729	380 577	458 613
Insgesamt	4 862	5 138	5 298	5 790	612 746	760 598	877 423	1 015 382

(mit einem Anteil von 13,4 bzw. 13,7% in den Jahren 1961/1962); es folgen: der Maschinenbau (10,4 bzw. 10,6%), die chemische Industrie (8,46 bzw. 8,4%), die Elektrotechnik (7,6 bzw. 7,7%), der Fahrzeugbau (6,6 bzw. 7,2%) und die eisenschaffende Industrie (6,4 bzw. 5,7%).

Doch dass Brauereien, Molkereien, Öl- und Mehlmühlen, Konservenfabriken, Kaffee- und Teeverarbeitung, Tabakindustrie und Spirituosenfabrikation, um nur ein paar wichtige Vertreter der nämlichen Sparte zu nennen, weit vor der Maschinenindustrie rangieren, hat nicht gerade viel zu sagen. Ihr

Materialwert und die im Umsatz enthaltene Verbrauchssteuer sind so hoch, dass keine andere Industrie sich mit ihr vergleichen kann. Nimmt man dagegen den Wert als Norm, den die schöpferische Arbeit des Mannes am Reissbrett und an der Werkbank dem Material hinzugefügt hat, so steht ganz sicher der Maschinenbau an der Spitze aller deutschen Industrien.

Diese grosse Industrie – eine Schlüsselindustrie im wahrsten Sinne des Wortes: denn sie beliefert alle Gewerbe einschliesslich der Landwirtschaft mit Maschinen und stellt von allen Industrien den grössten Posten zur Ausfuhr der Bundesrepublik – ist keine Industrie der grossen Betriebe, sondern – wir sagten es schon – eine Industrie der grossen Betriebsstättenzahl. Kaum ein anderer Industriezweig – allenfalls die Nahrungs- und Genussmittelindustrie – verfügt über eine ähnlich grosse Zahl von Betrieben wie der Maschinenbau, und es ist klar, dass die Zwerg- und Kleinbetriebe mit 1 bis 9 bzw. 10 bis 49 Arbeitnehmern der Zahl nach bei weitem überwiegen.

Umsatz i. 1000 D-Mark				Beschäftigte je Betrieb		Umsatz je Betrieb D-Mark		Umsatz je Beschäftigten D-Mark	
1952	1955	1959	1961 ¹	1952	1961	1952	1961	1952	1961
5 553	7 999	9 660	14 184	4,69	4,53	4 985	10 331	1 063	2 279
116	.	.	616	1,00	1,00	716	2 256	711	2 256
1 308	.	.	2 958	3,09	2,94	3 198	6 334	1 036	2 156
4 129	.	.	10 610	6,99	7,23	7 604	16 761	1 087	2 318
52 980	64 858	75 703	97 352	25,20	26,52	28 047	55 282	1 113	2 086
11 095	.	.	17 282	14,40	14,58	15 014	28 660	1 042	1 966
41 885	.	.	80 070	32,13	32,74	36 422	69 145	1 133	2 112
67 470	90 689	117 368	144 839	72,28	72,20	87 240	154 248	1 207	2 136
92 588	122 158	163 903	223 575	139,92	139,90	184 438	319 393	1 318	2 283
168 762	274 944	384 591	477 912	297,77	321,35	426 167	752 617	1 431	2 342
129 880	176 811	227 973	345 939	695,38	684,01	1 110 085	1 764 995	1 596	2 580
401 545	618 502	846 139	1 226 518	2 266,59	2 465,66	3 824 238	6 594 182	1 687	2 674
918 778	1 355 961	1 843 337	2 530 319	126,03	175,37	188 971	437 015	1 499	2 492

Dabei verhält es sich keineswegs so, dass die Zwerge, Liliputaner und Kleinwüchsigen neben den Normalen und Grossen der Maschinenindustrie nur geduldet wären. Sie haben in dieser Welt der industriellen Spezialisierung durchaus ihre legitime Funktion, und wenn man nach der Entwicklung urteilt,

¹ Bundesgebiet einschliesslich Saarland.

die sie im Jahrzehnt 1952 bis 1961 hinter sich gebracht haben, haben sie sich so gut bewährt wie die Grossen und Grössten.

Allerdings muss man sich auch vor dem Irrtum hüten, ihre Bedeutung zu überschätzen. Sie sind als Zulieferanten, Montageanstalten, Reparaturwerkstätten usw. nicht zu entbehren, und sicherlich wächst ihre Zahl mit dem Wachstum des Maschinenbaus, wenn auch in geringerem Tempo, als die Grossen der Zahl, der Belegschaft und dem Umsatz nach an Bedeutung gewinnen. Ähnlich wie die Entwicklung der Ö raffinerie, des Automobilbaus, der Elektrotechnik und der chemischen Industrie selbständige Existenzen in grosser Zahl ins Leben gerufen hat.

Aber ihre Bedeutung ist doch nur gering. Der Anteil der Zwerge und Kleinen an der Gesamtzahl der Betriebe schwand von 61,76 Prozent im Jahre 1952 auf 54,13 Prozent im Jahre 1961 dahin; ihr Anteil an der Gesamtzahl der im Maschinenbau Beschäftigten sank von 8,62 auf 5,21 Prozent, ihr Umsatzanteil von 6,37 auf 4,41 Prozent.

Im Gegensatz hierzu standen die Grossbetriebe mit 1'000 und mehr Arbeitnehmern im Zeichen des Aufstiegs. Sie erhöhten ihren Anteil an der Zahl der Betriebe von 2,16 auf 3,21 Prozent, ihren Anteil an der Belegschaft von 38,84 auf 45,17 und ihren Umsatzanteil von 43,70 auf 48,47 Prozent. In ihrer Zahl enthalten sind 172 Grossbetriebe mit 1'000 bis 4'999 Arbeitnehmern und 14 noch grössere Betriebe mit 5'000 und mehr Beschäftigten. Es handelt sich bei den «Giganten» wahrscheinlich um die Firma Fried. Krupp, die MAN Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg AG vom Konzern der Gutehoffnungshütte, die Klöckner-Humboldt-Deutz AG, die dem Konzern des Handelshauses Klöckner & Co angehört, die Demag AG, die Deutsche Babcock & Wilcox-Dampfkessel-Werke AG, deren Grossaktionär die Babcock & Wilcox Ltd, London, ist, die G. M. Pfaff AG, die amerikanische John Dcere-Lanz AG, die Krauss-Maffei AG, die über die Buderusschen Eisenwerke dem Flick-Konzern angehört, die Klein, Schanzlin & Becker AG, die Industrie-Werke Karlsruhe AG, die schon als Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG zum Quandt-Konzern zählte, die Orenstein-Koppel und Lübecker Maschinenbau AG, deren Mehrheit bei Hoesch liegt, die Olympia-Werke AG, eine Tochtergesellschaft der AEG, die Zahnradfabrik Friedrichshafen AG und (vermutlich) die Dürrkoppwerke AG. Auf diese Handvoll Betriebe – 0,26 Prozent aller Maschinenbaubetriebe, die zum grösseren Teil in der Hand grosser Konzerne liegen – entfielen 1961 nicht weniger als 12,64 Prozent der Beschäftigten und 15,94 Prozent der Umsätze des deutschen Maschinenbaus.

Wie hoch also auch die Zahl der kleinsten und Kleinbetriebe ist, wie brillant ihre Leistung, wie unentbehrlich ihre Existenz sein mag: sie sehen sich einem Konzentrationsprozess gegenüber, der ihre Bedeutung und vielleicht auch den Spielraum, der ihrer Fortexistenz und noch mehr ihrer Entwicklung gegeben ist, erbarmungslos einengen wird. Sie werden weiterbestehen, gewiss: unter dem ehernen Gesetz der Konzentration, das ihre wirtschaftliche Ent-

Scheidungsfreiheit immer nachdrücklicher unter den Willen der Grossen und Grössten beugen wird.

Am materiellen Ertrag werden die Kleinsten und Kleinen es kaum merken, dass sie gegen den Strom schwimmen. Sie haben in unserem Beobachtungsjahrzehnt tüchtig und mit Bedacht investiert; sie waren stets auf dem qui vive und haben Rationalisierungserfolge erzielt, die jene der Grossbetriebe tief in den Schatten stellen. Die Ein-Mann-Betriebe etwa konnten den Umsatz je Beschäftigten mehr als verdreifachen, die grössten Betriebe konnten ihm knapp drei Fünftel hinzufügen. Aber die Grossen geben nach wie vor den Schritt an; sie bestimmen über Art und Umfang der Erzeugung; sie sind nicht nur die «price leader», sondern auch die «production leader»; die Kleinen müssen ihnen folgen, ob sie wollen oder nicht, ob sie sich mit Investitionen übernehmen oder nicht, ob sie sich einen Erfolg herausrechnen können oder nicht.

Die Grenzen, die den kleinen und trotz aller Erfolge leistungsschwächeren Betrieben gesteckt sind, machen sich am unmittelbarsten in ihrem Verhältnis zum Arbeitsmarkt fühlbar. Sie können dem jungen Mann, der sich nach einer Arbeit umtut, keine sonderlichen Attraktionen bieten: weder Kantine noch eigenes Schwimmstadion, weder Erholungsheim noch Pensionskasse. Der Arbeitgeber, der 2 bis 4, 5 bis 9 oder 10 bis 19 Arbeitnehmer beschäftigt, merkt jeden Tag, den einer seiner Leute feiert, an der Kasse. Wenn hier eine Stenotypistin ihre Arbeit wegen Schwangerschaft und Entbindung zwölf Wochen, zwölf bezahlte Wochen lang, unterbricht, wenn ein Arbeiter ernstlich erkrankt, wächst sich das bald zu einer kleinen Katastrophe aus. Im Grossbetrieb gehen solche Zwischenfälle unbemerkt unter. Kein Wunder, dass es den Arbeiter zu dem Grossen zieht, der sein Kantinenessen teilweise bezahlt, der grosszügig bei der Gewährung von Urlaub aller Art, bei der Zahlung von Prämien und Weihnachtsgeld sein kann, dessen Verhältnis zum Arbeitnehmer unpersönlich ist, der keine Gefälligkeitsleistung erwartet, der mit dem Mann an der Werkbank durch die Vermittlung des Betriebsrats verkehrt, der jedem, ohne Ansehen der Person, beim Betriebsfest die gleiche Zahl von Bier- und Essenmarken zumisst und ihn, ohne sich einzumischen, vergnügt sein lässt, wie er will.

Aus dem Reservoir der Auslandsarbeiter (liesst nur ein winziges Rinnsal den Kleinunternehmen zu. Ohnehin ist dieses Reservoir wenig ergiebig für den Maschinenbau, der auf hochqualifizierte Facharbeiter angewiesen ist, die des Deutschen mindestens so weit mächtig sein müssen, um kurze Erklärungen und Weisungen zu verstehen. Immerhin waren Ende 1961 rund 3,7 Prozent der Belegschaft – das heisst etwa 37'600 Mann – Auslandsarbeiter, für die aber nur die grösseren Betriebe einigermassen zufriedenstellend sorgen konnten. Die Kleinen, die die Gäste aus dem Süden nicht in eigenen Baracken oder Häusern unterbringen konnten, sondern sie dem Schicksal möblierter Herren in einer fremden und oft recht unfreundlichen Umgebung überlassen mussten – so vielfach in Baden-Württemberg, Bayern und Hessen –, haben mindestens keine Chance, ihre Leute auf die Dauer zu halten.

Man sollte diese Dinge nicht gering, sondern nach der Bedeutung einschätzen, die ihnen zukommt. Sie beschleunigen den Differenzierungsprozess, der zwischen Klein und Gross stattfindet, ganz erheblich. Auf's Ganze gesehen aber ist ihre Wirkung gering: Der Maschinenbau, die grösste Investitionsgüterindustrie, hat sich in den investitionsfreudigen Jahren 1950 bis 1961 aufs Beste entwickelt.

Das heisst zu Deutsch: Das Absinken an Bedeutung, das die Gruppe der Zwerg- und Kleinbetriebe hinnehmen musste, hat auf das Wachstum des Maschinenbaus nicht den mindesten Einfluss gehabt. Die Kleinen, die vor Jahrzehnten die Säulen der Industrie bildeten, die Familienbetriebe, die und deren Erfahrungen von Generation zu Generation weitergegeben wurden, sind zum *quantité négligeable* geworden. Es zählen nur noch die Grossen, unter denen die Gruppe der Riesenbetriebe mit 3,2 Prozent der Produktionsstätten 48,5 Prozent, fast die Hälfte, der Erzeugung auf sich vereinigen.

Man mag die Entwicklung, die dahin geführt hat, beklagenswert finden oder nicht; man muss sie hinnehmen. Die Kräfte der Konzentration, der Zug zum Grossbetrieb und zur Zusammenfassung juristisch selbständiger Unternehmen unter dem Dach eines Konzerns, geben unserer Zeit das Gepräge. Sie sind der Ausdruck des vorherrschenden politischen Willens, der sich in der Steuer- und Wirtschaftspolitik der Bundesregierung manifestiert: offenbar nicht zum Schaden der Industrie, die nach Produktionsumfang und Produktionswert, noch mehr aber nach ihrer Bedeutung für den Aussenhandel gewaltig gewachsen ist.

Man kann sich von der Entwicklung schwerlich einen Begriff machen, wenn man nicht die Zahlen vor Augen hat. Tut man nur einen Blick in unsere Tabelle, ist man beinah erschrocken. Die Zahl der metallindustriellen Arbeitnehmer hat sich in der Periode 1950 bis 1961 reichlich verdoppelt; das Produktionsvolumen ist in der Bundesrepublik auf gut das Dreifache, in Westberlin auf mehr als das Sechsfache gestiegen. Freilich kann man einwenden, das Basisjahr 1950 habe noch unter der Einwirkung der alliierten Produktionsbeschränkungen gestanden, die jahrelang Erzeugung und Kapazitätsausbau der Maschinenindustrie gedrosselt hätten. Dem steht jedoch gegenüber, dass auch schon 1950 vier Fünftel der deutschen Erzeugung ausreichten, den Inlandsbedarf zu decken; so dass das Wachstum, das die Gewichtszahlen widerspiegeln, kein statistisch verzerrtes, sondern ein ganz normales Bild der Entwicklung abgibt. Noch stärker als das Wachstum der Gewichtszahlen, war die Steigerung der Produktionswerte: Dem Wert nach stieg die bundesdeutsche Erzeugung auf das $5\frac{1}{2}$ -fache, die Westberliner Produktion auf das $7\frac{1}{4}$ -fache.

Das sind Zahlen, die dem Beobachter den Atem verschlagen können; denn, wie schon gesagt wurde: der Maschinenbau ist der Zahl seiner Arbeitnehmer nach die grösste, seiner strukturellen Bedeutung nach die wichtigste deutsche Industrie.

Aber es kommt noch besser.

Maschinenbau: Beschäftigung, Produktion, Aussenhandel

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960 ¹	1961 ¹
<i>Zahl d. Beschäftigten am Jahresende:</i>												
Bundesgebiet	479,2	541,0	574,2	590,9	648,0	739,7	795,3	828,6	828,2	863,8	945,2	992,2
Westberlin	19,1	23,6	26,6	26,2	28,8	33,4	35,4	35,3	34,0	34,8	40,0	39,8
Bundesgebiet und West-Berlin	498,3	564,6	600,8	617,1	676,8	773,1	830,7	864,0	862,2	898,6	985,2	1 032,0
<i>Produktion in 1'000 t</i>												
Bundesgebiet	1 402,6	1 806,0	2 162,8	2 112,7	2 362,2	2 929,4	3 173,2	3 237,5	3 253,2	3 377,6	3 896,3	4 295,4
Westberlin	15,2	29,9	45,6	49,6	63,2	67,5	73,7	74,4	72,8	72,3	82,3	95,5
Bundesgebiet und West-Berlin	1 417,8	1 835,9	2 208,4	2 162,3	2 425,4	2 996,9	3 246,9	3 311,9	3 325,9	3 449,9	3 978,6	4 390,8
<i>Produktion in Mill. D-Mark</i>												
Bundesgebiet	4 994,9	7 405,7	9 663,3	10 039,5	11 364,4	14 269,8	16 367,6	17 713,2	18 673,7	19 887,7	23 585,8	27 463,6
Westberlin	130,5	225,0	322,1	354,7	413,0	515,2	577,0	627,1	661,4	676,6	818,7	948,6
Bundesgebiet und West-Berlin	5 125,1	7 630,7	9 985,4	10 394,2	11 777,4	14 785,0	16 944,6	18 340,3	19 335,1	20 564,3	24 404,6	28 412,2
<i>Ausfuhr Bundesgebiet einschl. West-Berlin</i>												
in 1'000 t	330,4	553,0	731,5	754,5	800,8	893,3	1 043,3	1 192,6	1 192,0	1 156,0	1 296,4	1 490,7
in Mill. D-Mark	1 311,7	2 505,7	3 585,2	3 966,4	4 303,6	4 831,2	5 867,4	7 084,6	7 732,7	7 880,5	9 284,7	11 205,5
<i>Einfuhr Bundesgebiet einschl. West-Berlin</i>												
in 1'000 t	24,2	26,7	39,7	48,8	82,7	98,1	118,2	131,7	146,5	185,2	251,5	327,1
in Mill. D-Mark	179,8	195,5	293,1	356,5	470,5	685,1	883,3	1 011,5	1 215,3	1 506,0	2 126,9	2 754,0
<i>Inlandversorgung</i>												
Bundesgebiet einschl. West-Berlin												
in 1'000 t	1 111,6	1 309,6	1 516,6	1 456,6	1 707,3	2 201,7	2 321,8	2 251,0	2 280,5	2 479,1	2 933,7	3 227,2
in Mill. D-Mark	3 993,5	5 320,5	6 693,3	6 784,3	7 944,3	10 638,9	11 960,5	12 267,2	12 817,7	14 189,8	17 246,8	19 960,7
<i>Ausfuhr i. % d. Prod.</i>												
<i>Bund einschl. West-Berlin</i>												
gewichtmässig	23,3	30,1	33,1	34,9	33,0	29,8	32,1	36,0	35,8	33,5	32,6	34,0
wertmässig	25,6	32,8	35,9	38,2	36,5	32,7	34,6	38,6	40,0	38,3	38,0	39,4
<i>Einfuhr i. % d. Ausfuhr</i>												
<i>Bund einschl. West-Berlin</i>												
gewichtmässig	7,3	4,8	5,4	6,5	10,3	11,0	11,3	11,0	12,3	16,0	19,4	21,9
wertmässig	13,7	7,8	8,2	9,0	10,9	14,2	15,1	14,3	15,7	19,1	22,9	24,6

Quelle: Statistisches Handbuch für den Maschinenbau 1957, 1961, 1962.

¹ Einschliesslich Saargebiet.

In den Jahren 1936 und 1938 wurden aus dem Bundesgebiet Maschinen im Gewicht von 240'000 bzw. 302'000 t und im Wert von 380 bzw. 496 Millionen exportiert.

1950 war das Exportvolumen nicht viel grösser als vor dem Krieg. Die Ausfuhr betrug 330'400 t, erbrachte aber einen Erlös von 1'311,7 Millionen D-Mark. 1961 konnten 1'490'700 t – das 4½-fache des Basisjahres – exportiert werden, wofür 11'205,5 Millionen D-Mark – reichlich das 8½-fache wie 1950 - erlöst wurden: Der Maschinenbau also stellte und stellt vor der chemischen Industrie, dem Fahrzeugbau, der Elektrotechnik und der eisenschaffenden Industrie den weitaus grössten Posten der deutschen Ausfuhr.

In noch schärferem Tempo als die Ausfuhr ist indessen die Einfuhr gestiegen. Im Jahre 1961 wurde dem Gewicht nach das 13,5-fache, dem Wert nach das 15,3-fache dessen importiert, was 1950 eingeführt worden war. Womit sich der alte Erfahrungssatz bestätigt, dass mit zunehmender Industrialisierung das eigene Land immer weniger in der Lage ist, den Maschinenbedarf zu decken; positiv gesagt: dass mit fortschreitender Industrialisierung immer mehr Maschinen eingeführt werden müssen, da die eigene Produktion mit der Spezialisierung der Nachfrage nicht Schritt halten kann.

Vergegenwärtigt man sich die Gliederung des deutschen Maschinenbaus nach Produktionsgruppen, so ist man zunächst überrascht: Weit an der Spitze liegen – mit 11,8 Wertprozent der gesamten Produktion – die Landmaschinen und Ackerschlepper. Erst dann folgen die Werkzeugmaschinen, die Bau- und Baustoffmaschinen, die Hebezeuge und Fördermittel, die Nahrungsmittel-, Kraft- und Textilmaschinen und das sonstige, überaus vielgliedrige Arsenal der Maschinen, Apparate, Geräte usw., das die verarbeitenden Gewerbe zur Verrichtung ihrer Aufgaben brauchen.

Bei näherem Zusehen erkennt man, dass sich in dieser Sachgliederung der Bedarf der zwei grossen Wirtschaftsgruppen widerspiegelt – einerseits die Nachfrage der Landwirtschaft, andererseits die Nachfrage der Industrie, der Bauwirtschaft, des Handwerks, kurzum der Güterhervorbringung und -Verarbeitung – und dass der Anteil der landwirtschaftlichen Maschinen am gesamten Produktionsaufkommen des Maschinenbaus doch recht bescheiden sei.

So bestechend schlüssig dieser Gedankengang klingt, ganz zutreffend ist er nicht.

Der Anteil der Landmaschinen und Ackerschlepper am Produktionswert der Maschinen beträgt, wie gesagt, 11,81 Prozent; an der Inlandsversorgung mit Maschinen aber ist die Landwirtschaft mit 13,67 Prozent beteiligt. Das ist schon ein Unterschied.

Zum Zweiten, und dieses Argument ist ausschlaggebend, ist der Beitrag der Landwirtschaft zum Bruttosozialprodukt der Bundesrepublik relativ gering. Was dem deutschen Sozialprodukt aus Äckern, Gärten, Weiden und Ställen im Jahre 1961 zuwuchs, machte die Summe von 15,91 Milliarden aus; was die Industrie im umfassenden Sinne des Wortes – Bergbau und Energie-

wirtschaft, verarbeitende Gewerbe und Bauwirtschaft – leistete, addierte sich zu einem Betrag von 169,66 Milliarden D-Mark. Fasst man die beiden Summen als Beitrag der produzierenden Wirtschaft zum Sozialprodukt zusammen, so kommt man auf einen Gesamtbetrag von 185,57 Milliarden. Zu diesem Betrag also stellte die Landwirtschaft 8,57, die Industrie im eben definierten Sinne 91,43 Prozent.

Die beiden Zahlen muss man festhalten, um die eigentliche Lage zu charakterisieren, die sich nach dem Krieg hergestellt hat: an der Inlandsversorgung mit Maschinen ist die westdeutsche Landwirtschaft mit 13,67 Prozent beteiligt; zur Leistung der produktiven Wirtschaft trägt sie 8,57 Prozent bei. Die Landwirtschaft ist, um es ganz simpel zu sagen, mit Maschinen gut versorgt, so auskömmlich vielleicht, dass sie an den Sättigungsgrad der Mechanisierung nahe herankommt, den die verarbeitenden Gewerbe in einem Jahrhundert erreicht haben.

Wer vor dem Krieg seinen Urlaub in Ruhe verbringen wollte, ging aufs Land. Im Dorfwirtshaus fand er bescheidene Unterkunft, deftiges Essen, seinen Krug Bier vor dem Schlafengehen und Ruhe, Ruhe, vor allem Ruhe. Der Werktag erwachte, wenn der Dorfhirt die Kühe auf die Weide trieb. Das brauchte man nicht zu hören. Das dünne Läuten der Glocke, die zur ersten Messe rief, drang in den Schlaf ein, wurde zum Traum, weckte den Schläfer nicht auf. Die Hammerschläge in der Schmiede, die von fern her herüberschallten, das Klappern der Hufe und das Rasseln der Erntewagen waren vertraute Geräusche, die man erst merkte, wenn sie ausblieben. Man wollte ja keine Totenstille; das Lied der ländlichen Arbeit war so sanft, dass man gut dabei träumen konnte.

Das alles hat sich in einem Jahrzehnt geändert. Heute röhren die Dieselmotoren der Schlepper auf jedem Hof, die gleich mit infernalisch klappernden Wagen oder Geräten aufs Feld ziehen werden. Die Musik der Bodenfräsen überschwillt von Feld und Wald her das Dorf, ein besonders teuflisches Geräusch, an das die Nerven der Stadtmenschen sich schwer gewöhnen können. Die Mähdrescher lassen sich donnernd vernehmen, die Melkmaschinen rattern und zischen, und zu allem Überfluss fahren der Bauer – wenn er nicht seinen Wagen benutzt – und die Belegschaft auf knallenden, röhrenden, jaulenden Mopeds und Motorrädern mit Kavaliertart zur Feldarbeit aus.

Die Entwicklung der Landwirtschaft zur Offen-Luft-Fabrik hat sich in wenigen Jahren vollzogen. 1939 gab es noch keine Schlepperzüge. 1961 zählte man ihrer 653'000; Mähdrescher wurden vor dem Krieg versuchsweise auf den grossen Gütern des Ostens eingesetzt. 1949 verfügte nicht eigentlich die Landwirtschaft, sondern der Drescherverleih in der Bundesrepublik über 149 Einheiten; 1961 wurden 76'000 Stück betrieben: der Mähdrescher hatte sich durchgesetzt; auch Melkmaschinen waren vor dem Krieg praktisch unbekannt. 1949 wurden schon 5'611, 1961 sogar 295'000 Exemplare in der westdeutschen Landwirtschaft gezählt. Insgesamt hatte sich 1961 die Zahl der Feld- und

Maschinenbestand der Landwirtschaft

Erzeugnis	1939	1949	1956	1957	1958	1959	1960 ¹	1961 ¹
Vierrad- und Raupenschlepper	23 596	74 586	540 000	610 000	690 000	754 000	820 000	895 000
Einachsschlepper u. Bodenfräsen	7 130	13 757	124 000					
Motormäher		22 262		143 000	168 000	190 000	220 000	250 000
Schlepperpflüge		60 991	365 000	420 000	480 000	540 000	600 000	653 000
Bindemäher	141 438	186 413	234 000	246 000	253 000	260 000	257 000	247 000
Mähdrescher		149	14 000	19 000	25 000	38 000	58 000	76 000
Kartoffelernte- maschinen	157 139	260 927	337 000	362 000	386 000	402 000	417 000	433 000
Melkmaschinen		5611	120 000	142 000	175 000	220 000	260 000	295 000
Maschinen- einheiten insg.	329 303	624 696	1 734 000	1 942 000	2 177 000	2 404 000	2 632 000	2 849 000

Quelle: Statistisches Handbuch für den Maschinenbau 1957-1962

¹ Einschliesslich Saarland.

Melkmaschinen gegenüber dem Jahre 1939 auf fast das 9-fache, gegenüber 1949 auf etwa das 5 $\frac{1}{2}$ -fache erhöht. Die Mechanisierung der Landwirtschaft hat – ungerechnet die Ausstattung der Höfe mit Dreschsätzen, Hebezeugen usw. – im Zeitraum seit der Währungsreform reissende Fortschritte gemacht.

Auch die Ernteerträge sind gestiegen: in normalen Jahren um etwa ein Viertel, in guten Jahren um die Hälfte der Erträge, die im Durchschnitt der Jahre 1935 bis 1938 in die Scheunen gefahren werden konnten. Das war die Folge, nicht die Ursache der Mechanisierung: die Umwälzung der landwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse, die an die Stelle des Pferdes den Schlepper, an die Stelle von Sense, Mähmaschine, Flegel und Dreschmaschine den Mähdrescher, an die Stelle des Bauern, der säend übers Feld schreitet, die Sämaschine und an die Stelle der Menschenhand, die das Vieh melkt, die Melkmaschine gesetzt hat, die stille Revolution, die die Landwirtschaft zu einer Industrie gemacht hat, wurde nicht oder nur zum geringen Teil aus dem Ertrag der eigenen Arbeit finanziert und hätte auch gar nicht anders bezahlt werden können. Der Anteil der Landwirtschaft am Beitrag der produzierenden Wirtschaft zum Sozialprodukt war immer wesentlich kleiner als ihr Anteil an der Inlandsversorgung mit Maschinen. Sie hätte ihre Medianisierung niemals aus eigener Kraft aufbringen können; ein grosser Teil musste aus Mitteln der Subventionierung finanziert werden, die ihr in vielerlei Formen zufluss.

So kamen denn die unmittelbaren und mittelbaren Landwirtschaftshilfen, die die Bundesregierung gebefreudig ausstreuete, auch dem Maschinenbau zugute, der ohnehin an den steuerlichen Vorteilen und den Abschreibungsprivilegien partizipierte, die der Industrie geboten wurden: direkt natürlich und indirekt insofern, als die Gesetzgebung die Investitionsneigungen der gesamten Industrie forcierte.

Das spezifische Klima der Auf- und Ausbauzeit, die man als Aera des Wirtschaftswunders bezeichnet, war für den Maschinenbau sonderlich günstig. Die wirtschaftspolitische Aktivität der Bundesregierung, die steuerpolitisch angelegte Investitionsneigung der Industrie und mehr noch der Landwirtschaft, der innerdeutsche Bedarf, die alljährlich höher schwellende Nachfrage des Auslandes, das Steigen der Preise – alles kam ihm entgegen. Die Maschinenindustrie konnte dank der Gunst der Stunde, die ihr seit der Währungsreform lächelte, ihr Produktionsvolumen im Zeitraum 1950 bis 1961 (bzw. 1962) mehr als verdreifachen. Sie eilte vielen anderen Industrien voraus, und zwar, so hat es den Anschein, ohne sich grosse Mühe zu geben.

Nimmt man an, die Rationalisierungsmassnahmen, die eine Industrie trifft, fänden ihren Niederschlag in der Arbeitsproduktivität: im Steigen des Produktionsergebnisses je Beschäftigtem, je Arbeiter oder je Arbeiterstunde, so liegt der Maschinenbau weit hinter der Gesamtindustrie zurück.

Natürlich ist es schwer, verschiedene Industrien unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsproduktivität zu vergleichen. Der eine Arbeiter stellt in der Stunde

soundso viel Nägel her, der andere arbeitet an einem Maschinenteil, der dritte verrichtet ein paar immer wiederkehrende Handgriffe in der Textil- oder der Schuhindustrie, der vierte ist im Hochofenprozess, der fünfte in der Salzsäureproduktion beschäftigt. Wie soll man da die Leistungen, die je Arbeiter oder je Arbeiterstunde dargebracht werden, miteinander vergleichen?

Nun, die Hauptsache ist, dass man den Anteil der Arbeit an der Herstellung der Gewichtseinheit Nägel, Maschinen, Textilien, Schuhe, Roheisen, Chemikalien usw. nennen kann. Alles andere ist Sache der Konvention, der Arbeitshypothese oder wie man es nennen will: Man nimmt ein bestimmtes Jahr als Basisjahr und erklärt die Arbeitsleistung, sei es, dass sie je Beschäftigten oder je Arbeiter, sei es, dass sie je Arbeiterstunde dargebracht wird, in jeder Industrie gleich 100. Darauf kann man aufbauen. Das heisst, man kann das Produktionsergebnis etwa der Arbeiterstunde in jedem folgenden Jahr als Abweichung von dem «Normalergebnis» des Basisjahrs ausdrücken. In jeder Industrie. Man kann dann jede Industrie «gewichten», indem man ermittelt, wieviel Prozent sie im Basisjahr zum gesamten industriellen Produktionswert beigetragen hat, und mit Hilfe der Gewichtung den Produktivitätsindex der Gesamtindustrie ermitteln. So gewinnt man ein Bild, das zwar die Wirklichkeit nicht ganz korrekt abbildet, das ihr aber so nahe kommt, wie es mit Hilfe statistischer Mittel möglich ist.

In unserer Reihe (s. Tabelle) wurde das Jahr 1950 als Basisjahr genommen. Das Produktionsergebnis in allen Industrien und in der Gesamtindustrie wurde gleich 100 gesetzt – so als hätte der Himmel diesem Jahr das Charakteristikum der prästabilisierten Harmonie verliehen. Im nächsten Jahr (1951) lautete der Produktionsindex für die Gesamtindustrie 108,2, für den Maschinenbau 112,8. Der Maschinenbau war besser gefahren als die Gesamtindustrie, und auch diesen Umstand kann man auf eine Zahl bringen, indem man den Produktivitätsindex (je Arbeiterstunde) ausdrückt. Die Zahl lautete für das Jahr 1951 104,3; im nächsten Jahr, 1952, stieg sie auf 107,8: es bestand begründeter Anlass zu der Annahme, die Entwicklung werde so weiter verlaufen, die Arbeitsproduktivität des Maschinenbaus werde die der Gesamtindustrie immer weiter hinter sich lassen.

Die Optimisten jedoch, die so gedacht hatten, wurden enttäuscht. Das Produktionsergebnis je Arbeiterstunde stieg im Maschinenbau nur langsam, im Jahre 1953 etwa ebenso schnell wie in der Gesamtindustrie, so dass sich als Relation zwischen der Arbeitsproduktivität des Maschinenbaus und derjenigen der Gesamtindustrie die Zahl von 100,8 errechnet. Das war noch einigermaßen günstig; denn erst jetzt begann sich die Schere zuungunsten des Maschinenbaus zu öffnen. Freilich, auch in der Maschinenindustrie stieg die Produktivität der Arbeiterstunde; aber langsamer, jedes Jahr langsamer als in der Gesamtindustrie: 1954 lag der Produktivitätsindex des Maschinenbaus um 2,4 Prozent, 1958 bereits um 9,5 Prozent, 1962 um 16,3 Prozent unter dem der gesamten Industrie. Und nichts deutet darauf hin, dass die Entwicklung gestoppt

Kennzahlen zur Maschinenindustrie

		1950	1951	1952 ¹	1953 ¹	1954 ¹	1955 ¹	1956	1957	1958	1959	1960 ²	1961 ²	1962 ²
Umsatz je Beschäftigten	D-Mark	11 283	14 533	17 344	17 575	18 807	20 730	21 500	22 540	23 250	24 600	27 020	29 490	30 290
Umsatz je Arbeiter ³	D-Mark			21 711	22 226	23 845	26 172	27 435	28 980	30 200	32 400	35 880	39 140	41 017
Umsatz je Arbeiterstunde	D-Mark	6,54	7,97	9,31	9,70	10,17	11,11	11,70	13,00	13,70	14,90	16,30	18,27	20,15
Lohn je Arbeiterstunde	D-Mark	1,31	1,52	1,63	1,68	1,74	1,85	2,02	2,18	2,32	2,47	2,75	3,07	3,52
Lohn je 1'000 D-Mark Umsatz	D-Mark	201,05	190,96	174,61	173,58	170,79	166,34	172,85	167,42	169,09	165,88	168,93	167,92	174,59
Gehalt je 1'000 D-Mark Umsatz	D-Mark	75,35	68,86	65,22	70,93	70,01	66,74	70,91	72,62	78,10	80,39	81,33	81,99	88,17
Lohn u. Gehalt je 1'000 D-Mark Ums.	D-Mark	276,40	259,82	239,83	244,51	240,80	233,08	243,76	240,04	247,19	246,27	250,26	249,91	262,76
Index des Produktionsergebnisses stunde (1950 = 100)	je Arbeiter-	100	113	121	120	123	132	135	142	143	151	160	168	174
<i>Produktivitätsindex des Maschinenbaus (je Arbeiterstunde) in %/o des gesamtindustri- ellen Produktivitätsindex</i>		<i>100,0</i>	<i>104,3</i>	<i>107,8</i>	<i>100,8</i>	<i>97,6</i>	<i>98,5</i>	<i>97,1</i>	<i>94,7</i>	<i>90,5</i>	<i>88,3</i>	<i>87,0</i>	<i>86,6</i>	<i>83,7</i>

Quellen: Die Industrie der Bundesrepublik Deutschland, Sonderheft 14; Reihe 1, Dez. 1962 und Reihe 2, März 1963. Statistisches Handbuch für den Maschinenbau 1957-1962. Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1953. Wirtschaft und Statistik 1960 ff.

¹ Beschäftigte und Arbeiter: Jahresdurchschnitt; sonst Stand am Ende des Jahres.

² Einschliesslich Saarland.

³ Arbeiter einschliesslich Lehrlinge.

oder in ihr Gegenteil verkehrt werden könnte. Wahrscheinlich wird die Schere sich weiter öffnen.

Die Ursache der relativen Rückläufigkeit, die die Arbeitsproduktivität im Maschinenbau aufweist, ist – wie schon angedeutet – in dem Umstand gegeben, dass die Maschinenindustrie immer mehr Massarbeit leisten muss und im-

Kennzahlen zur Maschinenindustrie in Summen

	1952	1953	1954	1955	1962
Beschäftigte ¹	592 415	605 682	641 552	725 605	1 013 495
davon Angestellte ¹	119 174	126 747	135 550	150 876	260 341
Arbeiter ¹	473 241	478 935	506 002	574 729	748 449
Arbeiterstunden	1 103 284	1 097 531	1 186 569	1 353 591	1 523 402
Bruttolohnsumme	1 794 017	1 847 740	2 060 720	2 501 969	5 359 757
Bruttogehaltsumme	670 130	755 088	844 671	1 003 849	2 706 639
Umsatz	10 274 615	10 644 977	12 065 798	15 041 565	30 698 881

mer weniger Konfektion, lies: Serienarbeit verrichten kann. «In vielen Zweigen des Maschinenbaus», heisst es in dem Heft «Maschinenbau, wirtschaftlich gesehen», das im Herbst 1962 vom Verein Deutscher Maschinenbau-Anstalten herausgegeben wurde, «gehört es heute zur Regel, dass der Abnehmer vom Hersteller – anstatt wie früher ausschliesslich nach Katalog oder Prospekt zu bestellen – eine weitgehende Anpassung des betreffenden Maschinenbauerzeugnisses an ganz spezielle Betriebsverhältnisse verlangt, um auf diese Weise in seinem eigenen Bereich den höchstmöglichen Rationalisierungseffekt zu erzielen. Dies gilt speziell für die Grossserienfabrikation oder Massenfertigung, wie man sie beispielsweise in der Automobilindustrie oder in der Nahrungsmittelindustrie antrifft, und überall dort, wo es ständig darum geht, einen noch höheren Grad der Mechanisierung oder Automatisierung zu erzielen. Während durch den maschinentechnischen Fortschritt in solchen Fällen Arbeitskräfte eingespart werden, bedeutet die Produktion derart massgeschneiderter* Sondermaschinen für den Hersteller, dass er selbst auf die Kostenvorteile der Serienanfertigung verzichten muss. Die Einzelfertigung vergrössert gleichzeitig den Anteil der nicht unmittelbar in der Fertigung tätigen Belegschaft, so dass die Produktivität des gesamten Unternehmens nicht in gleichem Masse wie das Leistungsvermögen der Fertigungsabteilungen steigt.»

Das ist der wesentliche Grund für das Zurückbleiben der Arbeitsproduktivität im Maschinenbau hinter der gesamtindustriellen Entwicklung. Sicherlich lassen sich noch andere Gründe nennen. Nur eins kann man nicht sagen: die Maschinenindustrie habe zu wenig investiert, um mit der übrigen Industrie Schritt zu halten.

¹ Jahresdurchschnitt.

Gewiss ist das Tempo der Anlage-Investitionen seit 1953 hinter der Expansion der Maschinenumsätze zurückgeblieben. Das ist eine Folge des Preisanstieges, der mit der Komplizierung der dem Maschinenbau gestellten Aufgaben schneller fortschritt als in der Gesamtindustrie. Aber die Mittel, die Jahr für Jahr in die Werkstätten und Fabriken des Maschinenbaus gesteckt wurden, addierten sich doch zu einer ganz stattlichen Summe. In den zwölf Jahren 1950 bis 1961 wurden zu jeweiligen Preisen 11'495 Millionen, zu Preisen von 1950 insgesamt 8'712 Millionen D-Mark in die Anlagen der Industrie investiert. Das war eine Menge Geld, wenn auch nicht ganz so viel wie der Bedeutung des Maschinenbaus entsprach: Nur in den Jahren 1950 bis 1952 und dann wieder 1956 lag der Anteil des Maschinenbaus am gesamtindustriellen Investitionsaufkommen höher als sein Anteil am Gesamtwert der industriellen Umsätze.

Nun, das ist klar: wenn eine Industrie wächst, muss investiert werden, und wenn sie – wie der Maschinenbau in unserer Beobachtungsperiode (1950-1961) tat – der Beschäftigung nach um das Doppelte, dem Produktionsvolumen nach um das Dreifache wächst, muss sogar recht viel investiert werden. Die Frage, die uns interessiert, ist nun vor allem die, wie die verausgabten Mittel sich verteilen: welche Beträge der Ausweitung und welche der Rationalisierung des Betriebs dienen; wie hoch die Mittel waren, die der Expansion des Maschinenbaus zuflossen, und wie hoch diejenigen, die der Steigerung der Arbeitsproduktivität dienen.

Die Frage ist auf Anhieb nicht zu beantworten. Schon deshalb nicht, weil die Neubauten und ihre maschinelle Einrichtung mit der Zeit gehen, von Jahr zu Jahr moderner und rationeller gestaltet werden und eigentlich unter dem Gesichtspunkt geprüft werden müssten, was hier nur für die Vergrößerung, was andererseits für die Verfeinerung, die Rationalisierung, die Automatisierung des Betriebs verausgabte wurde. Das aber ist ein hoffnungsloses Unterfangen, das mit den verfügbaren statistischen Mitteln nicht realisiert werden kann.

Versuchen wir also, uns auf Umwegen an unser Problem heranzutasten. Zum ersten haben wir oder können wir die Reihe der «Real-Investitionen» – das heisst der Anlage-Investitionen zu Preisen von 1950 – je Beschäftigten errechnen. Das erste Jahr, 1950, ist das Basisjahr. Die Investitionen zum jeweiligen Preis ist gleich der Real-Investition. Der Index der Real-Investition ist gleich 100. Dann trennen sich die beiden Reihen. Die Real-Investitionen schwanken hinter den Investitionen zu jeweiligen Preisen einher. Bezogen auf das Basisjahr liegen ihrer sechs unter und fünf über 100. Bis zum Jahre 1960 herrscht die Tendenz vor, je Beschäftigten weniger als normal zu investieren, sie knapp mit den üblichen Baulichkeiten und jedenfalls nicht mit aufwendigen Maschinen und Apparaten auszustatten. Die Leistungssteigerung je Arbeiterstunde ist vorwiegend ein Erfolg der Organisation und der mit-eingebauten Rationalisierung. In dieser Hinsicht tritt 1960 zwar ein Wandel

Brutto-Anlage-Investitionen und Brutto-Anlage-Vermögen des Maschinenbaus

Kalender- jahr	Brutto-Anlage- Investition zu jeweil. Preisen		Brutto- Anlage- Inv. d. Maschi- nenbaus i. % d. ge- samten ind. Investi- tionen		Brutto - Anlage- Inv. zu Preisen von 1950		Brutto-Anlage-Investitionen je Beschäftigten				Brutto- Anlage- vermögen zu Preisen von 1950		Brutto- Anlage- vermögen in % der gesamtd. Anlagever- mögens		Ausnut- zungsgrad des Brutto- Anlagever- mögens
	%	Mill. D-Mark	%	Mill. D-Mark	zu jeweiligen Preisen		zu Preisen von 1950		Brutto- Anlage- investition in % des Umsatzes	Brutto- Anlage- Invefti- tion in % d. Lohn- u. Gehalts- summe	% Mill. D-Mark	%	Brutto- Anlagever- mögen je Beschäft- igten zu Preisen von 1950		
					absolut	1950 = 100	absolut	1950 = 100					D-Mark	%	
1950	6,93	435	9,44	435	941	100,00	941	700,00	7,8	28,3	3 706	6,07	8 017	77,6	
1951	7,27	610	9,93	524	1 145	121,68	984	104,57	7,6	29,4	4 102	6,39	7 703	93,5	
1952	8,61	670	9,40	530	1 131	120,19	895	95,11	6,5	25,7	4 547	6,67	7 675	98,0	
1953	8,44	610	7,68	492	1 007	107,01	812	86,29	5,7	23,4	4 971	6,84	8 207	88,5	
1954	8,56	710	7,74	585	1 107	117,64	912	96,92	5,9	24,4	5419	6,93	8 447	90,7	
1955	9,03	980	8,46	783	1351	143,57	1079	114,67	6,5	28,0	6 034	7,06	8 316	100,0	
1956	9,05	1 110	9,13	860	1393	148,03	1 079	114,67	6,6	27,1	6 796	7,31	8 528	96,8	
1957	9,10	1 000	7,97	746	1203	127,84	897	95,32	5,5	22,9	7 550	7,51	9 086	89,5	
1958	9,27	950	7,42	694	1122	119,23	820	87,14	5,0	20,2	8 233	7,63	9 725	82,8	
1959	9,14	1 030	7,51	743	1 199	127,42	865	91,92	5,0	20,5	8 918	7,74	10 378	79,3	
1960 ¹	9,48	1 520	8,75	1 061	1625	172,69	1 134	120,51	6,2	24,8	9 865	7,77	10 544	82,8	
1961 ¹	10,43	1 870	9,41	1 259	1 880	199,79	1 266	134,54	6,6	26,3	10 959	8,02	11015	81,6	

Quellen: Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung
Die Industrie der Bundesrepublik Deutschland, Statistisches Bundesamt
Statistisches Jahrbuch f. d. Bundesrepublik Deutschland

¹ Einschliesslich Saarland.

ein; das Investitionsaufkommen je Beschäftigten erhält einen scharfen Auftrieb. Aber die Rationalisierungsinvestitionen, wie fühlbar sie auch gestiegen sind, reichen nicht aus, das relative Absinken der Arbeitsproduktivität, ihr immer weiter fortschreitendes Zurückbleiben hinter der gesamtindustriellen Kurve aufzuhalten.

Betrachten wir, zum zweiten, die Entwicklung des Brutto-Anlage-Vermögens zu Preisen von 1950.

Dieser Posten, dem die Anlage-Investitionen zuwachsen, soweit sie nicht vom Ersatz verschlissener Maschinen etc. aufgezehrt werden, hat sich von 1950 bis 1961 verdreifacht. Dagegen ist das Anlage-Vermögen je Beschäftigten im Vergleich zum Basisjahr nur wenig und unter Schwankungen gewachsen und lag in den drei Jahren 1959 bis 1961 bloss um 29,4 bzw. 31,5 und 37,4 Prozent über der für 1950 errechneten Zahl. Man ist also, das zeigt auch dieser Teil unserer Analyse, sehr sparsam damit umgegangen, die Belegschaft der Maschinenfabriken mit arbeitsparenden Maschinen, Anlagen und Apparaten auszustatten, das heisst den Produktionsprozess zu rationalisieren.

Wenn man sich's recht überlegt: der Maschinenbau brauchte nicht anders vorzugehen und konnte nicht anders produzieren, als er tat. Die Industrie stand nur selten – 1952, 1955 und 1956 – unter dem Druck der Vollaussnutzung ihrer Kapazität. In der Regel wurde das Anlage-Vermögen zu 80 bis 90 Prozent – ganz normal auch für Jahre des Hochschwungs – ausgenutzt. Der Zwang, die Produktivität der Arbeit zu steigern, war gering.

Und wie hätte er dem Gesetz der Rationalisierung auch nachgeben können, das die grossen Industrien unter seine Herrschaft beugte?

Der Konfektionär arbeitet mit der elektrischen Zuschneidemaschine, fertigt die Bahnen für hundert oder zweihundert Anzüge in einem Zug und lässt seine angelernten Arbeiterinnen am Fliessband werkeln. Der Massschneider sitzt mit Gesellen und Lehrling auf dem Schneidertisch, näht alles mit der Hand, passelliert mit der Hand, schneidet die Knopflöcher und umrandet sie mit der Hand. Der Konfektionsanzug, für den der Käufer die Konfektionsfigur mitbringen muss, ist ein hochveredeltes Industrieprodukt, aber eben doch: ein Industrieerzeugnis, das für 150 bis 200 Mark zu haben ist. Der Massanzug ist ein Kunstwerk, für das der Kunde 550 bis 600 Mark oder mehr hinlegen muss, wenn er die Geduld und genügend Reserveanzüge hat, zwölf Wochen zu warten.

So geht's bei der Maschinenindustrie zu. Sie leistet Massarbeit, verlegt lange Zeit aufs Planen, Konstruieren, Erproben und kann sich die grosse Apparatur der Rationalisierung und Automatisierung nicht leisten. Dafür ist sie teurer als die gesamte Industrie. Die Preise des Maschinenbaus stiegen von 1950 bis 1962 um 58,5 Prozent, diejenigen der gesamten Industrie um 25,6 Prozent, die Erzeugerpreise für Personenkraftwagen gingen (bis 1961) um 11,2 Prozent zurück. Das glich das Zurückbleiben der Arbeitsproduktivität in der Maschinenindustrie recht gut aus. Berücksichtigt man die Preisentwicklung, so lag

der Maschinenbau noch besser im Rennen als die gesamte Industrie: Das Produkt aus Arbeitsproduktivität und Preisindex lautete 1962 für den Maschinenbau 275,8, für die gesamte Industrie 261,2. Die Maschinenindustrie mit ihren zahlreichen kleinen und mittleren Betrieben ist der übrigen Industrie um eine Kopflänge vor-aus.

Sie braucht in der Tat nicht zu fürchten, an ihren Strukturproblemen Schaden zu leiden; am wenigsten aber, durch die Lohnproblematik in Schwierigkeiten zu geraten. Sehen wir von den beiden Jahren 1950 und 1951 ab, in denen die Löhne im Verhältnis zum Umsatz überhöht erscheinen, so hat sich seit 1952 wenig geändert. Damals, 1952, betrug der Lohnanteil an 1'000 D-Mark Umsatz 174,61 D-Mark; er ging dann unter Schwankungen zurück, durchschritt mit 165,88 D-Mark im Jahre 1959 seinen Tiefpunkt und kehrte 1962 mit 174,59 D-Mark zum Stand von 1952 zurück. Anders freilich der Gehaltsanteil, der von 65,22 D-Mark im Jahre 1952 in ziemlich stetiger Kurve auf 88,17 je 1'000 D-Mark Umsatz im Jahre 1962 anstieg: eine Konsequenz nicht nur der Gehaltsaufbesserungen, sondern des Parkinsonschen Gesetzes, das die Vermehrung aller Verwaltungspositionen etwa nach dem Vorbild der Zellteilung behauptet.

So ist denn entgegen allerlei zweckpessimistischer Einwendungen, die sich im Zerrspiegel der Statistik dem Publikum glaubhaft demonstrieren lassen, der Maschinenbau eine Industrie von robuster Gesundheit: mächtiger denn je und der rechte Boden, auf dem die Mächtigsten der Betriebe – jene drei Prozent, die etwa die Hälfte der Produktion auf sich vereinigen – prächtig gedeihen.

Wie der Maschinenbau, ist auch die Kraftfahrzeugindustrie ein von Gesundheit strotzendes Pflegekind der Hochschwung-Aera. Die Rotwangigkeit der beiden Pfleglinge darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die robuste Widerstandsfähigkeit gegenüber den wirtschaftlichen Wetterschwankungen das einzige ist, was sie gemeinsam haben. Im Übrigen sind sie so verschieden wie möglich.

Der Maschinenbau kam mit der Industrierevolution, im 19. Jahrhundert, zur Welt: er ist, um im Bild zu bleiben, bereits ein älterer Herr, ein konservativer Gentleman, zurückhaltend gegenüber den Methoden der Massarbeit und der Produktivitätssteigerung, ein Individualist, der nicht bereit ist, sein Seelenheil um den Preis der Rationalisierung zu verkaufen, aber selbstbewusst genug, sein Erzeugnis nur um gutes Geld herzugeben.

Dagegen ist die Kraftfahrzeugindustrie ein junger Springinsfeld, der unter einigermassen schwierigen Bedingungen heranwuchs. Man muss bedenken, dass das Autofahren vor dem ersten Weltkrieg ein absoluter Luxus, das Hobby reicher Sportleute war – und dass erst die Materialschlachten jenes Krieges dem Lastkraftwagenbau eine Chance gaben.

Im Jahre 1909 waren im Deutschen Reich 19'221 Personen im Kraftfahrzeugbau tätig, der 3'703 zwei- und dreirädrige Krafträder, 6'682 Personen-

und 636 Lastkraftwagen lieferte. Der Bedarf war minimal, die Firmen waren klein und ihre Erzeugung gering. Die Strasse gehörte dem Pferd, das, vor den Omnibus gespannt, einen wesentlichen Teil des Berliner Massenverkehrs bewältigte. Das soziale Prestige brauchte das Automobil noch nicht; wer auf sich hielt, fuhr in der eigenen Kalesche zur Oper; der Mittelstand begnügte sich mit der Pferdedroschke; die Intellektuellen schafften den Weg mit der Pferdebahn; die Schuster-, Bäcker- und Fleischerjungen trabten in klappernden Pantoffeln zur Arbeit und trugen nur sonntags Stiefel und Socken.

Grundsätzlich war es auch 1913 nicht anders. Zwar war die Produktion auf 5'104 Personen- und 1'851 Lastkraftwagen gestiegen. Aber die wenigen Fahrzeuge verschwanden schier spurlos im Strassennetz des Deutschen Reichs. Ein Automobil wurde jubelnd von den Kindern begrüsst, es war eine Attraktion wie das Dromedar mit dem Affen auf dem Höcker, das vom Zirkus durch die Strassen geführt wurde.

Grössere Dimensionen nahm die Industrie erst nach dem grossen Krieg an. Im Jahre 1925 zählte man 86'642 Beschäftigte, deren Erzeugung sich schon sehen lassen konnte: damals wurden 49'610 mittlere und schwere sowie 7'197 steuerfreie Kleinkraftträder, 38'988 Personen- und 9364 Liefer- und Lastkraftwagen produziert. Das war, gemessen an den heutigen Zahlen, natürlich ein Nichts; man nahm den Beginn der Motorisierung im Strassenverkehr noch kaum wahr; aber wer hören konnte, merkte doch auf das ferne Geräusch, das Rauschen der Motoren, das Hämmern der genagelten Reifen, den Ruf der Hupen, die ein neues Zeitalter ankündigten.

Die Motorisierten bildeten freilich noch einen Klub, einen Orden ritterlicher Sportsleute, die einander kannten, beim Bier zusammensassen, miteinander Erfahrungen und Erlebnisse austauschten, einander auf der Landstrasse aushalfen. Sie wussten, sie waren die Letzten der Zunft, die für ihr Hobby lebten. Immer mehr Menschen bestiegen ihr Fahrzeug nicht aus Liebe zur rasenden Fahrt von 50 oder 60 Stundenkilometern, sondern aus beruflichen Gründen: um mehr Kunden besuchen zu können, als dem Eisenbahnfahrer erreichbar waren; um drei oder vier statt einer oder zwei Konferenzen am Tag zu führen; um schneller zum Arbeitsplatz und wieder heim zu kommen. Kraft- und Motorrad wurden zu Gegenständen des täglichen Gebrauchs; sie verloren das auszeichnende Merkmal, dem Herrentum des Sportsmanns zu dienen; das «Volk», Arbeiter, Fleischer- und Bäckermeister, bestieg das motorisierte Fahrzeug aus reinen Zweckmässigkeitsgründen; die Motorisierung wurde zu einem Phänomen des Massenzeitalters, das sich unaufhaltsam an die Stelle der Idylle drängte.

Vor dem Krieg hatte die Bewegung die erste Stufe des Aufstiegs – wie die Firmenvertreter sagen werden – oder des Abstiegs – wie die Herren von altem Automobiladel meinen werden – zum Massenverkehrsmittel erreicht. Mitte 1938 waren 140'756 Personen beiderlei Geschlechts in der deutschen Kraftfahrzeugindustrie tätig. Sie produzierten 276'804 Personen- und Kombina-

tionskraftwagen, 80'199 Lastkraftwagen und Omnibusse sowie 177'842 Krafträder, von denen 62'458 einen Hubraum von mehr als 200 ccm aufwiesen.

Die Motorisierung fing jetzt schon an zum Problem zu werden. Wer sich erinnert, in welchem Strom die Fahrzeuge die Engpassstellen des Berliner Verkehrs passierten, den Alex und den Potsdamer Platz, die Gedächtniskirche, den Bahnhof Zoo und das Knie, weiss ein Lied davon zu singen. 1938 zählte man im Reichsgebiet (von 1937) einen Bestand von 3,242 Millionen, 1939 einen solchen von 3,705 Millionen Kraftfahrzeugen aller Art. Das war in Jahresfrist ein Zuwachs von 11,4 Prozent. Die Experten stöhnten. Schon jetzt fehlte es in den grossen Städten an Parkplatz, an Garagen und, notabene, an aufnahmefähigen Verkehrsstrassen. Wie sollte das weitergehen, wenn das Wachstum des Fahrzeugbestandes im Tempo der letzten Jahre fortschritt? Man bedenke doch nur: Ende des Jahres 1932, etwa im Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtergreifung, hatte das Reich 819'178 Krafträder gezählt, 1939 waren daraus 1'755'320 Stück geworden (+ 114,3%). Der Arbeiter hatte sich in den Sattel geschwungen und steuerte fast die Hälfte aller vorhandenen Kraftfahrzeuge.

Aber Hitler war nicht nur der Schutzpatron des proletarischen Kraftfahrers. Gewiss wurde ein beträchtlicher Teil aus der Lohntüte, deren Zahl viel stärker answoll als ihr Inhalt, Woche für Woche zur Finanzierung der Rate gebraucht, die der Motorradhändler einhob. Aber viel ausgiebiger als die Arbeiterschaft hatten die «gehobenen» Schichten, gewerblicher Mittelstand, Parteiführer aller Art, mittlere und höhere Beamte, Manager und Unternehmer, sich der Motorisierung angenommen, die die Phantasie des «Führers» als eins ihrer liebsten Kinder hätschelte: von 468'001 im Jahre 1932 war die Zahl der Personenkraftwagen auf 1'426'743 Einheiten im Jahre 1939 (+ 193,6%) *gestiegen*. Und das sollte erst der Anfang sein. Der Bau des Volkswagens war mit dem Ziel geplant, die Masse der «Volksgenossen», Arbeiter und Bauern, zu Autofahrern zu machen.

Am allgemeinen Aufbau nahmen auch die Kraftomnibusse teil. Wer eine Reise von Berlin nach Hamburg, von München nach Stuttgart oder von Köln nach Frankfurt plante, überlegte es sich lange, ob er die Reichsbahn benutzen oder einen der zahlreichen Linienbusse nehmen sollte. Die Omnibusfahrt war billiger; jedermann bekam garantiert seinen Sitzplatz; die Aussicht war reichhaltiger, und die Fahrtunterbrechung an einem Waldwirtschaftshaus wurde gern mitgenommen, zumal der Sparsame nicht gezwungen wurde, einen Kaffee zu trinken, sondern sich auf einen kleinen Spaziergang beschränken konnte. So wuchs denn die Zahl der Omnibusse in unserem Beobachtungszeitraum von 11'274 auf 21'907 Einheiten (+ 94,3%), nicht gar so stürmisch, wie mancher private Fuhrbetrieb im dritten oder vierten Jahre des Dritten Reiches gerechnet hatte, aber doch noch eindrucksvoll genug, um Hitler als Schutzheiligen der Motorisierung zu preisen.

Die Wirtschaft dagegen – Industrie und Handel, die namentlich Nah-

rungs- und Genussmittel, dann Stahl- und Walzwerkserzeugnisse, Holz und Holzwaren, Papier und Pappe, Steingut, Ton- und Porzellanwaren, verfrachteten – liess sich fast ebenso hoch von der Woge der Motorisierung tragen wie die Schar der privaten Automobilhalter. Der Bestand an Lastkraftwagen stieg von 157'113 auf 420'293 (+ 167,5%) – was eindeutig dem Hineinwachsen der Wirtschaft in den Status der Vollbeschäftigung zugeschrieben wurde.

Das Dritte Reich umschliesst nicht nur die erste Aera des Autobahnbaus – die Autobahnen gehören immer noch zu den stärksten Argumenten, die für den «Führer» vorgebracht werden –, sondern auch den kurzen Zeitraum von knapp sieben Jahren, in dem die Motorisierung den bisher stärksten Auftrieb erfuhr. Als die braunen Machthaber ihr Regime antraten, hatten sie – Sonderfahrzeuge und Zugmaschinen nicht mitgerechnet – 1'473'566 Kraftfahrzeuge vorgefunden; als sie siegestrunken in den Krieg hineintaumelten, zählte das Reich in den Grenzen von 1937 insgesamt 3'623'563 Krafräder und Kraftwagen aller Art: 145,9 Prozent mehr als Ende 1932. Auf dem Weg zum Massenzeitalter der Motorisierung war die erste Stufe erklommen, und schon ging der Blick zu weiteren Horizonten hinaus, schon schien das Phantom der Volkswagenströme Gestalt zu gewinnen, die zu Millionen Einheiten ins Volk der Arbeiter, Bauern, Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden hineinrollen sollten. Wer wagte es, angesichts dieser Entwicklung am Übermenschentum des «Führers» zu zweifeln? Der Gigant, der ein von Krise, Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend ausgedörrtes Land übernommen hatte, hatte Millionen von Wagen aus dem Boden gestampft, hatte den Bestand an Kraftfahrzeugen – die ja nicht nur Transportmittel, sondern Symbole des sozialen Prestiges waren – im Lauf von sechseinhalb Jahren auf das Zweieinhalbfache erhöht. So stellten die Dinge sich dem durchschnittlichen Kraftfahrzeughalter dar, und nicht nur ihm; wer immer raunte und mitraunte: ja, aber die Autobahnen; ja, aber der Fortschritt der Motorisierung, war von der historischen Leistung des «Führers» überzeugt. Dass dem normalen Benzinverbraucher die Fahrt an der Reichsgrenze gestoppt und dass ihm nach Ausbruch des Krieges sein Fahrzeug konfisziert wurde, stand auf einem ganz anderen Blatt, das selten einen Leser und noch seltener einen Interpreten fand, der die Dinge, die sich vor seinen Augen abgespielt hatten, historisch und politisch einzuordnen verstand.

Heute können wir die Vorgänge so zusammenordnen, dass ein in seiner Geschlossenheit eindeutiges und eindrucksvolles Bild entsteht: Die Herren des Dritten Reiches hatten dem Verkehrswesen – dem Strassen- und dem Kraftfahrzeugbau – ihr besonderes Interesse deshalb zugewandt, weil sie die werbende Wirkung ihres Vorgehens genau einzuschätzen vermochten. Sie hatten am eigenen Leib erlebt, wieviel soziales und politisches Prestige dem Kraftfahrzeughalter in der Schätzung der kritiklosen Masse zuwächst – auch wenn es sich dabei um eine Masse hungernder Erwerbsloser handelt. Es machte schon einen Unterschied aus, ob ein Gewerkschaftsfunktionär angeradelt kam, abgehetzt und verschwitzt aufs Rednerpodium kletterte, um, atemlos von der

Fahrt, eine Protestversammlung zu leiten, oder ob ein Herr in Parteibraun, umgeben vom Schwarm seiner Adjutanten, dem schweren Wagen entstieg und satt, selbstbewusst und ausgeruht die Tribüne betrat. Wer fragte danach, ob der Wagen bezahlt, ob er Eigentum der Organisation oder nur geliehen war. Er war ein sichtbares Symbol der Macht, und wo die Macht ist, ist der Erfolg nicht fern. Das soziale Prestige des «Vorfahrens» wirkte immer, und umso mehr, je schwerer der Wagen, je lauter die Hupe und je grösser das Elend der Zuhörer waren.

Die Nazis hatten daraus gelernt. Die Deutschen, war der Wille des «Führers», sollten ans Kraftwagensteuer gesetzt werden – je mehr, desto besser. Nicht aus irgendwelchen verkehrstechnischen oder -wirtschaftlichen Gründen, sondern um ihr Selbst- und Machtbewusstsein zu stärken: wir sind die Söhne eines motorisierten, technisch aufs Höchste entwickelten Volks, so gut wie oder besser als Franzosen und Engländer – wir besitzen ja nicht nur Autos, sondern auch Autobahnen – und dem östlichen Untermenschentum unendlich überlegen, für das jeder, der ein Fahrrad im Schuppen stehen hat, schon ein Kapitalist ist. Den Herren des Dritten Reichs bedeutete die Motorisierung ein Stück Politik: sie diente ihnen dazu, das Bewusstsein des Herrenmenschen – des Herrn über Technik und Völker – zu züchten; aber auch dazu, einen Teil der Kriegsvorbereitungen auf die Schultern der Volksgenossen abzuwälzen: am X-Tage würden die Kraftfahrzeuge ebenso einberufen werden wie ihre Besitzer.

Es gab nur wenige Deutsche, die, wie der Redakteur einer Illustrierten Zeitung, ihren Wagen im Militärdienst fahren, pflegen und ihn heil durch das Chaos von Krieg und Zusammenbruch bringen konnten. Die meisten Fahrzeuge wurden schrottreif gefahren, zerstört oder hinter der weichenden Front zurückgelassen. Was noch brauchbar war, fiel nach der Kapitulation dem Sieger in die Hände.

Die Kfz-Industrie musste praktisch von vorn beginnen, und sie fing ganz klein wieder an. Der Respekt vor der deutschen Motorisierung war ein Trauma, das die Alliierten schwer abschütteln konnten; sie hielten die Produktion jahrelang mit Baubeschränkungen so niedrig, dass nur ein kleiner Teil des legitimen Bedarfs gedeckt werden konnte.

Im Jahre 1945 wurde ungefähr so viel erzeugt wie 1909, nur dass das Verhältnis von Personen- zu Lastkraftwagen sich in sein Gegenteil verkehrte: 1909 waren knapp zehnmal soviel Personen- wie Lastkraftwagen, 1945 reichlich viermal soviel Last- wie Personenkraftwagen produziert worden: wenn schon dem Bedarf der Wirtschaft einige Konzessionen gemacht wurden, war man um keinen Preis gewillt, dem Prestigebedürfnis der zivilen Fahrer – seien sie Männer des öffentlichen Lebens, seien sie Privatleute – auch nur einen Schritt entgegenzukommen. So blieb es auch in den nächsten Jahren. 1946 und 1947 erreichte der Bau von Personenkraftwagen knapp die Zahl, auf die er im Durchschnitt der Jahre 1910/11 gekommen war. Die Nutzwagenproduktion

war erheblich grösser; sie entsprach etwa dem Stand, den sie in den Jahren 1927/28 gehabt hatte. Auch noch im Jahr der Währungsreform rollten weniger Personen- als Lastkraftwagen durch die Tore der Automobilfabriken.

In den fast vier Jahren, die von der Kapitulation bis Ende 1948 vergingen, wurden in der Bundesrepublik 115'320 Kraftwagen aller Art – 50'741 Personenkraftwagen und 64'579 Lastkraftwagen, Kraftomnibusse, Obusse und Strassenzugmaschinen – fertiggestellt. Das war der Beitrag zur Motorisierung oder zur Wiedermotorisierung, den die Alliierten der Industrie des besiegten Volks zu leisten gestattet hatten, und es ist ganz interessant zu ermitteln, welche deutschen Firmen an dieser industriellen Grosstat beteiligt waren.

Es waren ihrer vier in der PKW-Produktion tätig gewesen: Daimler-Benz hatten 5'220 Mercedes 170, die Ford-Werke 182 Taunus-Wagen; Opel 5'782 Olympia/Rekord/P und 266 Kapitän; das Volkswagenwerk 39'291 Einheiten gebaut. Der grosse Luxus fehlte noch; die wenigen Käufer, denen das Privileg zugestanden wurde, einen Wagen zu erwerben, waren nur darauf aus, einen fahrbaren Untersatz in ihren Besitz zu bringen; auch im Schwarzen Markt war wenig zu holen, da der PKW-Bestand noch 1948 nicht mehr als ein Viertel des Vorkriegsbestandes (1939) ausmachte.

Etwas besser sah es im Lastwagenbau aus (Kombinationsfahrzeuge waren noch nicht wieder gefertigt worden).

Von den Lastkraftwagen mit weniger als 1 t Nutzlast hatten die Ford-Werke 144, Vidal & Sohn 7'326, Daimler-Benz 1'263 und Gutbrod 1'161 Einheiten gefertigt. Den grössten Teil der Produktion hatten Vidal & Sohn mit ihrem 3-Rad-Wagen, dem 0,5/0,75 t Hanseat bestritten.

In der nächsten Klasse – 1 bis unter 3 t Nutzlast – begegnen wir Borgward mit 2'026 Eintonnern und Opel mit 11'119 Opel-Blitz, die 1,5 t trugen. Dann folgt die zahlenmässig am Stärksten besetzte Klasse der Wagen mit 3 bis unter 4 t Nutzlast. Hier waren Borgward mit 2'746, Daimler-Benz mit 8'050, die Ford-Werke mit 14'922 und Klöckner-Humboldt-Deutz (Magirus) mit 1'858 Fahrzeugen beteiligt.

Zur Klasse der Wagen mit 4 bis unter 7 t Nutzlast steuerten die Faunwerke 155 (Müllwagen), Büssing 4'858, Daimler-Benz 2'101, Fried. Krupp (Südwerke) – hei levet noch! – 1'099 und MAN 1'654 Fahrzeuge bei.

Endlich die «ganz grossen» LKW, die eine Last von 7 t und mehr zu tragen vermochten, die Sonderklasse, die die mit den Problemen des Wiederaufbaus ringende Industrie besonders dringend brauchte: sie war ganz klein. Zehn 8-Tonner wurden von Büssing, 88 8-9 Tonner von Kaelble gebaut.

Das war alles. Der Rest von 3'999 Fahrzeugen, der an der Gesamtzahl fehlt, entfiel auf Kraftomnibusse, Obusse und Strassenzugmaschinen.

Der Start der deutschen Automobilindustrie in die bessere Zukunft war in der Tat nicht vielverheissend. Die Produktionsbeschränkungen griffen scharf durch. Nur dreizehn Firmen hatten die Lizenz zum Bau von Kraftfahrzeugen erhalten: das Volkswagenwerk konnte PKW, Daimler-Benz, Ford und Opel

durften PKW und LKW bauen, Gutbrod, Vidal & Sohn, Borgward, Klöckner-Humboldt-Deutz, die Faunwerke, Büssing, Krupp, MAN (Gutehoffnungshütte) und Kaelble waren zum Bau von Lastkraftwagen zugelassen. Alle standen unter scharfer Aufsicht der alliierten Militärbehörden, deren vornehmste Sorge es war, jegliche Überschreitung des Produktionslimits zu verhüten.

So kam denn in 3³/₄ Jahren eine Produktion zustande, die schon 1949 – im

Produktion und Export von Kraftwagen (VDA-Statistik)

Kalen- derjahr	Produktion			Export ¹			Export- quote
	Personen- und Kombina- tionskraft- wagen	Lastkraft- wagen, Omnibusse ¹	Kraftwagen insgesamt ¹	Personen- und Kombina- tionskraft- wagen	Lastkraft- wagen, Omnibusse ³	Kraftwagen insgesamt ^{1,2}	der export- tierten Fahrzeuge i.v.H. der Produkt.)
1938 (Reichs- gebiet) 276 804		80 199	357 003	65 069	14 107	79 176	22,2
Bundes- gebiet							
1945	1 293	5 512	6 805				
1946	9 962	13 916	23 878				
1947	9 541	13 802	23 343				
1948	29 945	31 349	61 294	6 089	740	6 829	11,1
1949	104 055	59 528	163 583	13 980	1 361	15 341	9,4
1950	219 409	86 655	306 064	69 033	14 421	83 454	27,3
1951	276 622	97 529	374 151	92 594	27 406	120 000	32,1
1952	317 643	110 740	428 383	102 689	34 197	136 886	32,0
1953	387 895	102 686	490 581	143 313	34 180	177 493	36,2
1954	561 172	119 425	680 597	246 537	51 617	298 154	43,8
1955	762 205	146 537	908 742	344 463	59 500	403 963	44,5
1956	910 996	164 623	1 075 619	413 352	71 246	484 598	45,1
1957	1 040 188	172 044	1 212 232	502 241	82 033	584 274	48,2
1958	1 306 854	188 402	1 495 256	630 515	102 877	733 392	49,0
1959	1 503 424	215 142	1 718 566	757 703	113 254	870 957	50,7
1960	1 816 779	238 370	2 055 149	865 341	117 489	982 830	47,8
1961	1 903 975	243 850	2 147 825	885 655	120 588	1 006 243	46,8
1962	2 109 165	247 446	2 356 611			1 100 830	46,7

ersten halbwegs normalen Jahr – um reichlich zwei Fünftel überschritten wurde. Vor allem aber trat jener Strukturwandel ein, der für die Aera des neuen Wohlstands charakteristisch ist: die Erzeugung von Personenkraftwagen über-

¹ Nur fabrikneue Fahrzeuge.

² Ab 1944 einschliesslich Strassenzugmaschinen.

holte die LKW-Produktion und liess diese Jahr für Jahr weit hinter sich. In den Jahren 1945 bis 1948 hatte der Anteil der Nutzfahrzeuge an der gesamten Kfz-Produktion 56,0 Prozent ausgemacht; 1949 sank er auf 36,4 Prozent, 1955 auf 16,1 und 1962 auf 10,5 Prozent ab. Gleich nach der Währungsreform war das Komfortbedürfnis des Privatmanns in seine Rechte eingetreten und schaffte sich ellbogenstark immer weiteren Raum. Natürlich stieg auch die Nachfrage der Wirtschaft nach Nutzfahrzeugen. Die Erzeugung von Lastkraftwagen, Omnibussen und Strassenzugmaschinen konnte sich im Zeitraum 1949 bis 1962 reichlich vervierfachen, was immerhin dafür spricht, dass Industrie, Handel und Landwirtschaft an Leistung und Bedeutung wesentlich gewonnen haben; aber die Produktion von Personen- und Kombinationskraftwagen hat sich gleichzeitig verzwanzigfacht, was die Welle der Motorisierung, die seit der Währungsreform über uns weggerollt ist, in ein ganz neues Licht rückt. Freilich ist zu berücksichtigen, dass nur ein Teil der Produktion dem deutschen Markt zugute kam, da die Bundesrepublik schnell in die Reihe der grossen Automobilexporteure aufgerückt ist. Aber lassen wir das Ausfuhrproblem einmal beiseite, oder tragen wir ihm nur insofern Rechnung, als wir Bestand mit Bestand vergleichen.

Im Jahre 1949 besass die Bundesrepublik (ohne die vorübergehend abgemeldeten Fahrzeuge) 354'980 Personenkraftwagen und 341'193 Lastkraftwagen, Omnibusse und Sonderfahrzeuge. Bis zum 1. Juli 1961 hatte die Zahl der Personenwagen sich auf 4'866'300 Einheiten oder von 100,00 auf 1'370,87 erhöht. Die Herde der Arbeitstiere dagegen, die Lastkraftwagen usw., war nur auf 695'100, von 100,00 auf 203,73, gewachsen.

Nun kann man gegen diese Berechnung allerdings einwenden, sie sei nicht exakt; sie unterlasse es, die Zugmaschinen in den Vergleich einzubeziehen, und die seien doch, weiss Gott, wichtig genug: weil ihrer so viel seien und weil Zugmaschine plus Anhänger einen veritablen Lastkraftwagen ergäben.

Auch das ist ein bisschen schief; denn nicht alle Zugmaschinen sind Strassenzugmaschinen. Aber lassen wir jegliches Bedenken fallen und rechnen die Zugmaschinen in die Schar der Nutzfahrzeuge ein.

Unter dieser Voraussetzung konstatieren wir ein wesentlich stärkeres Wachstum, das, um es noch einmal zu sagen, den wirtschaftlichen Progress ins helle Licht stellt. Aber was bedeutet schon diese Vergrösserung des Nutzfahrzeugparks gegenüber dem lawinenhaften Anschwellen des Personenwagenbestandes. Die Armee der Personenwagen wuchs fast viermal so schnell wie das Heer der Nutzfahrzeuge. Das heisst: die Konjunktur der Motorisierung erhielt stärksten Impuls nicht von der Seite der Wirtschaft, sondern von der Nachfrage der Privatleute, der «Herrenfahrer» mit und ohne Chauffeur. Sie war Frucht und Symptom der deutschen Wohlstandsentwicklung, vor allem des Hineinwachsens der Arbeiterschaft und des Mittelstandes in behagliche Lebensverhältnisse.

Man könnte den sozialen Strukturwandel, den das Korps der Kraftfahr-

zeughalter seit der Währungsreform durchmessen hat, mittelbar und unmittelbar nachweisen. Aber wozu bedarf es der indirekten Argumentation, da die direkten Angaben genügen, den Strukturwandel offenbar zu machen? Die amtlichen Zahlen machen einen Prozess evident, der, problematisch wie er ist, dennoch geeignet scheint, die Eigenart der deutschen Hochkonjunktur ins helle Licht zu rücken.

Zahlen und nun gar «amtliche Zahlen» pflegen als «nackte Zahlen» perhorresziert zu werden. Sie gelten wenn nicht als nichtssagend doch mindestens als blass und langweilig: Geschöpfe aus der statistischen Retorte, Schatten der Wirklichkeit, die weniger auszusagen vermögen als eine saftige Anekdote. Man wird diese Angst vor der «nackten Zahl» nie austreiben können, so wenig wie der geschickteste Psychologe es fertig bekäme, das Problem der Phantasielosigkeit zu lösen. Wer phantasielos ist, bleibt phantasielos. Er fürchtet die Zahlen, die ihn doch nur verwirren, hat Angst, den Tricks der Statistik zu erliegen, die – mit Recht und Unrecht – so oft berufen worden sind, dass die Kunst des Zählens, Messens, Wägens und Vergleichens in Verruf zu kommen beginnt: er kann das Zahlenwerk nicht in die Wirklichkeit übersetzen, weil ihm die Phantasiekraft versagt ist, sich der Realität mit allen Mitteln zu versichern.

Die andern aber, die Phantasiebegabten, stehen erstaunt, betroffen, überwältigt vor dem Abbild der sozialen und wirtschaftlichen Wirklichkeit, die sich in ein paar Zahlenreihen darbieten kann.

Lassen wir die Statistik des Krafradbbestandes beiseite. Sie zeigt, dass das motorisierte Fahrzeug des kleinen Mannes seine Blütezeit hinter sich hat. Es fahren noch viele Hunderttausend mit dem Krafrad zur Arbeit, Hunderttausende junger Arbeiter erfüllen die Strassen der Industrieviertel mit dem tosenden Dröhnen ihrer Räder, rund vierhunderttausend aber hatten bereits 1961 ihr Krafrad in den Schuppen gestellt und es abgemeldet. Wahrscheinlich, um es zu verkaufen und aus dem Erlös die Anzahlung für den fahrbaren Untersatz mit vier Rädern zu leisten.

Viel interessanter jedenfalls sind die Angaben über die Entwicklung des Personenwagenbestandes, in denen sich Wachstum, Grösse und Eigenart des neuen Reichtums trefflich abbildet. Der Personenwagenbestand (einschliesslich der vorübergehend abgemeldeten Fahrzeuge), sehen wir, hat sich von 1951 bis 1956 verdreieinhalbfacht und ist bis 1961 auf fast das Neunfache gewachsen. Das wird den Mann, der im letzten Jahrzehnt die Strassen der Bundesrepublik befuhr, kaum überraschen. Der Fahrzeugstrom auf der Autobahn ist so dicht geworden wie in der Grossstadt; die Bundes- und Landesstrassen erster und zweiter Ordnung, die vor wenigen Jahren noch kaum einen nennenswerten Verkehr aufwiesen – die Strassen durch die Eifel, das Sauerland, die Röhn, die Fränkische Alb und den Bayerischen Wald –, werden von tausend und aber tausend Wagen befahren: von Privat- und Lastkraftwagen, Jeeps, Munitions- und Mannschaftswagen, Strassenbaumaschinen und Panzern der deut-

**Bestand an Kraftfahrzeugen nach Kraftfahrzeughaltern
einschliesslich der vorübergehend abgemeldeten Fahrzeuge**

1. Juli 1951				
	Kraftfräder		Personenkraftwagen (einschl. Krankenwagen)	
	absolut	% der Gesamtzahl	absolut	% der Gesamtzahl
Beamte im öffentl. Dienst und				
Polizeiangehörige	38 236	4,37	10 605	1,92
Angestellte.....	104 331	11,91	30 854	5,58
Arbeiter	371 125	42,37	2 538	0,46
Berufslose u.unbekannt.	43 354	4,95	18 493	3,35
Zusammen.....	557 046	63,60	62 490	11,31
Wirtschaft, Behörden, Kirche, freie Berufe	318 857	36,40	490 124	88,69
Insgesamt	875 903	100,00	552 614	100,00
1. Juli 1956				
Beamte, Polizeiangehörige und				
Angehörige der Streitkräfte	93 257	3,81	90 468	4,69
Angestellte.....	263 106	10,75	278 636	14,44
Arbeiter	1 477 868	60,38	189 929	9,84
Berufslose u.unbekannt.	68 807	2,81	53 819	2,79
Zusammen.....	1 903 038	77,75	612 852	31,76
Wirtschaft, Behörden, Kirche, freie Berufe	544 626	22,25	1 316 896	68,24
Insgesamt	2 447 664	100,00	1 929 748	100,00
1. Juli 1961				
Beamte, Polizeiangehörige und				
Angehörige der Streitkräfte	60 138	3,54	365 112	7,54
Angestellte.....	149 125	8,77	999 489	20,64
Arbeiter	1 142 741	67,20	1 346 479	27,80
Berufslose u.unbekannt.	67 727	3,98	174 129	3,60
Zusammen.....	1 419 731	83,49	2 885 609	59,58
Wirtschaft, Behörden, Kirche, freie Berufe	280 827	16,51	1 957 887	40,42
Insgesamt	1 700 558	100,00	4 843 496	100,00

sehen und der verbündeten Streitmächte. Es gibt keine leeren Strassen mehr, und jede Kleinstadt hat heute ihr Parkproblem: genau wie die grossen Schwestern.

Wenn auch nur dumpf, ahnt jeder Verkehrsteilnehmer, dass die Woge der Motorisierung unsere Strassen fast bis zur Grenze ihrer Fassungskraft überflutet hat, dass sie höher gestiegen ist, als wir uns jemals vorzustellen vermochten. Weniger oder noch weniger präzise ist sein Wissen um die soziale Umschichtung, die das Heer der Kraftfahrzeughalter erfahren hat.

Vor wenigen Jahren, 1951, war es noch so, dass die Unternehmungen und Unternehmer der Wirtschaft, die Behörden, die Kirchen und die (vornehmlich in freien Berufen tätigen) Vertreter der Technik, des Kultur-, Gesundheits- und Rechtswesens 88,69 Prozent, die Gruppe der «nichtselbständigen Erwerbspersonen» – Beamte, Angestellte, Arbeiter und relativ wenige Berufslose – aber nur 11,31 Prozent der vorhandenen Personenwagen in Besitz hatten.

1956 waren schon 31,76 Prozent der Personenwagenbesitzer «nichtselbständige Erwerbspersonen»; 1961 stellte die Gruppe der wirtschaftlich Abhängigen ein Kontingent von 59,58 Prozent zu der gewaltig angeschwollenen Heerschar der *beati possidentes*.

Mit diesen Angaben ist der soziale Umschichtungsprozess aber nur in der grössten Auffächerung wiedergegeben.

Gehen wir ins Einzelne, so sehen wir:

1) Im Jahre 1951 stellten die Beamten etc. 10'605 PKW-Besitzer oder 1,92 Prozent der Gesamtzahl; 1961 entfielen auf diese Kategorie 365'112 oder 7,54 Prozent der PKW-Besitzer. Die Gruppe war vom einen zum anderen Stichjahr von 100,00 auf 3'442,83 gewachsen.

2) Die Angestellten waren 1951 mit 30'854 Mann oder mit 5,58, 1961 aber mit 999'489 Personen oder mit 20,64 Prozent am Automobilbesitz beteiligt. Ihre Zahl war von 100,00 auf 3'239,41 gestiegen.

3) Eine Klasse für sich sind die Arbeiter. 1951 führen ihrer 2'538 – 0,46 Prozent der Automobilbesitzer – am Wochenende ins Grüne. 1961 setzten sich 1'346'479 Arbeiter, gelernte und ungelernete, alte und junge, oder 27,80 Prozent aller PKW-Halter, ans Steuer des eigenen Wagens. Das bedeutete einen Aufstieg der Gruppe von 100,00 auf 53'052,75 in einem Jahrzehnt: einen sozialen Berggrutsch, wie ihn die Bundesrepublik in keinem anderen Bereich erlebt hat.

4)

Und dieser Berggrutsch dauert an.

Früher – tatsächlich ist es noch gar nicht lange her – kaufte der Arbeiter allenfalls einen Gebrauchtwagen: vom Bäcker oder vom Klempner, von einem Vertreter oder, selten genug, vom Altwagenhändler, bastelte Wochen und Monate an seinem Fahrzeug herum, spritzte es, zog Ringe auf die klappernden Kolben, reparierte die Lichtmaschine, baute einen neuen Vergaser ein, erneuerte Kerzen und Verteiler, kurzum, erwarb mit viel Arbeit und einigem Geld den Wagen ein zweites Mal.

Das ist nun längst vergessen. Heute wird mit verschwindenden Ausnahmen ein neues Fahrzeug gekauft, und der Zug geht unverkennbar vom kleinen zum stärkeren Wagen. Es vollzieht sich ein Berggrutsch im Bereich der Qualität, der nicht weniger eindrucksvoll ist als der mengenmässige, von dem wir bereits gesprochen haben.

Im Jahre 1959 wurden für Arbeiter 139'994, zwei Jahre später 232'859 fabrikneue Wagen zugelassen: die Arbeiter stellten 1961 die stärkste Käufergruppe im Markt fabrikneuer Wagen. Besonders interessant aber ist, dass die Zusammensetzung der «Arbeiterwagen» nach Grössenklassen einem markanten Wandel unterworfen war. Von 1959 bis 1961, in einer Frist von zwei Jahren, sank der Anteil der Kleinwagen (500-999 ccm) von 47,08 auf 36,71 Prozent. Dagegen stieg das Kontingent der mittelstarken Wagen (1'000-1'499 ccm) von 28,95 auf 51,35 Prozent: die Arbeiter, die zu Beginn der fünfziger Jahre sich anschickten, vom Kraffrad in den Kleinwagen umzusteigen, fingen in den ersten Sechzigern an, im mittelschweren Wagen Platz zu nehmen. Kuriositätshalber sei erwähnt, dass auch die schweren und schwersten Wagen (1'500 ccm und mehr) in zunehmendem Masse Käufer unter den Arbeitern finden: 1959 wurden 1'578 Fahrzeuge mit mehr als 1'500 ccm oder 1,12 Prozent der neuzugelassenen Wagen, 1961 ihrer 4'333 oder 1,86 Prozent der an die Arbeiter verkauften fabrikneuen Wagen von einer Käuferschicht übernommen, die ein Jahrzehnt vorher erst über einen Gesamtbestand von 2'538 PKW verfügte hatte.

Die Zahlen mögen den einen erschrecken, den anderen erfreuen; jedenfalls geben sie zu denken. Annähernd zwei Fünftel der Industriearbeiter besaßen 1961 ein zulassungspflichtiges Kraftfahrzeug, auf ungefähr jeden fünften Arbeiter entfiel ein Personenkraftwagen. Dazu kam das Heer der Mopeds, deren Besitzer sich aus den Reihen der Industrie- und Bauarbeiter wie der Forst- und Landarbeiter rekrutieren. Die Motorisierung als Massenbewegung hat ihre zweite Stufe erstiegen: mehr als ein Fünftel der Automobilbesitzer sind Angestellte der Wirtschaft, mehr als ein Viertel sind Arbeiter, praktisch Industrie-, Berg- und Bauarbeiter. Und die Entwicklung, die dahin geführt hat, schreitet weiter fort.

Mancherlei Faktoren müssen zusammengewirkt haben, um sie zu fördern.

Der Deutsche, das darf nicht unterschätzt werden, war schon immer ein Fan des technischen Fortschritts. Ob Beamter, Angestellter oder Arbeiter: ihn faszinierte stets das Fabelreich der Technik, der Maschinen und Apparate, nur blieb es ihm lange Zeit hinter den Toren der Fabriken verschlossen. Das war die Aera, in der die Masse der Werk tätigen – «getrennt von den Produktionsmitteln» – sich als Proletariat empfand und ihre geistige Energie in politische Aktion umsetzte.

Zwischen den beiden Weltkriegen begannen die Dinge sich zu wandeln. Wir erlebten die Heraufkunft der Motorisierung. Die Verbreitung der elektrischen Energie leitete eine Demokratisierung des Erwerbslebens ein, Strom war

für den Fabrikanten und den Handwerker, für den grossen und den kleinen Motor zu haben. Der Funk fand auch in Arbeiterhaushaltungen Eingang.

Dem Deutschen wurden technische Spielzeuge in Hülle und Fülle geboten. 1928 hatte es 2,235 Millionen, 1935 schon 6,725 Millionen und 1941 etwa doppelt soviel: 13,309 Millionen Rundfunkhörer, das heisst betriebene Rundfunkapparate gegeben. Sie produzierten Miterleben, Kunstgenuss, Lebensfreude, Siegeszuversicht. Man konnte damit spielen: sie auseinandernehmen, zusammensetzen, reparieren. Der Tollkühne konnte sogar kleine Sender bauen. Aber die Fälle waren selten. Häufiger geschah es, je weiter die Zeit fortschritt, den Apparat zum Empfang «feindlicher» Sender einzurichten. Ein gefährlicher Volkssport im Dritten Reich, aber schon deshalb reizvoll, weil der Mangel an wichtigen Bauelementen die Überwindung technischer Schwierigkeiten notwendig machte.

Der Arbeiter und der Bürger waren nicht mehr völlig von den Produktionsmitteln getrennt.

Der Kraftradbestand war von 438'288 Stück im Jahre 1928 auf 1'755'320 im Jahre 1939, der Bestand an Personenkraftwagen von 342'784 auf 1'426'743 Einheiten gestiegen. Sie waren Produktionsmittel im hervorragenden Sinne des Wortes: sie produzierten den Rausch der Geschwindigkeit, den Komfort gehobener Lebenshaltung, die Fahrt durch die Heide, an die See, ins Gebirge, das Erlebnis grosser Städte, tiefer Wälder, ragender Dome und gewaltiger Industrieanlagen. Sie gaben Gelegenheit, zu basteln und zu bauen. Und vor allem dienten sie dazu, das proletarische Bewusstsein abzubauen, von den Produktionsmitteln getrennt zu sein. Die Produktionsmittel der Lebensfreude und des Komforts jedenfalls wurden dem Arbeiter mehr und mehr in die Hand gegeben: Rundfunk- und Fernsehapparate, Krafträder und Kraftwagen, Küchengeräte jeder Art, Kühlschränke, Waschmaschinen und Staubsauger, Foto- und Filmapparate.

Wohl blieb der proletarische Rest im Bewusstsein des Bergmanns, des Hütten- und des Fabrikarbeiters, zumal die langsam steigende Kurve der Betriebsunfälle ihnen die Abhängigkeit vom fremden Produktionsmittel und von der Verfügungsgewalt der Produktionsmittelbesitzer ad oculos demonstrierte. Aber der Umstand, dass sie nun selber über technische Hilfsmittel verfügten, die einen bisher unbekanntem Komfort der Lebensführung hervorbrachten, liess die Bedeutung ihrer Arbeitswelt zurücktreten: sie war nicht mehr die prägende und allgegenwärtige Kraft, die ihr Leben verdüstert, ihrer Individualität Gewalt angetan, sie im Nebel der Anonymität zurückgehalten hatte. Nach der Arbeit und während des langen Wochenendes, zwei kostbare Tage, waren sie frei, zu tun, was sie wollten. Der Bergmann und der Hochofenarbeiter konnten den eigenen Gerätepark, den elektrifizierten Haushalt der Ehefrau, überholen, das eigene Fahrzeug waschen, den Rundfunkempfänger in den Wagen einbauen, mit der Familie über Land fahren. Er war so gut wie der Unternehmer.

Allerdings, der schwere Daimler-Benz oder BMW, der Cadillac oder der Porsche, die Wagen der Generaldirektoren, waren auf der Autobahn schneller als der Volkswagen, das Goggomobil, der Taunus 12 M und 17 M, der Opel Kadett und Rekord, die von den Arbeitern gefahren wurden. Aber die Herren hatten ja nicht das Herz, ihre Wagen auszufahren. Trat man den Gashebel durch, flitzten auch der Volkswagen, der Rekord, der BMW 700 vorbei. Die Strasse gehört dem, der schneller und geschickter fährt. Nun, das konnten sie, die Arbeiter, die von Berufs wegen das Risiko gering einschätzten: mindestens so gut wie die Chauffeure und besser als die feinen Herren. Selbst mit den jungen Spunden, den Söhnen aus gutem Haus, trauten sie sich, in Wettbewerb zu treten. Der Simca drehte mehr als 130 Sachen, mit dem Rekord konnte der gute Fahrer auf 140 kommen, der DKW gab, wenn man Glück hatte, 150 Stundenkilometer her, und auch der Volkswagen war nicht faul. Wem die gute Fee der Fließbänder wohlwollte, brachte seinen VW auf 135 und mehr. Auf der Landstrasse gab es keine oder kaum noch Standesunterschiede. Wer seinen Wagen kannte – und wer kannte ihn so wie der Arbeiter? –, fuhr dem Besitzer der dicksten Fahrzeuge davon: mochte er sein, wer er wollte.

Der Arbeiter, der den eigenen Wagen besteigt, erfährt einen Prestigezuwachs nicht nur gegenüber der Nachbarschaft und den Vorgesetzten, ja, der ganzen Schicht der *beati possidentes* gegenüber, die auch nicht weiter fahren kann als bis nach Griechenland oder Spanien, sondern vor allem sich selbst gegenüber.

Er gehört «dazu» – zur privilegierten Schicht der Motorisierten –, und das nicht nur als Fahrer, sondern auch als Käufer.

Die Arbeiterschaft stellt seit 1961 die stärkste Gruppe der PKW-Käufer. Sie ist nicht von ungefähr in diese Position gekommen, sondern sie hat – kritikloser, geistig weniger regsam, stärker von Komfortwünschen bedrängt, als die Väter und Vorväter gewesen waren – dem Drängen der Werbung schneller und vorbehaltloser nachgegeben als andere Käuferschichten. Die Parole «Wissen ist Macht» hat keine Geltung mehr. Der normale Arbeiter betritt selten eine Buchhandlung. Er kauft Groschenhefte, illustrierte Zeitungen, Wochenendblätter am Kiosk; er gehört zur Kundschaft der privaten Leihbüchereien; allenfalls dass er die Volksbibliotheken frequentiert, die sich in jeder Stadt anbieten. Er geht nicht ins Theater oder in die Oper, sondern höchstens ins Kino. Dafür stellt er die Masse der Fernseher; sei's, dass er zu Hause oder bei Freunden, sei's, dass er in seiner Stammkneipe vor der Mattscheibe sitzt – die Bierflasche neben sich.

Bei keiner anderen Schicht kommt die Werbung – die offene wie die unterschwellige – so prompt an wie bei der Arbeiterschaft. Der Arbeiter bringt dafür die besten Voraussetzungen mit: ein Jahrzehnt des Hungers, ein paar Aufbaujahre harter Abstinenz und schnelles Hineinwachsen in relativen Wohlstand bilden die eine, viel freie Zeit, eine spezifische geistige Disposition.

in der sich ein Stück proletarischen Bewusstseins erhalten hat (nicht zu denen «da oben» zu gehören), und die Besonderheit der sozialen Glücksvorstellungen, die sich mit Gelsenkirchener Barock, elektrifiziertem Haushalt, Fernsehen, verfeinerten Trinksitten, Massentourismus und Automobil zufriedengeben, bilden die zweite, dritte und vierte Voraussetzung dafür, dass der wirtschaftlich Abhängige – Arbeiter und Angestellter – der Macht der Werbung erliegt.

Er fühlt sich angesprochen von den Werbetexten derjenigen, die Presse und Fernsehen beherrschen: «So wie dieser Wagen läuft und läuft und läuft, so läuft und läuft und läuft und läuft und läuft auch der VW 1500», das ist ihm ins Ohr gesprochen; «Jung und schwungvoll Opel Kadett, kurz gesagt O. K.», das ist ihm aufgemünzt; «Ihre Spurhaltung – ganz grosse Klasse und ... dabei niemals grossspurig in den Kosten... der neue Taunus 12 M ... vor allem wirtschaftlich», der Slogan ist ihm auf den Leib geschrieben. Der «gute Stern auf allen Strassen» hängt ihm noch zu hoch am Himmel, danach greift er nicht – noch nicht. Aber auch dahin wird's kommen.

Der ungeheure, geradezu absurd erscheinende Erfolg, den die Kraftfahrzeugindustrie in der Arbeiterschaft erzielte, rechtfertigt die Sirenengesänge der Werbung. Umso mehr, als ihre Macht sich nicht darin erschöpft hat, den Arbeiter einmal zum Kaufentschluss zu verführen. Die Industrie schreitet täglich fort. Ihre Ingenieure ersinnen und realisieren Neuerungen, Verbesserungen, die den Wagen immer ansehnlicher, stärker, schneller, wirtschaftlicher machen. Übers Jahr oder ihrer zwei ist das Fahrzeug veraltet; der Nachbar fährt schon das neue Modell. Kann man da zurückstehen – wie gesagt, das Automobil ist das Vehikel des sozialen Prestiges –, gerade jetzt, da der Gebrauchtwagen beim Händler noch ein gutes Stück Geld bringt? Soll man sich die Gelegenheit entgehen lassen, ihn lohnend in Tausch zu geben? Wie war das noch: «In Spurhaltung ganz grosse Klasse...», «Jung und schwungvoll...», «So wie der Wagen läuft und läuft und läuft...» Jedenfalls, bis an die Costa brava schafft's der alte nicht mehr; zum Urlaub brauchen wir sowieso einen neuen. Am besten, man kauft ihn so, dass man ihn vorher noch einfahren kann. In der Tat, es sind ernste Beschlüsse, die auf die Berieselung mit den Slogans der Werbung folgen; Entscheidungen, die die volle Geisteskraft der von der Macht des Schicksals Getroffenen brauchen. Da sind die Raten zu bedenken, die man jetzt ein, zwei Jahre auf sich nimmt; die Kaskoversicherung, die der Käufer zu zahlen hat, bis der letzte Pfennig des Kaufpreises geleistet wurde; die höhere Steuer und Versicherung, die der stärkere Wagen kostet; das Mehr für Unterhalt, Reparaturen, Treibstoff und Öl, das in Aussicht steht. Und schliesslich die Garagenmiete; denn über Nacht kann man den neuen Wagen nicht unter der Laterne stehenlassen. Vielleicht steht das sogar in den allgemeinen Geschäftsbedingungen, die man morgen unterschreiben wird.

Doch der Entschluss steht fest: Die Schande, auf seinen Wagen zu verzichten, nimmt kein Kraftfahrzeughalter auf sich; der Prestigeverlust, hinter dem Nachbarn zurückzustehen, ist schwer zu verkraften; die Verführung, chrom-

blitzend mit dem neuen Wagen vors Haus zu fahren, ist überwältigend gross. Der Rekord, der Taunus, der Neckar, der VW 1500 oder was es auch ist, wird gekauft; Freiheit, Gleichheit, soziales Prestige, Überlegenheit auf der Landstrasse kosten ihren Preis. Am Fahrzeug, das die alten, offen bekannten, wie die neuen, unterschwellig wirkenden Wünsche des Arbeiters befriedigt, darf man nicht sparen.

Das alles gilt natürlich *cum grano salis*. Den Luxus, ein Automobil, die elektrische Küche, einen Fernsehapparat u.a.m. zu besitzen, wird sich immer nur eine Minorität der Arbeiterschaft leisten können. Der Familienvater, der mit der eigenen Hände Arbeit eine sechsköpfige Familie ernähren muss, gehört nicht dazu. Mit netto sechshundert Mark im Monat sind keine grossen Sprünge zu machen, wenn die Miete pünktlich gezahlt, Schuhe und Kleider in Ordnung gehalten und ergänzt, die Einkäufe beim Metzger, Bäcker und Gemüsemann finanziert, die Kohlen gekauft, Strom und Gas abgerechnet werden müssen.

Die alleinverdienenden Familienväter also scheiden als Kfz-Käufer aus. Und gleichfalls scheidet – wenn auch nicht zur Gänze – die nicht geringe Zahl der Arbeiter aus, die – allen Verführungskünsten der Werbung zum Trotz – in jedem Monat ihr Scherflein auf die hohe Kante legen.

Die bitteren Lehren, die dem Geldsparer 1923 und 1948 erteilt worden waren, wurden schnell vergessen. Nach der Währungsreform schwollen die Sparkonten bald wieder an. Anfang 1950 lagen an Spareinlagen 3 076,4, Anfang 1962 bereits 60'424,4 und Anfang 1963 69'873,9 Millionen D-Mark bei den Kreditbanken und Sparkassen. Dazu kamen noch mehr als 13 Milliarden, die die Bausparer angesammelt haben.

Es werden nicht wenige Arbeiter unter den Geldsparern gewesen sein: kleine Leute, die ihre Ersparnisse nicht in spekulativen Landkäufen, in Wertpapieren, Krediten oder Beteiligungen am Geschäftsleben anzulegen pflegen. Man kann die Höhe der Konten nicht abschätzen, die den Arbeitern gutgeschrieben wurden. Aber sicherlich machten sie ein Mehrfaches der 6½ bis 7 Milliarden D-Mark aus, die die Arbeiter im Jahrzehnt 1951 bis 1961 in den Kauf von Personenkraftwagen investiert haben dürften.

Der Marktanteil der Arbeiter am PKW-Markt hat Grenzen, freilich elastische Grenzen, aber irgendwo hört nach physikalischen Gesetzen jede Elastizität auf. Nachdem auf die Arbeiterschaft während der goldenen fünfziger und Anfang der sechziger Jahre rund ein Zehntel der Gesamtumsätze, das heisst annähernd ein Fünftel der innerdeutschen PKW-Umsätze, entfallen ist, kann man *rebus sic stantibus* annehmen, dass ihr Anteil am deutschen Geschäft sich in den kommenden Jahren vielleicht auf ein Viertel der Umsätze erhöhen lässt. Höher hinauf wird's kaum gehen, es sei denn, die Arbeitereinkommen stiegen wesentlich über den heutigen Stand, oder der Werbung gelänge – was angesichts der schleichenden Inflation nicht so absurd ist, wie es scheint – ein energischer Einbruch in die Sparmoral der Arbeiterbevölkerung.

Beschäftigte und Umsatz der

Beschäftigte

	1952	1953	1954	1955
Kraftwagenind. (einschl. Herst, v. Motoren u. Strassenzugmaschinen; ohne Ackerschlepper)	124 684	135 766	151 272	• 177
Kraftradind. (einschl. Motoren u. Mopeds)				
Herst, v. Kfz-teilen u. -Zubehör	44 338	47 125	50 414	59
Herst, v. Aufbauten (z.B. Kaross.) und Anhänger	23 729	25 490	26 742	30
Kfz-Werkstätten	13 717	12 726	10 842	11
Insgesamt	206 468	221 107	239 270	279

Umsatz i. 1'000 D-Mark

Kraftwagenind. (einschl. Herst, v. Motoren u. Strassenzugmaschinen; ohne Ackerschlepper)	▶ 3 784 084	> 4 098 199	- 5 055 872	> 6 478 802
Kraftradind. (einschl. Motoren u. Mopeds)				
Herst, v. Kfz-teilen u. -Zubehör	913 351	945 502	1 044 149	1 409 191
Herst, v. Aufbauten (z.B. Kaross.) und Anhänger	434 113	496 113	526 667	678 852
Kfz-Werkstätten	119 762	119 375	112 719	134 120
Insgesamt	5 251 310	5 659 189	6 739 407	8 700 965

Umsatz je Beschäftigten i. D-Mark

Kraftwagenind. (einschl. Herst, v. Motoren u. Strassenzugmaschinen; ohne Ackerschlepper)	30 349	30 186	33 422	36 562
Kraftradind. (einschl. Motoren u. Mopeds)				
Herst, v. Kfz-teilen u. -Zubehör	20 600	20 064	20 711	23 507
Herst, v. Aufbauten (z.B. Kaross.) und Anhänger	18 295	19 463	19 694	22 548
Kfz-Werkstätten	8 731	9 380	10 397	11 418
Insgesamt	25 434	25 595	28 167	31 186

Kfz-Industrie 1952-1962 (Beteiligte Industrien)

<i>Beschäftigte</i>						
1956	1957	1958	1959	1960	1961	1962
163 956	176 306	189 740	209 406	233 176	232 681	244 380
25 950	20 830	14 352	12 149	13 688	10 930	7 972
66 540	66 616	67 882	76 255	91 271	100 589	129 690
28 417	28 175	27 512	30 180	33 791	35 157	37 304
15 881	17 823	19 039	19 919	21 224	21 750	22 962
300 744	309 750	318 525	347 909	393 150	401 107	442 308
<i>Umsatz i. 1'000 D-Mark</i>						
6 300 223	6 990 621	8 367 611	9 985 121	11 828 702	13 076 434	14 642 347
703 881	540 400	419 147	455 981	483 373	358 798	255 283
1 626 298	1 681 313	1 841 118	2 223 286	2 819 618	3 092 755	4 155 358
603 017	551 674	590 538	707 387	912 736	1 069 832	1 283 846
200 157	231 207	279 903	349 021	399 464	438 300	538 106
9 433 576	9 995 215	11 498 417	13 720 796	16 443 893	18 036 119	20 874 940
<i>Umsatz je Beschäftigten i. D-Mark</i>						
38 426	39 650	45 523	47 683	50 729	56 199	59 916
27 125	25 943	29 205	37 532	35 314	32 827	32 022
24 441	27 737	27 122	29 156	30 893	30 746	32 041
21 220	19 580	21 465	23 439	27 011	30 430	34 416
12 604	12 972	14 702	17 522	18 821	20 152	23 435
31 367	32 269	36 099	39 438	41 826	44 966	41 195

Quelle: Statistisches Bundesamt, Die Industrie der Bundesrepublik Deutschland, Reihe 1

Aber wie dem nun sei oder werde: die «unselbständigen Erwerbspersonen», in erster Linie die Arbeiter und Angestellten, haben zum Boom der Kfz-Industrie ihr gerütteltes Mass beigetragen. Sie übernahmen im Jahre 1961 nicht weniger als 557'421 Personenkraftwagen oder 56,28 Prozent der neu zugelassenen Fahrzeuge, und zwar die Beamten 7,03, die Angestellten 22,66, die Arbeiter 23,51 und die Berufslosen 3,08 Prozent der Wagen, die vom Fließband in deutsche Garagen rollten.

Nun sind gerade die wirtschaftlich Abhängigen eine höchst konservative Schicht in dem Sinne, dass sie bei ihren Käufen den gängigsten Markenartikel bevorzugen. Ob es sich um Suppenwürze, Puddingpulver, Margarine oder Büchsenmilch handelt: sie kaufen «ihre» Marke, den alteingeführten Artikel des mächtigsten Produzenten. Sie stellen dem Springer-Konzern das vielmillionenköpfige Heer der Kunden, was den Presseerzeugnissen der Gruppe das unverwechselbare Gepräge gegeben hat. Sie haben sich entschlossen, von 210 Zigarettenmarken, die der Markt ihnen bietet, 16 so stark zu favorisieren, dass auf diese Handvoll 85 Prozent der Umsätze entfallen. Sie verhalten sich beim Kauf ihrer Automobile nicht anders: wie sie oder ihre Frauen sich der Bild-, der Maggi-, der HB-, der Stuyvesant-, der Unilever-Familie anschließen, so treten sie der VW-, der Opel-, der Ford-, der Auto-Union-, gelegentlich schon der Daimler-Benz-Familie bei, um ihr als loyale Söhne treu zu bleiben.

Gegenüber so viel Konsumententreue, die tief im Unterbewusstsein des unbehausten Menschen wurzelt, irgendwo daheim zu sein und sei's in der Familie der Bildleser, der HB-Raucher oder der Opelfahrer, kommen Aussen-seiter schwer an. Die Grossen, auf die sich immer stärker das Käuferinteresse konzentriert, beherrschen das Feld. Im Jahre 1962 erreichte der Konzern des Volkswagenwerks einen Umsatz von 6,4 Milliarden, Daimler-Benz mit der Auto-Union kam auf 4,41 Milliarden, Opel auf 2,26 und Ford auf mehr als 1,75 Milliarden D-Mark. Insgesamt vereinigten die vier Grossen einen Umsatz von 14,82 Milliarden auf sich. Nun handelt es sich dabei nicht nur um Kraftfahrzeugverkäufe, sondern auch um den Absatz von Kraftfahrzeugteilen und -Zubehör, der angesichts der grossen Rolle, die die Gebrauchtwagen im Kraftfahrzeuggeschäft spielen – 1961 wechselten 1'161'770 Altwagen den Besitzer –, nicht gering zu veranschlagen ist. Aber auch dann bleibt der Anteil der vier Grossen überwältigend hoch: Am Gesamtumsatz von Kraftwagen aller Art, also von Personen- und Nutzfahrzeugen bis hinauf zum Laster von 20, 22,5 und 25,8 t Nutzlast (14,64 Mrd. D-Mark), und von Kfz-Teilen und -Zubehör (4,16 Mrd.), die sich zu der Summe von 18,80 Milliarden addieren, waren die vier Grossen mit 14,82 Milliarden oder mit 78,8 Prozent beteiligt. Ihr Anteil am PKW-Umsatz war natürlich viel höher: der Stückzahl nach hatten sie sich 1961/62 aus dem grossen Kuchen des deutschen PKW-Geschäfts 90,41 bzw. 90,93 Prozent, dem Wert nach sicherlich nicht weniger, sondern eher mehr herausgeschnitten, da neben Daimler-Benz und Opel nur noch

BMW und Porsche am Verkauf grosser Wagen in geringem Umfang beteiligt sind. Das konnte geschehen vornehmlich dank der Familientreue, die die beständig wachsende Käuferschicht der kleinen Leute bekundete.

So sonderbar es klingt: die wirtschaftlich Abhängigen sind die stärkste Stütze der Konzentration in der Kraftfahrzeugindustrie. Und es besteht kein Zweifel daran, dass der Gott, der seine Hand über die Mächtigen gehalten hat, sie noch mächtiger machen wird.

Inmitten des allgemeinen Blühens, Wachsens und Gedeihens, das nicht mehr die Lage, sondern das Wesen der westdeutschen Wirtschaft zu charakterisieren scheint, gibt es eine Problemindustrie: den Kohlenbergbau. Unbegreiflich, aber wahr. Mit der Kohle ist die deutsche Schwerindustrie gewachsen – im Ruhrgebiet und in Oberschlesien –, mit der Schwerindustrie wuchs die Industrie der Investitionsgüter – Maschinenbau, Werftindustrie, Elektrotechnik, Grosschemie –, mit diesen Industrien reifte die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands heran. Immer war die Kohle die Basis der Entwicklung, die Deutschland zur Industrienation erster Ordnung machte.

Und damit soll es jetzt aus sein.

Wenn die Fanfaren der Wohlstandsmusik pausieren, lässt sich das memento mori des hinfalligen Riesen vernehmen: Es wird heute weniger gefördert als vor dem Krieg, auf den Halden liegen einige Millionen Tonnen Kohle und Koks, Bergleute werden entlassen oder wandern ab, zahlreiche Zechen mussten schon den Betrieb einstellen oder mit anderen zusammengelegt werden, der Verbrauch nimmt absolut und relativ ab, Industrie und Haushalte stellen sich immer mehr auf Heizöl um. Die noch vor wenigen Jahren so prosperierende Industrie, auf die die Ruhrbehörde die Hand gelegt hatte, um sie zum Ausgleich der europäischen Versorgungslücken heranzuziehen, ist tief in die roten Zahlen geraten: sie produziert ebensoviel Verluste wie Kohlen. Die Börsenkurse der Zechen sinken: Im Durchschnitt des Jahres 1962 betrug die Indexpfiffer der Aktienkurse (31. 12. 1953 = 100) für alle Unternehmen 527,4, für die Grundstoffindustrie 288,6, für den Kohlenbergbau 239,4. Bis zum April 1963 waren diese Zahlen auf 475 bzw. 226 und 188 gesunken.

Kein Zweifel, der Kohlenbergbau ist der kranke Mann der deutschen Wirtschaft geworden, ein hinfalliger Riese, dessen Pflege mehr kostet, als er erarbeiten kann.

Sehen wir uns die Dinge nun einmal näher an.

Im Jahre 1936 waren im Gebiet der Bundesrepublik (einschl. Saarland) 128,636 Millionen t Steinkohle, im Jahre 1938 151,344 Millionen t und 1939, dem Rekordjahr des deutschen Kohlenbergbaus, 152,879 Millionen t gefördert worden. Das war für damalige Verhältnisse eine ganze Menge: 12¹/₂ Prozent der Weltförderung von 1938. Bedeutend mehr, als die Sowjetunion ans Licht des Tages brachte, aber natürlich viel weniger, als die Vereinigten Staaten und Grossbritannien förderten. Die beiden angelsächsischen Mächte vertraten beinah die Hälfte der Weltförderung.

Rationalisierung im Steinkohlenbergbau

Schachtanlage	Zeitpunkt	Letztes normales Förderjahr	
		Jahr	Tonnen
<i>Erfolgte Stilllegungen von Schachtanlagen</i>			
1 Barsinghausen (Niedersachsen)	30. 4.57	1955	359 467
2 Lieselotte	30. 9.58	1957	24 163
3 Minden (Niedersachsen)	31. 10. 58	1957	34 038
4 St. Barbara (Saar)	30. 4.59	1957	449 829
5 Friedrich Thyssen 4/8	30. 6.59	1957	607 120
6 Jungmann	24. 11.59	1957	31 574
7 St. Ingbert (Saar)	31. 12.59	1956	253 829
8 Christian Levin	1. 1.60	1957	345 477
9 Prinz Regent/Dannenbaum	29. 2.60	1957	935 510
10 Wilhelmine Victoria	28. 6.60	1957	673 149
11 Neuruhrort	2. 7.60	1957	53 063
12 Oberkirchen (Niedersachsen)	30. 12. 60	1957	415 893
13 Friedlicher Nachbar	1. 4.61	1957	418 420
14 Alter Hellweg	1. 7.61	1957	414 683
15 Klosterbusch	1. 8.61	1957	292 006
16 Engelsburg	1. 10.61	1957	466 710
17 Wohlverwahrt	23. 3.62	1957	62 593
18 Bruchstrasse	30. 3.62	1957	706 640
		Zusammen	6 544 164

Zusammenlegung von Schachtanlagen (40 Schachtanlagen zu 20 Grossanlagen)

	Jahr	Förderung	
		1957	1960
Victoria Math. / Friedr. Ernestine	1957	701 610	835 120
Ewald 1/2 und 3/4	1957	2 004 710	1 828 951
König Ludwig 1/2 und 4/5	1957	1 679 494	1 516 845
Julia / Recklinghausen	1957	1 665 296	1 511 232
Lothringen 1/3 und 4	1958	919 685	896 847
Hannover / Königsgrube	1958	1 189 647	1 044 976
Brassert 1 und 2	1958	1 146 331	1 032 848
Anna 1 und 2 (Aachen)	1958	2 025 149	1 882 616
Prinz Regent / Dannenbaum	1958	935 510	87 070
Reden-Fett / Reden-Flamm (Saar)	1958	1 616 549	1 388 735
Hannover / Hannibal	1959	1 305 945	1 156 379
Graf Bismarck 1/4 und 2/6/9	1959	1 706 276	1 684 721
Maybach / Mellin (Saar)	1959	1 662 065	1 657 880
Sälzer-Amalie / Wolfsbank	1960	916 381	973 750
Minister Stein / Fürst Hardenberg	1960	2 717 780	2 385 880
Bergmannsglück / Westerholt	1960	2 056 257	2 174 047
Camphausen / Franziska (Saar)	1960	1 640 634	1 890 109
Shamrock 1/2 und 3/4	1961	1 666 977	1 317 007
Plessbach / Elisabethenglück	1961	78 038	76 207
Rheinpreussen 4 und 5	1962	2 082 412	1 950 383
	zusammen	29 716 746	27 291 603

Nach dem Krieg fing Westdeutschland sehr klein wieder an. Im Jahre 1945 kam man im Gebiet der späteren Bundesrepublik auf 35,51, im Saarland auf 3,47 Millionen t; fünf Jahre später wurden 110,77 bzw. 15,09, zusammen also 125,86 Millionen t (nach einer späteren Aufstellung der «Statistik für Kohlenwirtschaft e. V.» 125,739 Mill, t) erzielt; endlich, 1956, wurde der Zenit der Nachkriegsentwicklung durchschritten: die Bundesrepublik und das Saargebiet förderten wieder 152,655 Millionen t Steinkohle, annähernd ebensoviel wie sie vor dem Krieg (1939) geschafft hatten. Seither ging der Ertrag der Zechen unter leichten Schwankungen zurück und erreichte 1962 nur noch 141,899 Millionen t: 7,2 Prozent weniger, als 1939 gefördert worden waren.

Der Schrumpfungsprozess, den der Steinkohlenbergbau durchgemessen hat, ist das Produkt von vielerlei Faktoren. Zum ersten wurden von 1957 bis 1962 insgesamt 18 Schachtanlagen – darunter die ganze Bochumer Gruppe der Gelsenkirchener Bergwerks-AG (Bruchstrasse, Prinz Regent, Friedlicher Nachbar und Engelsburg) – stillgelegt und 40 Schachtanlagen zu 20 Grossanlagen zusammengefasst. Dadurch wurden zahlreiche Belegschaftsmitglieder freigestellt: 1957 waren auf westdeutschen Zechen und Veredelungsbetrieben noch 551 249 Arbeiter und 52'778 Angestellte beschäftigt gewesen, im Durchschnitt des Jahres 1962 zählte man 394'541 Arbeiter und 51'905 Angestellte, Ende März 1963 nur noch 379'000 bzw. 50'597 Arbeiter und Angestellte.

Hierzu kam, dass bei etwa gleichbleibender Zahl der Arbeitstage die Zahl der Fördertage erheblich zurückging. Und da mit weniger Arbeitern an weniger Tagen auch weniger geschafft wird, liess beides – die Rückläufigkeit der Belegschaft und die Minderung der Fördertage – das Pendel des Ertrages ins negative Feld ausschlagen.

Jahr	Arbeitstage	Fördertage
1956	302,78	301,06
1957	300,79	291,19
1958	300,79	281,66
1959	301,77	260,29
1960	303,77	264,19
1961	300,77	263,19
1962	301,79	262,49

Dem steht allerdings gegenüber, dass die Schichtleistung je Mann beträchtlich stieg.

Wer sich nur ein wenig mit Bergbaufragen beschäftigt hat, weiss, dass die individuelle Arbeitsleistung in den Nachkriegsjahren stets das grosse Problem des Steinkohlenbergbaus – nicht aber des Braunkohlen-, des Erz- oder des Kaliberghaus – gewesen ist. Es war zum Verzweifeln: während in allen an-

deren Industrien das Produktionsergebnis je Arbeiter oder je Arbeiterstunde bald nach der Währungsreform das Vorkriegsniveau hinter sich liess, blieb es im Steinkohlenbergbau beharrlich darunter. Im Jahre 1936 war die Untertage-Schichtleistung des Bergmanns im Gebiet der Bundesrepublik 2'113 kg, einschliesslich des Saargebiets 2'001 kg gewesen. Nach dem Krieg kam man 1946 auf ganze 1'191 kg je Mann und Schicht unter Tage, 1950 war man auch erst auf 1'401 kg, 1955 auf 1'544 und einschliesslich des Saargebiets auf 1'562 kg gediehen. Kein Mensch konnte oder wollte sagen: warum. Wurden flachere oder steilere Flöze abgebaut als vor dem Krieg; war die Ausstattung mit arbeitsparenden Maschinen schlechter geworden; hatte der Arbeitswille der Bergleute sich vermindert; steckte ein Stück bewusster Politik hinter der verringerten Ertragskraft der bergmännischen Arbeit. Niemand wusste in den Jahren, in denen die deutsche Kohle reissenden Absatz fand, eine Antwort auf diese dringlichen Fragen, oder besser: niemand, der sie hätte wissen müssen, wollte sie geben. Die Herren des Bergbaus verstanden sich immer trefflich aufs Schweigen, wo es um echte Probleme ging; es sind ihrer so wenig, und die Wenigen stimmen so brüderlich miteinander überein, dass sie ihre Auskünfte stets koordinieren konnten. Aber so weit ging es doch nicht, dass sich die auffallende Bewegung der Schichtleistung verheimlichen liess: In den fünf Jahren 1950 bis 1954 lag sie zwischen 1'400 und 1'500 kg, in den drei Jahren 1955 bis 1957 behauptete sie sich zwischen 1'500 und 1'600 kg, 1958 – die Krise kündigte sich an – sprang sie auf 1'642 kg, 1959 auf 1'845 kg und endlich, 1960, erreichte sie im Bundesgebiet einschliesslich des Saargebiets den Stand von 2'057 kg: nach 22 Jahren des Zurückbleibens wurde je Mann und Schicht mehr abgebaut als im besten Vorkriegsjahr. 1961 und 1962 stieg das Produktions- ergebnis weiter auf 2'207 bzw. 2'372 kg; im März 1963 wurde eine Schichtleistung unter Tage von 2'512 kg verzeichnet, und wenn nicht alles trügt, geht die Entwicklung ungebrochen weiter. Der Steinkohlenbergbau hat, seitdem er in seine Strukturkrise geriet, den neuralgischen Punkt überwunden, bis zu dem er die Produktivität der Arbeit fortschreiten lassen wollte. Auf einmal sind die Flöze flach und mächtig, die Mechanisierung des Abbaus fortgeschritten genug, um das Arbeitsergebnis der Vorkriegsjahre zu überrunden. Selbstverständlich, werden die Experten erwidern, nachdem wir die schlechten Schachtanlagen stillgelegt haben... Aber diese Antwort ist wenig befriedigend. Denn vor dem Krieg hatte es ebenso viel oder noch mehr magere Zechen gegeben als in den fünfziger Jahren. Das jahrzehntelange Zurückbleiben der Schichtleistung hinter dem Normalstand muss noch aufgeklärt werden. Wir warten geduldig, bis das Wort «stille Reservebildung» fällt, das Licht in die vermeintliche Fehlentwicklung eines Jahrzehnts bringen kann.

Aber auch mit dem vieljährigen Zurückbleiben der individuellen Produktionsergebnisse hinter dem Standard der industriellen Entwicklung ist die deutsche Energiekrise nicht ganz zu erklären.

Mit dem Begriff der «Energiekrise» umzugehen, ist nicht so einfach, wie

man meinen möchte; denn hinter dem bieder klingenden Wort steht eine recht komplexe Realität, die sowohl der Sphäre der Erzeugung wie der des Verbrauchs angehört. Zum ersten nämlich versteht man darunter, dass die Steinkohlenförderung absolut rückläufig geworden ist und dennoch Kohlen und Koks auf die Halden gekippt werden; zweitens sagt der Begriff, dass die Bundesrepublik ihren Verbrauch an Primärenergie – Kohle, Erdöl, Erd-, Erdöl- und Grubengas, Brennholz, Torf und Wasserkraftstrom – seit 1956 nicht mehr aus dem eigenen deckt, obwohl sie physisch dazu in der Lage wäre; drittens ist die Vorstellung darin enthalten, dass konventionelle durch neuartige Energiesubstanzen – etwa die Kohle durch Heizöl – ersetzt worden sind; viertens spielt auch das Sinken des spezifischen Energieverbrauchs der Industrie, namentlich der eisenschaffenden Industrie, eine Rolle, die übrigens so gewichtig ist, dass man darüber manchmal die anderen Aspekte des Begriffs vergisst.

Erinnern wir uns, um mit der Produktionsseite des Begriffs zu beginnen, dass seit 1956 die Kohlenförderung und noch mehr ihre energiewirtschaftliche Bedeutung gesunken ist. Dem steht gegenüber, dass die Produktion einiger anderer Energieträger beträchtlich stieg. Das trifft vor allem für das Mineralöl – Erdöl und Schieferöl – zu. 1950 sprudelten – immer in SKE (Steinkohleneinheiten) gemessen – 1,629 Millionen t des Stoffs in die Pipelines der Erdölgesellschaften; 1955 waren es 4,528, 1962 sogar 9,684 Millionen t, die zur Verbesserung der deutschen Energiebilanz beitrugen. Im Zusammenhang damit stieg auch das Naturgasaufkommen: 1950 wurden – wieder in SKE – 98'000 t Erd- und 2'000 t Grubengas, 1955 bereits 410'000 bzw. 126'000 t der beiden Gase gewonnen; die Förderung von Erd-, Erdöl- und Grubengas erreichte im Bundesgebiet einschliesslich Saarland 636'000 t; 1962 verfügte man über 1,526 Millionen t der hochwertigen Gase, von denen in der Presse viel hergemacht wurde. Auch die Erzeugung von Wasserkraftstrom stieg um ein Geringses: von 3,255 Millionen t SKE im Jahre 1950 über 4,494 Millionen t im Jahre 1955 auf 4,601 Millionen t im Jahre 1962. Dagegen ging das Aufkommen an Brennholz und Torf zurück; nicht weil es unmöglich gewesen wäre, die Produktion zu halten oder zu steigern, sondern weil diese «unmodernen» Energieträger weniger gefragt waren.

So sah es auf der Produktionsseite unserer Energiebilanz aus. Fazit: die Kohle hatte sich gut behauptet. 1950 hatten Stein-, Braun- und Pechkohle 94,51 Prozent, 1955 noch 93,21 und einschliesslich des Saarlands 93,76 Prozent bestritten, 1962 brachten die drei Kohlenarten 90,65 Prozent der in der Bundesrepublik (mit Saar) erzeugten Primärenergie auf. Der einzige Konkurrent von Bedeutung, das aus deutschem Boden geförderte Erdöl, brachte seinen Anteil von 1,15 Prozent der Energieproduktion im Jahre 1950 auf 5,10 Prozent im Jahre 1962.

Ganz anders entwickelte sich die Verbrauchsseite der Energiebilanz.

1950 hatten Stein-, Braun- und Pechkohle zusammen noch einen Anteil von 89,68, die Steinkohle allein einen solchen von 72,28 Prozent am Primär-

Gewinnung von Primärenergie in der Bundesrepublik

Jahr	Stein- kohlen	Braun- kohlen	Obb. Pech- kohlen	Kohlen zusam- men	Erdöl	Erdgas	Gruben- Brenn- gas holz	Torf	Wasser- kraft Insgesamt ström				
<i>In 1'000 t Steinkohleneinheiten</i>													
<i>Ohne Saarland</i>													
1950	111	118	21	721	1 116	133 955	1 629	98	2 2 398	405	3 255	141	742
1951	119	836	23	854	1 225	144 945	1 982	108	5 9 167	472	3 536	153	215
1952	124	720	23	893	1 276	149 889	2 538	123	19 1 857	524	3 918	158	868
1953	125	618	24	221	1 202	151 041	3 157	135	43 1 792	410	3 496	160	074
1954	129	041	25	148	1 233	155 422	3 841	192	63 1 812	420	4 029	165	779
1955	131	777	25	878	1 297	158 952	4 529	410	126 1 588	424	4 494	170	523
1956	135	565	27	273	1 282	164 120	5 044	610	164 1 546	433	4 840	176	757
1957	134	337	27	785	1 327	163 449	5 695	616	147 1 614	460	4 590	176	571
1958	133	532	26	817	1 304	161 653	6 368	627	148 1 580	315	4 928	175	619
1959	126	397	26	801	1 309	154 507	7 326	736	148 1 714	380	4 083	168	894
<i>Einschliesslich Saarland</i>													
1959	142	644	26	801	1 309	170 754	7 326	736	262 1 744	380	4 095	185	297
1960	143	255	27	517	1 273	172 045	7 932	863	269 1 420	378	4 847	187	754
1961	143	615	27	818	1 259	172 692	8 890	994	255 1 370	272	4 805	189	278
1962	141	899	28	958	1 257	172 114	9 684	1 248*	278 1 438	307	4 601 ^{1 2}	189	874
<i>Anteile an der Gewinnung in v. H.</i>													
1950	78,39	15,33	0,79	94,51	1,15	0,07				1,690,28	2,30	100,00	
1951	78,21	15,57	0,82	94,60	1,29	0,07				1,42 0,31	2,31	100,00	
1952	78,51	15,04	0,80	94,35	1,60	0,08	0,01			1,17 0,33	2,46	100,00	
1953	78,48	15,13	0,75	94,36	1,97	0,08	0,03			1,12 0,26	2,18	100,00	
1954	77,84	15,17	0,74	93,75	2,32	0,12	0,04			1,09 0,25	2,43	100,00	
1955	77,28	15,17	0,76	93,21	2,66	0,24	0,07			0,93 0,25	2,64	100,00	
1956	76,70	15,43	0,72	92,85	2,85	0,35	0,09			0,87 0,25	2,74	100,00	
1957	76,08	15,74	0,75	92,57	3,23	0,35	0,08			0,91 0,26	2,60	100,00	
1958	76,04	15,27	0,74	92,05	3,63	0,36	0,08			0,90 0,18	2,80	100,00	
1959	74,84	15,87	0,77	91,48	4,34	0,44	0,09			1,01 0,22	2,42	100,00	
<i>Einschliesslich Saarland</i>													
1959	76,98	14,46	0,71	92,15	3,95	0,40	0,14			0,94 0,21	2,21	100,00	
1960	76,30	14,66	0,68	91,64	4,22	0,46	0,14			0,76 0,20	2,58	100,00	
1961	75,87	14,70	0,67	91,24	4,70	0,53	0,13			0,72 0,14	2,54	100,00	
1962	74,73	15,25	0,66	90,65	5,10	0,66	0,15			0,76 0,16	2,42	100,00	

¹ Einschliesslich Erdölgas

² Andere Brennstoffe

Atomenergie

Müll

Kohlenschlamm

204 = 0,11%

Verbrauch von Primärenergie in der Bundesrepublik

Jahr	Stein- kohlen	Braun- kohlen	Obb. Pech- kohlen	Kohlen- zu- sammen	Erdöle	Erdöl- und Gru- bengas	Brenn- holz und -torf	Was- ser- kraft- strom	Ein- fuhr- über- schuss bei Strom u. Gas	Insgesamt
<i>In 1'000 t Steinkohleneinheiten</i>										
<i>Ohne Saarland</i>										
1950	91 742	20 974	1 122	113 838	6 542	104 2	803 3	255	393	126 935
1951	102 680	22 296	1 256	126 232	7 945	116 2	640 3	536	461	140 930
1952	109 878	23 071	1 242	134 191	8 855	146 2	381 3	918	519	150 010
1953	105 760	24 187	1 193	131 140	10 581	183 2	202 3	496	617	148 219
1954	111 087	26 146	1 257	138 490	13 765	260 2	232 4	029	599	159 375
1955	121 046	27 635	1 274	149 955	17 420	541 2	012 4	494	627	175 049
1956	126 560	28 592	1 275	156 427	21 606	780 1	979 4	840	655	186 287
1957	125 283	29 372	1 304	155 959	23 599	770 2	074 4	589	532	187 523
1958	113 819	29 175	1 300	144 294	29 444	784 1	895 4	928	1 104	182 449
1959	110 544	28 839	1 294	140 677	36 250	895 2	094 4	083	1 289	185 288
<i>Einschliesslich Saarland</i>										
1959	119 547	28 910	1 294	149 751	36 475	1 009	2 124	4 095	881	194 335
1960	126 067	29 716	1 250	157 033	46 449	1 132	1 798	4 847	1 466	212 725
1961	121 175	29 916	1 220	152 311	55 571	1 249	1 642	4 805	1 532	217 110
1962	122 869	31 333	1 246	155 848	68 457	1 526	1 745	4 601	1 0531	233 034
<i>Anteil am Gesamtverbrauch in v. H.</i>										
1950	72,28	16,52	0,88	89,68	5,15	0,08	2,21	2,57	0,31	100,00
1951	72,86	15,82	0,89	89,57	5,64	0,08	1,87	2,51	0,33	100,00
1952	73,25	15,38	0,83	89,46	5,90	0,10	1,59	2,61	0,34	100,00
1953	71,35	16,32	0,81	88,48	7,14	0,12	1,48	2,36	0,42	100,00
1954	69,70	16,40	0,79	86,89	8,64	0,16	1,40	2,53	0,38	100,00
1955	69,15	15,79	0,72	85,66	9,95	0,31	1,15	2,57	0,36	100,00
1956	67,94	15,35	0,68	83,97	11,60	0,42	1,06	2,60	0,35	100,00
1957	66,81	15,66	0,70	83,17	12,58	0,41	1,11	2,45	0,28	100,00
1958	62,39	15,99	0,71	79,09	16,14	0,43	1,04	2,70	0,60	100,00
1959	59,66	15,56	0,70	75,92	19,57	0,48	1,13	2,20	0,70	100,00
<i>Einschliesslich. Saarland</i>										
1959	61,52	14,88	0,66	77,06	18,77	0,52	1,09	2,11	0,45	100,00
1960	59,26	13,97	0,59	73,82	21,84	0,53	0,84	2,28	0,69	100,00
1961	55,81	13,78	0,56	70,15	25,60	0,58	0,76	2,21	0,70	100,00
1962	52,73	13,45	0,53	66,71	29,38	0,65	0,75	1,97	0,45	100,00

¹ 204 = 0,09%

energieverbrauch der Bundesrepublik. 1955 lauteten die entsprechenden Zahlen 85,66 bzw. 69,15 Prozent und für die Bundesrepublik mit dem Saarland 86,44 bzw. 70,67 Prozent. 1962 waren die drei Kohlenarten nur noch mit 66,71, die Steinkohle allein mit 52,73 Prozent am Energieverbrauch der Bundesrepublik beteiligt. Der grosse Gewinner war das Erdöl, das seinen Verbrauchsanteil von 5,15 Prozent im Jahre 1950 auf 29,38 Prozent im Jahre 1962 zu steigern vermochte.

Den rechten Eindruck von den kritischen Vorgängen, denen wir in unserer Energiewirtschaft begegnen, hat man aber erst, wenn man das Zahlenbild aufmerksam studiert, in dem sie sich darbieten. Wir sehen da beispielsweise, wie das Kohlenaufkommen seit 1956 absolut gesunken ist: von 164,120 Millionen t sank die bundesdeutsche Förderung auf 154,507 Millionen t SKE im Jahre 1959 oder, nehmen wir die Förderung des Saargebiets hinzu, von 181,210 Millionen t SKE im Jahre 1956 ging das Gesamtaufkommen auf 172,114 Millionen Tonnen zurück. Gleichzeitig stieg der Ausfuhrüberschuss der Kohle, so dass bei steigendem Energieverbrauch der Beitrag unseres vornehmsten Energieträgers zur Deckung des Bedarfs nicht nur relativ, sondern auch in absoluten Gewichtszahlen sank.

Zum anderen bemerken wir, dass das beständige Steigen der Erdölimporte - die eigene Erzeugung deckt ja nur einen kleinen Teil des Bedarfs - unsere Energiebilanz tief ins Defizit getrieben hat. 1950 wurden noch 111,67 Prozent, 1955 nurmehr 97,41 Prozent der benötigten Energieträger produziert; 1962 trug die Bundesrepublik 81,48 Prozent zur Deckung ihres Energiebedarfs bei. Und diese Entwicklung schreitet weiter fort, je höher sich die Industrialisierung, die Motorisierung, der Komfort unserer Lebenshaltung entwickeln.

Allerdings gibt es auch Bremsen, die die Bedarfsentwicklung nicht ins Uferlose wachsen lassen: die industriellen Rationalisierungsmassnahmen, die mit dem Ziel unternommen werden, den spezifischen Energieverbrauch zu senken.

«Der spezifische Energieverbrauch einzelner Verbrauchergruppen der Industrie», heisst es zur Klärung des Begriffs im Jahresbericht 1961 der «Statistik der Kohlenwirtschaft», «lässt sich infolge der Verschiedenartigkeit der Erzeugnisse der Industriegruppen nur durch Indizes darstellen. Der Index des spezifischen Verbrauchs in einer bestimmten Verbrauchergruppe wird durch Division eines Verbrauchsindex durch einen Produktionsindex ermittelt, wobei zu bemerken ist, dass diese Indizes des spezifischen Verbrauchs lediglich Tendenzen andeuten können.»

Der eingetragene Verein «Statistik der Kohlenwirtschaft» hat sich selbst der Mühe unterzogen, solche Indizes zu errechnen. «Es zeigt sich», folgert die statistische Stelle, «dass der Rückgang des spezifischen Verbrauchs am stärksten bei den festen Brennstoffen und dann beim Starkgas erfolgte, während beim Heizöl eine Zunahme um fast das Fünffache und beim Strom eine praktisch zu vernachlässigende Zunahme zu erkennen ist.»

Nun, damit kann der Laie nicht viel anfangen – so zutreffend die Interpretationen der Kohlenwirtschaftsstatistiker sein mögen. Lassen wir deshalb einen Praktiker der eisenschaffenden Industrie sprechen, die 1961 mit einem Fünftel am deutschen Kohlenverbrauch und mit gut einem Siebentel an der Förderung beteiligt, also der grösste Kunde des Steinkohlenbergbaus war.

Der spezifische Energieverbrauch der Industrie¹ (1954= 100)

Jahr	gesamte Energie®	Industrie insgesamt davon			
		Feste Brennstoffe	Strom	Starkgas	Heizöl
1955	98,4	97,0	97,4	96,5	131,6
1956	96,4	92,5	99,3	93,5	186,0
1957	92,0	86,9	100,7	89,9	201,4
1958	85,9	77,2	100,5	86,4	270,3
1959	82,4	71,4	101,4	79,2	329,7
1960	81,5	67,9	101,4	74,8	400,8
1961	77,3	60,8	100,9	69,9	471,4

Am 24. Mai 1962 hielt Ernst-Wolf Mommsen, Vorstandsmitglied der Phoenix-Rheinrohr AG, einen Vortrag an der Universität Basel, in dem er darlegte: «Als ich vor zwanzig Jahren erstmals mit dem Stahl zu tun bekam, kannten wir die Faustregel: Für eine Tonne Roheisen braucht man eine Tonne Koks. Die Kohle war damit rein dem Volumen, aber vor allem dem Wert nach einer der wichtigsten Faktoren auf dem Wege über das Roheisen zum Stahl. Sie ist es auch heute noch. Aber ihr spezifischer Verbrauch sinkt in der ganzen Welt von Jahr zu Jahr. Während wir 1957 immer noch 997 kg Koks für die Tonne Roheisen benötigten, lag der Durchschnitt der Montanunion 1961 bei 899 kg. Die Bestwerte einzelner europäischer Hochofenwerke bewegen sich bereits zwischen 600 und 700 kg. Damit liegen wir aber noch erheblich über den Bestwerten zum Beispiel der Japaner, die dabei sind, die 500-kg-Marke zu unterschreiten.

Wenn wir diese japanischen Werte auch nur annähernd erreichen, bedeutet dies, dass wir selbst bei Verdoppelung unserer Eisen- und Stahlerzeugung keinen zusätzlichen Kohle- und Koksbedarf auslösen. Der Weg zu dieser Halbierung des Koksensatzes für die Gewinnung einer Tonne Roheisen führt über kostspielige Investitionen zur Klassierung der Erze, ihrer Aufbereitung und der Sinterung. Er führt ausserdem zum Einsatz von Gas – zum Teil Erdgas

¹ Bundesrepublik ohne Saarland.

² Einschliesslich Erdgas.

–, Heizöl und Sauerstoff im Hochofen, die Koks verdrängen und mit höheren Energieinhalten den Schmelzprozess beschleunigen.

Allein ein Absinken des spezifischen Koksverbrauchs gegenüber dem derzeitigen Mittelwert von 899 kg je Tonne Roheisen in der Montanunion um nur 100 kg je Tonne Roheisen kostet die Kohle bei der heutigen Produktion 14 Millionen Tonnen Absatz im Jahr. Wenn man gleichzeitig bedenkt, dass zur Zeit rund 33 Prozent des gesamten Aufkommens an Steinkohle in der Montanunion, und zwar Eigenproduktion und Import zusammengerechnet, von der Eisenindustrie verbraucht werden, so ist die Rückwirkung, die diese Entwicklung auf die europäische Kohlenförderung haben muss, recht beachtlich. Welches sind nun die Gründe, die zu dieser Entwicklung geführt haben?

Sicher ist ein Grund im europäischen Kohlenpreis und in der Kohlenknappheit vergangener Tage zu suchen. Jede Senkung des spezifischen Koksverbrauchs führt bei den hohen europäischen Kokspreisen zu fühlbaren Kostenverbilligungen selbst bei sehr kapitalintensiven Investitionen. Dies ist zwar nicht der einzige Grund. Das Problem wurde aber von der europäischen Kohle zu spät erkannt, zumindest hat man dieser Entwicklung nicht – durch günstigen Kokspreis – entgegenzuwirken versucht. Dass dies für eine gewisse Zeit bei den sonstigen Investitionsbedürfnissen der Stahlindustrie möglich gewesen wäre, ist anzunehmen, da die auf preisgünstiger Erz- und Kohlenbasis kalkulierenden Hüttenwerke dieses Problem nicht so nachhaltig angepackt haben wie gerade ihre Konkurrenten an der Ruhr und in Italien.

Hinzu kamen andere Gründe. So wurden in der Welt immer mehr Erzvorkommen entdeckt, bei denen ein sogenanntes Feinerz anfiel, das am rationellsten über einen Sinterprozess, also eine Art Röstung, im Hochofen zum Einsatz gebracht werden konnte und zu einem erheblich niedrigeren Energieaufwand führte.

Tatsache bleibt der für die Kohle schmerzliche Tatbestand, dass sie mit dem sich laufend vermindernenden Koksbedarf im Hochofen als einem strukturellen Problem rechnen muss und damit auch bei den Hüttenwerken keine Hoffnung auf grössere Zuwachsraten haben kann.

Hinzu kommt die zunehmende Auslandsorientierung der nicht zechenverbundenen Abnehmerkreise im Hinblick auf die an vielen Plätzen Europas billigere amerikanische Kohle. Auch hier dürfte es sich nicht um eine temporäre Erscheinung handeln. Alle Hoffnungen auf einen Ausgleich über wieder anziehende Seeschiffahrtsfrachten für die US-Kohle dürften inzwischen zerfallen sein, nachdem das Angebot an entsprechender Tonnage von Jahr zu Jahr weiter wächst, und zwar schneller als die allgemeine Erhöhung des Weltgüterumschlages.

Gleichzeitig steigt das Angebot an Erdgas und Heizöl in fast allen Ländern Europas und macht selbst der preisgünstigen Auslandskohle zu schaffen. Während das Heizöl seinen Platz in der Stahlgewinnung bereits fest gefunden hat und deshalb Steuerbelastungen für diesen Sektor nur die Wettbewerbslage

der Stahlindustrie berühren, ohne der Kohle Nutzen zu bringen, steht der Einbruch des Öls in den Hochöfen erst bevor. Was hier zu erwarten ist, kann zur Zeit bereits aus den japanischen Erfolgen abgelesen werden.»

Herr Mommsen vom Vorstand der Phoenix-Rheinrohr AG, der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, der Walzstahl-Vereinigung, des Stahlrohrverbandes usw. ist ein viel zu guter Fachmann, um das prekäre Verhältnis von Stahl und Kohle falsch darzustellen. Im Gegenteil, er ist ein so guter Praktiker, dass er aus falschen oder nicht ganz richtigen Zahlen zutreffende Folgerungen zu ziehen vermag: Im Jahre 1957 wurden beispielsweise nicht 997 kg Kohle, sondern – wie das Statistische Amt der Europäischen Gemeinschaften mitteilt – nur 972 kg, im Jahre 1961 nicht 899, sondern bloss 857 kg für die Erzeugung einer Tonne Roheisen gebraucht. Die Senkung des Kohlenbedarfs je Tonne Roheisen um 100 kg bedeutet für die Kohle keinen Verlust von 14, sondern bei der gegenwärtigen Erzeugung von rund 54 Millionen Tonnen Roheisen einen Absatzausfall von 5,4 Millionen t. Und schliesslich werden von der Eisen- und Stahlindustrie der Montanunion nicht 33 Prozent, sondern (im Durchschnitt der Jahre 1960-1962) nur 23,24, von der eisenschaffenden Industrie der Bundesrepublik 15,52 Prozent des Kohlenaufkommens aufgenommen.

Aber das macht nichts. Mommsen hat die Farben etwas stark aufgetragen, um ein besonders leuchtkräftiges Bild zu gewinnen. Perspektivisch sind die Verhältnisse richtig wiedergegeben.

Namentlich stimmt alles, was er von der Flucht der Stahlwerke ans Meer, das heisst in die Reichweite der billigen amerikanischen Kohle berichtete: Die italienische Finsider hat Hüttenwerke bei Tarent, Genua, Neapel und an der Reede von Portovecchio gebaut; die französische Usinor hat nach dem Krieg ein Stahlwerk bei Dünkirchen errichtet und plant, weitere zwei bei Bordeaux und Marseille hinzustellen; das Hüttenwerk der Koninklijke Nederlandsche Hoogovens en Staalfabrieken wurde in Ijnuiden gebaut; die Belgier haben Gent als Standort eines Stahlwerks gewählt, und in der Bundesrepublik ist Klöckner mit einem Werk an die Weser, nördlich Bremens gezogen: nur 80 Kilometer von der Nordsee entfernt. Das sind nur wenige Beispiele für den Trend zur Meeresküste, dem nach dem Krieg insgesamt 23 Unternehmen der Hüttenindustrie gefolgt sind.

Auch das Wort, dass «das Heizöl seinen Platz in der Stahlgewinnung bereits fest gefunden hat», hat einen wahren Kern. In den drei Jahren 1957 bis 1959 wurden in den Hüttenwerken der Montanunion (immer in SKE) 2,556 bzw. 2,782 und 3,157 Millionen t, in den nächsten drei Jahren 4,08 bzw. 4,581 und 5,517 Millionen t Heizöl gebraucht – vornehmlich allerdings in der Stahlbereitung und noch sehr wenig im Hochofenprozess. Hier gibt es noch Entwicklungsmöglichkeiten; jedenfalls sehen wir, dass die eisenschaffende Industrie viel von ihrer Bedeutung für den Steinkohlenbergbau verloren hat und weiter an Gewicht als Kohlenverbraucher verlieren wird.

Die Eisen- und Stahlindustrie bietet ein eindrucksvolles Beispiel für die Rückläufigkeit des spezifischen Energie-, namentlich des Kohleverbrauchs der Industrie – nicht mehr. Man hätte auch eine andere Industrie wählen können, um das Sinken des spezifischen Kohleverbrauchs und die Substituierung der Kohle durch andere Energieträger – namentlich Heizöl und Wasserkraftstrom – zu exemplifizieren. Das alles ist natürlich hoch interessant. Aber noch interessanter werden die Dinge, wenn wir das deutsche Energie- und Kohleproblem nicht mehr isoliert, sondern als Teil der internationalen Problematik betrachten.

Wir sehen dann nämlich Folgendes:

- 1) dass der Förderstopp und die Rückläufigkeit des Kohleverbrauchs seit 1938 nicht nur eine deutsche, sondern eine Angelegenheit der «westlichen Welt», der klassischen Industrienationen Europas und der Vereinigten Staaten, sind;
- 2) dass dagegen Weltförderung und -verbrauch seit 1938 (bzw. 1937) stark gestiegen sind; und zwar weil

Steinkohlenförderung der

Kalender Jahr	BRD ¹		Montanunion		Gr.Britannien		Europa		USA	
	1'000 t	% der Weltpro- duktion	1'000 t	% der Weltpro- duktion	1'000 t	% der Weltpro- duktion	1'000 t	% der Weltpro- duktion	1'000 t	% der Weltpro- duktion
1938	151 344	12,57	242 402	20,14	230 648	19,16	563 091	46,78	355 301	29,52
1953	140 740	9,46	236 961	15,92	227 789	15,30	593 579	39,88	440 345	29,58
1954	144 721	9,86	241 653	16,46	227 637	15,50	602 890	41,05	379 161	25,82
1955	147 934	9,30	246 401	15,49	225 172	14,16	609 029	38,30	442 416	27,82
1956	151 363	9,01	249 092	14,82	225 559	13,42	615 023	36,60	478 001	28,45
1957	149 446	8,62	247 888	14,30	227 206	13,11	615 821	35,53	467 603	26,98
1958	148 838	8,20	246 390	13,57	219 275	12,08	609 922	33,60	389 361	21,45
1959	141 687	7,48	234 908	12,40	209 404	11,05	592 677	31,29	390 002	20,59
1960	142 287	7,17	233 947	11,80	196 701	9,92	585 687	29,53	391 533	19,74
1961	142 741	7,37	229 998	11,87	193 536	9,99	579 484	29,90	378 664	19,54
1962	141 136	6,74	226 980	10,84	200 556	9,58	586 405	28,01	396 264	18,92

3) neben die alten ein Block junger Industrienationen, die kommunistischen Staaten Europas und Asiens, getreten waren, die Förderung und Verbrauch der Kohle, ihres bei weitem wichtigsten Energieträgers, kräftig vorantrieben. Gerade wenn man überlegt, welche Rolle die Kohle beim Aufbau der westlichen Industrieländer gespielt hat, dass Ozeane und Kontinente mit kohleerzeugtem Dampf überbrückt wurden, dass das Reich der Elektrizitätswirtschaft auf der Basis der Kohle errichtet wurde und immer noch auf dieser Grundlage steht, dass die Chemie einen wesentlichen Teil ihres Rohstoffbedarfs aus der Kohle bestreitet, ist man peinlich berührt vom Verfall, den der Steinkohlenbergbau in unserer Welt erlitten hat.

Die Bundesrepublik, die Montanunion und Grossbritannien förderten 1962 weniger Kohle als 1938, Europa und die USA etwas mehr als in diesem Stichjahr, aber weniger als 1953. Im Gegensatz zur übrigen, vorwiegend roten Welt – der Welt ohne Europa und die Vereinigten Staaten, in der die Sowjetunion und China weit in der Führung liegen –, die ihren gigantischen Industriebau vorwiegend mit der Kohle vorantreibt.

Die Steinkohlenförderung ist freilich ein mühseliges und kostspieliges Geschäft. Eine Schachtanlage niederzubringen, verschlingt Hunderte von Millionen, und je tiefer man hinabsteigt, um auf abbauwürdige Flöze zu stossen, desto teurer wird die Erschliessung eines Kohlenfeldes. Die Leute, die bereit sind, sich dem gefahrenreichen Beruf des Bergmanns zu widmen, sind knapp, die Löhne entsprechend hoch, die Fluktuationen der Belegschaft gleichwohl nicht aufzuhalten. Dazu kommt die relativ hohe Konjunkturrempfindlichkeit des Bergbaus, die allerdings mit den Zuständen in der Pionierzeit – den sechziger, siebziger, achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts – nicht zu vergleichen ist.

wichtigsten Länder der Welt

UdSSR		China		Welt		Welt ohne Montanunion		Welt ohne Montanunion Gr. Br. u. USA		Welt ohne Europa und UbA	
1000 t	% der Weltproduktion	1'000 t	% der Weltproduktion	1'000 t	% der Weltproduktion	1'000 t	% der Weltproduktion	1'000 t	% der Weltproduktion	1'000 t	% der Weltproduktion
112 988	9,39			1 203 600	100,00	961 198	79,86	375 249	31,18	285 208	23,70
224 300	15,09	69 680	4,68	1 488 500	100,00	1 251 539	84,08	583 405	39,19	454 576	30,54
243 700	16,60	83 660	5,70	1 468 500	100,00	1 226 847	83,54	620 049	42,22	486 449	33,13
276 615	17,39	98 300	6,18	1 590 300	100,00	1 343 899	84,51	676311	42,53	538 855	33,88
304 002	18,09	110 360	6,57	1 680 400	100,00	1 431 308	85,18	727 748	43,31	587 376	34,95
328 502	18,95	130 730	7,54	1 733 200	100,00	1 485 312	85,70	790 503	45,61	649 776	37,49
353 030	19,45	270 200	14,88	1 815 400	100,00	1 569 010	86,43	960 374	52,90	816 117	44,95
365 171	19,28	347 800	18,36	1 894 370	100,00	1 659 462	87,60	1 060 056	55,96	911 691	48,12
374 930	18,91	420 000	21,18	1 983 180	100,00	1 749 233	88,20	1 160 999	58,54	1 005 960	50,73
376 920	19,45	430 000	22,19	1 937 800	100,00	1 707 802	88,13	1 135 602	58,60	979 652	50,56
389 000	18,58			2 093 890	100,00	1 866 910	89,16	1 270 090	60,66	1 111 221	53,07

Quellen: Statistik der Kohlenwirtschaft / Zahlen zur Kohlenwirtschaft, Mai 1933 / UNO / Statistical Yearbook 1961

Und, last not least, es sind die technischen und wärmewirtschaftlichen Nachteile der Kohlenfeuerung zu bedenken, die eine schwere Hypothek für den Energieträger darstellen.

Die Anlagen, die bis vor wenigen Jahren – und hier und da auch noch heute – für die Hausbeheizung geliefert wurden, entsprachen den Verhältnissen der Steinzeit. Die Hitze flog grossenteils zum Schornstein hinaus, ohne genutzt zu werden, und die Bedienung erfordert so viel Selbstverleugnung, wie

¹ Einschliesslich Saargebiet.

sie heut niemand mehr aufbringt. Jedenfalls muss man die Hausangestellte mit der Laterne suchen, die sich die Dauerwellen, die Hände und die Fingernägel ruiniert, um täglich die Asche auszunehmen und die Feuerung wieder in Gang zu bringen. In der Industrie mögen die Verhältnisse besser sein; aber auch hier sind sie nicht mit den Bedingungen zu vergleichen, die die Ölfeuerung sowohl hinsichtlich der Bedienung als auch der wärmewirtschaftlichen Ausnutzung des Energieträgers bietet. Freilich, dass Heizöl nicht geruchlos verbrennt, im Gegenteil, dass die Abgase der Ölfeuerung sich unangenehm bemerkbar machen können, steht auf einem anderen Blatt: einem Blatt, das noch kein Benutzer gelesen zu haben scheint.

Wie dem nun sei – der Steinkohlenbergbau, der allzulang gewöhnt war, dass ihm die Förderung aus der Hand gerissen wurde, hat schwere Unterlassungssünden auf sich geladen. Er verkaufte seine Kohle – und damit basta. Der «Dauerbrenner», der gut seinen halben Zentner Brennstoff am Tage verschlang, ist im Rheinland immer noch Trumpf, während man in Berlin, in der Mark und in Schlesien Kachelöfen zu bauen verstand, die ein geräumiges Zimmer mit acht bis zehn Presskohlen behaglich erheizen. Die Zechen haben sich nie um die industriellen und häuslichen Probleme der Wärme wirtschaft gekümmert. Jetzt freilich tun sie's; aber es kann immer noch vorkommen, dass die mit einem riesigen Einsatz an Werbemitteln angebotenen Kohlen nicht geliefert werden können, weil inzwischen die Hausbrandzechen stillgelegt worden sind – Zechen des südlichen Ruhrgebiets, die seit Jahr und Tag als Schmerzenskinder des Bergbaus gelten.

So kam es denn zur Strukturkrise der Kohle. Je höher der Energiebedarf stieg, desto mehr hielt der Bergbau sich zurück. Aus der bauernschlaun Überlegung, dass er umso stärker umworben werden müsse, je mehr der Energiepass sich schliesse. Er übersah, dass die Industrie ihre Wärmewirtschaft selbst in die Hand nehmen und brennstoffsparende Methoden der Befuerung entwickeln könne, und er überhörte – fahrlässig oder geflissentlich – das leise, aber gefährliche Geräusch, mit dem immer mehr Erdöl und Naturgas in die Pipelines strömte, um dem Kunden hochwertige Energie, Wirtschaftlichkeit und Bequemlichkeit zu liefern.

Nachdem der Bergbau ein Jahrhundert lang das Monopol der Energieversorgung in Händen gehalten hatte, fiel es ihm schwer, die Denkgewohnheiten, die Reaktionsautomatik, die wirtschaftliche Attitüde des Monopolisten zu verleugnen. Es war nur natürlich, dass er folgerte, die zunehmende Energienachfrage werde seine Position stärken, und dass umso mehr, je stärker er mit der Förderung zurückhielte. Es war nicht nötig, dass er die Kohle für den Kunden attraktiv machte. Der Verbraucher mochte selbst sehen, wie er mit seinen wärmewirtschaftlichen Problemen zurechtkam. Den Bergbau ging das nichts an; er hatte seine liebe Not, mit den eigenen Rationalisierungsaufgaben fertig zu werden. Und wie in Deutschland dachte man in den anderen Montanunionländern und in Grossbritannien. Ob der Bergbau verstaatlicht war – wie in

England und in Frankreich – oder ob er privat betrieben wurde: das machte keinen Unterschied. Die Kohle blieb der primus inter pares unter den Energieträgern; sie hatte es nicht nötig, Konzessionen an das Fortschreiten der Industrialisierung, das stürmische Wachstum der Energienachfrage zu machen.

In den Vereinigten Staaten, wo die Kohle schon lange im Wettbewerb mit Erdöl und Erdgas stand, liessen die Dinge sich zunächst noch ganz günstig an. Die Kohlenförderung war nach dem Krieg noch erheblich gestiegen und behauptete von 1953 bis 1957 ziemiidi ungefährdet ihren internationalen Rang. Der erste tiefe Einbruch in ihre Position geschah im Jahre 1958. Anders Europa, dessen Förderung während des Krieges und unmittelbar nachher stark zurückgegangen war und dann in eine Periode der Stagnation auslief. 1939 hatte unser Kontinent 46,78, die Vereinigten Staaten hatten 29,52 Prozent der Weltproduktion bestritten, im Jahre 1956 lauteten die entsprechenden Zahlen 36,60 bzw. 28,45 Prozent, im Jahre 1962 nur noch 28,01 bzw. 18,92 Prozent. Anders ausgedrückt: der Anteil der klassischen Kohlengebiete, Europa und USA, ist in einem Vierteljahrhundert von 76,30 auf 46,93 Prozent der Weltproduktion gefallen, der Anteil der jungen Kohlenländer von 23,70 auf 53,07 Prozent gestiegen. Die internationale Bedeutung Deutschlands und der Montanunion als Fördergebiet ist knapp, diejenige Grossbritanniens genau auf die Hälfte dessen gefallen, was sie vor dem Krieg dargestellt hatten.

Drosselung der Kohlenförderung und Unterwanderung der Energiewirtschaft durch neue Rohstoffe in der Welt der alten Industrienationen, der gewaltige Ausbau des Kohlenbergbaus in der Welt der jungen Industrienationen sind die Ursachen, der Verlust der energiewirtschaftlichen Autarkie in der alten, ihre Erhaltung oder Stärkung in der jungen Welt sind die Folgen einer Entwicklung, die man – nehmt alles nur in allem – als eine gigantische Fehlleistung der europäisch-amerikanischen Energiepolitik charakterisieren kann. Das Herz der alten, stolzen Industrieländer beginnt langsamer zu schlagen. Der starke Impuls, der, von der Energiewirtschaft ausgehend, Westeuropa und Nordamerika zu den Führungsmächten der Industrialisierung, des zivilisatorischen Fortschritts und der militärischen Kraft gemacht hatte, ist erlahmt. Die nordamerikanischen Produktionszahlen steigen zwar noch dem absoluten Betrag nach, die westeuropäischen aber stagnieren und haben die Neigung zu sinken. Die Bedeutung beider Teilkontinente jedoch, die sie einmal für die Welt der Energiewirtschaft besaßen, geht rapide zurück. Im Jahre 1952 vereinigten Nordamerika und Westeuropa noch 62,3 Prozent der Welterzeugung und 68,2 Prozent des Weltverbrauchs an Primärenergie auf sich, wenige Jahre später, 1961, lauteten die Zahlen 46,0 bzw. 56,3 Prozent. Die Energiebilanz Nordamerikas ist bereits fühlbar, die europäische Bilanz ist stark passiv geworden: 1960 musste ein gutes Drittel der Energie nach Westeuropa eingeführt oder konnten nur knapp zwei Drittel des Bedarfs aus dem eigenen erzeugt werden. Seitdem ihre Kohlenförderung stagniert, hat die alte Welt die energiewirtschaftliche Initiative verloren. An ihre Stelle ist – was die Schwung-

kraft der Entwicklung angeht – der rote Block, sind die jungen Industrienationen in Europa und Asien getreten, die grossen Kohlenerzeuger und Verbraucher, die in weniger als einem Jahrzehnt ihren Anteil an Weltenergieproduktion- und Energie-Gesamtbilanz

	Energie-Produktion in % des Verbrauchs (Autarkiegrad) festen		Energierstoffe am Gesamtverbrauch		% - Anteil der Produktion an des Verbrauchs der Weltenergie- am Weltenergieverbrauch	
			% - Anteil der flüssigen	gasförmigen Produktion		
	<i>Welt</i>					
1952	104,18	58,93	27,01	12,26	100,00	100,00
1956	102,91	55,33	30,20	12,59	100,00	100,00
1961	102,06	50,22	32,18	15,52	100,00	100,00
	<i>Nordamerika</i>					
1952	99,76	34,88	38,23	25,22	43,27	45,19
1956	98,81	30,91	40,63	26,57	40,30	41,97
1961	93,11	23,40	41,24	33,33	33,32	36,52
	<i>Westeuropa</i>					
1952	86,05	83,86	13,01	0,47	19,00	23,01
1956	75,16	75,94	20,31	1,03	16,57	22,69
1961	65,77	62,15	32,24	2,22	12,74	19,77
	<i>Ostblock*</i>					
1952	101,01	84,82	12,82	2,02	20,74	21,38
1956	102,78	81,76	14,49	3,14	24,27	24,30
1961	104,41	77,28	14,93	6,99	32,14	31,42

Quelle: Unternehmensverband Ruhrbergbau

duktion und -verbrauch, die beide gewaltig gestiegen sind, um die Hälfte erhöhen konnten.

Wie soll das weitergehen?

Soll die westliche Welt darein willigen, dass der Kohlenbergbau, früher die königliche Quelle der Energiewirtschaft, dahinkümmert und Jahr um Jahr weiter versiegt? Soll sie ihren Rang in der Weltenergiewirtschaft, als Erzeuger wie als Verbraucher, allmählich an den Ostblock abtreten? Soll sie die fortschreitende Passivierung ihrer Energiebilanz hinnehmen? Kann sie sich darauf verlassen, dass sie – ewigen Frieden vorausgesetzt – sagt, das alles sind curae posteriores, spätere Sorgen? Wir lösen unser Energieproblem auf die einfachste, wirtschaftlichste, eleganteste Weise, indem wir an die Stelle der Kohle, die uns der Macht der Produzenten – der Bergbaugesellschaften und der Gewerkschaften – ausliefert, das Heizöl setzen.

¹ Europa und Asien.

Natürlich, jeder Einzelne kann das tun. Jeder ist sich selbst der Nächste. Er nimmt für sein Haus, seine Werkstatt, seinen Betrieb mit, was der Tag ihm bietet, und sieht darauf, dass er so bequem und billig davonkommt wie möglich.

Dabei ergeben sich natürlich grosse Unterschiede des Verhaltens. Im Bundesgebiet etwa hat sich der industrielle Heizölverbrauch von 1,369 Millionen t im Jahre 1954 auf 13,191 Millionen t im Jahre 1962 erhöht, er hat sich in diesem Zeitraum knapp verzehnfacht. In den einzelnen Ländern verlief die Entwicklung höchst verschieden. Auf der einen Seite der Skala sehen wir das konservative Hamburg, das seinen Heizölverbrauch nur reichlich verdreifachte, auf der anderen Seite entdecken wir Baden-Württemberg – fixe Kerle sind doch die Schwaben –, wo der Heizölverbrauch annähernd aufs 23-fache stieg; in der Mitte steht Nordrhein-Westfalen mit einer guten Verzehnfachung des industriellen Heizölverbrauchs. Es scheint, dass nicht nur die wirtschaftliche Eigenart der Länder, sondern auch der Nationalcharakter ihrer Bewohner zu dieser Entwicklung beigetragen hat.

Doch, wie dem nun sei – kann diese Flucht ins DI weitergehen, hat die Welt Erdöl genug, um dem Ansturm auf ihre Vorräte lange standzuhalten?

Eine heikle Frage. Seit das Erdöl entdeckt wurde, wurden immer wieder Schätzungen unternommen, die fatalerweise das eine gemeinsam hatten, dass sie stets zu niedrig waren. Im nämlichen oder im Jahr nach der Schätzung konnten Vorkommen entdeckt werden, die alle bisherigen Überlegungen auf eine geradezu lächerliche Weise über den Haufen warfen. So wird es wohl auch bleiben. Vielleicht gibt es in Europa oder unter dem Meeresgrund vor der europäischen Küste noch bedeutende Lagerstätten; vielleicht werden in Amerika, im Süden und im Norden, noch riesige Funde gemacht; vielleicht hält die Sowjetunion grosse Überraschungen bereit; vielleicht gibt es noch Vorkommen unter arabischem und afrikanischem Sand, unter den vereisten Bodenflächen Kanadas oder im brasilianischen Dschungel, von denen kein Geologe heute etwas ahnt. Vielleicht, vielleicht.

Die Amerikaner geben sich jedenfalls grosse Mühe, die Weltvorräte exakt zu beziffern. Ihre Schätzungen sind, so verschieden sie ausfallen, das einzige, an das wir uns halten können.

Es sind ihrer zwei, mit denen man sich auseinandersetzen kann: die eine, eine konservative Schätzung, bezifferte die Reserve an nachgewiesenen Erdölvorräten in aller Welt Ende 1961 mit 42 Milliarden Tonnen; die andere, die von dem Ölgeologen L. G. Weeks stammt, kommt «zu einem aus geologischen Gesichtspunkten wahrscheinlichen und gewinnbaren Gesamtvorrat von 460 Milliarden t» (Prof. Dr. Dr. E. h. Alfred Bentz, Hannover). «Diese Schätzung», kommentiert der Professor, «bezieht auch die grossen Schilfgebiete mit ein, die im Golf von Mexiko, an den Küsten Südamerikas, aber auch in der Nordsee günstige Aussichten bieten.»

Also 42 Milliarden Tonnen einerseits, 460 Milliarden andererseits: das sind die Vorratschätzungen berufener Erdölexperten, die sich der Mitarbeit

grosser Institutionen versichern konnten. Wir sind natürlich Laien in diesem Geschäft. Wir können weder die eine als zu niedrig noch die andere als zu hoch kritisieren. Wir müssen sie als gegeben hinnehmen und können nur die Frage beantworten oder zu beantworten suchen, wann unter Umständen, die der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen, diese Vorräte erschöpft sind.

Die einzige feste Zahl, von der wir ausgehen können, ist der Erdölverbrauch im Jahre 1961, der von den UNO-Statistikern mit 1,393 Milliarden t angegeben wird. Dann kommen unsere Hypothesen, zu Deutsch: unsere Vermutungen, die keine Wirklichkeitstreue, sondern nur eine gewisse Wirklichkeitsnähe beanspruchen, schon deshalb, weil die Realität sich nicht auf mathematische Formeln bringen lässt, sondern einmal nach oben, einmal nach unten ausbricht oder auch stationär bleibt. Nur eben: es bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Zuflucht zur Mathematik zu nehmen; das heisst, um endlich zum konkreten Fall zu kommen, die Annahme zu äussern, dass sowohl die Weltbevölkerung als auch der je Kopf-Verbrauch von Erdöl sich in dreissig Jahren verdoppeln oder die eine wie der andere alljährlich um 3,3 Prozent zunehmen.

Wie würde unter all diesen Voraussetzungen, lautet unsere Frage, sich der Weltverbrauch entwickeln?

Antwort: Bis zum Ende des 10. Jahres (1971) wäre der Jahresverbrauch auf 2,464 Milliarden t, der Gesamtverbrauch (des ersten Jahrzehnts) auf 19,477 Milliarden t gestiegen. Am Ende des 20. Jahres (1981) sähen wir uns einem Jahresverbrauch von 3,839 Milliarden t und einem Gesamtverbrauch (der beiden ersten Jahrzehnte) von 51,429 Milliarden t gegenüber. Die auf 42 Milliarden t bezifferten Vorräte, auf die der konservative Geologe getippt hatte, wären im 18. Jahr unserer Rechnung erschöpft worden. Es gäbe, wenn der Gelehrte recht geschätzt hätte, kein förderbares Erdöl mehr auf der Welt.

Nun denn, halten wir uns, aus Gründen der statistischen Neugier, an die zweite Schätzung, die einen Welterdölvorrat von 460 Milliarden t annimmt: Im 30. Jahr unserer Schätzreihe würde der Erdölverbrauch 5,516 Milliarden t betragen, der Gesamtverbrauch wäre in drei Jahrzehnten auf 98,782 Milliarden t gestiegen.

Das ist schon eine ganze Menge, von deren Grösse unsere im Zahlenrausch lebende Welt sich kaum noch Rechenschaft zu geben vermag. Versuchen wir wenigstens, sie in ein Bild zu fassen: Wenn ein Mensch – ein Zähl- oder Zeitsklave, wie die Antike sie kannte – es fertigbrächte, zwei Zahlen in der Sekunde zu flüstern, käme er bei achtstündiger Arbeit und 300 Arbeitstagen im Jahr bis zur Zahl 17'280'000. In fünfzig – an Arbeit reichen, an Urlaub armen – Lebensjahren würde er die Zahl 864 Millionen erreichen, also immer noch unter der Milliardenengrenze bleiben. Um bis zur Zahl 98,782 Milliarden fortzuschreiten, müssten sich 114 Menschen in das Arbeitspensum teilen, fünfzig Jahre unentwegt zählen, gelegentlich ein paar Überstunden einschieben und keinen Tag krank feiern: dann kämen sie an das fabulöse Ziel.

Das nebenbei.

Im 40. Jahr, 2001 n. Chr., wäre der Weltverbrauch auf 9,758 Milliarden im Jahr, der Gesamtverbrauch seit Beginn unserer Zählung auf 176,271 Milliarden t gestiegen; im 50. Jahr hätte der Weltverbrauch 15,202 Milliarden t, der Gesamtverbrauch 302,792 Milliarden t erreicht; endlich, im 60. Jahr, das heisst: im Jahre 2021, das noch viele unserer Kinder erreichen werden, wäre man auf einen Jahresverbrauch von 21,843 Milliarden t gekommen. Aber der Ölbedarf hätte nicht mehr gedeckt werden können. Am Anfang des 59. Jahres unserer Zählung hätte der Gesamtverbrauch 447,334 Milliarden t, am Ende des Jahres hätte er 468,460 Milliarden t betragen. Theoretisch wäre der gewaltige Ölvorrat der Welt (von 460 Mrd. t) irgendwann im zweiten Semester des Jahres 2020 aufgezehrt gewesen.

Natürlich ist diese Berechnung reichlich dubios. Der Weltverbrauch richtet sich nicht nach dem Gesetz einer mathematischen Formel, sondern wird von den rational nicht fassbaren Gesetzen des Lebens bestimmt. Aber ganz müssig ist unsere Berechnung nicht. Sie zeigt den mutmasslichen Trend der Verbrauchsentwicklung an und macht es uns möglich, den Zeitpunkt einzugrenzen, zu dem die geschätzten Vorräte – rebus sic stantibus – ihrer Erschöpfung entgegengehen. So kann man beispielsweise vermuten, dass die auf 42 Milliarden t geschätzten Erdölreserven nur noch 15 bis 25 Jahre reichen werden; dass aber die Welt mit einem Vorrat von 460 Milliarden t nicht etwa zehnmal so lange, also 150 bis 250 Jahre, auskommen wird, sondern die Riesenreserve in 55 bis höchstens 65 Jahren erschöpfen dürfte: weil man die Zunahme der Verbrauchneigung und des Bevölkerungswachstums gebührend in Rechnung stellen muss. Wie kurz oder lang aber die Erdölzeit dauern wird – die Investitionen der Konzerne in die Erdölsuche und -förderung, in Raffinationsanstalten, Pipelines und Tankerflotten lassen darauf schliessen, dass die Ölonternehmen in langen Zeiträumen rechnen –, es scheint nicht gerechtfertigt, über sechs oder höchstens sieben Jahrzehnte hinaus zu denken. Es sei denn, die Erdgasvorkommen, deren Ausbeute schon beinahe halb so gross ist wie die Ölförderung, trügen noch mehr als bisher zur Eindämmung des Erdölverbrauchs bei.

Das mag nun sein, wie es will, es ist nicht glaubhaft, dass den natürlichen Ölreserven der Welt eine Dauer beschieden ist, die die Zeitspanne eines Menschenlebens wesentlich überschreitet. Unter diesem Aspekt müssen wir unsere Ansichten hinsichtlich der anderen, grösseren Energiequelle der Welt – der Kohle nämlich – doch wohl revidieren.

Wir wissen, dass die Förderung in Europa und den Vereinigten Staaten von 1'033,9 Millionen t im Jahre 1953 auf 982,7 Millionen t im Jahre 1962 zurückgegangen ist, dass sie in der übrigen Welt dagegen – hauptsächlich im Ostblock – von 454,6 auf 1'111,2 Millionen t gestiegen ist; wir wissen ferner, dass die westdeutsche Steinkohlenförderung seit den frühen fünfziger Jahren höchstens noch stagniert; wir haben in den letzten Jahren viel von Stilllegungen deutscher Schachtanlagen gelesen; wir haben im Sommer 1963 gehört, dass die südlichen Randzechen des Ruhrgebiets sich schon bis zu 500 m unter der Erd-

Oberfläche mit Wasser gefüllt haben und dass dazu aufgerufen wurde, im Bochumer Raum eine zentrale Pumpstation zu errichten, um das Ersaufen der Zechen zu verhindern, deren Stilllegung im Verlauf der geplanten «Rationalisierung» zu erwarten ist. Kurzum, wir registrieren, dass nicht nur eine Vernachlässigung des Bergbaus eingetreten, sondern dass eine Entwicklung eingeleitet worden ist, mit deren prekären Rückwirkungen grosse, höchstentwickelte Industrielandschaften zu rechnen haben werden.

Jeder Bergmann kann uns sagen, dass die Wasserhaltung im normalen Betrieb ein kostspieliges Problem ist, das jedoch relativ einfach bewältigt werden kann; aber jedermann, der sein Leben unter Tage zugebracht hat, weiss auch, dass es gewaltiger Anstrengungen bedarf, ein ersoffenes Bergwerk leerzupumpen, ja, dass es schier unmöglich ist, eine ganze Kette von Schachtanlagen zu entleeren. Andererseits wurzelt tief im bergmännischen Unterbewusstsein die Vorstellung, dass die Aufgabe gelöst werden muss; dass es sich hier um eine Frage von Sein oder Nichtsein handelt. Zum ersten weiss niemand, zu welchen Bergschäden es kommen kann, wenn die Schachtanlagen einer Landschaft mit Wasser vollgelaufen sind: mit fliessendem, arbeitendem Wasser, das die Struktur der Zeche verändert, das Erdreich aus dem Gestein wäscht, die Abstützungen zerstört usw. Zum andern kommunizieren die Zechen grosser Gebiete untereinander; das Wasser sucht sich unterirdische Wege und findet sie; es kann zu gewaltigen Wassereinbrüchen in Schachtanlagen kommen, die, fern dem Gebiet der Stilllegungen, noch immer betrieben werden.

Wie man derlei Gefahren begegnen soll, ist heute noch Gegenstand vager Spekulation. Es ist ja noch nicht so weit; das Hemd ist uns näher als der Rock; also legen wir erst mal still und die Hände in den Schoss. Wenn das Unglück hereinbricht, ist immer noch Zeit, auf Abhilfe zu sinnen.

Dass die Kohle – mit der wir jetzt so leichtfertig umgehen; deren Zukunft wir aufs Sträflichste vorbelasten – unsere vornehmste Primärenergiequelle ist und bleibt, kümmert anscheinend niemand. Die Hauptsache ist, man rationalisiert den Abbau, legt Zechen still und spart durch die Lähmung und Zerstörung lebendiger Produktionskraft einen Haufen Geld.

Dabei ist es doch so leicht zu errechnen, dass die Erdölströme mit der Zeit spärlicher fliessen oder dass sie, wenn der Abbau mit der Vehemenz des Bevölkerungs- und des bisherigen Verbrauchswachstums steigt, spätestens in einem Menschenalter versiegen werden. Ob nun das eine oder das andere geschieht, man wird über kurz oder lang auf die Kohle zurückgreifen müssen – soweit das überhaupt noch möglich ist. Die Aussichten, die der Energiewirtschaft durch die Rückkehr zur Kohle eröffnet würden, wären bei einem Weltvorrat von 3,6 Billionen Tonnen – von dem knapp 400 Milliarden auf Europa (ohne UdSSR) und 68 Milliarden auf die Bundesrepublik entfallen – gar nicht einmal so schlecht: Die Welt käme, vorausgesetzt eine starke Progression des Verbrauchs, mit diesen Vorräten 150 bis 170 Jahre aus, in der Bundesrepublik würden sie, grob geschätzt, 80 bis 100 Jahre reichen.

Gut, aber wie soll der Steinkohlenbergbau, der nun schon so lange vor der lautlos steigenden Flut des Erdöls zurückweicht, reaktiviert werden? Dass diese Alternative sich einmal stellen wird, ist nicht zu bestreiten. Nur, wie soll man die Zechenbesitzer und die Bundesregierung bewegen, das Steuer herumzureißen, die schon entstandenen bergbaulichen Schäden zu beheben, die Förderung zu steigern, die Kohlenenergie in verfeinerter Form anzubieten und die Wärme wirtschaft dergestalt zu reformieren, dass die Kohle wieder attraktiv wird?

Subventionen helfen offenbar nicht, oder wenigstens haben sie bisher nicht geholfen. Was seit der Mitte der fünfziger Jahre dem Bergbau an direkter und indirekter Hilfe zugeflossen ist, lässt sich zwar nicht errechnen, macht aber eine sehr beträchtliche Summe aus. Geholfen haben die Zuwendungen nicht. Der Verfall des Bergbaus ist von Jahr zu Jahr fortgeschritten.

Direkte und indirekte Hilfe für den Bergbau ¹

(in Millionen D-Mark)

1. Lohnsubvention in Form der Bergmannsprämie, 1956-1962 (addiert)		1 200
2. Übernahme durch knappschaftliche Rentenversicherung, 1956-1958		
	(addiert)	457
8. Rationalisierungskredite, 1957-1960	(addiert)	265
4. Sonderabschreibungen in Schachtanlagen 30-50% in 5 Jahren, ab 1957, ab 1960 noch erhöht		?
5. Bewertungsabschläge für Haldenbestände von 10 auf 30% erhöht, ab 1959		?
		?
6. Einführung des Kohlenzolls von 20 D-Mark/Tonne, ab 1959		250
7. Ablösung der Kohleneinfuhrverträge mit den USA, 1959 (einmalig)		75
8. Härteausgleich für Bergleute, 1959	(einmalig)	
9. Anpassungsbeihilfen für von der Rationalisierung betroffene Arbeiter, ab 1959	(addiert)	41
10. Heizölsteuer – 10 D-Mark/t f. leichtes Heizöl, 25 D-Mark/t für schweres Heizöl, 1960-1963	(addiert)	800
	(addiert)	23
11. Rationalisierungsbeihilfen, ab 1960	(addiert)	100
12. Frachthilfe, ab 1960	(pro Jahr)	?
13. Erweiterung der Sonderabschreibungsmöglichkeiten, ab 1960		?
14. Frachtverbilligung f. Kohlenzüge, ab 1960		
15. Bundeszuschuss für knappschaftliche Renten- u. Krankenvers.	1961:	
	1962:	1 718
		1 521
	1963:	1 665
16. Senkung der Kohlen-Bahntarife um 11%, ab 1962	(pro Jahr)	100
17. Zinsverbilligte Kredite, 1962-1963	(addiert)	35
18. Lohnbeihilfe an die Saarbergwerke, 1962	(einmalig)	30
19. Lohnbeihilfe an die Ruhrbergwerke, 1962	(einmalig)	200
20. Heizölsteuer, 4 Jahre voll erhoben, 2 Jahre zu 50%, 1963-1969 (addiert)		2 000
21. Rationalisierungsbeihilfen, 1963-1968	(addiert)	300
22. Neuregelung der Bergmannsprämie, 1963		?

Quelle: «Die Zeit» v. 5. April 1963, S. 26

¹ Verschiedene steuerliche Erleichterungen sind in dieser Übersicht nicht aufgeführt.

Auch die Verstaatlichung der Zechen würde nicht fruchten. Die Situation ist in England und Frankreich, wo die Kohle verstaatlicht ist, nicht besser als in der Bundesrepublik, das nur einige staatliche Bergwerksgesellschaften kennt (Bergwerksgesellschaft Hibernia AG, Ewald Kohle AG und Gewerkschaft Haus Aden, Märkische Steinkohlegewerkschaft). Das einzig Tröstliche ist, dass unser Steinkohlenbergbau zum grössten Teil in der Hand weniger deutscher, französischer, belgischer und belgisch-luxemburgischer Konzerne liegt, zu denen sich wahrscheinlich bald eine amerikanische Ölgruppe – die Socony Mobil Oil Co. Inc., New York – gesellen wird, die schon seit geraumer Zeit in enger Beziehung zu einigen Tochtergesellschaften der Gelsenberg-Benzin AG (einer Tochtergesellschaft der Gelsenkirchener Bergwerks-AG) steht. Die Steinkohlenkrise also hat, alles in allem, keine Armen getroffen – es sei denn die Kleinzechen, die ihre Betriebe zu Hunderten stillgelegt haben, und hier und da ein kleines Unternehmen von geringer Bedeutung.

Warum sollte man da nicht hingehen und die grossen Zecheneigner, die staatlichen Bergbauunternehmen, die Krupp, Rhestahl, Hoesch, Mannesmann, Klöckner, die Deutsche Erdöl AG, die Stinnes-Gruppe, die der Haniel-Familie nahestehende Hüttenwerk Oberhausen AG, die Gebr. Stumm, die Hamborner Thyssen und die Thyssen-Borncmisza, Schering, die BASF, die Deutsche Continental-Gas-Gesellschaft, die Stadt Nürnberg und die Gelsenkirchener Bergwerks-AG – wem sie dann auch gehören mag – zu einem Zweckverband zusammenfassen, der auch die ausländischen Eigner (de Wendel, Sidéchar, Arbed und Libbey-Owens-Gruppe) angehören müssten? Die Aufgaben des Verbandes könnten fest umrissen sein – Planung, wärmetechnische und kohlechemische Entwicklung, Rationalisierung, Behebung bereits eingetretener und Abwendung künftiger Bergschäden, Arbeiten zur Rückgewinnung des der Kohle verlorengegangenen Terrains –, die Aufsicht über die Verbandstätigkeit müsste straff organisiert werden. Einmal muss doch etwas geschehen, und warum sollte man die Mächte, die hinter der Kohle stehen, nicht dazu aufrufen – notfalls auch dazu zwingen –, endlich etwas zu tun, was sowohl in ihrem wohlverstandenen Eigeninteresse als auch im Interesse der Nation liegt?

GEHT ES IMMER SO WEITER?

Legst du dich, so wirst du dich nicht fürchten,
sondern süss schlafen;
dass du dich nicht fürchten darfst vor plötzlichem Schrecken noch vor dem Sturm der Gotteslosen, wenn er kommt.

Sprüche Salomonis, Kap. 3, Vers 24, 25

5. Juli 1934 – In Deutschland zitterte noch die aus Angst, Scham, Verzweiflung und Hoffnung gemischte Stimmung nach, die die Ereignisse des 30. Juni und 1. Juli geschaffen hatten: Der «Führer» hatte damals den sogenannten «Röhmputsch niedergeschlagen», das heisst er hatte den Stabschef der SA und Reichsminister Ernst Röhm, eine grosse Zahl hoher SA-Führer, darunter die Obergruppenführer München, Schlesien und Brandenburg, die Gruppenführer Sachsen und Brandenburg und zahlreiche kleine SA-Männer erschossen und «Reaktionäre», persönliche Feinde und Gegner des Regimes, etwa den General Schleicher und seine Frau, General Bredow, Papens Mitarbeiter von Bose und Edgar Jung, den Führer der katholischen Aktion Erich Klausener, den alten Widersacher Gregor Strasser, den 73jährigen Ritter von Kahr, der den Münchner Putsch von 1923 vereitelt, und den Pater Bernhard Stempfle, der Hitlers «Mein Kampf» redigiert hatte, über die Klinge springen lassen. Die Zahl der Opfer ging in die Hunderte: es gab solche, deren politische Bestrebungen eine Gefahr für Besitzbürgertum und Reichswehr bedeuten mochten, solche, von denen man fürchtete, sie könnten der Fortentwicklung des Führerstaats in den Weg treten, solche, die sich aus gleich welchen Gründen und zu gleich welcher Zeit den Machthabern verhasst gemacht hatten, und endlich die völlig Ahnungs- und Schuldlosen, die durch einen makabren Zufall in die Todesmühle geraten waren.

Die Tiefenwirkung dieser Ereignisse war stark, die Breitenwirkung gering. Die Schicht war relativ dünn, der damals die Augen für das Wesen des Gewaltregimes geöffnet wurden. Die breite Masse amüsierte sich herrlich an jenem sommerlichen Sonntag, der von den Schüssen der SS-Peletons widerhallte.

Warum auch nicht? Der Millionengemeinde der Sportbegeisterten in Deutschland war der Tisch reichlich gedeckt. Sonntag, der 1. Juli 1934, war ein Tag aufregender Kämpfe und strahlender Siege, die viel mehr Beachtung fanden als die Auseinandersetzungen innerhalb der Partei, die ein paar Dutzend oder ein paar Hundert alten Parteigenossen oder Parteigegegneten den Kopf gekostet hatten: Im Endspiel der deutschen Fussballmeisterschaft siegte Schalke 04 über den 1. F. C. Nürnberg mit 2 : 1 und errang durch diesen Sieg

zum ersten Mal die deutsche Fussballmeisterschaft. Der Jubel im Kohlenpott, den das grosse Ereignis auslöste, schloss jeden Gedanken an die politischen Ereignisse des nämlichen Tages aus. Die Fans der Sportfliegerei verfolgten den Deutschlandflug 1934, der als Wertungsprüfung für Flugzeugstaffeln durchgeführt wurde und sich mit vier Tagesschleifen fast über ganz Deutschland erstreckte. Sie blickten nach Paris, wo Gerhard Fieseler im grossen internationalen Kunstflugwettbewerb sich den Titel des Weltmeisters und der hervorragende portugiesische Kunstflieger Hauptmann d'Abreu sich den Tod holte. Auch der Segelflug trug dazu bei, die Stimmung zu heben: Kuhn, Segelflieger der Landesgruppe Danzig – die offenbar schon dem Reich zugerechnet wurde –, hatte sich am Sonntag auf 2'100 m Höhe hochziehen lassen und mit 85 Loopings den bisherigen Rekord von 75 Loopings überboten.

Auch der Pferdesport bot grosse und glanzvolle Kämpfe: Den Preis der Nationen des Warschauer Internationalen Reitturniers konnte Deutschland mit 36 Fehlerpunkten vor Frankreich und Polen mit je 75 und Lettland mit 148⁴ Punkten an sich bringen. Der Preis der Nationen des Internationalen Reitturniers in Aachen um den Hindenburgpokal fiel freilich an die italienische Mannschaft, doch konnten die Deutschen den zweiten Platz belegen. Das deutsche Springderby gewann Frau von Opel auf Nanuk.

Über die Holländer konnten die Deutschen gleich zweimal siegen: In Amsterdam wurde ein Länderkampf der Radfahrer Deutschland gegen Holland ausgetragen, den die deutschen Fahrer in der Gesamtwertung siegreich beendeten. In Düsseldorf fand der achte Länderkampf im Wasserball statt, den Deutschland mit 7 : 3 als Sieger bestand.

Das Interesse der vielen tausend, vielleicht gar hunderttausend Sportkegler wurde vom IV. Internationalen Kegeltturnier zu New York in Anspruch genommen. Freilich, die amerikanischen Mannschaften, die sich auf den eigenen Bahnen ja besser auskennen mussten als die Europäer, belegten die drei ersten Plätze. Aber dann folgten gleich die Deutschen. Das war immerhin den gedämpften Jubel der deutschen Kegelfreunde wert.

So war denn die Atmosphäre dieses Sonntags – das Gemisch von Pulverdampf, Auspuffgasen, Schweiss- und Blutdunst – dick und erregend genug, die Phantasie des Volks, der Presse- und Funkkommentatoren, der Regierungs- und Parteisprecher mindestens während einer Woche zu beschäftigen. Über Schalke 04 und Gerhard Fieseler konnte man reden, trunken von Nationalstolz, Lokalpatriotismus und sportlicher Begeisterung; die Erschiessung des Berliner Gruppenführers Karl Ernst und des früheren Organisationsleiters der NSDAP Gregor Strasser interessierte selbst noch die alten Gegner im Fischerkietz von Charlottenburg. Was aber jenseits des Nebels geschah, in dem die Träger der Sporttrophäen und die Schemen der Gestürzten agierten, interessierte keinen Menschen, weder die Presse noch ihre Leser.

DER GROSSE WANDEL IM UMWANDLUNGSRECHT

Am wenigsten Beachtung fanden natürlich die Gesetzgebungsakte jener Tage, besonders wenn sie so unpopulären Gegenständen galten wie der Gesellschaftsform grosser und kleinerer Wirtschaftsunternehmen. Das «Gesetz über die Umwandlung von Kapitalgesellschaften» vom 5. Juli 1934 wurde kaum in der Presse erwähnt, blieb in der präzisesten Zeitchronik («Archiv der Gegenwart») unverzeichnet und fand nirgendwo die Würdigung, die es verdient hätte. Dabei handelte es sich um ein Gesetz von hoher Bedeutung, das bis zum Ende des Jahres 1956 in Geltung blieb: um das legislatorisch manifestierte Bemühen des nationalsozialistischen Staats, die «Abkehr von der Anonymität zur Eigenverantwortung» der Unternehmen und in gewissem Umfang auch die «Entschachtelung» der Kapitalgesellschaften zu erzwingen.

Das Ziel war dem alten Umwandlungsgesetz *verbis expressis* gesteckt; denn das Gesetz hatte folgenden Wortlaut:

«Um in geeigneten Fällen die Abkehr von anonymen Kapitalformen zur Eigenverantwortung des Unternehmens zu erleichtern, hat die Reichsregierung das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird.

§ 1 (1) Eine Aktiengesellschaft, eine Kommanditgesellschaft auf Aktien oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung kann... in eine offene Handelsgesellschaft, in eine Kommanditgesellschaft oder in der Weise umgewandelt werden, dass ihr Vermögen unter Ausschluss der Liquidation auf den alleinigen Gesellschafter übertragen wird.»

Die Charakteristika des alten Gesetzes klingen hier schon an; aber wir wollen uns nicht mit dieser allgemeinen Feststellung begnügen, sondern die einzelnen Typen der Umwandlung Revue passieren lassen.

Erster Fall: Nach § 2 des UWG kann die Generalversammlung einer Aktiengesellschaft die Übertragung des Vermögens auf eine offene Handelsgesellschaft beschliessen, wenn sich *alle Aktien in der Hand der offenen Handelsgesellschaft* befinden.

Zweiter Fall: Nach § 8 kann das Vermögen einer Aktiengesellschaft, deren Aktien sich in einer Hand befinden, auf den alleinigen Gesellschafter übertragen werden. Der alleinige Gesellschafter braucht keine natürliche Person zu sein; er kann auch eine juristische Person, etwa eine Aktiengesellschaft sein.

Dritter Fall: Nach § 9 kann die Hauptversammlung einer AG die *Errichtung einer offenen Handelsgesellschaft* beschliessen, *an der alle Aktionäre als Gesellschafter beteiligt sind*, und gleichzeitig den Beschluss fassen, das Vermögen der AG auf die OHG zu übertragen. Dem Umwandlungsbeschluss müssen nach §10 sowohl die bei der Hauptversammlung anwesenden, als auch die nicht anwesenden Aktionäre zustimmen, deren Einverständnis notariell oder gerichtlich zu beurkunden ist. Sinngemäss werden diese Bestimmungen auch bei der Umwandlung einer AG auf eine Kommanditgesellschaft angewendet.

Vierter Fall: Für die Umwandlung einer Kommanditgesellschaft auf Aktien gelten die gleichen Bestimmungen wie für die Umwandlung einer AG. Der Beschluss der Generalversammlung bedarf überdies der Zustimmung der persönlich haftenden Gesellschafter, die gerichtlich oder notariell beurkundet werden muss.

Fünfter Fall: Die Umwandlung einer GmbH kann nur in einer Gesellschafterversammlung und nur mit *Zustimmung aller Gesellschafter*, der anwesenden wie der nicht anwesenden, beschlossen werden.

Charakteristisch für das Umwandlungsgesetz Nr. 1 war also, dass sorgfältig darauf bedacht genommen wurde, ausnahmslos alle Aktionäre oder Gesell-

Der Erfolg des Umwandlungsgesetzes vom

Bezeichnung	1934		1935		1936		1937	
	Zahl	Nominalkapital Mill. R-Mark	Zahl	Nominalkapital Mill. R-Mark	Zahl	Nominalkapital Mill. R-Mark	Zahl	Nominalkapital Mill. R-Mark
Umwandlungen ¹ in								
Einzelunternehmen	18	5,5	124	15,1	110	13,5	186	53,9
Offene Handelsges.	16	1,8	59	14,9	53	17,2	102	54,3
Kommanditges.	7	1,0	106	23,5	112	42,8	392	232,9
Ges. bürg. Rechts	—	—	19	3,6	17	2,4	41	8,9
Sonstige Unternehmensformen	—	—	—	—	2	0,1	9	1,8
Einschl. Vermögensübertragung auf den Hauptaktionär								
Verschmelzung mit einer AG	5	16,8	44	148,3	53	112,1	84	170,8
einer GmbH	6	8,4	20	6,2	18	9,9	33	91,8
Verstaatlichung	1	0,2	4	7,3	5	1,3	18	45,4
Insgesamt:	53	28,7	376	218,9	370	199,3	865	659,8

schafter an Prozedur und Ergebnis der Umwandlung zu beteiligen: umgewandelt konnte entweder werden, wenn sämtliche Aktien einer AG bei einer offenen Handelsgesellschaft oder einem Aktiengesellschafter lagen oder wenn alle Aktionäre oder Gesellschafter für die Umwandlung votierten und sichergestellt war, dass sie an dem aus der Umwandlung hervorgehenden jungen Unternehmen teilhatten. Die Vorstellungen der Rechtsstaatlichkeit waren damals noch stark genug, den Normen der Demokratie, die innerhalb der Kapitalgesellschaften herrschten oder zu herrschen hatten, uneingeschränkte Geltung zu verschaffen. Sprach auch nur ein Aktionär oder Gesellschafter sich gegen die

Umwandlung aus, oder wurde auch nur einer von der Beteiligung an der Gesellschaft ausgeschlossen, die aus der Umwandlung hervorgehen sollte, so war die ganze Prozedur unmöglich gemacht. *Pereat mundus, fiat justitia.*

Eine steuerliche Begünstigung der Umwandlung wurde nur bis zum 31. Dezember 1937 gewährt. Die Privilegierung wurde gern mitgenommen; ob sie das entscheidende Motiv für die Umwandler war, muss füglich dahingestellt bleiben: Gemessen am beteiligten Kapital fielen mehr als ein Drittel (37,4%) der Umwandlungen in die Zeit nach dem Auslaufen der Steuerbegünstigungen.

Wie dem nun sei: die Zahlen, die das streng sekretierte Statistische Jahr-

5. 7. 1 1934 bei den Aktiengesellschaften

1938		1939		1940		Zusammen Ausserdem bei den Gesellschaften mit				
Zahl	Nominal- kapital Mill. R-Mark	Zahl	Nominal- kapital Mill. R-Mark	Zahl	Nominal- kapital Mill. R-Mark	Zahl	Nominal- kapital Mill. R-Mark	Fr Kapital im Saarland	S Kapital in der Ostmark	Ke Kapital im Sude- tenland
Umwandlung N ¹ in										
87	21,2	29	9,1	14	3,1	568	121,4	11	28	10
37	16,2	9	1,3	4	2,3	280	108,0	4	17	3
114	46,2	28	10,7	15	14,6	774	371,7	4	39	11 ²
21	2,4	4	1,1	1	0	103	18,4	2	5	—
8	5,4	2	1,1	2	0	23	8,4	—	4	—
		Einschl. Vermögenübertragung		auf den Hauptaktionär						
54	88,1	16	20,8	17	40,9	273	597,8	4	36	4
18	16,6	3	1,1	6	3,2	104	132,2	5	7	3
7	254,3	2	10,6	5	91,0	42	410,1	—	2	—
346	450,4	93	55,8	64	155,1	2 167	1 768,0	30	138	31

Quelle: Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1941/42

buch 1941/42 mitteilt, zeigen, dass dem Gesetz nur ein geringer Erfolg beschieden war. Von 1934 bis einschliesslich 1940 waren 1'748 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 627,9 Millionen R-Mark auf Personengesellschaften umgewandelt worden: von der Chance der Vermögensübertragung auf den Hauptaktionär – Verschmelzung mit einer AG, einer GmbH AG, einer GmbH oder Verstaatlichung – hatten 419 Aktiengesellschaften mit einem Ka-

¹ Einschliesslich Vermögensübertragung auf den Hauptaktionär.

² Ausserdem 1 Ges. mit S Kapital im Sudetenland.

pital von 1'140,1 Millionen R-Mark Gebrauch gemacht. Das war nicht viel, und am nachdrücklichsten war der Teil des Gesetzes repudiiert worden, der die «Abkehr von anonymen Kapitalformen» zu fördern trachtete.

Das Gerede über die Anonymität des Aktienkapitals ist in der Tat so hirnverbrannt wie nur möglich. Die Aktiengesellschaft ist zu einer gewissen Publizität verpflichtet, wenn es auch immer noch Gesellschaften gibt, die selbst die Höhe ihrer Umsätze geheimhalten, und kaum eine, deren Bilanzehrlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Die GmbH dagegen und vollends die Personalgesellschaft schweigen sich – mit ganz geringen Ausnahmen – wie die Austern über den Gang der Geschäfte aus. Es ist nicht schwer, mit dem Finger auf die «nicht anonymen» Unternehmen hinzuweisen, die anonym bis zu dem Punkte sind, dass das Publikum sie ungeachtet ihrer Bedeutung kaum dem Namen nach kennt.

Aber nicht deshalb weigerte die Wirtschaft sich, am Kreuzzug wider die Anonymität des Aktienkapitals teilzunehmen; sie machte nicht mit, weil die Aktiengesellschaft kreditwürdiger oder kreditfähiger ist als die Personalgesellschaft. Dass dennoch die Zahl der Aktiengesellschaften im Dritten Reich rückläufig wurde, war weniger ein Erfolg des Umwandlungsgesetzes als das Ergebnis des Konzentrationsprozesses, den die Nationalsozialisten weder aufhalten konnten noch wollten: Ende 1933 hatte es im Altreich 9'148 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 20'635,2 Millionen R-Mark, Ende 1940 nur noch 5'397 Aktiengesellschaften mit 21'493,6 Millionen Mark Kapital gegeben, das heisst je Gesellschaft war das Nominalkapital von 2,247 Millionen R-Mark auf 3,983 Millionen (+ 77,3%) gestiegen.

Gleichwohl hatte die nationalsozialistische Legislatur ein bedeutendes Gesetzgebungswerk geschaffen: Der ehrliche und radikale Demokratismus machte das Umwandlungsgesetz zu einem weissen Raben unter den zeitgenössischen wie unter den späteren Gesetzgebungswerken. Das war ein Pluspunkt. Der andere war mit der Vereinfachung der Umwandlungsprozedur gegenüber dem bisherigen Recht gegeben. Sie bestand, um mit den Kommentatoren Pfundtner-Neubert zu sprechen, darin: «Dass sich der Übergang des Vermögens ohne Liquidation, also nicht im Wege von Einzelübertragungen, sondern durch Gesamtrechtsnachfolge voll(zog) und dass es zur Umwandlung weder eines Veräusserungsvertrages noch eines Gesellschaftsvertrages über die Errichtung einer neuen Gesellschaft be(durfte), vielmehr ein Beschluss der Generalversammlung über die Vermögensübertragung und über die Errichtung einer neuen Gesellschaft genügt(e).»

Töricht in seiner Zielsetzung – Eindämmung der Anonymität in der Wirtschaft – überlebte das Umwandlungsgesetz doch den Zusammenbruch des Dritten Reichs.

Erinnern wir uns, was wir als Charakteristikum des alten Umwandlungsgesetzes festgestellt hatten: ausnahmslos alle Aktionäre oder Gesellschafter – die bei der Haupt- oder Gesellschafterversammlung anwesenden und die nicht

anwesenden – mussten für die Umwandlung votieren, und es musste sichergestellt sein, dass sie alle an dem aus der Umwandlung hervorgehenden Unternehmen teilhatten. Das war klarer Demokratismus, ein wenig handgestrickt vielleicht in dem sturen, unbeeinflussbaren Bestreben, das Recht jedes Aktionärs oder Gesellschafters zu schützen: eine Auffassung von Rechtsstaatlichkeit, die auf die jahrhundertealte Tradition des Männerstolzes vor Fürstenthronen zurückblicken konnte. Altväterisch und unmodern also: die Bundesrepublik brauchte ein neues Gesetz, das, sagen wir: elastischer war als das alte und den inzwischen entstandenen Machtverhältnissen, der herrscherlichen Macht des grossen Kapitals, adäquat sein sollte.

Ganz unelastisch war auch das alte Gesetz nicht gewesen. Artikel 5 § 10 der ersten Durchführungsverordnung hatte gelautet: «Die Vorschriften über die Umwandlung einer Kapitalgesellschaft in eine offene Handelsgesellschaft, Kommanditgesellschaft oder Gesellschaft des bürgerlichen Rechts sind nicht anwendbar, wenn an den Gesellschaften juristische Personen als Gesellschafter beteiligt sind. Der Reichsminister der Justiz oder die von ihm bestimmte Stelle können Ausnahmen zulassen.»

Dazu bemerkt der Kommentar Pfundtner-Neubert: «Die Umwandlung durch Übertragung des Vermögens auf eine bestehende OHG oder KG, an der eine juristische Person als Gesellschafter beteiligt ist, ist demnach ebenso unstatthaft wie die Umwandlung unter gleichzeitiger Errichtung einer OHG oder KG, die eine juristische Person als Gesellschafter aufnehmen will. Ungeeignet, das Vermögen einer Kapitalgesellschaft im Wege der Umwandlung zu übernehmen, ist danach die sogenannte GmbH & Co, jenes Gebilde, dessen rechtliche Zulässigkeit zwar nicht mehr in Zweifel gezogen wird, das aber in Anbetracht seiner eigenartigen Zusammensetzung von der gesetzlichen Norm, die auf natürliche Personen als Gesellschafter abgestellt ist, erheblich abweicht... Um der neuen Regelung die für die Praxis erforderliche Dehnbarkeit zu sichern, ist dem Reichsminister der Justiz ... die Ermächtigung erteilt worden, Ausnahmen zuzulassen.»

Grundsätzlich also war es unstatthaft, im Wege der Umwandlung eine jener seltsamen Zwittergesellschaften zu schaffen, in der als unbeschränkt haftender Gesellschafter eine beschränkt haftende Gesellschaft figurierte; nur in dem schmalen Ermessensspielraum, der dem Justizminister zugebilligt worden war, konnte von der Regel ausnahmsweise abgewichen werden. Die Norm war und blieb, Kapitalgesellschaften in echte Personalgesellschaften umzuwandeln.

Aus § 1 des neuen Umwandlungsgesetzes folgt dagegen, dass Gesellschafter der Personalgesellschaft, in die eine Kapitalgesellschaft umgewandelt wurde, natürliche und juristische Personen sein können.

«Wer... seine bisherige Rechtsstellung als Anteilseigner z.B. einer AG oder GmbH aufgibt», heisst es dazu im Kommentar Veith-Börnstein (1958), «um nach der Umwandlung das Unternehmen als Einzelkaufmannsfirma (Allein-

inhaber) oder als persönlich haftender geschäftsführender Gesellschafter einer Personalgesellschaft fortzuführen, muss sich über die ausserordentliche rechtliche Tragweite eines solchen Schrittes klar sein. Er ist zukünftig mit seinem gesamten Vermögen auf Gedeih und Verderb mit dem Unternehmen verbunden. Eine solche Folge ist heute besonders schwerwiegend, weil – selbst bei der durch die Konjunktur der letzten Jahre gefestigten Wirtschaftsstruktur – doch nicht abzusehen ist, wie lange das ‚Wirtschaftswunder‘ andauern wird und wie sich etwaige Rückschläge vor allem bei dem häufig nur unzureichend vorhandenen Eigenkapital der Unternehmen letztlich auswirken werden.

In dem Bestreben, die unbeschränkte persönliche Haftung der natürlichen Personen zu vermeiden, wird gewiss häufig von der Möglichkeit Gebrauch gemacht werden, die Rechtsform der AG & Co oder der GmbH & Co zu wählen, das heisst also, durch entsprechende – vor Fassung des Umwandlungsbeschlusses zu treffende – Massnahmen dafür zu sorgen, dass *persönlich haftender Gesellschafter der Personalgesellschaft nicht eine natürliche Person, sondern wiederum eine Kapitalgesellschaft ist, deren ‚persönliche Haftung‘¹ zwar rechtlich unbeschränkt, aber wirtschaftlich durch ihr Grund- bzw. Gesellschaftskapital begrenzt ist.*»

Das alles entspricht der Logik des neuen Umwandlungsgesetzes und der seit 1922 geübten höchstrichterlichen Rechtsprechung. Zugegeben. Dennoch bleibt die Definition des Handelsgesetzbuchs (§ 161) bestehen: «Eine Gesellschaft ... ist eine Kommanditgesellschaft, wenn bei einem oder bei einigen Gesellschaftern die Haftung gegenüber den Gesellschaftsgläubigern auf den Betrag einer bestimmten Vermögenseinlage beschränkt ist (Kommanditisten), während bei dem anderen Teile der Gesellschafter eine Beschränkung der Haftung nicht stattfindet (persönlich haftende Gesellschafter).»

Wer mit einer Personalgesellschaft in Verbindung tritt – ihr etwa Waren auf Kredit liefert –, tut das, weil er weiss, dass mindestens ein oder mehrere Gesellschafter unbeschränkt – nicht nur «rechtlich», sondern auch «wirtschaftlich» unbeschränkt – haften. Wüsste der Partner, dass die Gesellschafter hell genug waren, «die unbeschränkte persönliche Haftung der natürlichen Personen zu vermeiden» – die de lege ein Wesensmerkmal der Personalgesellschaft ist –, und dass sie dies deshalb vermieden haben, weil sie Rückschläge fürchten, denen das «unzureichend vorhandene Eigenkapital» des Unternehmens nicht gewachsen wäre, so würde er sich mit der bauernschlauen Personalgesellschaft vielleicht, ja wahrscheinlich gar nicht eingelassen haben. Jedenfalls, einen hohen moralischen Standard bekunden die Überlegungen nicht, die die Zulassung beschränkt haftender Gesellschafter als unbeschränkt haftende Gesellschafter einer Personalgesellschaft rechtfertigen möchten. Aber sie haben sich nun einmal durchgesetzt: zunächst in der höchstrichterlichen Rechtsprechung, dann als herrschende Meinung und jetzt im neuen Umwandlungsgesetz, das solcherart ein hohes, den schlichten Gesetzesinhalt des HGB überspielendes Mass von Elastizität verrät.

Viel markanter jedoch als die Legalisierung der GmbH & Co erweisen die «Rausschmeisserparagrafen», dass das bisherige Recht nicht einfach als «dauernder Bestandteil des Handelsrecht übernommen» worden ist, sondern dass das neue Umwandlungsgesetz etwas völlig anderes ist als das alte.

Im neuen Gesetz werden nicht mehr die handgestrickten Tugenden der Achtung vor der Person des Gesellschafters und vor der Heiligkeit seines Eigentums geübt. Mein Gott, wie dumm und sentimental das gewesen war! Der Rechtsstaat neuer Art stellt sich wortkarg und ohne Bedenken auf die Seite des wirtschaftlich Stärkeren; das Recht des Einzelnen und der Minderheit ist ihm gleichgültig.

So heisst es denn in § 9 des neuen UWG: «Die Hauptversammlung einer Aktiengesellschaft kann die Übertragung des Vermögens auf eine offene Handelsgesellschaft beschliessen, wenn sich *mehr als drei Viertel* des Grundkapitals in der Hand der offenen Handelsgesellschaft befinden; der Beschluss kann mit den Stimmen der offenen Handelsgesellschaft ohne Rücksicht darauf gefasst werden, ob andere Gesellschafter der Umwandlung widersprechen oder zustimmen. Die Satzung kann bestimmen, dass sich ein grösserer Teil des Grundkapitals in der Hand der offenen Handelsgesellschaft befinden muss.»

Grundsätzlich gilt das gleiche auch für die Umwandlung einer GmbH oder einer bergrechtlichen Gewerkschaft. Wie die Aktiengesellschaft können auch diese beiden durch Mehrheitsbeschluss umgewandelt werden. Das macht den charakteristischen Unterschied zum alten Gesetz aus, das die Zustimmung aller Aktionäre oder Gesellschafter zur Umwandlung forderte und jedem von ihnen eine adäquate Beteiligung an einer neuerrichteten Gesellschaft einräumte. Mit Recht also heisst es bei Veith-Börnstein: «Die besondere Bedeutung der Umwandlung durch Mehrheitsbeschluss besteht darin, dass es in diesen Fällen der qualifizierten Mehrheit möglich ist, die Minderheit aus der Gesellschaft auszubooten.»

Was man auch zur Rechtfertigung des neuen Umwandlungsrechts vorbringen mag – und in dieser Hinsicht ist ja auf amtlicher und nichtamtlicher Seite einiges geschehen –, Tatsache bleibt jedenfalls, dass der Gesetzgeber die Partei des wirtschaftlich Stärkeren, des Mehrheitsbesitzers, ergreift und über die Belange der Minderheit ungerührt hinwegschreitet.

Aus der Interpretation dessen, was der Gesetzgeber von heute im Gegensatz zum bierehrlichen Gesetzgeber von 1934 für rechtsstaatlich hält, ergibt sich ein Rattenschwanz rechtspolitischer Bedenken. Professor Alfred Hueck beispielsweise, der Bearbeiter und Herausgeber des alten GmbH-Kommentars Baumbach-Hueck, schreibt (1960) in der 9. Auflage des Werks: «Die Bestimmung (des § 9) ist nicht unbedenklich, da sie der Mehrheit die Möglichkeit gibt, eine ihr unbequeme Minderheit aus der GmbH zu verdrängen, zumal die Minderheitsgesellschafter keine Beteiligung an der Personalgesellschaft, etwa als Kommanditisten, sondern nur eine Abfindung in Geld fordern können. Die Bedenken gegen die gesetzliche Regelung sind umso grösser, als § 9 auch

auf den Fall, dass Mehrheitsgesellschafter mit mehr als $\frac{3}{4}$ des Stammkapitals nicht eine OHG, sondern eine natürliche oder juristische Person ist, nach § 15 analog anwendbar ist und eine Gruppe von mehreren Mehrheitsgesellschaftern nicht gehindert werden kann, sich in der Form einer OHG, KG oder einer juristischen Person zusammenzuschliessen oder alle Stammanteile auf einen von ihnen zu übertragen, um die Voraussetzungen der §§ 9 und 15 zu schaffen.»

Gewiss ist es oft vorgekommen, dass Mehrheitsgesellschafter erst in der Retorte produziert wurden, die dann mit dem Recht des Stärkeren die Umwandlung zu ihren Gunsten in die Wege leiteten: ein problematisches Unterfangen, gegen das indessen kein Kraut gewachsen zu sein scheint. Interessanter jedoch ist die einfache Tatsache, dass es der Mehrheit de lege möglich gemacht worden ist, eine unbequeme Minderheit aus ihrem Eigentum – ihrem Miteigentum an einer prosperierenden Gesellschaft – zu verdrängen und sie mit Geld abzufinden.

Das wurde namentlich demjenigen klar, der sich als Aktionär einer starken, zum Marktmonopol drängenden Gesellschaft gegen die Gefahr der schleichenden Inflation gefeit glaubte und die immer noch währende Überhöhung der Aktienkurse als Ausgleich für das Absinken der Rendite nur zu gern in Kauf nahm: gab es einen starken Mehrheitsaktionär in seiner Gesellschaft, so musste der Kleinaktionär immer gewärtig sein, dass der Mehrheitsgesellschafter sich in die Position des Hauptgesellschafters aufschwang und nach § 15 des Umwandlungsgesetzes die Hand auf die Aktiengesellschaft legte. Denn dieser Paragraph besagt, dass der Hauptgesellschafter, der mehr als drei Viertel des Aktienkapitals, sagen wir: 76 Prozent, in der Hand hat, die Aktiengesellschaft auf sich oder auf eine Gesellschaft umwandeln kann, die er dann 100prozentig besitzt oder in deren Besitz er sich mit einem anderen Partner teilt.

Aktiengesellschaften, deren Satzung eine höhere als die vom Gesetz vorgeschriebene Mehrheit fordert, um die Umwandlung zu beschliessen, gibt es praktisch nicht. Im Normalfall kann der Mehrheitsaktionär, der 75 Prozent des Kapitals plus eine Aktie besitzt, die Umwandlung erzwingen, und er hat, wie wir wissen, in der Zeit, als die Umwandlung steuerbegünstigt geschehen konnte (1.1.1957 – 31.12.1959), weidlich vom verbrieften Recht des Stärkeren Gebrauch gemacht.

Von den Unternehmen der Montanindustrie hat eine ganze Reihe sich der Umwandlungschance bedient, sei's, um eine Minderheitsgruppe aus einem Konzernunternehmen zu verdrängen, sei es, um das Unternehmen zur Betriebsabteilung zu machen und so der Gefahr vorzubeugen, die die Wiedereinführung der Umsatzsteuer für das beherrschte Unternehmen heraufbeschwören könnte. Man weiss ja nie, wessen eine von Geldnot bedrängte Regierung fähig ist, zumal wenn die Regierung sich links vom herkömmlichen Kurs konstituieren sollte.

Hoesch, Mannesmann, die Klöckner-Werke und die Hütten- und Bergwerke Rheinhausen (Krupp), die von den Grafen Schaffgotsch in den Westen gerettete Bubiag und Hugo Stinnes jr. haben die Jahre der Steuerbegünstigung genutzt, um ihre Konzerne im Wege der Umwandlung abzurunden und zu festigen. Der prominenteste Konzernherr aber, der mit seinen Umwandlungen ein Stück Wirtschafts- und Rechtsgeschichte machte, war Dr. h. c. Friedrich Flick.

Es blieb fast unbemerkt, dass Flick die Metallhüttenwerke Lübeck AG – die frühere Hochofenwerk Lübeck AG, die er aus der Hahnschen Hinterlassenschaft erworben hatte – auf die Gesellschaft für Montaninteressen mbH umwandelte, die – Betriebs- und Holdinggesellschaft in einem – die Geschäfte der umgewandelten Firma als Metallhüttenwerke Lübeck GmbH weiterbetrieb; denn hier wie dort war Flick Aktiengesellschafter gewesen.

Anders verhielt es sich bei der Feldmühle und der früheren Dynamit-Actien-Gesellschaft vormals Alfred Nobel & Co, der heutigen Dynamit-Nobel AG, deren Umwandlung viel Staub aufwirbelte.

Wir wollen es uns versagen, auf die Einzelheiten der Umwandlungsaffären einzugehen. Sie wurden bereits an anderer Stelle dargestellt. Nur soviel sei zur Erinnerung gesagt: Flick kam zur Mehrheit bei der Feldmühle, indem er Dynamit-Nobel-Aktien gegen junge Aktien in die Feldmühle einbrachte. Als er knapp 58 Prozent der Feldmühle besass, gründete er gemeinsam mit Hugo Stinnes jr., der 21,4 Prozent hielt, die AG für Papier- und Zellstoffinteressen, in die die beiden Gründer ihre Feldmühlepapiere einbrachten. Dann kaufte Flick den Stinnes-Anteil an der neugegründeten AG gegen Hergabe von Sachwerten auf und verfügte mit der AG für Papier- und Zellstoffinteressen über einen Hauptgesellschafter, der 79,4 Prozent der Feldmühle-Aktien im Tresor liegen hatte.

Der Umwandlungsantrag des Hauptgesellschafters, der am 22. Dezember 1959 gestellt wurde, wäre reibungslos über die Bühne gegangen, wenn nicht der Kleinaktionär Fiermann Krages Widerspruch gegen den Umwandlungsbeschluss zu Protokoll gegeben und beim Landgericht Düsseldorf eine Einstweilige Verfügung erwirkt hätte, die der Feldmühle verbot, den Umwandlungsbeschluss zur Eintragung ins Handelsregister anzumelden. Am 14. April 1959 hob das Oberlandesgericht Düsseldorf die Landgerichtsentscheidung auf. Der Umwandlungsbeschluss wurde zur Eintragung angemeldet und die Anmeldung auch tatsächlich angenommen. Die Eintragung indessen wurde vom Registerrichter ausgesetzt: Dem Amtsgerichtsrat war der berechtigte Zweifel aufgestiegen, ob die Rausschmeisserparagrafen 9 und 15 des Umwandlungsgesetzes mit den Bestimmungen des Grundgesetzes, namentlich mit Artikel 3 (1) («Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich») und Artikel 14 (1) («Das Eigentum und das Erbrecht werden gewährleistet. Inhalt und Schranken werden durch die Gesetze bestimmt»), zu vereinbaren seien. Er brachte die Sache also vor das Verfassungsgericht.

Die Entscheidung des hohen Gerichts fiel am 7. August 1962, wie nicht anders zu erwarten, zugunsten von Friedrich Flick. Die Begründung des Rechtsspruchs war freilich nicht widerspruchsfrei. Einmal hiess es, die aus ihrer Beteiligung verdrängte Gruppe der Minderheitsaktionäre sei keineswegs enteignet worden (obwohl sie ihr Eigentum tatsächlich verloren hatte). «Eine Enteignung muss stets vom Staat oder doch von dem mit staatlichen Zwangsrechten beliehenen Unternehmer ausgehen», liest man in der Urteilsbegründung. «Wenn der Gesetzgeber der Hauptversammlung generell die Befugnis gibt, eine Mehrheitsumwandlung zu beschliessen, so verleiht er nicht eine Enteignungsbefugnis, sondern ermächtigt die Hauptversammlung zu einer Umgestaltung der privatrechtlichen Beziehungen zwischen den Aktionären.» Ehrlicher und anständiger hätte es zwar heissen müssen: «Wenn der Gesetzgeber dem Hauptgesellschafter die Befugnis gibt, eine Mehrheitsumwandlung zu beschliessen...»; denn das ist ja gerade der Witz, dass derjenige, der 76 Prozent der Aktien in der Hand hat, die 24prozentige Minderheit mundtot machen und über ihre Köpfe hinweg die Umwandlung beschliessen kann, die sie die Kleinen, um ihren Aktienbesitz erleichtert. Die Kleinaktionäre mögen noch so energisch dagegen protestieren, dass ihnen ihr Sachwertbesitz abgenommen und in eine Geldabfindung umgewandelt wird – der Wille des Hauptgesellschafters, notabene: nicht der Hauptversammlung, setzt sich durch. Er ist de lege befugt und befähigt, die «privatrechtlichen Beziehungen zwischen den Aktionären» so umzugestalten, dass das Aktieneigentum der Minderheitsgruppe an ihn, den Hauptgesellschafter übergeht.

An einer anderen Stelle sagte die Urteilsbegründung: «Der Gesetzgeber konnte es aus gewichtigen Gründen des gemeinen Wohls für angebracht halten, den Schutz des Eigentums der Minderheitsaktionäre hinter den Interessen der Allgemeinheit an einer freien Entfaltung der unternehmerischen Initiative im Konzern zurücktreten zu lassen. Diese Entscheidung ergibt sich aus einer Abwägung zwischen der Bedeutung der Grundrechte aus Art. 2 Abs. 1 («Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmässige Ordnung oder das Sittengesetz verstösst») und Art. 14, Abs. 1 des Grundgesetzes im Rahmen einer konzernabhängigen Gesellschaft.»

Also wiederum: dann gibt das Verfassungsgericht doch zu, dass eine Enteignung vorliegt? Offenbar ja, obwohl das zunächst bestritten wurde. Denn wie anders ist es zu verstehen, dass der Gesetzgeber nicht nur den Schutz des Eigentums der Minderheitsaktionäre, den Art. 14, Abs. 1 des Grundgesetzes gebietet, sondern auch das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, das das Grundgesetz in Art. 2, Abs. 1 jedem Deutschen garantiert, suspendieren kann, wenn das der «freien Entfaltung der unternehmerischen Initiative im Konzern» dienen kann?

Natürlich können Gesetzgeber und Verfassungsgerichte das Recht des wirtschaftlich Stärkeren und selbst die Suspendierung des Grundgesetzes dekretie-

ren. Das passt durchaus in die Auffassung der Rechtsstaatlichkeit, der die Bundesrepublik im Zeichen des Wirtschaftswunders zur Geltung verhelfen hat. Aber das Urteil des in letzter Instanz sprechenden Gerichts sollte doch eleganter konzipiert sein, sollte auf Taschenspielertricks verzichten, sollte nicht Hauptversammlung sagen, wo es um den Hauptgesellschafter geht, sollte nicht von einer «Umgestaltung der privatrechtlichen Beziehungen zwischen den Aktionären» sprechen, wo es sich schlicht und einfach um die Enteignung der Minderheit zugunsten der Mehrheit handelt, sollte die Enteignung nicht leugnen und sie gleichzeitig zugeben. Das ist schlechter Stil, den man dem höchsten Gericht auf dem Gebiet des Verfassungsrechts nicht nachsehen sollte, so zutreffend sein Urteil auch die Absichten des Gesetzgebers interpretieren mag, der in unserer «konzernabhängigen Gesellschaft» das Machtstreben des wirtschaftlich Stärkeren zur letzten Norm der Rechtsübung erhebt.

Freilich, das «Fiat justitia, pereat mundus» erhält in diesem Lied einen makabren Klang.

Es liesse sich zu Transaktionen, die Flick mit dem Ziel praktizierte, die Herrschaft über den grössten Papier- und einen der grössten Zellstoffkonzerne zu erlangen, noch einiges sagen. Aber beschränken wir uns darauf, ganz grob den Weg zu skizzieren, der Flick zur Mehrheit bei der Feldmühle und Dynamit-Nobel führte.

Flick, ursprünglich Minderheitsaktionär bei der Feldmühle, gelangte dadurch zur Mehrheit, dass er Dynamit-Nobel-Aktien gegen junge Aktien auf den Papierkonzern übertrug. Auf diese Weise kam er einerseits auf rund 58 Prozent der Feldmühle-Aktien und 25 bis 26 Prozent der im Gewahrsam der Feldmühle liegenden Dynamit-Nobel-Aktien. In der zweiten Hälfte des Jahres 1959 erwarb er gegen rund 30 Prozent der Gussstahlwerk Witten AG und eine Barabfindung von der Rhein Stahl deren Paket Dynamit-Nobel-Aktien – etwas mehr als 30 Prozent des Kapitals –, das er dem bei der Feldmühle liegenden Paket hinzufügte. Das heisst: über die Feldmühle kontrollierte er rund 57 Prozent der Dynamit- und Kunststoffgesellschaft.

Jetzt erst errichtete er gemeinsam mit der schweizerischen Maschinen- und Waffenfirma Oerlikon Bührle & Co, die ihrerseits 25 Prozent Dynamit-Nobel besass, die AG für Kunststoffwerte, in die 57 + 25 = 82 Prozent Dynamit-Nobel eingebracht wurden. Auf diese Gesellschaft wurde am 28. Dezember 1959 die Dynamit-Nobel AG vormals Alfred Nobel gegen den Einspruch von fünf Kleinaktionären umgewandelt. An der neu errichteten Gesellschaft, die das Geschäft der alten Dynamit-Nobel AG weiterführt, ist die Feldmühle – hundertprozentiger Flick-Besitz – mit 67,6, die Friedrich Flick KG mit 7,4 und Oerlikon-Bührle mit 25 Prozent beteiligt.

Auf diesem originellen und kostensparenden, im Übrigen aber völlig legalen Weg hat Flick das Ziel erreicht, Aktiengesellschafter der Feldmühle und Hauptgesellschafter der Dynamit-Nobel AG zu werden.

Roma, locuta, causa finita: Das Bundesverfassungsgericht hat entschieden,

dass Flick in seinen Umwandlungsaffären nie auch nur einen Schritt von der Legalität abgewichen ist. Wie hätte das einem der besten Kenner des deutschen Gesellschaftsrechts auch geschehen sollen? Das Recht stand immer auf seiner Seite: dem Mächtigen hilft Gott.

ORGANSCHAFT UND ANDERE PRIVILEGIEN

Die Vorsehung mag sich der gesetzgebenden, der richterlichen oder exekutiven Gewalt oder – wie es in der Umwandlungspraxis geschehen ist – aller drei Gewalten bedienen, sie wird immer auf die Seite des Mächtigen treten.

Nehmen wir etwa den Fall der «Organschaft».

Die Rechtsprechung hatte schon vor 1934 den Standpunkt vertreten, dass wirtschaftlich völlig beherrschte Unternehmen ihren Umsatz mit dem beherrschenden Unternehmen, dem sie durch ein «Organschaftsverhältnis» verbunden waren, nicht zu versteuern brauchten. Eine Eisengiesserei etwa, deren Aktien zu 75 Prozent bei einer Maschinenfabrik lagen, war hinsichtlich ihrer Lieferungen an die Muttergesellschaft von der Umsatzsteuer befreit. Dieser Grundsatz wurde 1934 in § 2 Abs. 2 Ziffer 2 des Umsatzsteuergesetzes übernommen und galt während des ganzen Dritten Reichs.

Nach dem Zusammenbruch allerdings waren die Militärregierungen anderer Meinung, als die richterliche und gesetzgebende Gewalt des Reiches gewesen waren. Durch Artikel II des Kontrollratgesetzes Nr. 15 wurde bestimmt, dass alle zwischen einer Muttergesellschaft und ihren Tochtergesellschaften oder zwischen mehreren Tochtergesellschaften derselben Muttergesellschaft getätigten Transaktionen der Umsatzsteuerpflicht in den Fällen unterliegen sollten, in denen sie umsatzsteuerpflichtig wären, wenn es sich um unabhängige Unternehmen gehandelt hätte. In verständliches Deutsch übersetzt hiess das: der Kontrollrat hatte das Institut der Organschaft abgeschafft; die umsatzsteuerliche Privilegierung der Organgesellschaften hatte aufgehört zu existieren.

Dabei blieb es ein Dutzend Jahre, ohne dass die deutsche Wirtschaft Schaden nahm. Durch das 9. Steueränderungsgesetz wurde die Organschaft mit Wirkung vom 1. April 1958 wieder eingeführt, durch das 11. Änderungsgesetz aber wurde der § 2 Ziffer 2 gegenüber früher geändert: «Demnach ist eine juristische Person nicht selbständig, wenn sie dem Willen des Unternehmers derart untergeordnet ist, dass sie keinen eigenen Willen hat. Diese Voraussetzung ist gegeben, wenn die juristische Person nach dem Gesamtbild der tatsächlichen Verhältnisse finanziell, wirtschaftlich und organisatorisch in das beherrschende Unternehmen eingegliedert ist. Sie gilt seit 1.10.1961 als nicht erfüllt, wenn dem Unternehmen nicht mehr als 75 Prozent der Anteile an der juristischen Person gehören oder wenn ihm nicht mehr als 75 Prozent des Stimmrechts zustehen. Die Eingliederung muss im Ganzen so stark sein, dass die Willensbildung der juristischen Person nicht von der des beherrschenden Unternehmens abweichen kann.» (Eckhardt-Scheiter, «Umsatzsteuer», 1961).

Die Bundestagsmehrheit war 1957 erstaunlicherweise der Auffassung gewesen, die Wiedereinführung der Organschaft werde — im Gegensatz zur Meinung der Siegermächte — nicht etwa konzernfördernd, sondern dezentralisierend wirken. Sie befand sich damit in Übereinstimmung mit dem Bundesfinanzhof, der in einem Urteil vom 17. Juli 1952 gesagt hatte, mit der Organschaft im Umsatzsteuergesetz werde «ganz im Gegensatz zu der vielfach verbreiteten Auffassung das Ziel erreicht, dass möglichst viele selbständige Unternehmen bestehen bleiben, dass aber auch gleichzeitig die aus der modernen Entwicklung der Technik nicht mehr wegzudenkende Verbundwirtschaft erhalten und schliesslich, dass die aus kreditpolitischen Erwägungen wünschenswerte Erhaltung möglichst vieler rechtlich selbständiger Unternehmen innerhalb einer Betriebszusammenfassung gewährleistet wird».

Die opinio communis denkt in diesem Punkt freilich anders, und die Exekutive teilt die Volksmeinung.

Im Anschluss an ein Urteil, das der Körperschaftssteuer Senat des Bundesfinanzhofs in dem Sinne fällte, die konzernfördernden Tendenzen der Organschaft sollten durch die Rechtsprechung nicht noch gefördert werden, verwehrte sich ein hoher Ministerialbeamter energisch gegen den Versuch des höchsten Finanzgerichts, in die Sphäre der Wirtschaftspolitik einzugreifen. «Es ist denkbar», schrieb Ministerialrat Steinberg in einer Zeitschrift, «dass der Bundesfinanzhof die Auffassung vertritt, dass die Konzentration von industriellem Eigentum auf dem Wege der organschaftlichen Zusammenfassung selbständiger Unternehmen nicht nur nicht durch das Steuerrecht gefördert werden dürfe, sondern dass dieser Konzentration auch durch das Steuerrecht entgegenwirkt werden müsse. Sollte dies der Fall sein..., so wäre mit allem Ernst darauf hinzuweisen, dass es nicht Sache des Bundesfinanzhofs... sein kann, wirtschaftspolitische Ziele zu verfolgen.» (zit. nach H. O. Lenel)

Mindestens ein Senat des Bundesfinanzhofs also vertritt — völlig zutreffend — die Auffassung, die Organschaft fördere die Konzentration wirtschaftlicher Macht, und mindestens ein Ministerialdirektor ist der gleichen Meinung. Nur dass der Vertreter der Exekutive glaubt, das Gericht dürfe keine wirtschaftspolitisch orientierte Entscheidungen treffen, obwohl er sicherlich zugeben würde, dass Theorie und Praxis der Organschaft ursprünglich Geschöpfe der Rechtsprechung waren.

Wie dem nun sei: ob «der» Bundesfinanzhof als ganzer die Organschaft für dezentralisierend, ob einer seiner Senate sie für konzernfördernd hält und wie die Ministerialbürokratie sich auch zu dem Problem stellen mag — der einfache Laienverstand sagt sich, dass steuerliche Privilegien, wie sie kraft Organ- und Schachtelbeteiligung verliehen werden, einfach weil sie begehrenswert sind, die Zusammenballung wirtschaftlicher Macht fördern müssen.

Bezog ein verarbeitendes Werk seine Materialien von einem Unternehmen, an dem es mit 30, 40 Prozent beteiligt war, so zahlte es im Preis die vier Prozent Umsatzsteuer ganz oder teilweise mit, die der Lieferant aufzubringen

hatte. Nach dem 1. April 1958 aber war das Lieferwerk von der Umsatzsteuer befreit, wenn sein Geschäftsfreund eine 51prozentige Beteiligung besass. Kein Zweifel, dass der Minderheitsbesitzer versuchen würde, seinen Anteil von, sagen wir, 40 auf mindestens 51 Prozent zu bringen, um seine Rohstoffe um die Umsatzsteuer verbilligt zu beziehen.

Seit Oktober 1961 muss der Verarbeiter allerdings mit mehr als 75 Prozent am Unternehmen seines Lieferanten beteiligt sein und die unternehmerische Willensbildung des beherrschten Unternehmens de facto beherrschen, um in den Genuss des Umsatzsteuerprivilegs zu kommen. Aber das wird kein Hindernis, sondern eher ein Anreiz sein, mit einem wichtigen Lieferanten ein Organschaftsverhältnis herzustellen – selbst wenn der Verarbeiter 10, 25 oder 40 Prozent der Gesellschaftsanteile hinzukaufen müsste, um in die Position des beherrschenden Unternehmens aufzurücken.

Bei einer Umsatzsteuer von vier Prozent würde sich eine Expansion dieses Typs durchaus lohnen. Das beweist die Berechnung, die Professor Schmölders auf der Tagung der Aktionsgemeinschaft soziale Marktwirtschaft 1958 in Ludwigsburg vorlegte: «Ein Unternehmen», sagte der Kölner Universitätslehrer, «das 4 Prozent Umsatzsteuer bezahlt und dem es gelingt, eine Vor- oder Nachstufe, die auch 4 Prozent bezahlen würde, in sich zu integrieren, spart umso mehr Umsatzsteuer, je häufiger es im Jahr sein Kapital umschlägt. Ein fünfmaliger Kapitalumschlag – das wäre keine besondere Seltenheit – bedeutet eine Ersparnis von fünfmal 4 Prozent vom Umsatz, bei fünfmaligem Umschlag also eine steuerliche Zusatzbelohnung von 20 Prozent des Kapitals pro Jahr. Wenn die Firma das wiederum fünf Jahre fortsetzt, ist theoretisch das Kapital zusammen, um auch noch die nächste Stufe hinzuzukaufen.» (zit. nach Lenel)

Die Berechnung ist allerdings konstruiert und allzu summarisch, um der Wirklichkeit gerecht zu werden. Aber sie zeigt doch richtig den Trend auf, dem alle Umsatzsteuerersparnisse – mögen sie erst erstrebt oder schon realisiert sein – zu folgen pflegen: dem Trend zur Konzentration.

Eindringlicher als das vom Münchner Ifo-Institut ausgetüftelte Exempel, das von Schmölders nur übernommen wurde, zeigt ein Beispiel aus der Wirklichkeit, wie Umsatzsteuer und Umsatzsteuerersparnis sich auswirken: «Der Einzelhandelsverkaufspreis eines Strassenschuhs», heisst es im Tagungsprotokoll der Aktionsgemeinschaft, das von Lenel zitiert wird, «ist nach einer sorgfältigen Berechnung mit 10,9 Prozent Umsatzsteuer belastet, wenn er aus einstufigen Produktions- und Handelsbetrieben stammt. Dabei ist der Umsatzsteueranteil der zugelieferten Maschinen und Betriebsstoffe mit eingerechnet. Ein mehrstufiges Unternehmen, welches eine Lederfabrik, Schuhfabrik und Einzelhandel in sich vereinigt, zahlt 5,2 Prozent Umsatzsteuer, spart also 5,7 Prozent vom Einzelhandelspreis. Es kann den Schuh also statt mit 30 D-Mark dank der Bevorzugung durch den Fiskus mit 28,30 D-Mark verkaufen.»

Schon das Steuerprivileg, das dem Unternehmen zugebilligt wird, das meh-

rere Verarbeitungsstufen organschaftlich integriert, wirkt konzentrationsfördernd. Zu schweigen davon, dass das beherrschende Unternehmen dem beherrschten in der Regel niedrigere als die gemeinhin üblichen Preise zahlen wird: ein Vorteil, der neben dem Steuerprivileg dazu beiträgt, die Konzernbildung durch Herstellung von Organschaftsverhältnissen zu fördern.

Natürlich fällt auch das sogenannte «Schachtelprivileg» als Konzentrationsmotiv ins Gewicht. Dieses Privileg gilt nur für Kapitalgesellschaften, die an anderen Kapitalgesellschaften mit mindestens 25 Prozent beteiligt sind. Die Vergünstigung besteht darin, dass die Obergesellschaften den Gewinn, der ihnen aus der Beteiligung zufließt, nicht noch einmal zu versteuern brauchen. Wohl wird er in der Handelsbilanz der Obergesellschaft als Betriebseinnahme ausgewiesen, für die Steuerbilanz aber wird er vom Gewinn abgesetzt. Viel macht die Begünstigung nicht aus; aber sie bietet doch einen Anreiz zur Konzentration, die weitere Konzentrationsvorgänge nach sich ziehen kann.

Das Schachtelprivileg zählt allerdings zu den «ollen Kamellen»; es wurde 1920 in das deutsche Gesellschaftsrecht aufgenommen, gehört streng genommen also nicht mehr zu unserem Stoff und wurde nur erwähnt, um einer Verwechslung von Organschafts- und Schachtelprivileg vorzubeugen.

Dagegen ist auf einige Umstände hinzuweisen, die in jüngerer Zeit entscheidend dazu beigetragen haben, die Macht der Mächtigen noch wesentlich zu stärken.

Man braucht nur eine Zeitung oder Zeitschrift aufzuschlagen, sich vor das Rundfunkgerät oder den Fernsehapparat zu setzen, ins Kino zu gehen oder sich auf der Strasse umzublicken, um*von vielerlei Kundenwerbungen berieselt zu werden. Da werden Autos, Autos und noch einmal Autos, Treibstoffe, Elektrogeräte jeglicher Art, Waschmittel und Kosmetika angeboten, da werden mit unterschwellig wirkenden Argumenten Zigaretten und Nahrungsmittel angepriesen, da werden optische Geräte, Entfettungsmittel und Schnäpse empfohlen, und da paradieren die reizendsten Miederwaren an Fotomodellen, die der sexuellen Phantasie nicht viel mehr zu wünschen lassen. Der Markt ist bestellt mit allen Symbolen des materiellen Glücks; es ist an alles gedacht: an den Rausch der Geschwindigkeit, des erotischen sight seeing, des Alkohol- und Nikotingenusses, an die Freuden der Arbeitersparnis und der Behaglichkeit, an die Wohltaten der Hygiene und des Wohnkomforts.

Eins aber ist allen Anpreisungen gemeinsam: sie werden von Firmen unternommen, die sich den Werbeaufwand leisten können. Die kapitalstarken Firmen, die den Verbrauchsgütermarkt – den Markt der primitiven Genüsse und des gehobenen Konsums – monopolistisch beherrschen, tragen nur zu gern dazu bei, das Weltbild des Massenverbrauchers zu gestalten: sie können die Werbeaufwendungen vom Gewinn (vor Steuern) absetzen, und das fällt umso schwerer ins Gewicht, je höher die Ertragsteuern sind. Der Fiskus zahlt die Werbekosten oder er wird doch hoch an ihnen beteiligt; die starken Firmen erweitern ihre Marktherrschaft, und zwar umso weiter, je mehr die

Schwachen, die über kein Werbebudget verfügen, zur Steuerleistung hcrangezogen werden.

Wenn zwei das Gleiche tun, ist es nicht das gleiche, und wenn die Steuerbelastung hoch ist, tritt die Differenzierung erst recht zutage. Ein starkes Unternehmen etwa, das sein reiches Produktionsprogramm um eine neue Produktion bereichert, kann es getrost hinnehmen, dass die neue Abteilung in die roten Ziffern gerät. Der Verlust wird vom Gewinn abgesetzt, die Ertragsteuer wird geringer, der Staat beteiligt sich am Verlust des Konzerns. Anders das kleine Unternehmen, das eigens für die Neuproduktion errichtet wurde: es kommt, wenn die Neufertigung nicht einschlägt, aus der Verschuldung nicht heraus.

Ähnlich verhält es sich mit den Abschreibungen: sie lohnen erst richtig, wenn die Ertragsteuern hoch sind. Aber es sind relativ wenige Firmen, die die Abschreibungschance ausgiebig zu nutzen vermögen. «Die im Zuge des Wachstums eines Unternehmens anfallenden Abschreibungsmöglichkeiten», schreibt der bewährte H. O. Lenel, «machen auch einen grossen Teil der Hemmungen der Konzentration zunichte, welche... die hohe Steuerbelastung durch Entzug von Gewinnanteilen mit sich bringt. Denn nur der Teil des Gewinns wird mit Ertragsteuer belastet, der nach der Verrechnung der steuerlich zulässigen Abschreibungen verbleibt. Wer rechtzeitig und fortlaufend entsprechende Abschreibungsmöglichkeiten schafft, mit anderen Worten, wer sein Unternehmen ständig durch Neuinvestitionen vergrössert, kann sein Vermögen mehr oder minder ungehindert durch die hohe Ertragsteuerbelastung *vergrössern*.»

Das klingt, wie gehabt: Wer immer wieder investiert und so in den Genuss der hohen Sätze kommt, die die degressive Abschreibung bietet, zieht sich am besten aus der Affäre. Aber wer kann so viel investieren, dass es sich auszahlt?

Es hat sich immer wieder bestätigt: vor allem die grossen Konzerngesellschaften der hochkonzentrierten Industrien, die keine übermässige Rücksicht auf die nach Hunderttausenden zählende Masse ihrer Aktionäre zu nehmen brauchen und mehr darauf bedacht sind, ihre Macht zu steigern, als klingenden Gewinn zu erzielen.

Es ist vielleicht überspitzt formuliert, wenn der hervorragende Steuerrechtler Ottmar Bühler sagt, das Schicksal der Konzerne entscheide sich auf dem Boden des Steuerrechts. Aber einen soliden Kern enthält diese These doch. Am Anfang der Wirkungsreihe, als die sich der deutsche Hochschwung präsentiert, den wir das «Wirtschaftswunder» nennen, steht das Steuerrecht mit seinen vielfachen Privilegierungen; an ihrem Ende steht das Wachstum zur Grösse und das Wachstum der Grossen, die Anhäufung von Wirtschaftsmacht, Geld und Besitz bei einer kleinen Gruppe von Einzelpersonlichkeiten, Familien, Firmen und Konzernen, die uns schicksalhaft mit dem Aufstieg der deutschen Wirtschaft verbunden scheint.

KAPITALERHÖHUNG UND KAPITALBERICHTIGUNG

Am Beispiel der Kapitalerhöhungen und -Berichtigungen lässt sich der Satz von der zunehmenden Machtkonzentration gut illustrieren.

Von den rund 2'350 Aktiengesellschaften der Bundesrepublik haben in den Jahren 1960 bis 1962 mehr als ein Zehntel – 186 Industrie- und Handelsgesellschaften, 39 Bankgesellschaften, 9 Verkehrs- und 33 Versicherungsgesellschaften – vom Recht auf Kapitalerhöhung Gebrauch gemacht. Das geschah aus mancherlei Gründen, unter denen der Kapitalbedarf der Gesellschaften natürlich der wirksamste war. Erwiesen die unter den Passiven stehenden Positionen: Rücklagen, Rückstellungen und Verbindlichkeiten sich als nicht hinreichend vermehrbar, um dem Wachstum des auf der Aktivseite stehenden Vermögens die Waage zu halten – das heisst im Wesentlichen: konnte oder wollte die Gesellschaft sich weder bei den Banken noch beim Publikum weiter verschulden –, so musste sie ihren Aktionären Gelegenheit bieten, durch Zeichnung junger Aktien das Gesellschaftskapital zu erhöhen. Es gab aber auch andere Gründe. Wurde einer beherrschenden Konzerngesellschaft die Majorität eines Unternehmens angeboten, die zu besitzen ihr wichtig schien, so wurden junge Aktien geschaffen und unter Ausschluss des Bezugsrechts der übrigen Aktionäre dem Vorbesitzer der Mehrheit übergeben. Auch um eine «Überfremdung» der Gesellschaft auszuschliessen, konnten junge Aktien begeben werden, obwohl die Rechtsprechung diesem von der Verwaltung der Gesellschaft gern aufgebotenen Argument heute mit grösserer Skepsis gegenübersteht, als das früher der Fall war. Genug, es gab mancherlei Gründe, das Aktienkapital zu erhöhen; der wichtigste aber war, um das noch einmal zu sagen, das Kapitalbedürfnis der Gesellschaften.

Das Recht der Kapitalerhöhung ist hauptsächlich in den Paragraphen 149 bis 158 des Aktiengesetzes geregelt und wurde im Anschluss an die verschiedensten höchstrichterlichen Entscheidungen von den Juristen viel und so widersprüchlich erörtert, wie eben nur Juristen diskutieren können. Interessant ist für uns aber nur, dass das Gesetz für den Beschluss über die Kapitalerhöhung grundsätzlich die Dreiviertelmehrheit des bei der Beschlussfassung anwesenden Grundkapitals, also die Dreiviertelmehrheit des Präsenzkapitals fordert, gleichzeitig aber bestimmt, dass «die Satzung... diese Mehrheit durch eine andere Kapitalmehrheit ersetzen und noch andere Erfordernisse aufstellen kann». Mit anderen Worten: Was auch die Satzung bestimmen mag, die einfache Mehrheit des *gesamten*, nicht nur des in der Hauptversammlung vertretenen, Kapitals ist notwendig, um den Beschluss zur Kapitalerhöhung zu fassen. Ebenso wichtig ist das, was § 153 über den Beschluss der Hauptversammlung sagt, das Bezugsrecht der Altaktionäre auszuschliessen. «Zur Beschlussfassung über den Ausschluss des Bezugsrechts der alten Aktionäre», lesen wir im Grosskommentar zum Aktiengesetz, «bedarf es neben den im Gesetz oder in der Satzung für die Kapitalerhöhung aufgestellten Erfordernissen

einer Mehrheit, die mindestens drei Viertel des bei der Beschlussfassung vertretenen Grundkapitals umfasst. Die Satzung kann diese Mehrheit durch eine grössere Kapitalmehrheit ersetzen und noch andere Erfordernisse aufstellen. Im Gegensatz zu der Bestimmung über den Kapitalerhöhungsbeschluss kann also die Satzung nicht anordnen, dass die einfache Kapitalmehrheit für den Ausschluss des Bezugsrechtes genüge. Sie kann nur strengere Bestimmungen als die Kapitalmehrheit von drei Vierteln des bei der Beschlussfassung vertretenen Grundkapitals festsetzen, wie z.B. Einstimmigkeit der in der Hauptversammlung Erschienenen oder der sich an der Abstimmung Beteiligten, oder Kapitalmehrheit von drei Vierteln des gesamten Grundkapitals, auch mehrfache Abstimmung u. dgl.»

Die Kürzung des kostbaren Rechts der Altaktionäre, junge Aktien «ihrer» Gesellschaft weit unter dem Börsenkurs zu beziehen – der Bezugskurs lag in den Jahren 1960 bis 1962 zwischen 100 und 300 Prozent des Nennwerts –, ist also an erschwerende Bedingungen geknüpft. Mindestens drei Viertel der Präsenzmehrheit müssen dafür stimmen; die Satzung kann sogar einen höheren Satz der Jasager verlangen; denn, in der Tat, hier geht es um die höchsten Güter der Nation: um Geld oder um geldwerte Papiere, die man mindestens teilweise geschenkt bekommt. Für wie lange sie freilich den Kurs behalten, der das Bezugsrecht so kostbar macht, ist eine andere Frage.

Kapitalerhöhungen 1960

Gesellschaft	HV Beschluss von 1960	Ende der Bezugsfrist 1960	Erhöhung (in 1'000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Industrie-Aktien					
Atlas-Werke	11. 1.	8. 2.	4 000	14 000	10 : 4
Beck & Henkel Maschinenbau	24. 6.	19. 8.	300	1 500	4 : 1
Boswau & Knauer	31. 3.	2. 6.	700	1 400	1 : 1
Brauhaus Nürnberg	12. 3.	24. 9.	1 121	4 484	3 : 1
Breitenburger Portland-Cement	29. 7.	26. 8.	2 000	8 008	3 : 1
Bremer Vulkan Schiffbau	20. 7.	22. 8.	13 650	36 400	5 : 3
Bremer Wollkämmerei	8. 7.	8. 8.	2 720	20 000	6 : 1
Brown, Boveri & Cie	1. 6.	26. 3.	9 000	63 000	6 : 1
J. Brüning & Sohn	22. 11.	28. 12.	2 800	5 600	1 : 1
Continental Gummi-Werke	27. 6.	25. 7.	27 625	138 125	4 : 1
Deutsche Edelstahlwerke	31. 3.	7. 5.	13 800	55 200	3 : 1
Dt. Gold- u. Silberscheideanst. Degussa	17. 3.	27. 4.	10 200	112 200	10 : 1
Didier-Werke	17. 12.59	22. 1.	5 500	30 950	5 : 1
Dortmund-Hörder-Hüttenunion	27. 4.	28. 5.	92 000	276 000	2 : 1
Dyckerhoff Zementwerke	24. 6.	23. 7.	16 800	58 800	3 : 1
Eichbaum-Werger-Brauereien	26. 3.	24. 9.	2 110	6 000	2 : 1
Farbenfabriken Bayer	21. 5.	6. 2.	75 000	735 000	10 : 1
Farbwerke Hoechst	11. 5.	3. 6.	56 200	618 200	10 : 1
Henninger-Bräu KG a. A.	9. 4.	16. 5.	2 400	9 600	3 : 1
Fr. Hesser Maschinenfabrik	8. 6.	9. 7.	2 500	10 000	3 : 1

Gesellschaft	HV Beschluss von 1960	Ende der Bezugsfrist 1960	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Hildesheimer Aktienbrauerei	26. 3.	1. 9.	270	1 620	5 1
Hüttenwerke Kayser	29. 6.	15. 8.	1 600	10 000	6 1
Hüttenwerke Oberhausen	28. 1.	15. 3.	52 000	260 000	4 1
Huta Hoch- u. Tiefbau	7. 7.	18. 8.	1 972	3 600	1 1,2
C. M. Hutschenreuther	12. 10.	21. 11.	1 200	3 600	2 1
Kabelwerke Rheydt	11. 4.	25. 5.	2 000	20 000	10 1
Karstadt	20. 6.	22. 7.	60 000	160 000	5 3
Kaufhof	29. 6.	15. 8.	45 000	150 000	7 3
Klößner-Werke	7. 12.	56 1. 12.	50 000	300 000	5 1
Küppersbusch & Söhne	8. 7.	18. 2.	1 600	8 000	4 1
Lederer-Bräu	27. 4.	31. 5.	665	3 500	5 1
Losenhausenwerk	21. 6.	10. 10.	500	4 500	10 1
Maschinenfabrik Buckau R. Wolf	14. 7.	13. 8.	5 000	15 000	2 1
Maschinenfabrik Weingarten	14. 6.	23. 7.	3 000	9 000	2 1
Mech. Baumwoll Sp. u. Weberei Augsb.	11. 3.	8. 4.	4 200	12 600	2 1
M. K. Textilwerke	16. 8.	27. 12.	180	540	2 1
Neue Baumwoll-Sp. u. Weberei Hof	20. 6.	3. 9.	718	10 000	7 1
Niederrhein. Hütte	4. 3.	9. 4.	13 800	55 200	3 1
Norddeutsche Lederwerke	16. 8.	1. 10.	2 400	9 600	3 1
NSU Werke	18. 12.	58 25. 2.	9 000	27 000	2 1
Orenstein-Koppel u. Lübecker Maschinenfabrik	29. 1.	17. 3.	4 000	20 000	4 1
Phoenix Gummiwerke	1. 6.	4. 7.	5 000	30 000	5 1
Phoenix-Rheinrohr	27. 1.	5. 4.	69 000	276 000	3 1
F. Reichelt	22. 7.	31. 8.	400	2 200	4,5 1
	22. 7.	31. 8.	200	2 400	9 1
Reichhold Chemie	29. 6.	59 22. 2.	2 000	8 000	3 1
Rhein. Elektrizitäts-AG	19. 7.	24. 8.	4 200	25 200	4 1
Rheinische Stahlwerke	5. 7.	29. 7.	100 000	470 000	4 1
Rhein. Westf. Elektrizitätswerk	27. 10.	1. 4.	115 000	575 000	4 1
Rheinmetall Berlin	7. 4.	23. 5.	12 500	25 000	1 1
Ruberoid	10. 8.	7. 9.	420	2 100	4 1
Ruhrstahl	27. 6.	29. 7.	11 500	57 500	4 1
Saline Lüneburg	1. 2.	27. 2.	500	1 500	2 1
«Sarotti» AG	13. 6.	11. 7.	1 600	16 000	9 1
Schles. AG f. Bergbau u. Zinkh.	29. 6.	20. 4.	600	1 800	2 1
Hermann Schott	9. 12.	59 29. 2.	500	2 000	3 1
Siemens-Reiniger-Werke	3. 5.	10. 6.	5 000	30 000	5 1
Siemens & Halske	2. 3.	8. 4.	50 000	500 000	9 1
Standard Elektrik Lorenz	29. 3.	20. 5.	18 000	90 000	4 1
Steinkohlen Matth. Stinnes	29. 5.	29. 3.	20 000	100 000	4 1
Stuttgarter Hofbräu	17. 5.	16. 8.	1 200	4 800	3 1
Süddeutsche Zucker	15. 12.	59 20. 1.	6 000	72 000	11 1
Thüringische Zellwolle	19. 7.	1. 10.	3 966	11 900	2 1
August Thyssen-Hütte	10. 5.	25. 3.	111 000	444 000	3 1
Triton-Belco	13. 7.	9. 8.	2 000	6 000	2 1
Ulmer Brauerei-Ges.	24. 3.	29. 4.	750	2 250	2 1
Ver. Berliner Mörtelwerke	25. 7.	27. 8.	275	1 925	5 1
Ver. Deutsche Metallwerke	28. 9.	22. 10.	23 000	91 000	3 1

Gesellschaft	HV Schluss von 1960	Ende der Bezugsfrist 1960	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Wasserwerk Gelsenkirchen	18.5.	9.7.	10 059	71 039	9 : 2
Württemberg. Metallwarenfabrik	24.5.	25.6.	V.-A 800	5 000	6 : 1
		•	St.-A 2 800	17 500	6 : 1
Bank-Aktien					
Bayer. Hypotheken- u. Wechsel-Bank	7.4.	29.4.	9 990	100 000	10 : 1
Berliner Handels-Gesellschaft	8.4.	13.5.	5 000	30 000	5 : 1
D. Centralbodencredit	10.4.	5.2.	6 000	24 000	3 : 1
D. Effecten- u. Wechsel-Bank	1.6.	6.7.	3 000	8 000	2 : 1
D. Hypothekenbank Bremen	14.4.	27.6.	3 600	12 000	7 : 3
Dresdner Bank	29.4.	25.5.	40 000	220 000	5 : 1
Frankfurter Hypothekenbank	25.3.	12.7.	5 000	20 000	3 : 1
Kundenkreditbank KG a. A.	3.6.	30.6.	2 500	15 000	5 : 1
Norrd. Kundenkreditbank	12.2.	2.4.	1 250	3 750	2 : 1
Oldenburgische Landesbank	22.4.	20.5.	3 400	10 000	2 : 1
Rheinische Hypothekenbank	18.3.	30.4.	5 500	16 000	2 : 1
Südd. Bodencreditbank	29.4.	31.5.	2 500	10 000	3 : 1
Verkehrs-Aktien					
Heidelberger Strassen- u. Bergb.	4.11.	27.12.	805	1 690	1 : 1
Stuttg. Strassenbahnen	16.8.	30.9.	5 000	30 000	5 : 1
Versicherungs-Aktien					
Albingia Versicherung	27.11.59	18.3.	2 000	6 000	2 : 1
Berlinische Feuer-Vers.	15.1.	24.2.	1 850	5 000	3 : 1
Colonia Köln Vers. AG	11.6.	3.9.	2 100	10 500	4 : 1
Friedr. Wilhelm Magd. Vers. AG	24.6.	13.8.	1 000	3 000	2 : 1
Gladbacher Feuervers. AG	11.7.59	15.1.	1 068	3 204	2 : 1
Kölnische Rückvers. Ges.	12.12.59	31.3.	2 400	8 000	7 : 3
Magdeburger Feuervers. Ges.	18.6.	15.8.	5 000	10 000	1 : 1
Mannheimer Vers. Ges.	21.6.	13.8.	1 600	4 800	2 : 1
Norrd. Lebensvers.-AG	25.7.	23.9.	250	1 000	3 : 1
Transatl. Vers. AG	5.7.	14.11.	2 000	4 000	1 : 1
Thuringia Vers. AG	11.7.	5.10.	1 200	6 000	4 : 1
Victoria Feuer-Vers. AG	15.7.	27.10.	2 000	8 000	3 : 1
Victoria Lebens-Vers.	15.7.	16.9.	1 200	4 800	3 : 1
Württemberg. Feuervers.	14.7.	24.9.	1 000	6 000	5 : 1

Kapitalerhöhungen 1961

Gesellschaft	HV Beschluss von 1961	Ende der Bezugsfrist 1961	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Industrie-Aktien					
Gebr. Adt	20.12.60	31.1.	300	—	10 : 3
	20.12.60	29.12.	300	2 000	10 : 3
Allg. Hoch- u. Ing. Bau	17.5.	19.6.	1 650	3 300	1 : 1

Gesellschaft	HV Beschluss von 1961	Ende der Bezugsfrist 1961	Erhöhung (in um	000 D-Mark) auf	Bezugs- verhältnis
Allweiler, Gotthard	9. 6.	7. 7.	200	1 600	6 : 1
	9. 6.	—	400	2 000	ohneBe- zugsrecht
Appel Feinkost	10. 7.59	13. 1.	450	2 700	5 : 1
BASF Bad. Anilin	18. 5.	15. 6.	100 000	800 000	7 : 1
Bavaria- u. St. Pauli Brau	13. 4.	12. 5.	3 050	15 200	4 : 1
BMW Bayer. Motoren Werke	30. 11.60	13. 2.	22 500	45 000	1 : 1
dto. f. Wandelanleihe	30. 11.60	13. 2.	15 000	60 000	1 : 1
Bekula	24. 1.58	10. 5.	60 000	270 000	7 : 2
Bonner P. Zement	22. 6.	11. 8.	1 800	5 400	2 : 1
Boswau & Knauer	12. 12.60	10. 1.	1 400	2 800	1 : 1
	12. 12.60	—	600	3 400	—
Brauhaus Amberg	5. 4.	30. 6.	200	800	3 : 1
Braunsch. Masch.-Bauanstalt	18. 7.	23. 8.	3 000	10 000	7:3
Brown, Boveri & Cie	1. 6.	8. 12.	7 000	70 000	9 : 1
Bürbach Kali	22. 6.	28. 7.	2 700	29 700	10 : 1
Dessauer Werke	21. 7.	1. 9.	1 150	2 300	1 : 1
Dt. Linoleum	23. 6.	21. 7.	9 000	45 000	4 : 1
Didier-Werke	22. 7.	18. 8.	7 087,5	43 500	5 : 1
Dom-Brauerei	1. 3.	14. 4.	1 000	2 000	1 : 1
Felten & Guilleaume	21. 7.	11. 4.	19 000	112 000	5 : 1
Fränkisches Überlandw.	30. 6.	31. 1.	2 500	25 000	9 : 1
Gehe & Co	7. 7.	2. 9.	1 200	3 600	2 : 1
Gerresheimer Glas	4. 8.	27. 1.	5 050	22 700	7:2
Gutehoffnungshütte	27. 1.	31. 7.	41 800	125 000	2 : 1
Hackethal-Draht	14. 6.	12. 7.	6 000	18 000	2 : 1
Hamburger Elektr.-Werke	20. 6.	12. 7.	50 000	250 000	4 : 1
Hardeggen Cernent	31. 7.	20. 10.	1 000	2 000	1 : 1
Heidelberger Zement	7. 8.	4. 9.	20 000	60 133	2 : 1
Hein, Lehmann & Co	30. 6.	11. 8.	1 400	5 600	15 : 7
Henninger-Bräu	4. 2.	6. 3.	3 200	12 800	3 : 1
Hilgers Verzinkerei	30. 6.	11. 8.	770	3 850	20 : 7
Hochseefischerei Nordstern	19. 9.	10. 11.	300	1 700	4 : 1
Hochtief Essen	4. 7.	1. 8.	7 750	15 500	1 : 1
Hoechst Farben	11. 5.60	10. 3.	63 000	693 000	10 : 1
Hutschenreuther, Lorenz	10. 6.60	3. 2.	1 600	7 500	4 : 1
Isenbeck Brauerei	26. 6.	1. 8.	375	3 000	7 : 1
Kahla Porzellan	15. 5.	13. 6.	1 222,4	8 200	7 : 1
Kaiser-Friedrich-Quelle	15. 12. 60	23. 1.	254,9	600	10 : 7
„KSB» Klein, Schanzlin & Becker	19. 12. 60	7. 2.	6 375	21 000	5:2
Klöckner-Bergb. Königsb. Werne	9. 12. 60	7. 1.	10 500	63 000	5 : 1
Kolb & Schüle	28. 3.	—	300	4 200	ohneBe- zugsrecht
Kreff, W.	7. 4.	—	2 200	7 304,2	ohne Bezugsrecht
Kupferberg & Co., Nam.	1. 7.60	28. 3.	317,3	2 208	6 : 1
Langbein-Pfanhauser	11. 7.	17. 11.	2 040	3 060	1 : 2
Leonische Drahtwerke	7. 6.	7. 7.	1 400	6 000	4 : 1
Linde's Eismaschinen	20. 7.	28. 8.	13 734	65 000	4 : 1

Gesellschaft	HV Beschluss von 1961	Ende der Bezugsfrist 1961	Erhöhung (in 10 ⁰⁰ D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Lindner, Gottfried	8. 9.	20. 10.	400	1 000	3 2
Münchener Licht- u. Kraft	1. 7.	20. 1.	1 995	18 600	9 1
NSU	21. 7.	18. 9.	9 000	36 000	3 1
Phoenix-Gummi	27. 6.	11. 8.	5 000	35 000	6 1
Preussag	30. 6.	18. 7.	52 500	157 500	2 1
Reichelt, F.	30. 6.	26. 7.	400	2 800	10 1
Reichhold Chemie	23. 5.60	25. 3.	1 000	9 000	8 1
RWE St. A.	27. 1.	3. 3.	47 656,2	530 000	8 1
RWE VA.	27. 1.	3. 3.	26 718,8	265 000	8 1
Salzdetfurth	14. 6.	14. 7.	25 000	125 000	4 1
«Sarotti» AG	6. 6.	4. 7.	2 000	18 000	8 1
Schering	27. 1.	21. 2.	14 000	84 000	6 1
	16. 11.	5. 12.	21 000	105 000	14 3
Schlossquellbrauerei	22. 2.	10. 4.	200	1 600	7 1
Schott, Hermann	13. 6.	8. 8.	500	3 000	4 1
Schultheiss-Brauerei	3. 2.	3. 3.	5 500	36 000	8 1
Standard Elektr. Lorenz	10. 10.	3. 11.	25 000	115 000	4 1
Steatit Magnesia	3. 7.	31. 8.	2 040,4	10 000	4 1
Stettiner ölwerke	18. 5.	16. 6.	810	4 050	4 1
Stollwerck, Gebr.	20. 1.	18. 2.	4 500	18 000	3 1
Teutonia-Zement	30. 6.60	24. 2.	750	3 750	4 1
Wanderer Werke	16. 12. 60	28. 1.	1 070	5 000	9 1
Westag & Getalit	4. 8.	6. 9.	1 400	8 400	5 1
Wintershall AG	21. 6.	14. 7.	14 000	154 000	10 1
Württemb. Portl.-Cement Lauffen	14. 1.	24. 2.	1 100	8 800	7 1
Zellstofffabrik Waldhof	22. 12. 60	23. 1.	15 600	78 000	4 1
Zschocke-Werke	6. 12.	22. 12.	100	1 000	9 1
			Bank-Aktien		
Badische Bank	18. 5.	16. 6.	2 640	12 000	4 1
Bayerische Handelsbank	29. 4.60	11. 8.	2 500	10 000	3 1
Commerzbank	10. 4.	8. 5.	20 000	200 000	10 1
Deutsche Bank	4. 5.	20. 6.	50 000	300 000	5 1
Dte. Hypotheken Bk., Bln./Hn.	7. 4.60	27. 1.	3 500	17 500	4 1
Dresdner Bank	18. 4.	15. 5.	25 000	245 000	10 1
Frankfurter Bank	30. 9.60	27. 1.	5 000	20 000	3 1
Geestemünder Bank	22. 2.	17. 3.	500	2 000	3 1
Hypothekenbank in Hbg.	14. 4.	15. 5.	3 000	12 000	3 1
Pfälzische Hypotheken-Bank	7. 4.	6. 5.	2 500	12 500	4 1
Rhein.-Westf. Bodencredit Bk.	21. 3.	28. 6.	2 500	15 000	5 1
Sächsische Bodencreditanstalt	16. 12. 60	29. 4.	3 350	5 000	1 2
Vereinsbank in Hamburg	4. 3.	29. 3.	8 200	25 000	2 1
Vereinsbank in Nürnberg	5. 5.	28. 7.	2 000	10 000	4 1
Württembergische Hypothekenbank	14. 4.	15. 5.	5 000	20 000	3 1
			Verkehrs-Aktien		
Aachener Strassenbahn	10. 7.	22. 8.	900	8 400	25 : 3
Bochum-Gelsenk. Strassenbahnen AG	23. 6.	1. 9.	6 000	20 000	5 : 3
Dampfschiffahrts-Ges., Ddf.	2. 2.	10. 3.	700	2 700	3 : 1

Gesellschaft	HV Beschluss von 1961	Ende der Bezugsfrist 1961	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Heidelberger Strassen- u. Bergbahn	15. 11.	27. 12.	1 690	3 380	1 : 1
Preussisch-Rheinische Dampf- schiffahrts-Ges.	2. 2.	10. 3.	700	2 700	3 : 1
Versicherungs-Aktien					
Agrippina Versicherungs-AG	27. 6.	24. 8.	2 400	7 200	2 : 1
Albingia Versicherungs-AG	27.11.59	4. 9.	1 000	7 000	6 : 1
Allg. Renten-Anstalt	24. 1.	11. 3.	1 504	2 556,8	7 :
Allianz-Versicherung	20. 6.	11. 9.	17 600	52 800	2 : 1
Colonia, Köln, Versicherung	30.12.60	30. 1.	1 500	12 000	7 : 1
	24. 6.	11. 8.	3 000	15 000	4 : 1
Frankona-Rückversicherung	5. 5.	27. 6.	6 000	10 003	4 : 6
Kölnische Rückversicherung	19.12.60	30. 3.	2 000	10 000	4 : 1
Mannheimer Versicherungs-Ges.	6. 3.	29. 4.	1 200	6 000	4 : 1
Nord.-Dte. Versicherung	31. 7.	24.10.	2 000	4 000	1 : 1
Nordstern Allgem. Vers.	6. 2.	8. 4.	4 000	12 000	2 : 1
Nordstern Lebensversicherung	6. 2.	14. 4.	2 000	6 000	2 : 1

Kapitalerhöhungen 1962

Gesellschaft	HV-Beschluss von 1962 (oder früher)	Ende der Bezugsfrist	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Industrie-Aktien					
AG f. Verkehrswesen u. Industrie, Ffm.	3. 8. 62	3. 9. 62	4 000	32 500	7,5 : 1
AEG Allg. Elektr.-Ges., Berlin	22. 3. 62	2. 5. 62	70 000	380 000	5 : 1
dto. (Wandelanleihe)					50 : 7
AHI-Bau Allg. Hoch- u. Ingenieur- bau AG, Düsseldorf	17. 5. 62	13. 6. 62	3 300	6 600	1 : 1
Atlas-Werke AG	30. 8. 61	13. 4. 62	3 100	17 100	ohne Bez. R. 10 : 1
			1 400	18 500	
Bemberg, I.-P., AG	25. 7. 62	28. 8. 62	25 000	45 000	5 : 4
Berliner Maschinenbau-Actien-Ges.	9. 8. 62	16. 10. 62	3 008	8 000	5 : 3
Blattmetallwerke, München	9. 11. 62	12. 12. 62	300	1 500	4 : 1
Boswau & Knauer AG	19. 12. 61	5. 2. 62	3 400	6 800	1 : 1
			200	7 000	ohne Bez. R.
	19. 12. 61	18. 6. 62	1 400	8 400	5 : 1
Brauerei Schrempf-Printz AG	11. 7. 62	28. 8. 62	600	3 900	6 : 1
Bremen-Vegesacker-Fischerei-Ges.	29. 12. 61	23. 2. 62	800	2 000	3 : 2
Braun, Boveri & Cie, AG, Mannheim	7. 6. 62	9. 7. 62	20 000	90 000	7 : 2
Deutsche Erdöl-AG, Hamburg	11. 1. 62	13. 2. 62	35 250	317 250	8 : 1
Esslinger Maschinenfabrik	12. 7. 62	7. 8. 62	6 400	19 200	2 : 1
Farbenfabriken Bayer AG	12. 5. 60	5. 2. 62	100 000	835 000	8 : 1
Grünzweig & Hartmann AG	11. 7. 62	30. 7. 62	6 000	22 000	8 : 3
Haller-Meurer-Werke AG	8. 8. 62	7. 9. 62	1 100	3 000	2 : 1
Herbig-Haarhaus AG, Köln	26. 7. 62	—	2 000	8 000	ohne Bez. R.
Hoechst Farben	17. 5. 62	8. 6. 62	70 000	770 000	10 : 1

Gesellschaft	HV Beschluss von 1962 (oder früher)	Ende der Bezugsfrist	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Holzmann, Philipp, AG	19.7.62	20.8.62	4 270	17 170	3 : 1
Huta Hoch- u. Tiefbau AG	4.5.62	20.7.62	3 600	7 200	1 : 1
Kaiser-Friedrich-Quelle AG	29.6.62	31.12.62	300	900	2 : 1
R. Karstadt AG	11.6.59	1.3.62	20 000	180 000	8 : 1
Kölnische Gummifäden-Fabrik	30.7.62	30.10.62	1 000	5 000	4 : 1
Krüger, Gebr. & Co	3.12.62	27.12.62	410	1 100	2 : 1
Lederer-Bräu AG, Nürnberg	18.5.62	15.6.62	500	2 250	St.-A 7:2
	18.5.62	15.6.62	500	2 250	V.-A 7:2
Lenz-Bau AG, Hamburg	10.8.62	7.9.62	2 000	6 000	2 : 1
Ges. f. Markt- u. Kühlhallen	18.10.62	13.11.62	3 685	10 000	2 : 1
Mech. Baumwollspinnerei- u. Weberei Augsburg	4.8.62	17.9.62	2 100	12 600	6 : 1
Metall- u. Lackierwarenfabrik	8.5.62	18.6.62	200	1 000	4 : 1
New York Hambg. Gummi-Waren Compagnie	29.6.62	26.7.62	960	4 800	4 : 1
Nordwestdt. Kraftwerke AG	1.12.61	8.1.62	Inh. 27 000 Vz. 13 500	90 000 30 712,5	5 : 3
Osnabrücker Kupfer- u. Drahtwerk	11.1.62	13.2.62	6 000	18 000	2 : 1
Phywe AG	17.1.62	12.2.62	1 250	3 500	2 : 1
Rathgeber Waggon	29.11.62	2.1.63	1 050	5 250	4 : 1
F. Reichelt AG	29.6.62	31.7.62	560	—	5 : 1
Reichhold Chemie AG	23.5.61	30.1.62	1 500	10 500	10 : 1
Rosenthal-Porzellan AG	26.5.62	23.7.62	2 925	15 061,3	6 : 1
Rütgerswerke AG, Ffm.	24.6.60	2.5.62	6 132	40 000	6 : 1
«Sarotti» AG, Hattersheim	13.6.62	11.7.62	4 500	22 500	4 : 1
Siemens & Halske AG	2.3.62	6.4.62	104 000	624 000	5 : 1
Siemens Reiniger-Werke AG	26.2.62	2.4.62	10 000	40 000	3 : 1
Singer Nähmaschinenfabrik	14.5.62	13.6.62	1 000	13 000	24 : 5
«Teutonia» Misburger Portland Cementwerke	3.8.61	24.5.62	500 125	3 500 875	6 : 1 6 : 1
Vereinigte Grossalmeroder Thonwerke	23.3.62	27.4.62	1 000	5 000	4 : 1
Vereinigte Korkindustrie AG	3.7.62	4.12.62	5 000	15 000	2 : 1
Württ. Metallwarenfabrik	1.6.62	3.7.62	2 000 500	19 500 5 500	10 : 1 10 : 1
Bank-Aktien					
Bank für Brauindustrie	25.6.62	21.9.62	3 000	12 000	3 : 1
Bankverein Bremen	31.3.60	6.7.62	500	1 500	2 : 1
Bayerische Vereinsbank	5.4.62	9.5.62	7 300	80 000	10 : 1
Braunsch.-Hannoversch. Hyp.-Bank, Braunschweig	27.4.60	29.6.62	3 000	12 000	3 : 1
Dt. Hyp. Bank, Berlin/Hannover	13.4.62	15.5.62	2 500	20 000	7 : 1
Dt. Hyp. Bank, Bremen	25.4.62	28.6.62	4 000	16 000	3 : 1
Frankfurter Handelsbank AG	20.12.61	17.4.62	300	600	1 : 1
Frankfurter Hypothekenbank	16.4.62	6.7.62	5 000	25 000	4 : 1
Investit.- u. Handelsbank AG	15.3.62	31.1.62	5 625	28 125	4 : 1
Sächs. Bodencreditanst. AG, Bln./Ffm.	24.8.62	8.10.62	2 500	7 500	2 : 1
Südd. Bodencreditbank	10.1.62	19.2.62	2 500	12 500	4 : 1
Westdeutsche Bodencreditanstalt	13.4.62	3.7.62	3 500	10 500	2 : 1

	HV Beschluss von 1962 (oder früher)		Erhöhung (in 1000 D-Mark) um auf		Bezugs- verhältnis
Verkehrs-Aktien					
Wendel Schiffahrts-AG, Mannheim	19.7.62	11.9.62	5 100	30 600	5 : 1
Versicherungs-Aktien					
Agrippina Rückversicherung	18.12.61	9.2.62	1 600	4 800	2 : 1
Allianz Lebensversicherung	17.11.61	15.1.62	3 150	15 400	4 : 1
Fortuna Rückversicherung	8.12.61	19.2.62	550	1 600	2 : 1
Gladbacher Feuerversicherung	8.7.61	19.1.62	800	4 000	4 : 1
Münchener Rückversicherung	14.12.61	28.2.62	16 000	47 003	
National Allg. Versicherung	12.7.62	17.8.62	2 500	7 500	2 : 1
Victoria-Lebensversicherung	19.7.62	9.10.62	1 200	6 000	4 : 1
Württ. Feuerversicherung	5.7.62	2.10.62	2 000	8 000	3 : 1
Kolonial-Werte					
Schantung-Handels-AG	5.9.62	24.10.62	500	1 500	2 : 1

Überfliegt man die Liste der Kapitalerhöhungen, die nach dem Börsen- und Wirtschaftshandbuch der Frankfurter Allgemeinen Zeitung 1961 bis 1963 zusammengestellt wurde, so sieht man, dass sich die crème de la crème der deutschen Börsenwerte hier ein Stelldichein gibt. Die deutsche Montanindustrie ist in zahlreichen Exemplaren vertreten; die chemische Industrie wird durch die grossen Konzerne und ein paar führende Firmen repräsentiert; die Elektrotechnik, die Maschinenindustrie und die Kraftwerke fehlen ebenso wenig wie die Brauereien, die Textilindustrie, das Bank- und Versicherungswesen. Was gut und teuer war, sass an jenem Teil des Kapitalmarkts zu Tisch, in dem die Altaktionäre behaust waren. Zu Nutz und Frommen beider Teile: der Aktiengesellschaften, die ihr Kapital oft um ein Mehrfaches des Nennwerts aufstockten, auf den die jungen Aktien lauteten, und der Altaktionäre, die hohe Kursgewinne aus der Realisierung ihrer Bezugsrechte zogen. Die Mächtigen wurden mächtiger, die Reichen reicher in diesen goldenen Jahren, deren Karatgehalt freilich schnell dahinschmolz.

Von anderer Art als die normale Kapitalerhöhung ist die Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln oder die Kapitalberichtigung. Man hat jene als «effektive», diese als «nominelle» Kapitalerhöhung gekennzeichnet, da der Gesellschaft im ersten Fall tatsächlich neue Mittel zugeführt werden, im zweiten Fall aber nicht. Diese Charakteristik der Kapitalerhöhung auf der einen und der Kapitalberichtigung auf der anderen Seite ist so einleuchtend, dass man glaubt, sie müsse jedermann einleuchten. Aber in der Jurisprudenz «jibt et nix, wat et nich jibt» – um auf eine rheinische Spruchweisheit zurückzugreifen. Gestützt auf die Theorie zweier Rechtsgelehrter – Rauch und von Godin –, vertrat die höchstrichterliche Rechtsprechung jahrzehntelang die Meinung, «dass es sich bei der Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln ebenfalls um eine effektive

Kapitalerhöhung handele ...» Freilich bedurfte diese These eines juristischen Kunstgriffs, um überhaupt diskutiert werden zu können. «Dieser Kunstgriff, im Anschluss an die Rechtsprechung des Reichsfinanzhofs als *sog. Doppelmassnahme* bezeichnet», schreibt Bundesrichter Dr. Robert Fischer im Grosskommentar zum Aktiengesetz, «bestand darin, dass die Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln in zwei Vorgänge zerlegt wurde, nämlich in die Ausschüttung von Gewinn an die Aktionäre und in die Wiedereinziehung des Gewinns in Verrechnung auf die Einlageverpflichtung der Aktionäre für den Bezug der neuen Aktien, wobei dann der als Einlage eingebrachte Anspruch des Aktionärs auf den ausgeschütteten Gewinn als Sacheinlage behandelt wurde. Diese Konstruktion wird dem Sachverhalt einer Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln nicht gerecht. Bei einer solchen Kapitalerhöhung ist der Wille der Beteiligten gerade nicht auf die Ausschüttung von Gewinnen gerichtet, sie ist vielmehr das *Gegenstück einer Gewinnausschüttung*. Hier sollen im Gesellschaftsvermögen vorhandene Gesellschaftsmittel der Gesellschaft nicht durch Ausschüttung entfremdet, sondern ausschüttungsfähiges freies Kapital in dauernd gebundenes, von der Ausschüttung ausgeschlossen Kapital umgewandelt werden. Dieser Unterschied ist so offensichtlich, dass er nicht durch eine rein begriffliche Konstruktion beseitigt werden kann.»

Die Kapitalberichtigung ist freilich im alten Aktienrecht nicht behandelt worden. Sie war nur in Einzelfällen Gegenstand der Gesetzgebung: im Jahre 1923 der Verordnung über Goldbilanzen, im Jahre 1941 der Dividendenabgabeverordnung und 1950 des DM-Bilanzergänzungsgesetzes; daraus wurde der Schluss gezogen, sie sei generell unzulässig und nur in den speziellen Fällen erlaubt, für die besondere Gesetze ergangen seien. Auch darüber wurde wie über den Doppelcharakter der Kapitalberichtigung viel hin- und hergestritten, bis endlich der Gesetzgeber einen Strich unter die Diskussion zog und die Kapitalberichtigung in der «Kleinen Aktienrechtsreform» vom 23. und 30. Dezember 1959 ausdrücklich zuließ. Dass die Kapitalberichtigung, die *uno actu* freies in gebundenes Kapital verwandelt und den Aktionären im Massstab ihrer Beteiligung Gratisaktien zuwendet (nach den beiden Steuergesetzen vom 30. Dezember 1959 und vom 2. November 1961), steuerbegünstigt geschieht, braucht kaum betont zu werden; denn tatsächlich besteht ja ein öffentliches Interesse daran, dass eine solche Korrektur vorgenommen wird.

Was 1941 dem Gesetzgeber bei der Verkoppelung der Dividendenbegrenzung mit einer Berichtigung der Grundkapitalien der Kapitalgesellschaften vorschwebte, kann heute noch mit Interesse gelesen werden. «Wenn die Verordnung den Kapitalgesellschaften den Weg zur Berichtigung ihrer Kapitalansätze öffnet», hiess es in der amtlichen Begründung, «so werden damit mehrere Ziele zugleich angestrebt. Einmal wird durch die Berichtigung eine Angleichung der Handelsbilanz an die Körperschaftssteuerbilanz erzielt, die aus steuerlichen Gründen erwünscht ist. Die Berichtigung des Kapitalansatzes in den Handelsbilanzen führt ferner über das Erkennbarwerden des Erfolges der

wirtschaftlichen Tätigkeit eines Unternehmens zu einer Steigerung des volkswirtschaftlichen Leistungseffekts und liegt auch aus anderen Gründen im wohlverstandenen volkswirtschaftlichen Interesse. Schliesslich nimmt die Kapitalberichtigung, welche arbeitendes und ausgewiesenes Kapital auch optisch wieder in ein angemessenes Verhältnis zueinander bringt, Rücksicht auf die berechtigten Interessen der Anteilseigner. Sie trägt zudem dazu bei, Missdeutungen wirtschaftlich berechtigter Dividendenfestsetzungen möglichst zu vermeiden.»

Noch deutlicher und gegenwartsnäher klingt, was ein Kommentator zur Verordnung vom 12. Juni 1941 schrieb: «Die Berichtigung des Grundkapitals unter Umwandlung offener Rücklagen und stiller Reserven in verantwortliches Kapital», lesen wir, «soll auf längere Sicht die Bilanzwahrheit, die infolge starker Selbstfinanzierung der industriellen Unternehmungen seit Jahren mehr und mehr zu wünschen liess, verbessern, wengleich nicht absolut verwirklichen.»

Obwohl das jüngst ergangene Gesetz über die Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln darauf verzichtet, auf die stillen Reserven zurückzugreifen, die sich aus der Abschreibungspraxis entwickelt haben, ist die Grundsituation damals wie heute die gleiche: die Firmen haben so gut verdient, dass sie viel Fett, ein überreiches Reservenpolster, angesetzt haben, das zum Gesellschaftskapital in keinem vertretbaren Verhältnis mehr steht; die Bilanzwahrheit hat gelitten; der Aktienkurs ist überhöht, die Rendite – die Rente, die die zum Börsenkurs erworbene Aktie abwirft – ist auf ein Minimum gesunken, das es untunlich erscheinen lässt, die Aktie als Anlagepapier zu erwerben. Auf der Woge des konjunkturellen Hochschwungs sind die Kurse und die offenen Rücklagen zu einer Höhe gestiegen, dass nur noch die Kapitalberichtigung aus der verfahrenen Situation heraushilft. Freilich, die Korrektur ist mit halbem Herzen unternommen; man hätte neben den offenen Rücklagen die stillen Reserven heranziehen müssen, um der Bilanzwahrheit ein gutes Stück näherzukommen. Aber man hat den Kapitalgesellschaften wohl nicht weh tun wollen, indem man sie um den Ertrag ihrer Abschreibungsprivilegien brachte. Die Praxis der Selbstfinanzierung, die selbst den nationalsozialistischen Industriefreunden dubios erschien, blieb tabu. Man rührte nicht daran und beschränkte sich darauf, den Turm der freien Rücklagen zu öffnen; auf ein Verfahren also, das nicht dazu zwang, das auf der Aktivseite stehende Vermögen in die Berichtigung einzubeziehen, zu Deutsch: die Position «Anlagevermögen», die infolge überhöhter Abschreibungen jede Verbindung zur Wirklichkeit verloren hatte, wieder heraufzuschreiben wie anno 1941/42. So kam man denn 1959 zu einer Regelung, die nach den Worten eines Kommentators (Herbert Bröner) zwar einen bescheidenen, doch immerhin einen doppelten Erfolg hatte: «a) durch Ausgabe neuer Aktien sollte das Aktienangebot infolge Vermehrung der Aktiengrundkapitalien vergrössert und sollten die Börsenkurse vor Überhöhung geschützt werden;

b) durch Kenntlichmachung und Ausweis des wahren Betriebsergebnisses sollten die Gesellschaften zu grösseren Gewinnausschüttungen veranlasst werden.»

Mit Kapitalberichtigung im eigentlichen Sinne des Wortes hat freilich nur der erste Erfolg zu tun: das Aktienangebot vermehrte sich wenigstens mittelbar, da nur wenige der mit Gratisaktien bedachten Anteilseigner ihre Zuteilung sogleich verkauften; die Börsenkurse aber fielen recht fühlbar. Der zweite Erfolg wurde dadurch erzielt, dass § 19 Abs. 2 eine Neufassung des § 132 des Aktiengesetzes verfügte, der die Gliederung der Gewinn- und Verlustrechnung behandelt. «Für den Ausweis der Gewinn- und Verlustrechnung von Aktiengesellschaften», so wieder Brünner, «sind mit der gesetzlichen Neuregelung einige ganz wesentliche Änderungen vollzogen worden. Zunächst einmal wird in Zukunft der volle Umsatz ausgewiesen werden müssen, d.h. von dem sog. Gemischtprinzip des alten Aktienrechts ist man zum Bruttoprinzip übergegangen. Bisher ist der Umsatz nur in einem Verrechnungsposten (saldiert insbesondere mit den Aufwendungen für Materialverbrauch) ausgewiesen worden, in Zukunft müssen die Umsatzerlöse in vollem Umfang offengelegt werden .. Eine weitere wesentliche Neuerung ist die Offenlegung der Konzernverhältnisse. Die neue Gewinn- und Verlustrechnung verlangt, dass die Aufwendungen und Erträge aus Konzernbeziehungen gesondert aufgeführt werden müssen.»

Die Wirtschaft hat gegen die Neuregelung natürlich schwerste Bedenken geltend gemacht. Doch so interessant das eine wie das andere auch ist – die Revision des § 132 Aktiengesetz und der Widerstand von Wirtschaft und Wissenschaft gegen die Neufassung –, mit der Kapitalberichtigung hat das eigentlich nichts zu tun. Es wurde nur erwähnt, um die Kennzeichnung des Gesetzes über die Kapitalerhöhung aus Gesellschaftsmitteln als «Kleine Aktienrechtsreform» zu rechtfertigen.

Kehren wir also zur Kapitalberichtigung zurück.

An diesem Vorgang haben weniger und – nimmt alles nur in allem – weniger feine Gesellschaften teilgenommen als am Prozess der Kapitalerhöhung: An der Kapitalerhöhung waren 1960 bis 1962 insgesamt 266, an der Berichtigung 185 Gesellschaften – 167 Unternehmen der Industrie und des Handels, 4 Banken, 3 Verkehrs- und 11 Versicherungsgesellschaften – beteiligt gewesen. Die Montanindustrie war nur durch zwei Gesellschaften vertreten: die Niederrheinischen Bergwerke und die Eisen- und Hüttenwerke vom Wolff-Konzern. Die Grosschemie fehlte bis auf die Chemie-Verwaltungs AG und, wenn man will, die P. Beiersdorf & Co AG. Zahlreich vertreten waren dagegen Maschinenfabriken und, wie unter den Kapitalerhöhungen, Brauereibetriebe, Textilunternehmen, Verkehrs- und Versorgungsgesellschaften. Als Spitzenwerte figurierten die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken, Daimler-Benz, Demag, Klöckner-Humboldt-Deutz, Metallgesellschaft, Degussa und das RWE. Im ganzen aber überwiegen – mindestens der Zahl nach – die Unternehmen der Konsum- und der konsumnahen Sphäre, was wohl auch darin zum Ausdruck

Kapitalberichtigungen 1960

Gesellschaft	HV Beschluss von 1960	Datum der Kap. Ber. 1960	Erhöhung (in 1'000 D-Mark)		Berich tig- bez. Bezugs- Verhältnis
			um	auf	
Industrie-Aktien					
Gebr. Adt	20.12.	—	400	1 400	5 2
AG für Licht- u. Kraftversorgung	1. 7.	29. 7.	1 845	16 605	8 1
AG für Verkehrswesen	21. 7.	12. 8.	9 500	28 500	2 1
Andrae-Noris-Zahn	30. 4.	17. 5.	5 400	10 800	1 1
Anker-Werke	7. 7.	30. 9.	6 480	12 960	1 1
Augsburger Buntweberei	2. 5.	12. 5.	2 000	12 000	5 1
Banning	12. 7.	20. 7.	2 010	3 015	1 2
Baumwollindustrie Erlangen-Bamberg 19.	7.	10. 8.	7 500	30 000	3 1
Baumwollspinnerei Kolbermoor	30. 6.	25. 7.	1 000	5 000	4 1
Baumwollspinnerei Unterhausen	30. 6.	25. 7.	1 200	3 600	2 1
Bayer. Elektr. Lieferungs-Gesellsch.	13. 5.	23. 5.	4 000	28 000	6 1
Bayer. Elektrizitäts-Werke	22. 6.	7. 7.	11 000	16 500	1 2
P. Beiersdorf	6. 7.	1. 8.	22 500	37 500	1 1,5
Bielefelder AG f. mech. Weberei	20. 7.	—	1 950	4 550	2 1,5
Binding-Brauerei	5. 7.	—	6 908	15 544	5 4
Brauerei «Zur Eiche», Kiel	15. 7.	22. 8.	672	2 016	2 1
Bremer Wollkämmerei	8. 7.	—	2 880	17 280	5 1
Büttner-Werke	29. 6.	18. 7.	900	2 700	2 1
Chemische Werke Brockhues	28. 4.	27. 7.	340	1 190	5 2
Chemie-Verwaltungs AG	21. 7.	19. 5.	40 800	122 400	2 1
Daimler-Benz	27. 7.	7. 10.	108 000	180 000	1 1,5
Demag	15. 6.	15. 8.	14 000	98 000	6 1
Deutsche Continental-Gasgesellsch.	7. 7.	21. 6.	10 000	70 000	6 1
Deutsche Linoleum	24. 6.	18. 7.	12 000	36 000	2 1
Deutsche Spiegelglas	23. 3.	4. 7.	2 000	6 000	2 1
Deutsche Tafelglas	28. 6.	4. 7.	4 000	16 000	3 1
Deutsche Werft	7. 7.	20. 7.	4 000	16 000	3 1
Diskus-Werke	7. 5.	25. 7.	4 000	16 000	3 1
Dittmann & Neuhaus	1. 7.	30. 9.	720	1 440	1 1
Doornkaat	2. 7.	19. 8.	1 907	3 814	1 1
Dortmunder Actien Brauerei	8. 3.	7. 12.	4 800	6 000	1 4
Dortmunder Ritterbrauerei	31. 5.	16. 5.	11 967	20 515	1 1,4
Elbsdhlöss-Brauerei	11. 4.	13. 6.	7 200	14 400	1 1
Elektricitäts-Lieferungs-Gesellschaft	13. 5.	7. 7.	1 000	5 000	4 1
Elsflether Werft	20. 6.	23. 5.	2 000	14 000	6 1
Energieversorgung Ostbayern	27. 6.	12. 12.	600	900	1 2
Essener Aktienbrauerei C. Funke	26. 3.	14. 7.	15 000	30 000	1 1
Fränkisches Überlandwerk	30. 6.	5. 4.	3 000	9 000	2 1
Girmes-Werke	10. 5.	15. 8.	7 503	22 508	2 1
Glas- u. Spiegel-Manufactur Schalke 1.	7.	25. 5.	5 000	15 000	2 1
Glückauf-Brauerei	14. 6.	11. 7.	3 000	9 000	2 1
Hann. Papierfabrik Alfred Gronau	14. 7.	2. 11.	500	1 750	2,5 1
Hann. Portland Cementfabrik Misb.	26. 7.	22. 12.	3 200	8 000	3 2
Herbig-Haarhaus	5. 7.	—	1 026	3 078	2 1
Herkules-Brauerei Kassel	21. 6.	—	1 000	4 000	3 1
		17. 11.	600	3 000	4 1

Gesellschaft	HV Beschluss von 1960	Datum der Kap. Ber. 1960	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Berichtg. bez. Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Hoffmann Stärkefabrik	24. 6.	18. 8.	2 500	7 500	2 1
Ph. Holzmann	20. 7.	7. 9.	5 160	12 900	1,5 1
Hüttenwerke Kayser	29. 6.	25. 7.	4 200	8 400	1 1
Ilse Bergbau St.-A.	17. 5.	20. 6.	875	2 625	2 1
dto. Genüsse	17. 5.	20. 6.	975	2 925	2 1
Kaiser-Brauerei	27. 4.	26. 9.	1 080	2 700	1,5 1
Kali-Chemie	27. 5.	9. 6.	17 500	52 500	2 1
Kammgarnspinnerei Kaiserslautern	30. 6.	1. 11.	4 000	10 000	1,5 1
„Keramag« Keram. Werke	31. 5.	12. 9.	4 000	10 000	4 1
Klein, Schanzlin & Becker	19. 12.	30. 12.	8 775	14 625	1 1,5
Kleinwanzlebener Saatzucht	5. 12.	—	3 795	7 590	1 1
Knoeckel, Schmidt & Cie	29. 4.	24. 10.	1 313	3 938	2 1
Kölnische Gummifäden-Fabrik	2. 6.	23. 8.	2 000	4 000	1 1
Kühnle, Kopp & Kausch	29. 4.	10. 10.	1 440	2 880	1 1
Kupferberg & Co KG a. A.	1. 7.	12. 12.	635	1 904	2 1
Losenhausenwerk	21. 6.	19. 9.	1 000	4 000	3 1
Maihak	30. 7.	29. 9.	450	2 550	4 1
Maschinenfabrik Hartmann	16. 5.	25. 7.	1 500	3 000	1 1
Maschinenfabrik Moenus	24. 6.	25. 7.	1 500	4 000	5 3
Metallgesellschaft	26. 3.	28. 4.	84 000	140 000	1 1,5
Neue Baumwoll-Sp. u. W. Hof	20. 6.	16. 8.	4 641	9 282	1 1
Niedermayer Papierwarenfabrik	31. 3.	9. 6.	500	1 000	1 1
Niederrhein. Bergwerks-AG	28. 4.	21. 7.	4 000	40 000	9 1
Norddeutsche Zementfabrik Hannover	29. 7.	22. 8.	6 000	12 000	1 1
G. M. Pfaff	11. 6.	—	8 000	20 000	3 2
Poppe & Wirth	22. 7.	14. 11.	810	1 350	1 1,5
Portland-Cementfabrik Germania	30. 6.	8. 7.	980	4 900	4 1
Portland-Zementw. Heidelberg	22. 6.	1. 9.	10 033	40 133	3 1
Rhein. Elektrizitäts-AG	19. 7.	26. 9.	4 200	21 000	4 1
Roland Offsetmaschinen					
Faber & Schleicher	5. 7.	27. 10.	5 600	8 400	1 2
Sachtleben	9. 6.	15. 6.	11 250	33 750	2 1
Salamander	29. 6.	11. 7.	16 000	48 000	2 1
Schwabenverlag	22. 7.	1. 12.	630	945	1 2
Sinalco	8. 6.	6. 7.	850	1 700	1 1
Spinnerei u. Weberei Pfersee	30. 6.	25. 7.	2 400	7 200	2 1
Stempel AG	28. 6.	7. 9.	1 511	4 533	2 1
Strabag Bau AG	19. 7.	12. 8.	4 200	8 400	1 1
Süd-Chemie	13. 6.	27. 7.	10 800	16 200	1 2
Überlandwerk Oberfranken	28. 6.	20. 7.	4 250	12 750	2 1
Überlandwerk Unterfranken	28. 6.	20. 7.	4 813	14 438	2 1
Ver. Altenbg. u. Strals. Spielkarten-F.	4. 7.	18. 7.	990	2 970	2 1
Ver. Berliner Mörtelwerke	25. 7.	26. 8.	275	1 650	5 1
Ver. Glanzstoff-Fabriken	20. 6.	24. 6.	22 875	114 375	4 1
Ver. Grossalmeroder Thonwerke	24. 6.	1. 8.	648	4 000	5 1
Wasserwerk Gelsenkirchen	18. 5.	8. 7.	15 089	60 357	3 1
Wedag Westf. Dinnendahl Groppe	20. 7.	31. 8.	3 250	13 000	3 1
Württemberg. Elektrizitäts-AG	4. 7.	26. 9.	1 472	5 152	5 : 2

Gesellschaft	HV Beschluss von 1960	Datum der Kap. Ber. 1960	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Berichtig- bez. Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Bank-Aktien					
Schlesw. Holst, u. Westbank	27.5.	7. 6.	3 180	8 480	5 : 3
V erkehrs-Aktien					
Allgem. Lokalbahn- u. Kraftw.	22.7.	7. 12.	7 140	17 340	10 : 7
Versicherungs-Aktien					
Aachener und Münchener Feuervers.	14. 6.	25. 7.	3 000	12 000	1
Colonia Köln Vers. AG	11. 6.	15. 8.	1 200	8 400	6 : 1
Magdeburger Feuervers. Ges.	18. 6.	19. 7.	1 500	5 000	1
Nordd. Lebensvers.-AG	25.7.	26. 8.	300	750	1
Thuringia Vers. AG	11.7.	10. 8.	600	4 800	1
Victoria Feuer-Vers. AG	15.7.	10. 10.	1 500	6 000	1
Württemberg. Feuervers.	14.7.	29. 8.	1 000	8 000	1

Kapitalberichten 1961

Gesellschaft	uv von 1961	Datum der Kap. Ber. 1961	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- bez. Berichtig- Verhältnis
			um	auf	
Industrie-Aktien					
Allweiler, Gotthard	9. 6.	6. 7.	200	1 400	6 : 1
Andrae-Noris-Zahn	25.4.	5. 5.	2 700	13 500	4 : 1
Baumwollsp. Germania	18. 5.	29. 5.	2 500	5 000	1 : 1
Bayer. Hartstein-Ind.	7. 7.	24. 7.	200	600	2 : 1
Beton- u. Monierbau	5. 7.	19. 7.	800	8 000	9 : 1
Bleicherei Uhingen	25.7.	8. 8.	654	1 962	2 : 1
Brauerei Moninger	20.3.	14. 9.	1 365	4 095	2 : 1
Concordia Spinnerei	18.7.	22. 8.	250	750	2 : 1
Daimler-Benz	28.7.	15. 8.	90 000	270 000	2 : 1
Demag	12. 6.	10. 8.	10 000	110 000	10 : 1
Deutsche Babcock & Wilcox	24.2.	7. 3.	16 000	36 000	5 : 4
Degussa	23.3.	27. 3.	5 850	122 850	20 : 1
Dte. Tafelglas	1. 7.	11. 9.	4 000	20 000	4 : 1
Diamalt AG	11.1.	13. 1.	812,5	4 875	5 : 1
Didier-Werke	22.7.	17. 8.	1 662,5	36 412,5	20 : 1
Dinglerwerke	30. 6.	18. 9.	2 500	10 000	3 : 1
Dürrwerke	21.4.	25. 5.	4 000	8 000	1 : 1
Eisen- u. Hüttenwerke	12.7.	2. 10.	48 400	88 000	9 : 1
Eisenwerk Weserhütte	15. 6.	17. 7.	2 200	6 600	2 : 1
Esterer Maschinen	22.3.	10. 4.	1 100	2 200	1 : 1
Geraer Strickgarn	27.7.	20. 11.	150	452	2 : 1
Haake-Beck Brauerei	11.4.	6. 6.	3 072	12 280	3 : 1
Hannoversche Cernent	26.7.60	10. 2.	1 020	3 060	2 : 1
Hein, Lehmann & Co	30. 6.	10. 8.	1 200	4 200	5:2
Herbig-Haarhaus	5.7.60	1. 2.	1 000	4 000	3 : 1

¹ Berichtigung durch Nennwert-Erhöhung bzw. der Einzahlung.

Gesellschaft	HV Beschluss von 1961	Datum der Kap. Ber. 1961	Erhöhung (in 1 000 D-Mark)		Bezugs- bez. Berichtig- verhältnis
			um	auf	
Hilgers Verzinkerei	30. 6.	10. 8.	880	3 080	5 : 2
Holsten-Brauerei	14. 3.	5. 6.	5 000	15 000	2 : 1
Hourdeaux-Bergmann	19. 7.	27. 11.	650	1 950	2 : 1
Hydrometer	23. 11.60	1. 2.	360	540	2 : 1
Isar-Amperwerke	27. 1.	26. 4.	22 000	66 000	2 : 1
Isenbeck-Brauerei	17. 3.	8. 6.	875	2 625	2 : 1
Kabelwerk Rheydt	7. 4.	10. 5.	3 000	23 000	10 : 1,5
Kieler Brauerei «z. Eiche»	15. 7.60	2. 5.	672	2016	2 : 1
Kleinwanzebener Saatzucht	5. 12.60	2. 5.	3 795	7 590	1 : 1
Klößner-Humboldt-Deutz	12. 1.	31. 1.	35 000	105 000	2 : 1
Kochs Adlernähmaschinen	28. 7.	26. 10.	2 805	5 610	1 : 1
Kolb & Schule	28. 3.	24. 4.	1 300	3 900	2 : 1
Kraftübertr.-W. Rheinfelden	24. 5.	3. 10.	7 000	21 000	2 : 1
Lechwerke St.-A.	19. 7.	11. 8.	9 000	49 500	9:2
Lindener Aktien-Brauerei	17. 3.	22. 8.	2 000	4 000	1 : 1
Ndt. Cernent Hannover	27. 7.	31. 10.	2 000	14 000	6 : 1
RWE St. A.	27. 1.	2. 3.	92 031,3	482 343,8	4 : 1
RWE V. A.	27. 1.	2. 3.	49 531,2	238 281,2	4 : 1
Salzwerk Heilbronn	21. 7.	11. 9.	1 050	6 300	5 : 1
Schiffbauges. Unterweser	12. 9.	17. 11.	625	1 875	2 : 1
Schott, Hermann	13. 6.	7. 8.	500	2 500	4 : 1
Steatit Magnesia	3. 7.	24. 7.	1 326	7 950	5 : 1
Veith-Gummiwerke AG	25. 7.	16. 8.	5 830	11 660	1 : 1
Verein. Seidenweberei AG St.-A.	27. 6.	18. 9.	3 300	19 800	5 : 1
dto. Vorz.-Akt.	27. 6.	18. 9.	700	4 200	5 : 1
Waggonfabrik Uerdingen	23. 3.	8. 5.	3 800	11 400	2 : 1
Werkzeugmasch.-Fabr. Gildemeister	20. 1.	23. 2.	2 000	4 000	1 : 1
Wilke Werke AG	29. 6.	12. 7.	1 200	3 615	2 : 1
Bank-Aktien					
Bank für Brau-Industrie	31. 5.	16.11.	1 500	9 000	5 : 1
Vereinsbank in Hamburg	4. 3.	28. 3.	800	—	20 : 1
Württembergische Bank	10. 5.	5. 6.	3 000	10 000	5:2
Verkehrs-Aktien					
Bochum-Gelsenkirchener Strassenbahnen AG	23. 6.	31. 8.	4 000	14 000	5:2
Hannoversche Verkehrsbetriebe	4. 7.	30. 10.	4 000	24 000	5 : 1
Versicherungs-Aktien					
Aachener Rückvers. Ges.	17. 1.	27. 2.	875	3 375	
Albingia Versicherungs-AG	23. 6.	28. 11.	2 000	9 000	3 : 1

Kapitalberichtigungen 1962

Gesellschaft	HV Beschluss von 1962 (oder früher)	Datum der Kap. Ber.	Erhöhung (in 1000 D-Mark)		Bezugs- verhältnis
			um	auf	
Industrie-Aktien					
Beton- und Monierbau	3. 7. 62	4. 9.62	2 000	10 000	4:1
Dortmunder Ritterbrauerei AG 22. 6. 62		13. 8.62	4 800	19 200	3:1

Gesellschaft	HV Beschluss	Datum der Erhöhung (in 1000 D-Mark) ss.,			Verhältnis auf
	(oder früher)	Kap. Ber.	um		
Elektr.-Lief.-Ges., München	7.6.62	18.6.62	1 000	15 000	14 : 1
Gasanstalt Kaiserslautern	18.5.61	1.2.62	540	2 700	4 : 1
Germania-Brauerei Münster	17.7.62	17.10.62	1 740	4 640	5 : 3
Glückauf-Brauerei AG, Gelsenkirchen	22.6.62	6.8.62	750	2 500	7 : 3
Herbig-Haarhaus AG, Köln	26.7.62	5.11.62	2 000	6 000	2 : 1
Kraftwerk Altwürttemberg	17.7.62	14.8.62	2 100	10 500	4 : 1
Kraftwerke Haag	6.7.62	6.8.62	333	666	1 : 1
Lahmeyer Elektrizität, Ffm.	19.1.62	25.1.62	5 000	30 000	5 : 1
Main-Kraftwerke AG, Ffm.	17.7.62	31.7.62	5 600	28 000	4 : 1
Maschinenfabrik Weingarten AG	3.7.62	20.7.62	3 000	12 000	3 : 1
New-York Hamburger Gummi- Waren Compagnie	29.6.62	25.7.62	640	3 840	5 : 1
Niederrh. Bergw.-AG, Düsseldorf	29.5.62	16.7.62	10 000	50 000	4 : 1
Poppe & Wirth	9.10.61	9.1.62	450	1 800	3 : 1
	23.7.62	26.11.62	200	2 000	9 : 1
F. Reichelt AG	29.6.62	30.7.62	140	3 500	20 : 1
Rosenthal-Porzellan AG	26.5.62	12.6.62	577,9	12 136,3	20 : 1
Schwäbische Zellstoff	19.7.62	27.8.62	2 000	10 000	4 : 1
Sektkellerei Schloss Wachenheim	6.6.62	11.7.62	600	1 200	1 : 1
Singer Nähmaschinenfabrik	14.5.62		7 200	12 000	2 : 3
Überlandwerke Unterfranken	25.6.62	9.7.62	2 887,5	17 325	5 : 1
Ulmer Brauerei	28.12.61	25.1.62	250	2 500	9 : 1
Versicherungs-Aktien					
Aachener- u. Münchener Feuer- Versicherungs-Ges.	15.6.62	Umtausch	2 000	14 000	6 : 1
Allianz Lebensversicherung	4.5.62	6.8.62	6 600	22 000	7 : 3

kommt, dass die Firmen, die sich dazu bekannten, unangemessen hohe Reserven thesauriert zu haben, von bescheidenerem Zuschnitt waren als jene selbstbewussten Unternehmen, die die Kapitalerhöhung der Kapitalberichtigung vorzogen.

Das ist der erste vage Eindruck, den man aus der Lektüre der beiden Listen gewinnt, in denen die einzelnen Kapitalerhöhungen und -berichtigungen zusammengesfasst sind.

Um festen Boden für die Beurteilung der Erhöhungs- und Berichtigungsvorgänge zu gewinnen, muss man versuchen, sie auf ihr statistisches Skelett zu reduzieren.

Also, fangen wir an.

Am Prozess der Erhöhung waren im Zeitraum 1960 bis 1962 insgesamt 266 Gesellschaften beteiligt, deren Kapital durch die Zuführung effektiver Mittel im Betrag von 2,925 Milliarden D-Mark von 13,910 auf 16,835 Milliarden oder um 21,03 Prozent gesteigert wurde. Rechnerisch ergibt sich daraus, dass auf jede der beteiligten Unternehmen ein Ausgangskapital von 52,293 Millionen, eine Erhöhung von 10,997 Millionen und ein Endkapital von 63,290

Millionen D-Mark entfielen. Natürlich sind das fiktive Zahlen, die in keinem Einzelfall zutreffen werden, die uns aber einen Anhalt geben, für welche Größenordnung der Gesellschaften die Kapitalerhöhung charakteristisch war.

Nun die Berichtigungen, an denen in unserem Beobachtungszeitraum 185 Gesellschaften partizipierten.

Hier war das Ausgangskapital 2,891 Milliarden D-Mark, durch Auflösung offener Rücklagen wurden 1,204 Milliarden gewonnen, so dass man auf ein Endkapital von 4,095 Milliarden D-Mark kam. Durch Umrechnung ergibt sich, dass je Unternehmen ein Ausgangskapital von 15,629 Millionen D-Mark, eine Erhöhung aus Gesellschaftsmitteln im Betrag von 6,508 Millionen, das heisst: eine Steigerung auf 22,137 Millionen D-Mark oder um 41,64 Prozent anzusetzen ist.

Kapitalerhöhungen

Jahr	Zahl der Ges.	Industrie und Handel		1 Ges.	Banken	
		von	in		Zahl der	von
1960	69	5 025 540	1 177 801	6 230 341	12	381 010
1961	71	4 010 838,7	781 316,5	4 792 155,2	15	770 310
1962	46	3 208 193,8	585 325	3 793 518,8	12	186 000
1960 bis 1962	186	12 271 572,5	2 544 442,5	14 816 015	39	1 337 320
1960 bis 1962 je Gesellschaft		65 976	13 680	79 656		34 290
<i>%-Steigerung des Kapitals</i>		100,00	20,73	120,73		100,00
Kapitalberichtigungen						
1960	93	1 124 414	646 073	1 770 487	1	5 300
1961	51	1 433 106	459 866,5	1 892 972,5	3	13 700
1962	22	201 898,9	53 808,4	255 707,3		—
1960 bis 1962	166	2 759 418,9	1 159 747,9	3 919 166,8	4	19 000
1960 bis 1962 je Gesellschaft		16 623	6986	23 609		4 750
<i>%-Steigerung des Kapitals</i>		100,00	42,03	142,03		100,00

In den Rahmen dieser Berechnungen sind die Erhöhungen und Berichtigungen einzuordnen, die sich für die einzelnen Wirtschaftsgruppen – Industrie und Handel, Banken, Verkehrs- und Versicherungswesen – nachweisen lassen.

In allen vier Wirtschaftsgruppen wiederholt sich, was für die Gesamtheit der Gruppen gilt. An den Kapitalerhöhungen sind in der Summe wesentlich grössere Werte beteiligt als an den Kapitalberichtigungen: das Ausgangskapi-

tal, die Kapitalerhöhung und das Endkapital sind dort erheblich grösser als hier.

Zum zweiten haben mit Ausnahme der Verkehrsgesellschaften die Wirtschaftsgruppen gemeinsam, dass auch die Einzelkapitalien, die an der Erhöhung partizipieren, grösser sind als diejenigen, die an der Berichtigung teilhaben.

Drittens aber zeigt sich, dass – mit Ausnahme der Versicherungsgesellschaften – die prozentuale Zunahme des Kapitals, die durch die Zuführung effektiver Mittel im Prozess der Kapitalerhöhung bewirkt wird, geringer ist als die bloss nominelle Kapitalsteigerung, die im Verfahren der Kapitalberichtigung durch die Umwandlung von freiem in gebundenes Kapital erzielt wird.

Daraus folgt: die grossen und kapitalstarken Unternehmen beschriften eher

(i. 1'000 DM) 1960-1962

		Sahl der Ges.		Verkehrswesen			Zahl der Ges.		Versicherungen		
um	auf	von	um	auf	um	von	um	auf	um	auf	
87 740	468 750	2	25 885	5 805	31 690	14	55 636	24 668	80 304		
135 690	906 000	5	27 190	9 990	37 180	11	100 455,8	44 204	144 559,8		
39 725	225 725	1	25 500	5 100	30 600	8	66 503	27 800	94 303		
263 155	1 600 475	8	78 575	20 895	99 470	33	222 494,8	96 672	319 166,8		
6 748	41 038		9 822	2 612	12 434		6 742	2 929	9 672		
19,68	119,68		100,00	26,59	126,59		100,00	43,46	143,46		

(i. 1'000 DM) 1960-1962

3 180	8 480	1	10 200	7 140	17 340	7	35 850	9 100	44 950
5 300	19 000	2	30 000	8 000	38 000	2	9 500	2 875	12 375
—	—	—	—	—	—	2	27 400	8 600	36 000
8 480	27 480	3	40 200	15 140	55 340	11	72 750	20 575	93 325
2 120	6 870		13 400	5 047	18 447		6 614	1 870	8 484
44,63	144,63		100,00	37,66	137,66		100,00	28,27	128,27

den Weg der echten Kapitalerhöhung, um ihre offenen Rücklagen nicht anrühren zu müssen und um Mittel zu gewinnen, die ihnen neue Investitionen gestatteten oder die ihnen die Auflösung stiller Reserven durch Zuschreibungen zu den Anlagewerten ermöglichten. Die kleineren und durchschnittlich schwächeren Gesellschaften entledigten sich vorzugsweise ihres Rücklagespecks, indem sie ausschüttungsfreies in gebundenes Kapital umwandelten. Mit der Konse-

quenz, dass sie den Wertansatz des Anlagevermögens nicht zu ändern brauchten, dass sie die «Optik» des Bilanzbildes verbesserten, dass sie dafür aber manchem Aktionär auf die Zehen traten, der den Spatz in der Hand – den wohlgefüllten Rücklageturm, aus dem in verlustreichen Jahren die Dividende aufgebessert werden konnte – höher schätzte als die Taube auf dem Dach: die Begebung von Gratisaktien, die ein Sinken der Börsenkurse und der Dividende im Gefolge hatte.

Das eine und das andere aber – Kapitalerhöhung und -berichtigung – ist eine Folge des Hochschwungs, der die Reichen reicher und die Mächtigen mächtiger gemacht hat. Denn über mehr Kapital verfügen bedeutet entweder, über grössere Mittel oder über mehr Macht im Verhältnis zur Herde der Anteilseigner gebieten. Beides aber ist süss: Reichtum und Macht.

Freilich, es ist nicht einfach, die Gedanken mitzudenken, die hier vorgebracht wurden. Sie bewegen sich in den Kategorien des Gesellschaftsrechts, dem auch das Bilanzrecht angehört, und nicht jedem ist das Vermögen der Abstraktion gegeben, Denkprozesse dieser Art abzuspulen, ohne den Faden zu verlieren. Man muss schon viel Geduld haben, um überhaupt mitzukommen, und noch mehr, um dahinterzukommen, was da gespielt wird. Wo es um Macht und Geld geht, spricht selbst die ausgekochteste Praxis einen Jargon, der dem Aussenstehenden schwer verständlich ist.

BETRIEBSKONZENTRATION MIT EHRLICHEN ZAHLEN

Die Diskussion, die sich mit der naheliegenden Frage der Konzentration beschäftigt – Kapitalerhöhung und -berichtigung fallen, streng genommen, auch schon unter dieses Rubrum –, bedient sich im Allgemeinen einer verständlicheren Sprache als der von den Juristen gebrauchten. Diesem Vorteil steht jedoch der Nachteil gegenüber, dass die Begriffe, auf die die Erörterung angewiesen ist, schillern, dass sie verschwommen und unklar sind, dass man sie mit der Realität nicht immer zur Deckung bringen kann, dass man vielfach aneinander vorbeiredet.

Es gibt allerdings so viele Typen der Konzentration, dass schon aus diesem Grund eine gewisse Sprachverwirrung folgen kann. Wie unterscheidet sich zum Beispiel die Betriebskonzentration von der Unternehmenskonzentration? Bei der Betriebskonzentration scheinen die Dinge klarzuliegen: Das Statistische Bundesamt veröffentlicht alljährlich für den September des voraufgegangenen Jahres eine Statistik, die über Betriebe, Beschäftigte und Umsatz der Industrie nach Betriebsgrössenklassen berichtet. Aus diesen 1952 begonnenen Berichten kann man ermitteln, ob die Grossbetriebe nach Umsatz und Beschäftigtenzahl schneller gewachsen sind als die Klein- und Mittelbetriebe. Das heisst: man kann den betrieblichen Konzentrationsgrad ablesen. Wobei man sich allerdings darüber im Klaren sein muss, dass es eine Menge juristisch selbständiger Betriebe gibt, die wirtschaftlich so stark von einem anderen Betrieb beherrscht werden, dass sie zu keiner unternehmerischen Willensbildung mehr

fähig sind. Sie bilden mit dem beherrschenden Unternehmen eine organische Einheit. Es gibt ferner Filialbetriebe, die von der Zählung erfasst werden, obwohl sie juristisch und wirtschaftlich Teil einer Firma sind, die ihren Sitz am gleichen Ort oder ausserhalb haben kann.

Die Finanzministerien des Bundes und der Länder andererseits geben in den Publikationen der Statistischen Ämter die Umsätze der Industrie gegliedert nach Umsatzgrössenklassen bekannt. Aber damit hat es seine besondere Bewandnis. Zum ersten haben die Grössenklassen vielfach gewechselt: ursprünglich wurden alle Umsätze, auch diejenigen unter 2'000 D-Mark, erfasst, seit 1961 werden in der untersten Klasse die Umsätze von 8'500 bis 10'000 D-Mark zusammengefasst, seit 1956 sind die Umsätze von mehr als 1 Million D-Mark, die bis dahin in einer Position genannt wurden, in acht Klassen aufgegliedert. Zum zweiten: bis 1957 wurde jedes juristisch selbständige Unternehmen gesondert gezählt, seit 1958, seit der Wiedereinführung der Organschaft, werden die «Organkreise» – die beherrschenden und die beherrschten Unternehmen – als Einheiten der Zählung genommen. Man kann diese Zahlen kaum verwenden, um zu schlüssigen Ergebnissen zu kommen.

Nun hat freilich auch das Statistische Bundesamt gelegentlich Angaben über die Zahl der Unternehmen gemacht und sie nach Umsatzgrössenklassen geordnet. Diese Zahlen weichen jedoch so weit von den Angaben des Bundesfinanzministeriums bzw. der Landesministerien ab, dass man zögert, sie zur Basis einer stichhaltigen Untersuchung zu machen. Umso mehr, da man recht willkürlich verfahren muss, wenn man versucht, die Betriebsgrössenklassen den Umsatzgrössenklassen zuzuordnen.

Am besten also, man lässt's bei der Untersuchung der Betriebskonzentration sein Bewenden haben und nimmt die unvermeidlichen Fehler in Kauf, die dabei unterlaufen.

Im Gegensatz zur Betriebskonzentration lässt sich die Konzentration, die in der Form der Konzernbildung verläuft, statistisch nicht messen. Man muss sich da schon die Mühe machen, sie in jedem einzelnen Fall empirisch zu ermitteln.

Für die Vermögenskonzentration endlich – die Anhäufung immer grösserer Vermögen bei einer Gruppe juristischer und natürlicher Personen und das Wachstum dieser Gruppe – gibt es genügend statistisches Material, um sie darzustellen. Wir werden das noch sehen.

Der Zug zum grossen Betrieb ist das Signum unserer Zeit. In der Nummer 4/5 (April/Mai) 1962 der Statistischen Monatshefte Baden-Württemberg, die als Sonderheft «Zehn Jahre Baden-Württemberg» herausgegeben wurde, liest man zum Beispiel: «Die Betriebsgrössenstruktur der baden-württembergischen Industrie zeigt gemessen an der Zahl der Beschäftigten auch im Jahre 1961 noch ein starkes Überwiegen der Mittelbetriebe. Das sind Betriebe der Grössenklassen 100 bis 999 Beschäftigte; entfielen doch auf diese Klassen 47,7 v. H. der in der Industrie beschäftigten Personen. Relativ stark besetzt war dabei die Betriebsgrössenklasse 200 bis 499 Beschäftigte mit einem Beschäftigten-

anteil von 20,6 v. H. Auf die kleineren Betriebsgrössenklassen entfielen nur noch 19,2 v. H. der in der Industrie Tätigen. Kennzeichnend für die zukünftige Entwicklung der Betriebsgrössenstruktur ist jedoch, dass schon ein Drittel der Beschäftigten in Betrieben mit 1'000 und mehr Beschäftigten tätig war. *Bei einem Vergleich mit der Betriebsgrössenstruktur des Jahres 1952 zeigt sich eindeutig ein Zug zum grossen Betrieb.* So erhöhte sich der Anteil der Betriebe der Grössenklasse 500 bis 999 sowie 1'000 und mehr Beschäftigte um jeweils 50 v. H. Die Beschäftigtenanteile dieser Betriebe stiegen im gleichen Zeitraum von 12,8 v. H. auf 14,7 v. H. bzw. 26,7 v. H. auf 33,1 v. H.»

Die Beobachtung der Stuttgarter Statistiker wird freilich von manchen Ämtern bestritten, die die über die Norm hinausgehende Zunahme der Belegschafts- und Umsatzzahlen bei den grossen und grössten Betrieben nicht als Konzentrations-, sondern als wirtschaftliche Wachstumserscheinung aufgefasst wissen wollen. Nun, über diesen Einwand kann man ebenso hinweggehen wie über den anderen, dass die Gruppe der grössten Betriebe (mit 1'000 und mehr Beschäftigten) eine «offene Gruppe», das heisst eine solche sei, die nach oben nicht mehr beschränkt und folglich anderen statistischen Gesetzen unterworfen wäre als die geschlossenen Gruppen: schon deshalb, weil sich aus jeder offenen eine geschlossene Gruppe machen lässt. Aber lassen wir diese Repliken auf sich beruhen; sie dienen nur dazu, die Konzentrationstendenz zu verniedlichen oder zu leugnen, wo sie mit logischen Mitteln nicht zu bestreiten ist.

In der Tat, der Zug zum grossen Betrieb ist so evident, dass über die säkulare Tendenz der Entwicklung kein Wort zu verlieren ist. Aus unseren Tabellen ist abzulesen, dass den absoluten Ziffern nach im Zeitraum 1952 bis 1961 die Zahl der Betriebe und der Beschäftigten nur in den untersten Kategorien, bei den Zwergbetrieben mit 1 bis 9 und bei den Kleinstbetrieben mit 10 bis 19 Mann, sinkt, in allen folgenden Betriebsgrössenklassen aber steigt. Das ist auch nur zu verständlich. Ein-Mann-Betriebe können sich immer behaupten, wie hoch die Bürde der sozialen Belastung auch schwellen mag. Aber schon für den Arbeitgeber, der nur einen «Mann» beschäftigt, werden die Dinge problematisch. Ob der Mann einen Tag blau macht oder ob er wegen Krankheit ein paar Wochen fehlt, der Lohn muss fortgezahlt werden. Das ist das Mindeste. Andererseits kann der Meister seinem Arbeitnehmer nur einen kleinen Teil der freiwilligen Beihilfen geben, die der Grossbetrieb in verschwenderischer Fülle ausstreut. Namentlich fehlt dem Arbeiter, der in der kleinen «Bude» tätig ist, das Sicherheitsgefühl, das ihm die Angehörigkeit zum Grossunternehmen vermittelt. Betriebskrankenkassen und Pensionsfonds sind für den kleinen und mittleren Betrieb meist noch unerschwinglich, selbst wenn der kleine Anschluss an eine Versicherungsanstalt sucht. Und schliesslich ist der Prestigegewinn für denjenigen, der unter die Kruppianer, die Mannesmänner, die RWE- oder Glanzstoffleute aufgenommen wird, unendlich viel grösser als für den, der Arbeit bei einem kleinen Krauter findet. Alles in allem, es gibt Gründe genug, mehr als genug, die dem Arbeitnehmer die Hinwendung zum

Betriebliche Entwicklung der Industrie in der Bundesrepublik

Größenklassen nach Beschäftigten	September 1952			September 1961			1961 in % von 1952		
	Betriebe	Beschäftigte	Umsatz (1'000 D-Mark)	Betriebe	Beschäftigte	Umsatz (1'000 D-Mark)	Betriebe	Beschäftigte	Umsatz (1000 D-Mark)
Insgesamt	91 825	5 847 943	11 093 259	94 205	8 206 161	24 916 793	102,59	140,33	224,61
1-9	42 285	171 756	296 789	41 352	157 159	476 540	97,79	91,50	160,57
davon 1	7 829	7 823	14 416	9 964	9 964	19 960	127,27	127,37	138,46
2-4	18 226	52 981	82 864	17 304	48 648	142 613	94,94	91,82	172,10
5-9	16 230	110 952	199 509	14 084	98 547	313 967	86,78	88,82	157,37
10-19	14 491	202 125	360 259	12 100	171 662	514 339	83,50	84,93	142,77
20-49	16 824	526 404	863 189	17 354	549 374	1 461 106	103,15	104,36	169,27
50-99	8313	582 783	989 073	9 713	683 119	1 869 583	116,84	117,22	189,02
100-199	4 812	671 541	1 202 188	6 340	884 553	2 472 790	131,75	131,72	205,69
200-499	3317	1 015 063	2 050 624	4611	1 422 405	4 230 205	139,01	140,13	206,29
500-999	991	682 622	1 417 344	1 533	1 044 389	3 619 286	154,69	153,00	255,36
1'000 und mehr	792	1 995 649	3 913 793	1 202	3 293 500	10 272 944	151,77	165,03	262,48

grösseren, am liebsten natürlich zum Grossbetrieb empfehlen. Wer erst einmal in die Familie der Bosch- oder Bayer-Arbeiter aufgenommen ist, wer bei einer guten Firma eine Werkswohnung bezogen hat, im werkseigenen Schwimmbad schwimmt, im Sportverein des Werkes Fussball oder Tennis spielt, vom Werksarzt betreut wird, an den Sprachkursen des Werks teilnimmt, seine Kinder in die Erholungsheime der Firma schickt und einen Sohn auf Kosten des Betriebs studieren lässt, hat eine Heimat und so viel Prestige in unserer unbehausten Welt gewonnen, dass er den Gewinn nicht leichten Herzens mehr preisgibt. Daher das sehr viel grössere Wachstum an Mitarbeitern und Umsatz, das die grösseren und grossen Betriebe verzeichnen.

Das wirkliche Mass der Konzentration, das aus dieser Entwicklung resultiert, zeigt sich aber erst, wenn man die Betriebsgrössenstruktur der Industrie in zwei zeitlich weit auseinanderliegenden Jahren untersucht.

Die Statistiker haben für Baden-Württemberg errechnet, dass an der stark gestiegenen Gesamtzahl der Beschäftigten nur zwei Betriebsgrössenklassen, die Gruppen der Gross- und der Grösstbetriebe, mit wachsenden Anteilen partizipierten: Die Betriebe mit 500 bis 999 Arbeitnehmern hatten 1952 erst 12,8, 1961 dagegen 14,7 Prozent der industriellen Gesamtbelegschaft in ihren Werkshallen vereinigt; die Betriebe mit 1'000 und mehr Beschäftigten konn-

Betriebsstruktur der deutschen Industrie 1952 und 1961

Betriebsgrössen- klassen	1952			1961		
	Betriebe	Beschäftigte in % der Gesamtzahl	Umsatz	Betriebe	Beschäftigte in % der Gesamtzahl	Umsatz
Insgesamt	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00
1-9	46,05	2,94	2,67	43,90	1,92	1,91
davon 1	8,53	0,13	0,13	10,58	0,12	0,08
2-4	19,85	0,91	0,75	18,37	0,59	0,57
5-9	17,67	1,90	1,80	14,95	1,20	1,26
10-19	15,78	3,46	3,25	12,84	2,09	2,06
20-49	18,32	9,00	7,78	18,42	6,70	5,86
50-99	9,05	9,97	8,91	10,31	8,32	7,50
100-199	5,24	11,48	10,84	6,73	10,78	9,92
200-499	3,61	17,36	18,48	4,89	17,33	16,98
500-999	1,08	11,67	12,78	1,63	12,73	14,53
1'000 und mehr	0,86	34,12	35,28	1,28	40,13	41,23

ten ihren Anteil sogar von 26,7 auf 33,1 Prozent steigern. Der Umstand genügte den amtlichen Beobachtern, vom «Zug zum grossen Betrieb» zu reden.

Stärker jedoch als im industriellen Südwesten ist die Konzentrationstendenz in der gesamten Bundesrepublik ans Licht getreten. Hier nämlich stieg der Anteil der Grossbetriebe (500-999 Mann) an der Gesamtzahl der indu-

striellen Arbeitnehmer von 11,67 auf 12,73 Prozent, der Anteil der grössten Betriebe (1'000 Mann u. m.) sogar von 34,12 auf 40,13 Prozent. Und ebenso wuchs der Anteil der wirtschaftlich Stärkeren am industriellen Gesamtumsatz: von 12,78 auf 14,53 Prozent bei den Grossbetrieben und von 35,28 auf 41,23 Prozent bei den grössten Betrieben.

Das alles ist so evident wie nur möglich; aber was offen zutage liegt, ist nicht auch selbstverständlich. Man muss noch etwas tiefer in die Materie eindringen, um die Konzentrationstendenz, die kein vernünftiger Mensch leugnen oder als «Gespenst» abtun wird (wie es tatsächlich geschehen ist), nach Art und Entstehung zu deuten.

Wir haben bereits gesehen, dass die Zahl der Betriebe im Jahrzehnt 1952 bis 1961 umso stärker gewachsen ist, je höher man in der Ordnung der Grössenklassen hinaufrückt. Mit zwei wenig ins Gewicht fallenden Ausnahmen: die Zahl der Zwergbetriebe ist nicht so stark gesunken wie die in der nächsthöheren Grössenklasse der Kleinbetriebe. Das ist recht bemerkenswert, vermag aber zur Deutung des Konzentrationsphänomens wenig beizutragen.

Wichtiger scheint uns, die Frage zu beantworten, wie sich die nach Grössenklassen geordneten Einzelbetriebe verhalten haben; wichtiger ist, rundheraus gesagt, die Feststellung, wie sich die Zahl der Arbeiter und die Höhe der Umsätze je Betrieb, namentlich aber: wie sich der Umsatz je Beschäftigten in den einzelnen Betrieben entwickelt hat. Damit erst erhalten wir für die These, dass der Konzentrationsprozess sich mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Naturvorgangs über die Schar der schutzlosen Kleinen hinwegwälzte, die handfesten Unterlagen.

Natürlich sind die Einzelbetriebe, von denen wir hier sprechen, keine empirisch gegebenen, sondern rechnerisch ermittelte Einheiten, Geschöpfe aus der Retorte. Das liegt im Wesen der Statistik, die nur mit «Grössen» operieren kann, die jede Individualität verloren haben: so dass man gewärtigen muss, dass jeder These eine Reihe von Einzelbeispielen entgegengehalten wird, die sie – die These – ad absurdum zu führen scheinen. Dagegen ist nichts zu machen; gesteht man der Statistik überhaupt noch Beweiskraft zu, muss man sich gegen die Einwände der «Männer aus der Praxis» abhärten.

Wer unter diesen Vorbehalten die Tabelle liest, in der wir versucht haben, das Verhalten der nach Grössenklassen geordneten Einzelbetriebe zu fixieren, steht in der Tat erstaunlichen Sachverhalten gegenüber.

Die Beschäftigung je Betrieb, um mit dieser Position zu beginnen, hat sich nur in zwei Grössenklassen wesentlich verändert: sie ist in den Zwergbetrieben um 6,40 Prozent gefallen und in den Grösstbetrieben um 8,49 Prozent gestiegen. Im Übrigen halten die Schwankungen sich in engen Grenzen: zwischen + 1,72 und – 1,10 Prozent. Mit einer Ausnahme: in den Zwergbetrieben mit einer Belegschaft von fünf bis neun Mann ist die Beschäftigung je Betrieb um 2,34 Prozent gestiegen.

Ganz anders, erstaunlich unregelmässig, verlief die Umsatzentwicklung je

Verhalten der Einzelbetriebe im Konzentrationsprozess

Betriebsgrößenklassen	September 1952				September 1961			dgl. 1961 in % von 1952			
	Beschäftigte je Betrieb	Umsatz je Betrieb D-Mark	Umsatz je Beschäftigten D-Mark	<i>Umsatz Je Beschäftigten in % des Durchschnitts</i>	Beschäftigte je Betrieb	Umsatz je Betrieb D-Mark	Umsatz je Beschäftigten D-Mark	<i>Umsatz je Beschäftigten in % des Durchschnitts</i>	Beschäftigte je Betrieb	Umsatz je Betrieb D-Mark	Umsatz je Beschäftigten D-Mark
Insgesamt	63,69	120 804	1 897	100,00	87,11	264 495	3 036	100,00	136,77	218,95	160,04
1-9	4,06	7 019	1 728	91,09	3,80	11 524	3 032	99,87	93,60	164,18	175,46
davon 1	1,00	1 841	1 841	97,05	1,00	2 003	2 003	65,97	100,00	108,80	108,80
2-4	2,91	4 546	1 564	82,45	2,81	8 242	2 932	96,57	96,56	181,30	187,47
5-9	6,84	12 293	1 798	94,78	7,00	22 292	3 186	104,94	102,34	181,34	177,20
10-19	13,95	24 861	1 782	93,94	14,19	42 507	2 996	98,68	101,72	170,98	168,13
20-49	31,25	51 307	1 640	86,45	31,66	84 194	2 660	87,62	101,31	164,10	162,20
50-99	70,11	118 979	1 697	89,46	70,33	192 483	2 737	90,15	100,31	161,78	161,28
100-199	139,56	249 831	1 790	94,36	139,52	390 030	2 796	92,09	99,97	156,12	156,20
200-499	306,02	618 216	2 020	106,48	308,48	917 416	2 974	97,96	100,80	148,40	147,23
500-999	688,82	1 430 215	2 076	109,44	681,27	2 360 917	3 465	114,13	98,90	165,07	166,91
1'000 und mehr	2 525,50	4 941 657	1 961	103,37	2 740,02	8 546 542	3 119	102,73	108,49	172,95	159,05

Betrieb. Die Steigerung war am geringsten bei den Betrieben mit 200 bis 499 Arbeitnehmern, die Zwergbetriebe behaupteten sich gut in der Mitte, die Führung hatten die Grösstbetriebe an sich gebracht. Aber auch hier gibt es eine Ausnahme, um nicht zu sagen: gibt es zwei Ausnahmen. Schlüsselst man die Position «Zwergbetriebe» auf, so sieht man, dass die Ein-Mann-Betriebe eine kaum nennenswerte Umsatzsteigerung aufweisen, dass aber die Betriebe mit zwei bis vier und mit fünf bis neun Beschäftigten alle anderen Gruppen weit hinter sich lassen.

Ähnliches gilt für die Umsatzentwicklung je Beschäftigten: Am weitesten ist die Grössenklasse der Betriebe mit 200 bis 499 Beschäftigten zurückgeblieben; am weitesten voraus ist die Gruppe der Zwergbetriebe; die Klasse der grössten Betriebe rangiert erst an sechster Stelle in unserer Statistik.

Nun ist es mit Relativzahlen freilich immer eine eigene Sache. Wenn in einer Grössenklasse ein Aufstieg, sagen wir, von 50 auf 100 verzeichnet wird, errechnet sich ein Gewinn von 100 Prozent. Wenn dagegen in einer anderen Grössenklasse der Umsatz von 150 auf 165 steigt, beträgt die Steigerung nur 10 Prozent. Dort eine Steigerung um 100, hier eine solche um nur 10 Prozent: kein Zweifel, sollte man meinen, wo das grösste Umsatzpotential liegt. Tatsächlich allerdings verhält es sich so, dass im ersten der beiden von uns konstruierten Fälle der Umsatz 100, im zweiten dagegen 165 beträgt. Es ist manchmal nicht anders möglich, als in Relationen zu sprechen; aber niemand, der das tut, kann erwarten, dass ihm seine Aussage als absolute Wahrheit abgenommen wird. Die Wahrheit der Relationen bleibt immer eine relative Wahrheit.

Man ist auf die relative Wahrheit angewiesen, wenn man den Betriebsumsatz verschiedener Betriebsgrössenklassen miteinander vergleicht. Aber man tut den entscheidenden Schritt zur absoluten Wahrheit hin, wenn man den Umsatz je Beschäftigten in den verschiedenen Betriebsgrössenklassen zum Gegenstand der Untersuchung macht. Die Umsatzleistung eines im Zwergbetrieb Beschäftigten ist durchaus mit derjenigen eines im Grossbetrieb tätigen Arbeitnehmers vergleichbar. Denn Mann ist Mann, die gleiche statistische Einheit, ob sie bei Krupp oder bei der unbekanntenen Kleinfirma Müller & Co angetroffen wird.

Das heisst: die wichtigsten Spalten, die wir in unserer Statistik vorlegen, sind die, in denen es um den Umsatz je Beschäftigten geht.

Im Jahre 1952, sehen wir, errechnete sich für die gesamte Industrie ein Umsatz je Arbeitnehmer von 1 897 D-Mark im Monat; wir wollen ihn den durchschnittlichen Umsatz nennen. Am tiefsten unter dem Durchschnitt lag die individuelle Leistung in den Zwergbetrieben mit 2 bis 4 Mann; am höchsten darüber lag sie in den Grossbetrieben mit 500 bis 999 Mann; auch in den Mittelbetrieben mit 200 bis 499 Mann war sie noch besser als in den grössten Betrieben.

In dieser Hinsicht hat sich bis 1961 einiges, aber nicht alles geändert.

Nach wie vor steht der Grossbetrieb an der Spitze der Leistungsskala: immer noch liegen die Klein- und Mittelbetriebe mit 20 bis 199 Arbeitnehmern ziemlich weit hinter dem Durchschnitt zurück. Neu ist dagegen, dass die Betriebe mit 200 bis 499 Beschäftigten sich der Kategorie derjenigen zugesellt haben, in denen die individuelle Leistung unter dem Durchschnitt liegt. Neu ist ferner, dass die Zwergbetriebe den durchschnittlichen Standard der Leistung je Beschäftigten praktisch erreicht haben, ausschliesslich deshalb, weil die Betriebe mit zwei bis vier und mit fünf bis neun Beschäftigten einen mächtigen Sprung nach vorn getan haben. Bei den grössten Betrieben hat sich nichts Wesentliches geändert: sie haben sich, was die Umsatzleistung ihrer Arbeitnehmer betrifft, gut behauptet, aber sie liegen in der Leistungsskala nach wie vor an dritter Stelle, nur dass die zweite Stelle nicht mehr von den Mittelbetrieben von 200 bis 499, sondern von den Zwergbetrieben mit fünf bis neun Beschäftigten besetzt ist.

Man sollte dieses «Spiel mit Zahlen» nicht gering schätzen. Unterstellt man, wie man wohl kann, dass die Leistung je Mann den Stand der betrieblichen Rationalisierung anzeigt, so erkennt man, dass die wirtschaftliche Überlegenheit des Grossbetriebs nicht in seiner technischen Überlegenheit wurzelt. Der alte Glaubenssatz, dass der Grossbetrieb, ausgestattet mit den kostspieligsten Mitteln der Forschung, mit raffinierten Labors und hervorragenden Forscherteams, die Rationalisierung der Arbeit wesentlich weiter treiben könne als der Kleinbetrieb, ist brüchig geworden. Gemessen am Rationalisierungserfolg steht die Leistung der Kleinen derjenigen der Grossen nicht nach. Im Gegenteil: die individuelle Umsatzleistung in der Klasse der Zwergbetriebe mit fünf bis neun Arbeitern war 1961 grösser als die je-Mann-Leistung in der Klasse der Grossbetriebe. Forschung und Technik, in denen die Grossen vermeintlich brillieren, haben in jüngerer Zeit nicht mehr zur Konzentration beigetragen. Die Kleinen und Kleinsten üben die hohe Kunst der Rationalisierung mit dem gleichen Erfolg wie der Durchschnitt der industriellen Betriebe, gelegentlich sogar erfolgreicher als die ganz Grossen. Gewiss, die Zahl der Zwerg- und Kleinbetriebe ist beträchtlich gesunken; die grossen und grössten Betriebe sind der Zahl nach gewachsen. Darauf geht die zunehmende Umsatzkonzentration auf die grösseren Betriebe zurück. Die besonders grosse Steigerung der Marktmacht aber, die der höchsten Betriebsgrössenklasse zugefallen ist, resultiert daraus, dass die grössten Betriebe den Arbeitsmarkt am erfolgreichsten auszuschöpfen vermögen: die auf Sicherheit und Sozialkomfort bedachte Masse der Arbeitnehmer strömt den Riesenbetrieben bereitwilliger als allen anderen zu. Unter den Bedingungen der Vollbeschäftigung brauchen die grössten Betriebe nicht gar so stark auf die Rationalisierung der Produktionsvorgänge bedacht zu sein wie die kleineren; ihre Monopolstellung im Arbeitsmarkt sichert ihnen einen wachsenden Vorsprung in der Konzentration wirtschaftlicher Macht.

KONZENTRATION ZU KONZERNEN

Sicherlich liessen sich ähnliche Tendenzen, wie wir sie in der betrieblichen Entwicklung der Industrie feststellen konnten, auch bei den Unternehmern aufspüren, die den Industriekörper formieren. Aber dafür fehlt uns das authentische Zahlenmaterial. Man müsste allzuviel mit Unterstellungen und zweifelhaften Interpolationen arbeiten, um überhaupt ein Bild zu gewinnen, und wäre der Arbeit dann doch nicht froh, da die Konturen des Bildes verschwämmen. Verzichten wir also auf eine besondere Untersuchung der Unternehmen, deren Masse ohnehin mit der Masse der Betriebe zusammenfällt. Versuchen wir aber, wenn auch nur einen flüchtigen Blick auf die Konzerne zu werfen, deren Machtbereich sich freilich statistisch kaum abgrenzen lässt.

Wie die Dinge im Steinkohlenbergbau liegen, wurde schon früher gesagt. Die Zechen liegen in der Hand weniger Konzerne, die kapitalstark genug sind, die Energiekrise zu bestehen, in die die Bundesrepublik sich kurzzichtiger-, um nicht zu sagen: leichtfertigerweise hat hineinmanövrieren lassen.

Der rheinische Braunkohlenbergbau, der den grössten Teil des bundesdeutschen Aufkommens stellt, liegt fast völlig in der Hand des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks bzw. seiner Tochtergesellschaft, der Rheinische Braunkohlenwerke AG. Der Kalibergbau wird von vier Konzernen beherrscht: vom Wintershall-Konzern, der praktisch der Gruppe Rosterg-Quandt gehört und nahezu die Hälfte der deutschen Förderung kontrolliert, vom Salzdettfurth-Konzern, von der Kali-Chemie AG, deren Mehrheit bei der belgischen Solvay-Gruppe liegt, und, zum geringsten Teil, von der Preussische Bergwerks- und Hütten AG. Der Eisenerzbergbau wird vornehmlich von Unternehmen betrieben, die den Konzernen der westdeutschen Montanindustrie und der bundeseigenen Salzgitter AG gehören. In der Erdölförderung dominieren die Wintershall AG mit der Gewerkschaft Elwerath, die Deutsche Erdöl-AG, die bundeseigene Deutsche Schachtbau- und Tiefbohrergesellschaft mbH und die Familien-Gesellschaft C. Deilmann Bergbau GmbH. Alles in allem: Unsere Bodenschätze liegen bei wenigen Konzernen in starken und festen Händen.

Die deutsche Hüttenindustrie zeichnet wie eh und je ein besonders hoher Konzentrationsgrad aus, und das fällt umso schwerer ins Gewicht, als die Rohstahlkapazität der Bundesrepublik sich gegenüber der Vorkriegszeit mehr als verdoppelt hat und heute 38 bis 40 Millionen t im Jahr betragen mag.

Die Thyssen-Gruppe, die durch die Präsenzmehrheit der Thyssen-Erbinnen Amélie Thyssen und Gräfin de Zichy beherrscht wird, umfasst die Phoenix-Rheinrohr AG, die August Thyssen-Hütte AG, die Deutsche Edelstahlwerke AG, die Niederrheinische Hütte AG und die Handelsunion AG. In den Besitz der Rasselstein AG teilen sich die Thyssen- und die Wolff-Gruppe, welche letztere auch an der Neunkircher Eisenwerk AG mit 50 und an der Stahlwerke Bochum AG mit 50,44 Prozent beteiligt ist.

Krupp, einst der ungekrönte König im Reich des Stahls, gehört auch heute noch oder heute wieder zu den grossen Montanmagnaten. Die Aktien der Hütten- und Bergwerke Rheinhausen AG, die 76 Prozent der Bochumer Verein für Gussstahlfabrikation AG besitzt und über die Harz-Lahn-Erzbergbau AG an einem beträchtlichen Teil der westdeutschen Eisenerzvorkommen beteiligt ist, liegen samt und sonders in den Tresors der Firma Fried. Krupp.

Der Rhein Stahl-Konzern, der seit der Errichtung der Vereinigten Stahlwerke im Jahre 1926 seine Tätigkeit auf den Kohlenbergbau beschränkt hatte, ist wieder in die Reihe der grossen Stahlproduzenten eingetreten. Mit der Rheinische Eisenwerke Mülheim/Meiderich AG, der Rhein Stahl Eisenwerke Gelsenkirchen AG, der Rhein Stahl Wanheim GmbH, der Ruhr Stahl AG, der Gussstahlwerk Witten AG u.a. m. gehört er zu den führenden Gruppen der bundesrepublikanischen Montanindustrie.

Der Hoesch-, der Mannesmann- und der Klöckner-Konzern sind weit über die Bedeutung hinausgewachsen, die sie je vor dem Krieg besessen haben. Sie kontrollieren ein gutes Stück der gewachsenen westdeutschen Stahlproduktion.

In den Händen der Koninklijke Nederlandsche Hoogovens en Staalfabrieken NV liegt die rund 43-prozentige Präsenzmehrheit der Dortmund-Hörder-Hüttenunion AG, die unter anderem sämtliche Aktien der Hüttenwerke Siegerland AG besitzt.

Der Konzern der grossen Haniel-Familie, die führend an der Gutehoffnungshütte beteiligt ist, hat sich einen so grossen Anteil – wahrscheinlich die Mehrheit – an der Hüttenwerke Oberhausen AG verschafft, dass sie das grosse, aus Stahl- und Bergwerk bestehende Montanunternehmen kontrolliert.

Die Friedrich Flick KG besitzt über die Verwaltungsgesellschaft für Steinkohlenbergbau und Hüttenbetrieb mbH sämtliche Anteile der Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte GmbH und über die Maximilianshütte mindestens die Präsenzmehrheit der Stahlwerke Südwestfalen AG. Über die Metallwerke Lübeck GmbH ist Flick mit 60 Prozent an den Buderus'schen Eisenwerken beteiligt, die ihrerseits 50 Prozent der Stahlwerke Röchling-Buderus AG und 95 Prozent der Burger Eisenwerke AG besitzen.

Die Röchlingsche Eisen- und Stahlwerke GmbH steht in der Montanindustrie an der Saar an erster Stelle und hat sich vor einigen Jahren mit der Rheinmetall AG einen bedeutenden Verarbeitungskonzern angegliedert.

Schliesslich ist zu erwähnen, dass das Bundesvermögen – vertreten durch die Aktiengesellschaft für Berg- und Hüttenbetriebe – Alleinaktionär der Hüttenwerk Salzgitter AG ist und – vertreten durch die Vereinigte Industrie-Unternehmungen AG (VIAG) – die Sperrminorität (25,1%) der Ilseder Hütte besitzt.

Kurzum: elf oder zwölf Gruppen teilen sich in die Herrschaft über die bundesdeutsche Hüttenindustrie, der in der europäischen Stahlindustrie die absolut führende Rolle zufiel.

Und wie sieht es in der chemischen Industrie aus?

Die Frage ist schnell beantwortet: Der Löwenanteil ist, wie sich von selbst versteht, den I. G.-Farben-Nachfolgern – der Farbenfabriken Bayer AG, der Badische Anilin- und Soda-Fabrik AG (BASF) und der Farbwerke Hoechst AG mit der Knapsack-Griesheim AG – zugefallen. Eine führende Rolle spielen ferner die Deutsche Gold- und Silber-Scheideanstalt (Degussa), an der die Düsseldorfer Waschmittelfirma Henkel & Cie als Grossaktionärin beteiligt ist, die Chemische Werke Hüls AG, deren Aktien zu 50 Prozent bei der Chemie-Verwaltungs AG und zu je 25 Prozent bei der bundeseigenen Bergwerksgesellschaft Hibemia AG und der Kohleverwertungsgesellschaft mbH liegen, die Vereinigte Glanzstoff-Fabriken AG, die von der niederländischen AKU kontrolliert wird, und die Dynamit-Nobel AG, bei der die Flick-Gruppe ihren Anteil auf 84 Prozent erhöhen konnte.

Acht Konzerne also haben die Hand auf die üppig blühende Industrieprovinz der chemischen Erzeugung gelegt.

Es sind ihrer sechs, die die Mineralölverarbeitung kontrollieren, über deren schnell wachsende Bedeutung kein Wort verloren werden soll: Wir zählen zwei amerikanische Gesellschaften — die Esso AG und die Mobil Oil AG in Deutschland, eine Tochter der Socony Mobil Oil Co Inc., New York –, zwei englische Unternehmen – die Deutsche Shell AG und die BP Benzin und Petroleum AG, eine Konzerngesellschaft der British Petroleum Co, Ltd, an der die britische Regierung mit 56 Prozent beteiligt ist – und zwei deutsche Gesellschaften – die Gelsenberg-Benzin AG, die dem Konzern der Gelsenkirchener Bergwerks-AG angehört, und die Scholven Chemie AG, die über die Bergwerksgesellschaft Hibernia AG zum Bundesvermögen zählt. Wenn das Börsengerücht sich realisieren sollte, dass die Socony Mobil Oil Co bemüht sei, die Mehrheit der Gelsenkirchener Bergwerks-AG zu erwerben, würde auch die Gelsenberg Benzin AG dem amerikanischen Konzern zufallen. Wir hätten dann nur noch fünf grosse Raffinationsunternehmen in Deutschland; es sei denn, man zählte die Union Rheinische Braunkohlenkraftstoff AG der Rheinische Braunkohlenwerke AG mit, die unter den Gesellschaften mittlerer Grösse an erster Stelle steht.

Noch straffer ist die Konzentration im PKW-Bau. Gewiss, es gibt neben den marktbeherrschenden Firmen – der Volkswagenwerk GmbH, der Daimler-Benz AG mit der Auto-Union GmbH, wo die Flick-Gruppe mindestens die Hauptversammlungsmehrheit, durch die Grossbanken getarnt vielleicht sogar die absolute Majorität besitzt, der Adam Opel AG und der Ford-Werke AG, den beiden rein amerikanischen Gesellschaften – noch eine Reihe namhafter Unternehmen: die Bayerischen Motorenwerke AG, die praktisch zur Quandt-Gruppe zählt, die Hans Glas GmbH in Dingolfing, die Neckar Automobilwerke AG und die NSU Motorenwerke AG. Aber all diese Unternehmen liegen so weit hinter den vier Grossen zurück, dass diese ohne Weiteres als «marktbeherrschend» genommen werden können.

Auch in der Kautschukindustrie gibt es nur vier Gesellschaften, die zusam-

men ein marktbeherrschendes Oligopol bilden: die Continental Gummiwerke AG, die von der Familie Opel de facto beherrscht wird, die Phoenix Gummiwerke AG, bei der die Firestone Tire and Rubbe Comp., Akron/Ohio, die Sperrminorität besitzt, die Metzeler Gummiwerke AG, deren Aktien zu 93 Prozent in den Händen des Kaufmanns Willy Kaus liegen, und die Deutsche Dunlop Gummi Compagnie AG, eine hundertprozentige Tochtergesellschaft der Dunlop Rubber Company Ltd, London.

Erstaunlicherweise ist im Schiffbau die Bundesrepublik der bedeutendste Konzernherr: die Kieler Howaldtwerke AG, die grösste deutsche Werft und der mit Abstand leistungsfähigste Lieferant für die sowjetische Fischereiflotte, gehört über die Salzgitter AG, die Howaldtwerke Hamburg AG unmittelbar zum Bundesvermögen, an der Aktiengesellschaft Weser ist die Firma Fried. Krupp mit 80,40 Prozent, die Norddeutsche Kreditbank mit 12 Prozent der Stammaktien beteiligt, die Anteile der Deutsche Werft liegen zu 53,28 Prozent bei der Gutehoffnungshütte, zu etwa 30 Prozent bei der Elektrofinanz AG (AEG), bei der Bremer Vulkan Schiffbau und Maschinenfabrik besitzt die Thyssen-Bornemisza-Gruppe die 89-prozentige Mehrheit, die Rheinstahl Nordseewerke GmbH gehört mit Haut und Haaren dem Konzern der Rheinischen Stahlwerke, in den Besitz der Lübecker Flender-Werke AG teilen sich die Commerzbank (69%) und die Dresdner Bank (31%), und an der Blohm & Voss AG sind je zur Hälfte die Verwaltungsgesellschaft Elbe (Gruppe Blohm) und die Phoenix-Rheinrohr beteiligt. Die führenden Unternehmen des Schiffbaus also gehören der Bundesrepublik, einer Handvoll westdeutscher Montankonzerne und zwei Grossbanken. Zählte man noch die Atlas-Werke AG den marktbeherrschenden Werften hinzu, so stellte man fest, dass dieses Unternehmen mit 85 Prozent seiner Anteile dem Konzern Hugo Stinnes d. J. angehört.

Die Elektrotechnik als eine Verarbeitungsindustrie mit zahlreichen aufs Feinste spezialisierten Betrieben weist einen geringeren Konzentrationsgrad auf als die Montanindustrie, die chemische und die Fahrzeugindustrie. Aber auch hier entfallen etwa zwei Fünftel der Erzeugung auf acht Unternehmen, von denen einige als Konzerngesellschaften miteinander verbunden sind: die erste Gruppe vereinigt die Siemens-Schuckertwerke AG, die Siemens & Halske AG und die Siemens-Elektrogeräte AG in sich; die zweite Gruppe umschliesst die AEG Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und die Telefunken GmbH; als Einzelgesellschaften treten hinzu die Robert Bosch GmbH, ein deutsches Familienunternehmen, die Brown, Boveri & Cie AG, deren 63-prozentige Mehrheit bei der schweizerischen AG Brown, Boveri & Cie liegt, und die Standard Elektrik Lorenz AG, an der die International Standard Electric Corporation, New York, mit 95,43 Prozent beteiligt ist. Freilich, würde man den Konzernumsatz dieser Gesellschaften addieren, so würde sich ein wesentlich höherer Umsatzanteil errechnen, als der, den wir mitgeteilt haben.

Recht einfach liegen die Dinge in der Zigarettenindustrie: Der Reemtsma-Konzern beherrscht etwa die Hälfte der deutschen einschliesslich der Berliner

Umsätze. In die andere Hälfte teilen sich die British-American Tobacco Company GmbH, die Bremer Firma Brinkmann GmbH und die von dem amerikanischen Reynolds-Konzern kontrollierte Haus Neuerburg GmbH dergestalt, dass für den unabhängigen Fabrikanten Erich Eilebrecht-Kemena (Eilebrecht Cigaretten- und Rauchtabakfabriken, Homburg/Saar, Cigarettenfabrik Greiling, Baden-Baden, Zigarettenfabrik Melissas GmbH, Bruchmühlbach/Pfalz, Cigarettenfabrik Hermann Sturm, Bruchmühlbach/Pfalz) nur noch 1 bis 2 Prozent des Umsatzes übrigbleiben.

Andere Beispiele der Konzentration bieten sich in der Lebensmittelindustrie dar. Der britisch-niederländische Unilever-Konzern beherrscht über die Margarine-Union GmbH 75 bis 80 Prozent der deutschen Margarineerzeugung, über die «Nordsee» Deutsche Hochseefischerei GmbH mehr als die Hälfte der Fischerei, über andere Gesellschaften einen guten Teil der Käseproduktion und des Lebensmitteleinzelhandels. Unilever war 1962 mit etwa 1'500 Millionen D-Mark am deutschen Lebensmittelumsatz beteiligt.

An zweiter Stelle steht der schweizerische Nestle-Konzern. Er besitzt in Deutschland die Deutsche Nestle AG, die vornehmlich Neskafee und das auf Pulverform gebrachte Kakaotränk Nesquik vertreibt, die Maggi GmbH und die Ali GmbH, die starke Mehrheit bei der Sarotti AG (73,5%), die nicht nur die eigene Schokolade, sondern in Lizenz auch die Sorten Callier, Kohler und Gala Peter produziert und – ganz oder teilweise – mehrere Tiefkühlunternehmen: die Findus GmbH, die Tiefkühlkontor (TEKA) GmbH und die Jopa GmbH. In den Vereinigten Staaten werden je Kopf der Bevölkerung bereits 25 kg, in Deutschland wird erst ein Kilogramm Tiefkühlkost im Jahr verzehrt. Das heisst: den eingefrorenen Mahlzeiten, die vom Spinat bis zu den Pommes frites in Wegwerfbehältern angeboten werden, gehört die Zukunft. Die Grossbetriebe, die bisher kostspielige Kantinenküchen unterhielten, haben das bereits erkannt. Die Erfrischungsräume, Bahnhofsbüfets und schliesslich die Hausfrauen werden ihnen folgen. Die fertige Mahlzeit aus der Kühltruhe, die selbst das lästige Geschäft des Abwaschens überflüssig macht, löst so viele Probleme, dass die Entwicklung gar nicht anders verlaufen kann als in der Richtung, den Perfektionismus amerikanischer Tischsitten in Anspruch zu nehmen. Gegenwärtig wird der Nestle-Absatz in der Bundesrepublik auf 850 Millionen D-Mark geschätzt; man kann darauf wetten, dass er die Milliardengrenze bald überschreiten wird.

Die Deutsche Maizena-Werke GmbH, eine reinblütige Tochter der amerikanischen Corn Products Refining Co, setzte mit der C. H. Knorr AG und der Mondamin GmbH, an denen sie als Mehrheitsaktionärin beteiligt ist, schätzungsweise 500 bis 520 Millionen D-Mark um. Aber auch hier besteht die Tendenz, dass ihr Marktanteil steigt; von den vorgekochten, in Pulverform konservierten Speisen, die die Konzernfirmen anzubieten haben, geht eine Anziehungskraft aus, die umso stärker wird, je tiefer die Hausfrau in den Prozess der Vollbeschäftigung einbezogen wird.

Zu den grossen Lebensmittelkonzernen, die in der Bundesrepublik festen Fuss fassen konnten, gehört ferner die Ursina AG, Konolfingen bei Bern: sie besitzt in München die Allgäuer Alpenmilch AG (86%), die mit der Alpursa GmbH Lebens- und Genussmittel, der Almglocke Milchwerke Stolzenbach KG und der Alete Pharmazeutische Produkte GmbH einen Gesamtumsatz von nahezu 300 Millionen D-Mark erzielt.

Eine kleinere Rolle spielen die National Dairy Products Corporation, New York, die sich mit der Kraft GmbH, Lindenberg i. Allgäu, der Herzjunge Käsewerk GmbH und der Erste Deutsche Knäckebrot-Werke GmbH in der Bundesrepublik festgesetzt hat, und die General Foods Corporation, die amerikanische Nestle-Konkurrentin, die in Elmshorn die General Foods GmbH betreibt.

Um nach den grossen ausländischen Unternehmen aber auch zwei deutsche Konzerne zu nennen, sei einmal auf Schweisfurth und dann auf Oetker verwiesen:

Der Schweisfurth-Konzern – die L. Schweisfurth GmbH, Fleischwaren- u. Konservenfabrik, Herten, und die Karl Schweisfurth GmbH, Fleischwaren- & Konservenfabrik, Dachau, deren einzige Gesellschafter Karl und Erna Schweisfurth, Herten/Westf., sind und die ausser in Herten und Dachau Produktionsbetriebe in Badbergen, Berlin-West und Homécourt/Frankreich betreiben – vertritt einen Umsatz von 280 Millionen D-Mark.

Wesentlich grösser wird der Oetker-Umsatz sein. Denn der Konzern besitzt neben der Dr. August Oetker Nahrungsmittelfabrik GmbH die Reese GmbH, die Eto-Nahrungsmittelfabriken Richard Graebener, Karlsruhe, die Schwartauer Werke – GmbH und GmbH & Co –, 50 Prozent der Söhnlein Rheingold KG und der Karl Fr. Töllner Nahrungsmittelfabrik GmbH, die Honighandelsfirma V. E. H. Langnese, über die Reederei Sohle in Bremerhaven je 80 Prozent an zwei Hochseefischereigesellschaften und über die Bank für Brauindustrie AG einen bedeutenden Anteil an der bundesdeutschen Brauereiindustrie.

Der Ausschnitt möge genügen, die Fortschritte zu illustrieren, die seit dem Krieg die Konzentration wirtschaftlicher Macht in marktbeherrschenden Konzernen gemacht hat. Die Wirklichkeit freilich ist verworrener und verwirrender, bunter und vielgestaltiger, als wir's nur ahnen können: ein Gegenstand, von dem selbst dicke Bücher nur ein blosses Abbild zu geben vermöchten.

VERMÖGENSKONZENTRATION

Auf festeren Boden scheinen wir zu treten, wenn wir uns dem Phänomen der Vermögenskonzentration zuwenden, denn hier stehen uns ja die Zahlen der Vermögenssteuerstatistik zur Verfügung. Die Annahme jedoch, aus diesen Zahlen ein klares Bild der Vermögensbewegung zu gewinnen, erweist sich als irrig. Zum ersten, weil das Steueränderungsgesetz vom 19. Juli 1961 den Umfang der Vermögenssteuervergünstigungen wesentlich erweitert, das heisst die

persönlichen Freibeträge der Steuerpflichtigen und ihrer Angehörigen bedeutend heraufgesetzt hat. Zum zweiten und vor allem aber, weil es sich, wie das Statistische Bundesamt sagt, «bei den aus den Steuerbescheiden übernommenen Vermögenswerten ... um *steuerliche* Werte (handelt), die nach den Vorschriften des Steuerrechts für die einzelnen Vermögensarten nach ganz verschiedenen Bewertungsmaßstäben ermittelt worden sind. Zwischen den nach wie vor auf der Wertbasis vom 1. Januar 1935 beruhenden Einheitswerten des Grundbesitzes sowie den ebenfalls mit Vorkriegswerten angesetzten Betriebsgrundstücken und dem in der Regel nach den Wertverhältnissen bei Beginn des Kalenderjahres 1960 bewerteten Betriebsvermögen und Sonstigen Vermögen besteht eine erhebliche Diskrepanz. Aus den Beträgen für das *Rohvermögen* und für das sich daraus nach Abzug der Schulden ergebende *steuerliche Gesamtvermögen* lassen sich daher Anhalte über die reale heutige Vermögenssubstanz nicht ohne Weiteres ableiten.»

In der Tat, die Veranlagungspraxis zur Vermögenssteuer hat die breite Schicht der Grundbesitzer – nicht nur die Land- und Forstwirtschaft, sondern namentlich die Bau- und Bodenspekulation – in unvorstellbarem Ausmass begünstigt. Das einzige nicht vermehrbare Gut, über das wir verfügen, der Grund und Boden, der unter den Bedingungen der Kriegsfolgen und der schleichenden Inflation besonders stark nachgefragt und im Preis gesteigert wurde, wird mit Werten angesetzt, die höchstens ein Achtel bis ein Zehntel seines wirklichen Werts ausmachen. Das Rohvermögen, dem der Fiskus seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hätte, würde sich mindestens verdoppeln, die Zahl der Millionäre würde sich vervielfachen, wenn der Grundbesitz nicht zum prähistorischen Einheitswert von 1935, sondern zum annähernd wirklichen Wert veranlagt würde. Aber das Gesetz, das ein solches Verfahren vorsieht, ist eben noch nicht ergangen und wird vielleicht auch gar nicht oder in so gemilderter Form verabschiedet werden, dass es praktisch wirkungslos bleibt. Gründe, die zur Zurückhaltung des Gesetzgebers raten, gibt es genug: einer der wichtigsten ist die Tatsache, dass die Zahl der Betroffenen gross genug wäre, um sich als oppositionelle Wählerschicht bemerkbar zu machen.

So kam es denn, wie es kommen musste: In einer Zeit, da Grund und Boden gleichsam löffelweise verkauft wird, da ein Bäuerlein im Odenwald seine schlechtesten, noch gar nicht in die Bauplanung einbezogenen Äcker zu 10 D-Mark den Quadratmeter verkauft und in die nahe Holzfabrik abwandert, da Bauernstellen zu Quadratmeterpreisen veräussert werden, da Heide- und Heideland, auf das die Bundeswehr reflektiert, über Nacht ums Zehn- bis Zwanzigfache im Preis steigt, da Bauspekulanten sumpfige Wiesen für 20 D-Mark kaufen und für 60 D-Mark verkaufen, werden land- und forstwirtschaftliches sowie Grundvermögen zu den bereits manipulierten Einheitswerten vom 1. Januar 1935 veranlagt. Infolgedessen sanken diese Vermögenswerte im Zeitraum 1957 bis 1960 ganz erheblich und verschwanden schier im Märchenland der steuerlichen Privilegierung.

«Besonders rückläufig», schreibt Dipl. Kaufmann Norbert Fuss, der Sachbearbeiter des Statistischen Bundesamts, in der Zeitschrift «Wirtschaft und Statistik» vom Juni 1963, «war die Entwicklung beim *land- und forstwirtschaftlichen Vermögen*, wo im Vergleich zu den anderen Vermögensarten sowohl die Beträge als fast ausnahmslos auch die Fälle in den einzelnen Vermögensgruppen entweder stärker abgenommen oder weitaus geringer zugenommen haben. Dadurch sind im Gesamtdurchschnitt mehr als zwei Fünftel der Fälle (- 45%) und der Beträge (- 42%) gegenüber 1957 ausgefallen. Begünstigt wurde dieses Ergebnis durch die unzeitgemässe Bewertung des land- und forstwirtschaftlichen Vermögen, die zwangsläufig zu immer grösser werdenden Verzerrungen in den Wertansätzen führen muss. So können bei der Ermittlung des Gesamtvermögens die für die Investitionen neu aufgenommenen Fremdmittel in voller Höhe vom Rohvermögen, und somit von dem noch aus dem Jahre 1935 stammenden Einheitswert, abgesetzt werden. Ferner ist nach §74 Abs. 1 Ziff. 3 BewG bei Inhabern von landwirtschaftlichen Betrieben sowie Weinbau- und Gartenbaubetrieben ein zwischen dem Bewertungsstichtag und dem Hauptfeststellungszeitpunkt erzielter Einnahmeüberschuss vom Rohvermögen selbst dann abzugsfähig, wenn dieser am Veranlagungszeitpunkt nicht mehr in irgendwelchen Werten vorhanden war. In vielen Fällen ist daher trotz effektiver Verbesserung der Ertragslage und damit auch der Vermögenssubstanz das steuerliche Gesamtvermögen unter die Veranlagungsgrenzen abgesunken.

Auch beim Grundvermögen hat die Diskrepanz zwischen den nach den Wertverhältnissen von 1935 erstarrten Einheitswerten einerseits und den abzugsfähigen Schulden andererseits zu dem hier zu verzeichnenden Rückgang bei den Fällen (- 25%) und den Beträgen (- 5,4%) in gewissem Umfang beigetragen. Da sowohl Neubauten als auch Wiederinstandsetzungen ebenfalls auf der Wertbasis vom 1. Januar 1935 bewertet worden sind, spiegelt sich der tatsächliche Wert des in solchen Objekten während des Hauptveranlagungszeitraums 1957/59 investierten Kapitals in den Einheitswerten kaum wider. Das gleiche gilt auch für unbebaute Grundstücke, deren Verkehrswerte, insbesondere nach der Freigabe der Grundstückspreise, um ein Vielfaches über den Einheitswerten liegen.»

Aber auch die Betriebsvermögen haben sich weit ungünstiger oder viel weniger günstig entwickelt, als der Augenschein lehrt, der sich uns täglich darbietet. Während die Zahl der Steuerfälle von etwa 330'000 um 25,9 Prozent auf 244'990 zurückging, stieg das Betriebsvermögen nur von 25,758 Milliarden um 33,9 Prozent auf 34,490 Milliarden D-Mark. Das ist, wenn man die Höhe der in den Jahren 1957 bis 1960 erfolgten Investitionen bedenkt, herzlich wenig. Doch lässt sich die Überraschung schnell klären. Man braucht nur in Rechnung zu stellen, «dass die Betriebsgrundstücke nach wie vor mit ihren Vorkriegswerten im Einheitswert des Betriebsvermögens enthalten sind und dadurch das Ergebnis herabdrücken.» (N. Fuss)

Nehmen wir als Beispiel die Daimler-Benz AG. Die Firma, die seit der

Währungsreform 1,521 Milliarden investieren und 1,098 Milliarden D-Mark abschreiben konnte, besass Ende 1962 in Stuttgart-Untertürkheim, Sindelfingen, Mannheim, Gaggenau, Berlin-Marienfelde, Bad Homburg, Wörth und am Ort ihrer Niederlassungen Betriebsgrundstücke im Umfang von 5'498'671 qm, von denen 1'417'712 qm bebaut, 4 080 959 qm unbebaut waren.

Die unbebauten Grundstücke waren mit einem Wert von 2,4 Millionen D-Mark in die Bilanz eingesetzt, woraus sich ein Quadratmeterpreis von 58,81 Pfennig oder, sagen wir grosszügig: von 60 Pfennig errechnet. Nun soll mal jemand hingehen und versuchen, Industriegelände – möglicherweise Gelände mit Gleisanschluss – in Mannheim, Stuttgart-Untertürkheim, Bad Homburg usw. für sechzig Pfennig zu kaufen. Die Makler würden sich totlachen; denn unter 18 bis 24 Mark wäre kein Grundbesitzer gewillt, sein Land loszuschlagen. Man müsste den Bilanzwert des unbebauten Landes mit 30 bis 40 multiplizieren und käme auf einen Betrag von ca. 73,5 bis 98 Millionen D-Mark, wollte man den wirklichen, den zeitnahen Wert des Landes ermitteln.

Als Wert der 1'417'712 qm, die mit Geschäfts- oder Wohngebäuden, Fabrikgebäuden oder anderen Baulichkeiten bebaut sind, gibt das Unternehmen in seiner Bilanz zum 31.12.1962 die Summe von 326 Millionen an. Demnach würde der bebaute Quadratmeter etwa 230 D-Mark kosten.

Die Wirklichkeit indessen sieht anders aus. Ein zweistöckiges Haus mit einer Grundfläche von 120 qm, unterkellert natürlich und mit dem bescheidenen Komfort – einem Bad, einem WC und einer keineswegs gekachelten Küche – ausgestattet, der heute üblich ist, hat unter Brüdern einen Wert von 180'000 D-Mark. Der bebaute Quadratmeter also kostet 1'500 D-Mark. Nach dieser Rechnung würde das bebaute Land der Daimler-Benz AG einen Wert nicht von 326, sondern von 2'127 Millionen haben. Aber wir wollen bescheiden sein; wir wollen, zugegeben: ein wenig widerstrebend, den Wert des bebauten Landes nur mit 1'000 D-Mark je Quadratmeter ansetzen und unterstellen, dass die im Bau befindlichen Anlagen mit ihrem zeitnahen Wert in die Bilanz eingegangen sind; selbst dann würde der Wert des Anlagevermögens der Daimler-Benz AG sich von 665,9 auf 1'633,1 Millionen D-Mark erhöhen und die Bilanzsumme der Firma von 1'520,2 auf 2'683,3 Millionen ansteigen. (Zum Vergleich: In der Bilanz der Metallpapier- Bronzefarben- Blattmetallwerke AG, München, zum 31.12.1962 wurden unbebaute Grundstücke mit 8,5 Pfennig je qm, bebaute Grundstücke mit 40,85 D-Mark je qm bewertet.)

Tatsächlich lässt die Unterbewertung des Grund und Bodens im Betriebsvermögen stille Reserven in grosser Höhe entstehen und verzerrt das Bild der Vermögenskonzentration auf eine geradezu absurde Weise. Dagegen lässt sich nichts unternehmen. Man könnte zwar die Bilanzen der zur Publizität verpflichteten Kapitalgesellschaften analysieren und die Position Anlagevermögen berichtigen, sofern ausserhalb der Bilanz – etwa in einem Prospekt – der Umfang ihres Grundbesitzes, sowohl des bebauten als auch des unbebauten, angegeben ist. Den natürlichen Personen gegenüber, die nicht zur Veröffent-

lichung ihrer Bilanzen verpflichtet sind oder die überhaupt nicht bilanzieren, würde auch diese Akribie versagen. Man kann also nur feststellen, dass dem wirklichen Wert nach eine Vermögensschätzung nicht möglich ist.

Bessere Voraussetzungen für die Schätzung des Vermögens und des Vermögenszuwachses hatte das «Sonstige Vermögen» – Kapitalvermögen verschiedener Art –, dessen Wert sich gegenüber 1957 trotz der geringeren Zahl der Fälle (- 18,6%) in relativ kurzer Zeit um annähernd 22,9 Milliarden D-Mark oder 126 Prozent auf 41 Milliarden erhöht hat. Ursache dieses Vorprellens war namentlich das Steigen der Aktienkurse, die von 186 Anfang 1957 auf durchschnittlich 516 Ende 1960 emporgeschnellt sind. Aber auch die steuerliche Unterprivilegierung der Wertpapierbesitzer und Sparer, die über keinen Grundbesitz verfügten, den sie zu einem winzigen Bruchteil seines wirklichen Werts in die Steuererklärung einsetzen konnten, kommt in dieser Bewegung zum Ausdruck. So dass die Zahlen weniger zur Korrektur der Vermögensstatistik als dazu beitragen können, ihre Wirklichkeitsfremdheit, um nicht zu sagen: ihre innere Unwahrhaftigkeit ans Licht zu bringen.

Das alles läuft darauf hinaus, dass wir nur die allgemeinen Tendenzen der Vermögensentwicklung mit einer gewissen Sicherheit feststellen können. Wir können etwa sagen, dass das steuerpflichtige Rohvermögen der natürlichen Personen stark gestiegen sei: von ca. 41,360 Milliarden im Jahre 1953 über 58,322 Milliarden im Jahre 1957 auf 87,457 Milliarden D-Mark im Jahre 1960. Noch stärker stieg das Gesamtvermögen im Sinne des Steuerrechts, das heisst das Rohvermögen, von dem Schulden und Lasten bereits abgerechnet sind: nämlich von ca. 28,860 Milliarden im Jahre 1953 über 44,270 Milliarden im Jahre 1957 auf 72,561 Milliarden D-Mark im Jahre 1960. Jenes, also das Rohvermögen, nahm im Zeitraum 1953 bis 1960 um 111,5 Prozent zu, dieses, das Gesamtvermögen, wuchs gleichzeitig um 151,4 Prozent.

Mit diesem überbordenden Vermögenswachstum war eine starke Konzentration auf den Anteil der natürlichen Vermögensmillionäre verbunden: Auf diese Klasse der *beati possidentes* war 1953 ein Anteil von 15,23 Prozent des Rohvermögens entfallen; 1957 besaßen sie 21,44 und 1960 bereits 37,59 Prozent des Rohvermögens. Ihr Anteil am Gesamtvermögen war etwas höher: 15,90 bzw. 22,27 und 39,22 Prozent.

Nun war es aber nicht etwa so, dass die durchschnittliche Grösse der Vermögen gewachsen war. Eher konstatiert man das Gegenteil: auf den einzelnen Millionär kam 1953 ein Vermögen von 4,02, in den beiden folgenden Stichjahren 1957 und 1960 ein solches von 3,57 bzw. 3,74 Millionen D-Mark. Das Anschwellen der Millionenvermögen beruht einzig darauf, dass die Zahl der Millionäre gewaltig anstieg: von 1566 über 3503 auf 8 795 Exemplare dieser vom Schicksal begünstigten Spezies. So dass man das Vorprellen dieser Schicht, den Zuwachs an absoluter und relativer Bedeutung, den sie zu verzeichnen hat, eher als eine wirtschaftliche Wachstums-, denn als eine Konzentrationserscheinung charakterisieren kann.

Hand in Hand mit dieser Verschiebung ging eine Verlagerung im Aufbau des Rohvermögens. 1953 war auf das land- und forstwirtschaftliche Vermögen ein Anteil am Rohvermögen von 12,8 Prozent, 1957 nur noch ein solcher von 7,6 Prozent und 1960 ein Anteil von 2,9 Prozent entfallen. In den gleichen Stichjahren war das Grundvermögen mit 20,0 bzw. 17,2 und 10,9 Prozent, das Betriebsvermögen mit 45,4 bzw. 44,1 und 39,4 Prozent, das «Sonstige Vermögen» jedoch mit 21,8 bzw. 31,1 und 46,8 Prozent am Rohvermögen beteiligt. Worin sich jedoch nicht die wirkliche Entwicklung, sondern je länger desto stärker die steuerliche Privilegierung des Grundvermögens widerspiegelt.

Die Vermögensentwicklung bei den nichtnatürlichen (juristischen) Personen folgte ihrem eigenen Gesetz.

Die Zahl der Steuerpflichtigen stieg von ca. 40'244 im Jahre 1953 über 42'256 im Jahre 1957 auf 45'957 im Jahre 1960; gleichzeitig holte das Gesamtvermögen der juristischen Personen von 24'195 über 41'078 auf 59'035 Millionen D-Mark auf.

Auf den ersten Blick sieht man, dass das Vermögen wesentlich schneller als die Zahl der Steuerpflichtigen gestiegen ist. Und in der Tat, macht man die Probe aufs Exempel, so sieht man, dass das Vermögen je Steuerpflichtigen sehr stark – von 1953 bis 1957 um annähernd 45 und von 1953 bis 1960 um ziemlich 79 Prozent – gewachsen ist. Das gehört freilich schon zum «Narrenspiegel der Statistik»; denn solche Steigerungen gibt es in keiner Klasse der Steuerpflichtigen. Da aber zwei Drittel der Pflichtigen zur Kategorie der Kleinsten und Kleinen gehören, die bis zu 100'000 D-Mark Vermögen versteuern, und ein Viertel zur Klasse der Mittleren zählt, die 100'000 bis eine Million D-Mark deklariert, wirkt sich die starke Steigerung der grossen Vermögen derart aus, dass sich für die Gesamtheit der Pflichtigen eine Steigerung von grotesker Höhe errechnet. Man muss sich also die Arbeit machen, die grosse Schar der Pflichtigen in Klassen zu unterteilen und dann zu prüfen, wie deren Verhalten im Konzentrationsprozess war.

Die erste Unterteilung scheidet die Steuerpflichtigen mit Vermögen bis unter eine Million Mark von denjenigen mit Vermögen von einer Million Mark und mehr.

In der ersten Klasse stieg das Vermögen je Pflichtigen von 100 im Jahre 1953 auf 111,50 im Jahre 1957; dann schlug der Trend zur Konzentration um: das individuelle Vermögen ging auf 105,31 zurück. Zerlegt man die grosse Gruppe in die beiden kleineren, von denen die eine die Vermögen bis 100'000 D-Mark, die andere die Vermögen von 100'000 bis unter eine Million D-Mark umfasst, so steht man einer Art Mirakel gegenüber. Die Einzelvermögen in beiden Klassen stiegen gar nicht, sondern gingen mehr oder minder stark zurück. In der Klasse der Vermögen mit weniger als 100'000 D-Mark konstatiert man einen Rückgang der Vermögen gegenüber 1953 zunächst um 6,26, dann um 13,02 Prozent. In der nächsten Klasse (100'000 bis unter 1 Million DM) war der Rückgang geringer, aber immer noch fühlbar. Er betrug 3,77 bzw.

Das Vermögen der nichtnatürlichen Personen

Jahr	Pflichtige	Gesamtvermögen ¹	Vermögen je Steuerpflichtigen	
			<i>i. Mill. D-Mark²</i>	<i>im Vergleich zu 1955</i>
Insgesamt				
1953	40 244	32 135	0,799	100,00
1957	42 256	48 912	1,158	144,93
1960	45 947	65 670	1,429	178,85
bis unter 1 Mill. D-Mark				
1953	37 671	4 268	0,113	100,00
1957	38 486	4 861	0,126	111,50
1960	41 449	4 928	0,119	105,31
unter 100'000 D-Mark				
1953	29 318	960	32 744	100,00
1957	27 985	859	30 695	93,74
1960	30 406	866	28 451	86,98
100'000 bis unter 1 Mill. D-Mark				
1953	8 353	3 308	396 025	100,00
1957	10 501	4 002	381107	96,23
1960	11 043	4 062	367 835	92,88
1 Mill. D-Mark und mehr				
1953	2 573	27 867	10,831	100,00
1957	3 770	44 052	11,685	107,88
1960	4 498	60 741	13,504	124,68
1 Mill. bis unter 10 Mill. D-Mark				
1953	2 177	7 995	3,672	100,00
1957	3 167	10 682	3,372	91,83
1960	3 697	12 135	3,282	89,38
10 Mill. D-Mark und mehr				
1953	396	19 872	50,182	100,00
1957	603	33 370	55,340	110,28
1960	801	48 606	60,682	120,92

Quelle: Wirtschaft und Statistik 1959 H. 7; 1960 H. 11; 1963 H. 6

¹ Betriebsvermögen (Einheitswert) oder Gesamtvermögen. Soweit Gesamtvermögen, vor Abzug des Zeitwerts der Vermögensabgabe und der rückständigen Vermögensabgabe.

² Für Vermögen von 100'000 D-Mark bis unter 1 Mill. D-Mark und unter 100'000 D-Mark in D-Mark.

7,12 Prozent. Wie immer das Rätsel sich auch lösen mag, gemeinsam ist den beiden Unterklassen, dass der Trend zur Konzentration von einer Neigung zur Dekonzentration abgelöst wurde.

Grundsätzlich anders verliefen die Dinge in der Klasse der Steuerpflichtigen, die eine Million D-Mark und mehr als Vermögen deklarieren.

Hier stieg das Vermögen der einzelnen Steuerpflichtigen zunächst von 100 auf 107,88; dann aber wies die Entwicklung nicht etwa einen Trend zur Dekonzentration aus; sondern einen Konzentrationstrend von besonderer Schärfe. Die Höhe der Einzelvermögen stieg von 107,88 auf 124,68.

Allerdings bestehen zwischen den beiden Unterklassen, in die die Klasse der grossen Vermögen unterteilt wird, beträchtliche Unterschiede. In der Kategorie der Pflichtigen, die Vermögen von 1 Million bis unter 10 Millionen D-Mark versteuerten, gingen die Einzelvermögen um 8,17 bzw. 10,62 Prozent zurück. Dagegen verzeichneten die individuellen Vermögen in der Kategorie der Grössten – Vermögen von 10 Millionen D-Mark und mehr – Steigerungen um 10,28 bzw. 20,92 Prozent je Vermögen. Die Wachstumsrate in dieser letzten Kategorie war jedenfalls gross genug, um sich der Gesamtklasse der Vermögen mit 1 Million D-Mark und mehr nachdrücklich mitzuteilen, obwohl, wie gesagt, die Einzelvermögen von 1 Million bis unter 10 Millionen D-Mark der Tendenz der Dekonzentration folgten.

In summa also: die Tendenz zur Vermögenskonzentration hat seit 1953 nur bei den ganz grossen Vermögen Fortschritte gemacht, bei den kleinen und mittleren dagegen ist sie in eine Gegenbewegung umgeschlagen. Die Vermögenspyramide der nichtnatürlichen Personen läuft in eine nadelfeine Spitze aus: nach Mitteilung des Statistischen Bundesamts standen 42 Steuerpflichtige mit einem Vermögen von 200 Millionen D-Mark und mehr weit an der Spitze, da sie mit 17,8 Milliarden D-Mark über fast ein Drittel (30,1%) des überhaupt von den nichtnatürlichen Personen nachgewiesenen steuerpflichtigen Vermögens verfügten.

Das ist's, was man im wallenden Nebel der Vermögensstatistik wahrnehmen kann. In Wirklichkeit sehen die Dinge etwas anders aus, wie wir am Beispiel der Daimler-Benz-Bilanz demonstriert haben. Der Umstand, dass der Grundbesitz als Teil des Betriebsvermögens zu den prähistorischen Sätzen von 1935 deklariert wird, steht allen Bemühungen entgegen, ein zutreffendes Vermögensbild zu gewinnen. Das Bild, das die offizielle Statistik wiedergibt, ist bis zur Groteske verzeichnet. Tatsächlich und zwangsläufig verfügen die Unternehmen – je grösser sie sind, desto mehr – über einen goldenen Berg stiller Reserven, die auf der Passivseite der Bilanz kein Gegengewicht haben und nach dem Wortlaut des Gesetzes auch kein Gegengewicht haben sollen.

Denn Gott erhält die Mächtigen mit jedem Mittel der Finanz- und Wirtschaftspolitik, das er den Gesetzgebern der Bundesrepublik anvertraut hat.

DER TRAUM EUROPA

Verlass dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlass dich nicht auf deinen Verstand.

Sprüche Salomonis, Kap. 3, Vers 5

Der alte Traum Europa – eher von Philosophen, Theologen und Gelehrten als von Fürsten, Staatsmännern und Militärs geträumt – ist nach dem letzten Krieg nicht etwa voll verwirklicht worden; aber er scheint sich doch der Verwirklichung nähern zu wollen.

Den Auftakt dazu hatte Churchill in seiner Rede an die akademische Jugend der Welt gegeben, die er am 19. September 1946 an der Zürcher Universität hielt. «Der erste Schritt zur Neubildung der Europäischen Familie», hatte er damals gesagt, «muss eine Partnerschaft Frankreichs und Deutschlands sein. Nur so kann Frankreich die moralische Führung in Europa wiedererlangen. Es wird keine Erneuerung Europas geben ohne ein geistig grosses Frankreich und ein geistig grosses Deutschland. Wenn das Gebäude der Vereinigten Staaten von Europa gut und gewissenhaft errichtet wird, muss darin die materielle Stärke eines einzelnen Staates von untergeordneter Bedeutung sein. Kleine Nationen werden ebenso viel zählen wie grosse und sich durch ihren Beitrag zur gemeinsamen Sache Ehre erwerben.»

Das klang den im Krieg geschlagenen Deutschen, namentlich den Gefangenen, die noch 1947 und 1948 hinter französischem Stacheldraht sassen, französische Küstengebiete entminten, bei französischen Bauern arbeiteten, in französische und belgische Bergwerke einführen, lieblich in die Ohren. Die Vereinigten Staaten von Europa – freilich unter der moralischen Führung Frankreichs –, in denen «die materielle Stärke eines einzelnen Staates von untergeordneter Bedeutung sein» sollte: das war doch endlich ein Programm, für das es sich zu leben und zu arbeiten lohnte.

Den Anfang hatten die Amerikaner gemacht. Sie gründeten 1948 die OEEC – die Organisation für Europäische Wirtschaftliche Zusammenarbeit –, die die Aufgabe hatte, die Verteilung der nach Europa fliessenden Marshallplanhilfe zu koordinieren. Unabhängig von dieser «Schule der Zusammenarbeit» gelang es privaten – namentlich antifaschistischen – Kreisen 1948, die «Europäische Bewegung» zu konstituieren, aus der 1949 der «Europarat», eine Art europäisches Parlament, hervorging, dem die Bundesrepublik 1951 beitrug. Mit mehr als Empfehlungen kann freilich der Rat zur Realisierung der Europaidee nicht beitragen.

Anders verhielt es sich schon mit der 1952 errichteten «Montanunion», an

die die Gründerstaaten – Frankreich, Deutschland, Italien und die drei Benelux-Staaten – echte Souveränitätsrechte delegiert haben. Vielleicht damals schon – und damals vielleicht mehr, als die Gründer heute wahrhaben wollen – mit dem Vorsatz, zur politischen Integration fortzuschreiten.

Mit dem Willen zur supranationalen Einheit oder zur Institutionalisierung der Einheitsbestrebungen haperte es schon bald. Im Jahre 1952 reichte der Schwung noch aus, dass Frankreich den EVG-Vertrag – den Vertrag zur Errichtung einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft – unterschrieb; 1954 war er so weit erlahmt, dass das Parlament die Ratifizierung des Vertrages verweigerte. Stattdessen wurde die WEU, die Westeuropäische Union, gestiftet, deren Bedeutung sich jedoch darin erschöpfte, dass die Mitgliedstaaten ihre Streitkräfte der NATO unterstellten.

Im Jahre 1957 endlich wurde die EWG, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, von den sechs Mitgliedstaaten der Montanunion errichtet, wobei im Hintergrund wieder der Gedanke gestanden haben mag, den wirtschaftlichen Zusammenschluss zur politischen Integration weiterzuführen.

Liest man die im Pomp der grossen Staatsverträge dahinschreitende Präambel des Vertrags zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, so sieht man, dass sie Grösseres bezweckt als die Stiftung eines wirtschaftlichen Zweckverbandes. Sie lautet:

«Seine Majestät der König von Belgien, der Präsident der Bundesrepublik Deutschland, der Präsident der Französischen Republik, der Präsident der Italienischen Republik, Ihre Königliche Hoheit die Grossherzogin von Luxemburg, Ihre Majestät die Königin der Niederlande,
in dem festen Willen, die Grundlagen für einen immer engeren Zusammenschluss der europäischen Völker zu schaffen,
entschlossen, durch gemeinsames Handeln den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt ihrer Länder zu sichern, indem sie die Europa trennenden Schranken beseitigen,
in dem Vorsatz, die stetige Besserung der Lebens- und Beschäftigungsbedingungen ihrer Völker als wesentliches Ziel anzustreben,
in der Erkenntnis, dass zur Beseitigung der bestehenden Hindernisse ein einverständliches Vorgehen erforderlich ist, um eine beständige Wirtschaftsausweitung, einen ausgewogenen Handelsverkehr und einen redlichen Wettbewerb zu gewährleisten,
in dem Bestreben, ihre Volkswirtschaften zu einigen und deren harmonische Entwicklung zu fördern, indem sie den Abstand zwischen einzelnen Gebieten und den Rückstand weniger begünstigter Gebiete verringern,
in dem Wunsch, durch eine gemeinsame Handelspolitik zur fortschreitenden Beseitigung der Beschränkungen im zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehr beizutragen,
in der Absicht, die Verbundenheit Europas mit den überseeischen Ländern zu bekräftigen, und in dem Wunsch, entsprechend den Grundsätzen der Satzung

der Vereinten Nationen den Wohlstand der überseeischen Länder zu fördern, entschlossen, durch diesen Zusammenschluss ihrer Wirtschaftskräfte Frieden und Freiheit zu wahren und zu festigen, und mit der Aufforderung an die andern Völker Europas, die sich zu dem gleichen hohen Ziel bekennen, sich diesen Bestrebungen anzuschliessen, haben beschlossen, eine Europäische Wirtschaftsgemeinschaft zu gründen...»

Die schwerfällige Feierlichkeit des Tons, in dem die vage und kühn formulierten Entschlüsse, Vorsätze, Erkenntnisse, Bestrebungen, Wünsche und Absichten der Vertragschliessenden vorgetragen werden, lässt alle Hoffnungen zu, zu denen die von vielerlei Missverständnissen und Kriegen geplagte europäische Menschheit sich berechtigt glaubt. Namentlich die, dass aus der Wirtschaftsgemeinschaft sich die Vereinigung der beteiligten Staaten zu einem supranationalen Gebilde von echter politischer Autorität entwickeln möge. Das steht nicht im Text, sondern zwischen den Zeilen des Vertrags. Aber schon, was *verbis expressis* in Artikel 3 als Aufgabe der Gemeinschaft definiert wird: etwa die Abschaffung der Zölle und mengenmässigen Beschränkungen bei der Ein- und Ausfuhr von Waren sowie aller sonstigen Massnahmen gleicher Wirkung zwischen den Mitgliedstaaten; die Einführung eines gemeinsamen Zolltarifs und einer gemeinsamen Handelspolitik gegenüber dritten Ländern; die Beseitigung der Hindernisse für den freien Personen-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr zwischen den Mitgliedstaaten; die Einführung einer gemeinsamen Politik auf dem Gebiet der Landwirtschaft; die Einführung einer gemeinsamen Politik auf dem Gebiet des Verkehrs usw. usw., setzt ein hohes Mass politischer Integration voraus.

Das sollte man nicht übersehen.

Wirtschafts-, handels-, finanz-, zoll-, sozial- und nicht zuletzt auch währungspolitische Fragen sind, wie die Terminologie verrät, eben politische Fragen, die aus dem Kontext des Politischen nicht herausgelöst werden können. Jede wirtschafts-, handels- oder sozialpolitische Entscheidung steht in engster Beziehung zum Bereich der Finanzpolitik, der andererseits – nicht weniger eng – dem Raum der Aussen- und Rüstungspolitik zugeordnet ist. Kein Staat hat die Freiheit, seine Währungspolitik unabhängig von den Aufgaben zu treiben, die er sich auf den Gebieten der Wirtschafts-, der Sozial- und der Aussenpolitik gesetzt hat. Alle Aufgaben und Probleme eines Gemeinwesens sind unlösbar miteinander verbunden, Gegenstände «der» Politik, die sich nicht in unabhängige Ressorts aufgliedern lässt, sondern *uno actu* von einem Zentrum der Willensbildung gesteuert werden muss.

Das scheinen die EWG-Planer übersehen oder mindestens unterschätzt zu haben. Sie hatten geglaubt, ein paar ausdrücklich genannte Aufgabenbereiche aus dem Grossen Ganzen der Politik herausnehmen und sie der EWG zu weisen zu können. Ohne Rücksicht darauf, dass dadurch die Einheitlichkeit und innere Zusammenhänglichkeit der Politik, in der allein der souveräne Staat lebt, solange er als solcher zu existieren beharrt, auf das Verhängnisvollste

gestört wird. Die Einsicht in diesen Sachverhalt scheint mancher Zeitbeobachter sich erarbeitet zu haben. So etwa schrieb Fred Luchsinger in der «Neuen Zürcher Zeitung» (vom 21. August 1963): «Gerade das Schicksal der EWG ... hat die Grenzen des Wirkungsbereichs der Integration aufgewiesen: Wo es um den Kern der staatlichen Souveränität und das Symbol der nationalen Selbständigkeit, die Verteidigungspolitik, ging, reichte die politische Kraft dieses Gedankens schon vor neun Jahren nicht mehr aus.»

Gemeint ist die Nichtratifizierung des EVG-Vertrages durch das französische Parlament. Grundsätzlich aber bestehen die nämlichen Bedenken, die 1954 gegenüber dem Integrationsprojekt gemacht werden konnten, bis zum heutigen Tage fort; ja, sie können heute mit grösserem Recht geltend gemacht werden als damals.

Tatsächlich ist die EWG an der Unmöglichkeit, die Politik souveräner und auf ihre Souveränität unnachgiebig bestehender Staaten zur Einheit zu integrieren, wir wollen nicht sagen: gescheitert, aber doch durch dieses utopische Unterfangen in eine tiefe Krise geraten.

«Die EWG», schrieb der berühmte, gescheite und gleichzeitig wirklichkeitsferne Professor Röpke (am 18. August 1963), «hat nicht nur Europa wie ein Keil auseinandergetrieben, sondern im Inneren dieses Blödes Interessengegensätze geschaffen, die eine merkwürdige Antwort auf die Versicherung sind, dass sie die politische Einigung Europas anbahne. Diese Uneinigkeit zeigt sich schon darin, dass Deutschland die wirtschaftliche Trennung von England und den anderen EFTA-Ländern weniger erträglich findet als Frankreich und stärker als dieses Land an dem möglichst offenen Charakter der EWG interessiert ist.

Noch ernster aber prallen die Interessen Deutschlands und Frankreichs in der Frage der Integration der Landwirtschaft aufeinander. Frankreich muss daran gelegen sein, den deutschen Markt den Überschüssen seiner Landwirtschaft so weit wie möglich zu öffnen. Deutschland aber muss fürchten, den offenen Charakter der EWG für seine Industrieexporte umso mehr zu gefährden, je mehr das gemeinsame Agrarpreisniveau sich nach dem hohen deutschen und nicht nach dem niedrigeren französischen richten wird. Willigte Deutschland aber in ein niedrigeres Agrarpreisniveau ein, so muss es die Existenz so und so vieler Bauern opfern...»

Das sind in der Tat ernste Probleme, die man schlechterdings für unlösbar halten muss. Um ein Paradox zu wagen: umso unlösbarer, als nach dem EWG-Programm erwartet wird, dass die europäische Agrarpolitik innerhalb weniger Jahre unter einen Hut gebracht werde.

Man kann nun freilich nicht sagen, die ganze EWG sei «für die Katz» gewesen. Weit gefehlt. Die Wirtschaftsgemeinschaft hat ihre Probleme, sogar ihre unlösbaren Probleme, aber sie hat auch ihre guten Seiten für uns.

Ein Blick auf die Statistik des Aussenhandels genügt, um das festzustellen. Der Austausch zwischen der Bundesrepublik und den Mitgliedstaaten der

Aussenhandel mit den EWG-Ländern

	Einfuhr			Ausfuhr			Ausfuhrüberschuss		
	Insgesamt	aus EWG-Ländern		Insgesamt	nach EWG-Ländern		Insgesamt	gegenüber EWG-Ländern	
	Mill. D-Mark	Mill. D-Mark	<i>@/o d. ges. Einfuhr</i>	Mill. D-Mark	Mill. D-Mark	<i>o/o d. ges. Ausfuhr</i>	Mill. D-Mark	Mill. D-Mark	<i>in % d. ges. Ausfuhrüberschuss.</i>
1958	33 133,1	7 969,2	24,05	36 998,1	10 102,5	27,31	3 865,0	2 133,3	55,20
1959	35 823,2	10 334,4	28,45	41 183,9	11 463,2	27,83	5 360,7	1 128,8	21,06
1960	42 722,6	12 708,3	29,75	47 946,1	14 147,9	29,51	5 223,5	1 439,6	27,56
1961	44 363,2	13 778,0	31,06	50 978,4	16 108,2	31,60	6 615,2	2 330,2	35,22
1962	49 498,2	15 966,4	32,26	52 974,7	18 012,1	34,00	3 476,5	2 045,7	58,84

Quelle: Statist. Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1959-1963

EWG hat sich – allerdings hinter dem Wall der gemeinsamen Aussenzölle – seit 1958 stark verdichtet. Im Jahre 1958 bezog Westdeutschland Waren im Wert von 7'969,2 Millionen oder 24,05 Prozent der gesamten Einfuhr, 1962 dagegen für 15'966,4 Millionen D-Mark oder 32,26 Prozent aller Importe aus den fünf EWG-Ländern; an der gesamten deutschen Ausfuhr in Höhe von 36'998,1 Millionen D-Mark partizipierten die EWG-Länder 1958 mit 10'102,5 Millionen oder 27,31 Prozent, 1962 gingen vom Gesamtexport im Betrag von 52'974,7 Millionen Waren im Wert von 18'012,1 Millionen D-Mark oder von 34,00 Prozent aller Ausfuhren in die EWG-Länder. In einem Zeitraum von fünf Jahren hat sich der Austausch zwischen Deutschland und der Aussenwelt um knapp die Hälfte, der Gütertausch mit den EWG-Ländern dagegen um neun Zehntel erhöht: beredete Zahlen, die die Annäherung der EWG-Länder auf dem Gebiet des Aussenhandels unmissverständlich anzeigen.

Die Annäherung mehrerer Länder, die einander relativ niedrige Zölle garantieren, während sie der Aussenwelt hohe Zölle abfordern, ist beinahe eine Selbstverständlichkeit. Eine andere Frage ist die des Zusammenwachsens der beteiligten Länder, die Frage nämlich, ob und inwiefern sie durch wechselseitig erfolgende Kapitalanlagen ihre Verbundenheit verstärkten.

Um präzise zu sein, wir müssten in Erfahrung bringen, zum ersten, wieviel die Bundesrepublik an Aktien, festverzinslichen Wertpapieren, Geschäftsanteilen, langfristigen Kreditforderungen, Grund und Boden und anderen Kapitalanlagen in den EWG-Ländern besitzt und wie hoch der entsprechende Besitz der EWG-Länder in der Bundesrepublik ist; zum zweiten: wie hoch der prozentuale Anteil dieser beiden Positionen an den deutschen Auslandsanlagen und an den Anlagen des Auslands in der Bundesrepublik ist. Und zwar müssten unsere Ermittlungen sich auf eine Reihe von Jahren erstrecken.

Hier beginnen die Schwierigkeiten.

Die Zahlen für die deutschen Anlagen in den EWG-Ländern und der EWG-Länder in der Bundesrepublik sind uns für die Jahre 1959 bis 1961 bekannt. Nur folgte die statistische Aufzeichnung im Jahre 1959 einer anderen Systematik als in den Jahren 1960 und 1961, so dass die Angaben für die drei Jahre nicht in einer einzigen Tabelle vereinigt werden können.

Immerhin können wir sagen, die Nettoanlagen – d.h. die Zugänge vermindert durch die Abgänge der Anlagen –, die die Bundesrepublik 1959 bis 1961 in den EWG-Ländern unternahm, machten 29,72 Prozent der deutschen Nettoauslandsanlagen aus. Zum Vergleich: die Nettoanlagen in den Vereinigten Staaten vereinigten 19,27 Prozent unserer Auslandsanlagen auf sich.

Andererseits summierten die Kapitalanlagen der EWG-Staaten in der Bundesrepublik sich zu einem Betrag, der mit 32,62 Prozent aller Auslandsanlagen ziemlich hoch war. Aber auch die Vereinigten Staaten waren mit einem Anteil von 28,85 Prozent an den deutschen Investitionen des Auslands recht stattlich vertreten.

Für die Jahre 1960 und 1961 können wir, wie schon angedeutet, exaktere

Veränderung der deutschen Kapitalanlagen im Ausland (i. Mill. DM)

	EWG-Länder			EFTA-Länder			Vereinigte Staaten			Aussereuropäische Entwicklungsländer			Übrige Länder			Insgesamt		
	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss
1960	1 193	658	535	570	217	353	270	141	129	326	64	262	255	99	156	2 614	1 179	1435
1961	669	607	62	518	201	317	339	173	166	352	230	122	456	101	355	2 334	1312	1022
1960/61	1862	1265	597	1088	418	670	609	314	295	678	294	384	711	200	511	4 948	2 491	2 457

Veränderung der ausländischen Kapitalanlagen in der Bundesrepublik Deutschland (i. Mill. DM)

	EWG-Länder			EFTA-Länder			Vereinigte Staaten			Aussereuropäische Entwicklungsländer			Übrige Länder			Insgesamt		
	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss	Zu	Ab	Überschuss
1960	1 811	668	1143	2 407	1 623	784	904	507	397	206	150	56	114	77	37	5 442	3 025	2 417
1961	1 541	1 266	275	2 610	1 817	793	1 169	543	626	234	115	119	166	70	96	5 720	3 811	1909
1960/61	3 352	1934	1418	5 017	3 440	1577	2 073	1050	1023	440	265	175	280	147	133	11 162	6 836	4 326

Quelle: Statist. Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1963

Aussagen machen. Wir sehen hier, erstens, dass die Bundesrepublik wesentlich mehr Kapital aufnahm (netto 4,326 Mrd. DM), als sie hinausgeschickte (2,457 Mrd. DM). Doch ist der zweijährige Beobachtungszeitraum zu kurz, um zu zuverlässigen Schlüssen hinsichtlich der Grössenverhältnisse zu kommen. In diesen zwei Jahren verhielten die deutschen Anlagen im Ausland sich zu den ausländischen Anlagen in Deutschland wie 100 zu 176. In den acht Jahren 1955 bis 1962 dagegen war das nämliche Verhältnis 100 : 117, also wesentlich günstiger für die Bundesrepublik.

Zweitens aber sehen wir, dass die durch wechselseitige Kapitalanlagen gestiftete Verbundenheit zwischen der Bundesrepublik und den übrigen EWG-Mitgliedern nicht gar so eng ist, um die Beziehung zu allen andern Staaten oder Staatengruppen in den Schatten zu stellen. Als Partner im langfristigen Kapitalverkehr standen die EFTA-Länder – sowohl als Nehmende wie als Gebende – der Bundesrepublik näher als die EWG-Länder. Sie behaupteten die erste Stelle im Kapitalverkehr, die EWG-Länder die zweite, die Vereinigten Staaten die dritte, und zu der gleichen Feststellung würde man wohl auch kommen, wenn man die Gelegenheit hätte, einen grösseren Zeitraum als den uns gegebenen zu beobachten.

Wer vermutete, die Errichtung der EWG werde zu einer besonders innigen Wirtschaftsverflechtung zwischen den beteiligten Ländern – gerade im Hin und Her des Kapitalverkehrs – führen, hat sich geirrt. Die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der EWG-Gruppe haben sich nicht sonderlich intensiviert. Die spektakulären Verflechtungen zwischen den grossen Konzernen hüben und drüben der deutschen Grenze, die mancher erwartete, sind ausgeblieben. Dem Nationalbewusstsein der Bauern – dem Bewusstsein für ihre besonderen Nöte, Interessen und Chancen – entspricht durchaus das «Nationalbewusstsein» der industriellen Unternehmer. Insofern wenigstens, als sie sich auf kein EWG-Dogma einliessen, sondern die hin- und herfliessenden Kapitalströme so dirigierten, wie sie es für ökonomisch vertretbar und unmittelbar nützlich hielten. Für die Wirtschaft ist die EWG kein Politikum von zwingender Kraft geworden.

Die Zahlen, mit denen wir bisher operiert haben, geben immer nur den Zu- und den Abgang der Kapitalanlagen und nicht deren Bestand an. Man würde auch vergeblich nach Statistiken suchen, die uns darüber unterrichteten, wieviel Auslandskapital in den verschiedenen deutschen Anlagen steckt, in Aktien und andere Wertpapiere, in Geschäftsanteile, Kredite, Grundbesitz usw. investiert worden ist. Und andererseits fehlt eine Übersicht darüber, wieviel deutsches Kapital und in welcher Form, mit welchem Verwendungszweck es dem Ausland zugeflossen ist.

So etwas gibt es nicht.

Was wir dagegen besitzen, sind ziemlich erschöpfende Angaben über das Auslandskapital, das in deutschen Kapitalgesellschaften, Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung, eine Daueranlage gefunden hat.

Um mit den Aktiengesellschaften zu beginnen: Im Jahre 1960 besaßen nach Angaben des Statistischen Bundesamts die 2'533 deutschen AG ein Nominalkapital von 30'568,0 Millionen D-Mark. Von diesen 2'533 AG wiesen 264 Gesellschaften mit einem Kapital von 7'159 Millionen oder von 23,42 Prozent des gesamten in deutschen Aktien angelegten Kapitals einen starken Auslandseinschlag auf: nominell 3'850,4 Millionen, d. i. 53,78 Prozent vom Kapital der «überfremdeten» Gesellschaften oder 12,60 Prozent des Nominalkapitals aller deutschen AG, lagen in den Händen ausländischer Anteilseigner.

Dauerbesitz des Auslands am Kapital deutscher AG Ende 1960

Wohnsitz bzw. Geschäftssitz der ausländischen Kapitaleigner	Gesellschaften Nominalkapital		Anteil des Auslandes	
	Anzahl	Mill. D-Mark		(%)
Vereinigte Staaten	61	2 542	1 365	(35,45)
Grossbritannien	26	1 000	932	(24,21)
Niederlande	29	860	422	(10,96)
Schweiz	93	2 447	416	(10,81)
Frankreich	18	921	215	(5,58)
Übrige Länder	69	1 134	500	(12,99)
Insgesamt	264 ¹	7 1591	3 850	(100,00)

Quelle: Wirtschaft und Statistik, 1961, Heft 5

Wobei es nützlich ist zu konstatieren, dass das Nominalkapital je überfremdete Gesellschaft 27,12 Millionen betrug, also wesentlich höher lag als im Durchschnitt aller AG (12,07 Mill. DM) und noch höher als bei den rein deutschen Gesellschaften (10,32 Mill. DM). Das ist wichtig: das Auslandskapital hat sich vornehmlich an die grossen Gesellschaften gehalten.

Der Nationalität nach steht das amerikanische Kapital mit einem Anteil von 35,45 Prozent an der Spitze der Fremdbeteiligungen: In der Automobilindustrie sind die Amerikaner durch Opel und Ford, zwei der grössten Unternehmen des deutschen Kraftfahrzeugbaus, vertreten, in der Sparte Feinmechanik und Optik brillieren sie mit der Kodak AG, in der Elektrotechnik besitzen sie die Standard Elektrik Lorenz AG, die ihrerseits die Spitze eines grossen Konzerns ist, die mit Abstand grösste Position aber bestreitet unter ihren Beteiligungen die Erdölraffination, an der sie mit der Esso AG und der Mobil Oil AG in Deutschland partizipieren.

¹ Gesellschaften, an denen Anteilseigner mehrerer Länder beteiligt sind, wurden hier nur einmal gezählt.

Auch bei den Engländern (24,21%) steht die Erdölverarbeitung, vertreten durch die Deutsche Shell AG und die BP Benzin und Petroleum AG, so weit im Vordergrund, dass die übrigen Beteiligungen vernachlässigt werden können.

Die Niederländer, um damit die Aufzählung der Einzelheiten zu beschliessen, besitzen einerseits eine etwa 43prozentige Beteiligung an der Dortmund-Hoerder-Hüttenunion und Aktien der Klöckner-Werke in unbekannter Höhe; andererseits liegen etwa 76 Prozent des Kapitals der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken AG, die die Hälfte der deutschen Fasersynthese beherrscht, bei der niederländischen AKU.

Ob man die Auslandsbeteiligung an deutschen Aktiengesellschaften nun als hoch oder niedrig einschätzt, jedenfalls liegt sie höher als vor dem Krieg. 1960 lagen nominell 3'850 Millionen D-Mark oder 12,60 Prozent aller Aktien, 1932 dagegen 1'553,1 Millionen R-Mark oder 6,98 Prozent der deutschen Aktien in landesfremdem Besitz. Die Überfremdung der deutschen Aktiengesellschaften hat also Fortschritte gemacht, und, um das gleich zu sagen, die nationale Zusammensetzung des Auslandsbesitzes hat sich geändert. Nach wie vor führen freilich die Vereinigten Staaten, an zweiter Stelle aber stand 1932 die Schweiz, an dritter die Niederlande, an vierter Belgien, an fünfter Stelle Grossbritannien, und erst an neunter Stelle folgte – auf die Tschechoslowakei, Luxemburg und Schweden – Frankreich, das heute an fünfter Stelle steht.

Etwas anders, markanter als bei den Aktiengesellschaften, ist der Überfremdungsprozess im Bereich der GmbH verlaufen.

Stecken wir zunächst den Rahmen der Entwicklung ab: 1937 gab es im Reich 30'454 GmbH mit einem Stammkapital von 4'631,6 Millionen R-Mark, so dass sich je Gesellschaft ein Durchschnittskapital von 152'085 R-Mark errechnet. Die Bundesrepublik zählte 1962 dagegen 43'801 Gesellschaften mit einem Stammkapital von 19'901,8 Millionen D-Mark oder von 454'369 D-Mark je GmbH.

In diesen Rahmen ordnen sich die «überfremdeten» Gesellschaften ein.

Im Jahre 1937 gab es 565 Gesellschaften dieses Typs, die über ein Gesamtkapital von 429,3 Millionen R-Mark und einen Auslandsanteil von 264,2 Millionen verfügten. Das Stammkapital der überfremdeten GmbH vereinigte also 9,27, der Auslandsanteil 5,70 Prozent des deutschen Gesamtkapitals auf sich.

Im Jahre 1962 zählte man in der Bundesrepublik 600 überfremdete Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von 4'031,7 Millionen D-Mark und einem Auslandsanteil von 3'304,5 Millionen D-Mark, was einem Anteil von 20,26 bzw. 16,60 Prozent am gesamten GmbH-Kapital der Bundesrepublik entsprach.

Die Überfremdung der deutschen Gesellschaften mit beschränkter Haftung ist also erheblich gewachsen; kaum freilich, weil die Zahl der überfremdeten Gesellschaften, sondern weil ihre Grösse zugenommen hat. 1937 entfiel auf eine überfremdete Gesellschaft ein Stammkapital von durchschnittlich 759'823 und ein Auslandsanteil von 467'611 R-Mark; 1962 lauteten die entsprechen-

den Zahlen 6'719'500 bzw. 5'507'500 D-Mark. Das heisst: Das Stammkapital der überfremdeten Gesellschaften war 1937 etwa fünfmal, 1962 annähernd fünfzehnmal so gross wie das Kapital der normalen GmbH.

Unter den Nationen, die an deutschen GmbH beteiligt sind, stellen, wie es nicht anders sein kann, die Vereinigten Staaten die grösste Besitzergruppe.

Auslandbesitz an deutschen GmbH Ende 1962

Land	Gesellschaften	Stammkapital	Auslandsanteil	
	Anzahl	Mill. D-Mark / R-Mark	/o	
Vereinigte Staaten	224	1 653,9	1 143,3	(34,60)
Niederlande	49	1 003,1	841,3	(25,46)
Schweiz	91	768,3	370,0	(11,20)
Grossbritannien	153	405,2	313,6	(9,49)
Schweden	27	226,9	221,2	(6,69)
Frankreich	37	262,8	150,2	(4,54)
Belgien	15	155,4	145,5	(4,40)
Sonstige Länder	44	469,7	119,5	(3,62)
Insgesamt	6001	4 031,71	3 304,5	(100,00)
zum Vergleich: Stand Ende 1937 im Reichsgebiet	565	429,3	264,2	

Quelle: Wirtschaft und Statistik, 1963, Heft 5

Das Schwergewicht der Beteiligungen liegt bei der Maschinenindustrie und hier wieder bei der Fabrikation von Büromaschinen, für die als Beispiele die IBM Deutschland Internationale Büro-Maschinen GmbH und die Adrema-Werke GmbH genannt werden sollen. Relativ hoch sind amerikanische Unternehmen aber auch an GmbH der chemischen Industrie beteiligt: so die Celanese Corporation of America an der Bobina Faserwerke GmbH wie an Ticona Polymerwerke GmbH und die Eastman Kodak Co, Rochester, an der Faserwerke Hüls GmbH. Ein drittes Beteiligungszentrum stellt die Nahrungsmittelindustrie dar, worüber an anderer Stelle schon gesprochen wurde.

Die Niederländer verdanken ihre starke Stellung als Gesellschafter deutscher GmbH einmal dem Umstand, dass die N. V. Philips Gloeilampenfabrieken die Allgemeine Deutsche Philips Industrie GmbH (Stammkapital 200 Mill. DM) und über diese eine Reihe anderer Gesellschaften, beispielsweise

¹ Gesellschaften, an denen Anteilseigner mehrerer Länder beteiligt sind, wurden hier nur einmal aufgeführt.

die Valvo GmbH (Stammkapital 40 Mill. D-Mark), die Deutsche Philips GmbH (100 Mill. DM), die Glasfabrik Weisswasser GmbH u.a.m. besitzt. Im Übrigen teilen die Holländer und die Engländer sich in den Besitz der riesigen Unilever-Gruppe, die in Deutschland durch die Konzerne der Margarine-Union GmbH, der «Nordsee» Deutsche Hochseefischerei GmbH und der Sunlicht-GmbH vertreten ist.

Eine weitere Domäne der Engländer ist die Zigarettenindustrie: Die British American Tobacco Company Ltd, London, an der führend allerdings amerikanisches Kapital beteiligt sein dürfte, besitzt in Deutschland die British American Tobacco (Deutschland) GmbH und über diese Gesellschaft die British American Tobacco Co (C. E.) GmbH, Hamburg, sowie die British American Tobacco Berlin Zigarettenfabrik GmbH, Berlin. Nahezu ein Drittel der deutschen Zigarettenproduktion wird von den Fabriken des BAT-Konzerns bestritten.

Was die Schweden angeht, so haben sie ihre Beteiligungen auf die Maschinenfabrikation (z.B. die SKF Kugellagerfabriken GmbH) und die Zündholzerzeugung (Deutsche Zündholzfabriken GmbH, Neu-Isenburg) konzentriert. Und zwar in dem Masse, dass es genauer wäre, «von ausländischen Gesellschaften deutschen Rechts, statt von deutschen Gesellschaften zu sprechen». (Wirtschaft und Statistik, 1963, Heft 5)

Belgien endlich, das heisst die KG Solvay & Cie, Brüssel, besitzt als Mehrheitsgesellschafterin in Solingen-Ohligs die Kontrolle über die Deutsche Solvay-Werke GmbH, die ihrerseits den Konzern der Kali-Chemie AG beherrscht.

So haben denn auch die Auslandsgesellschafter deutscher GmbH kräftig am Wirtschaftswunder partizipiert; getreu dem Satz aus dem Buch Hiob: «Aber Gott erhält die Mächtigen durch seine Kraft...»

Sie stehen am Ende der Wirkungsreihe, deren Anfang oder Motor die Interessenten, Verbände und marktbeherrschenden Unternehmen bilden, deren Triebwerk und Mittelstück die Finanzbürokratie in Bonn darstellt und deren Beschluss die Wirtschaft macht: Erzeuger und Verbraucher, die sich beide des gewaltigsten Aufschwungs erfreuen, den Deutschland jemals erlebt hat.

Freilich, ob das Wunder auch ein Segen war, muss sich noch erweisen, wenn wir den Weg aus dem Dickicht der unvertretbaren, für die Allgemeinheit schwer zumutbaren, jedem Gerechtigkeitsgefühl Hohn sprechenden Privilegierungen, die den Grossen zugewendet wurden, zur Normalität zurücksuchen.

Die Zeit ist vorbei, da der ganze Spruch Hiob galt: «Aber Gott erhält die Mächtigen durch seine Kraft, dass sie wieder aufstehen, wenn sie am Leben verzweifeln.»

ANHANG

VERZEICHNIS DER TABELLEN UND ÜBERSICHTEN

WIRTSCHAFT IM DRITTEN REICH

Produktionsindex 1933 und 1934	24
Produktionsindex des Reichsamts für Wehrwirtschaftliche Planung 1933 bis 1938	26
Die Gesamtinvestitionen der deutschen Industrie 1933 bis 1936 . . .	28
Industrielle Investitionen 1933 bis 1939	31
Beteiligungen der Mannesmannröhren-Werke Komotau AG . . .	37
Hermann Josef Abs (Stand 1941/42).....	42
Kapitalberichtigungen 1941 bis 1943	60
Kurse und Rendite aller Aktien der Berliner Börse 1928 bis 1943 . . .	68
Wertsteigerung des Aktienbesitzes im Kriege 1939 bis 1943 ...	71
Stromerzeugung und Stromverbrauch 1933 bis 1942 (1943)	73
Die Industrieproduktion nach Gruppen 1938 bis 1944	76
Die Wehrwirtschaftsführer (Stand 1941/42)	87
Verminderung der industriellen Kapazität durch Kriegsschäden und De- montagen im Gebiet der vier Besatzungszonen und Berlin (West und Ost).....	126
Index der industriellen Produktion Deutschlands 1936 bis 1944 . . .	127
Der Flick-Konzern bei Kriegsende.....	129

SPRUNG ÜBER HÜRDEN

Gesamtbild der industriellen Produktion Deutschlands 1936, 1945 bis 1947 (Grenzen von 1937).....	135
Vierteljährliche Industrieproduktion in der sowjetischen Zone . . .	137
Industrielle Produktion in der britischen Zone	138
Industrielle Produktion in der amerikanischen Zone.....	139
Industrielle Produktion in der französischen Zone	141
Steinkohlenförderung und Kokserzeugung, angelegte Bergleute und Schichtleistung 1936 bis 1940, 1945 bis 1949	142
Index der industriellen Produktion im Vereinigten Wirtschaftsgebiet 1946 bis 1948	152

Roheisenerzeugung und Rohstahlerzeugung 1936, 1938, 1945 bis 1951	153
Demontage der Stahlindustrie (Stand November 1949)	154
Zur Entwicklung der Industriearbeiterlöhne im Vereinigten Wirtschaftsgebiet 1948 und 1949	171
Index der industriellen Erzeugung im Vereinigten Wirtschaftsgebiet 1946 bis 1949	174
Abwanderung von Berlin nach dem Westen 1944 bis 1950	178
Index der industriellen Produktion 1948 bis 1952	218
Die Finanzierung der Neuinvestitionen 1950 bis 1952	220
Index der Grundstoffpreise 1948 bis 1951	222
Arbeitsmarkt 1948 bis 1951	223
Wochenarbeitszeit – Bruttostundenlohn 1947 bis 1951	224
Index des Produktionsergebnisses je Arbeiterstunde 1949 bis 1951 .	225
Inlandpreise für Stabstahl 1948 bis 1952	228
Kapitalumstellung nach oben 1950, 1951 und 1952	230

DER MECHANISMUS DES WUNDERS

Produktionsindizes: Bergbau, Verarbeitende Industrien, Industrie insgesamt 1950 bis 1955	238
Industrielle Produktionsindizes: Westliche Welt, Bundesrepublik 1950 bis 1955	239
Aussenhandel der Bundesrepublik 1950 bis 1957	241
Deutsche Ausfuhr von Eisen, Eisenwaren und Maschinen nach den Vereinigten Staaten 1950 bis 1957	243
Degressive Abschreibung bei 10jähriger Nutzungsdauer	247
Index der industriellen Nettoproduktion des Bundesgebiets 1950 bis 1959	260
Eisen- und Stahlproduktion im Bundesgebiet 1950 bis 1959	265
Kennzahlen der Eisen- und Stahlindustrie	267
Index der Aktienkurse 1950 bis 1954	270
Brutto-Anlage-Investitionen 1949 bis 1961	280
Die Struktur der industriellen Brutto-Anlage-Investitionen 1948 bis 1961	283
Struktur des Brutto-Anlage-Vermögens der Industrie 1949 bis 1961 .	286
Indeziffern der Ausnutzung des Brutto-Anlage-Vermögens der Industrie 1949 bis 1962	290
Eisenschaffende Industrie I 1949 bis 1962	294
Eisenschaffende Industrie II 1954 bis 1962	294
Eisenschaffende Industrie III 1949 bis 1962	295
Relationen zwischen Stahlproduktion, Verbrauch und je Kopf-Verbrauch 1952 bis 1962	298

VERZEICHNIS DER TABELLEN UND ÜBERSICHTEN	435
Maschinenbau nach Betriebsgrößenklassen 1952 bis 1961	302
Maschinenbau: Beschäftigung, Produktion, Aussenhandel 1950 bis 1961	307
Maschinenbestand der Landwirtschaft 1939, 1949, 1956 bis 1961 . . .	310
Kennzahlen zur Maschinenindustrie 1950 bis 1962	313
Kennzahlen zur Maschinenindustrie in Summen 1952 bis 1955, 1962 .	314
Brutto-Anlage-Investitionen und Brutto-Anlage-Vermögen des Maschi- nenbaus 1950 bis 1961	316
Produktion und Export von Kraftwagen 1938, 1945 bis 1962	324
Bestand an Kraftfahrzeugen nach Kraftfahrzeughaltern 1951, 1956 und 1961	327
Beschäftigte und Umsatz der Kfz-Industrie 1952 bis 1962	334
Rationalisierung im Steinkohlenbergbau 1957 bis 1962	338
Arbeitstage – Fördertage 1956 bis 1962	339
Gewinnung von Primärenergie in der Bundesrepublik 1950 bis 1962 .	342
Verbrauch von Primärenergie in der Bundesrepublik 1950 bis 1962 . . .	343
Der spezifische Energieverbrauch der Industrie 1955 bis 1961	345
Steinkohlenförderung der wichtigsten Länder der Welt 1938, 1953 bis 1962	348
Energie-Gesamtbilanz 1952, 1956 und 1961	352
Direkte und indirekte Hilfe für den Bergbau 1956 bis 1969	357

GEHT ES IMMER SO WEITER?

Der Erfolg des Umwandlungsgesetzes vom 5.7.1934 bei den Aktien- gesellschaften, 1934 bis 1940	362
Kapitalerhöhungen 1960, 1961 und 1962	378
Kapitalberichtigungen 1960, 1961 und 1962	389
Kapitalerhöhungen 1960 bis 1962	394
Betriebsstruktur der deutschen Industrie 1952 und 1961	400
Verhalten der Einzelbetriebe im Konzentrationsprozess 1952 und 1961	402
Das Vermögen der nichtnatürlichen Personen 1953, 1957 und 1960	416

DER TRAUM EUROPA

Aussenhandel mit den EWG-Ländern 1958 bis 1962	422
Veränderung der deutschen Kapitalanlagen im Ausland 1960 und 1961	424
Veränderung der ausländischen Kapitalanlagen in der Bundesrepublik Deutschland 1960 und 1961	424
Dauerbesitz des Auslands am Kapital deutscher AG (Stand Ende 1960)	426
Auslandbesitz an deutschen GmbH (Stand Ende 1962)	428